DEUTSCHES LESEBUCH FÜR HÖHERE LEHRANSTALTEN

Rudolf Lehmann



Deutsches Lesebuch

für

höhere Lehranstalten.

Unter Mitwirkung von

Prof. Dr. Gotthold Klee,
Oberlehrer am Königl. Gymnasium zu Bautzen

Prof. Dr. Max Nath,
Direktor des Königl. Realgymnasiums zu Nordhausen

Wilhelm Pfeifer,
Oberlehrer am Königl. Friedrich-Wilhelmsgymnasium zu Berlin

Dr. Viktor Steinecke,
Direktor des Realgymnasiums zu Essen

Dr. Arnold Zehme,
Direktor des Gymnasiums zu Stendal

herausgegeben von

Rudolf Lehmann.

Siebenter Teil.

(Für Prima.)

Preis, gebunden, 3 M.

Leipzig.
Verlag von G. Freytag.
1906.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Vorwort.

Auf der oberen Stufe bildet das Lesebuch nicht mehr den Mittelpunkt, sondern nur noch eine Ergänzung der Schullektüre. Für seine erste Aufgabe, die Behandlung der klassischen Dichtung, ist der deutsche Unterricht nicht auf dasselbe angewiesen; er verwendet besser und bequemer die zahlreich vorhandenen Einzelausgaben der klassischen Dichter. Unternimmt es der Lehrer jedoch, wie er das stets sollte, diese Aufgabe zu erweitern und zu einem Verständnis der deutschen Geistesentwicklung in ihren allgemeinen Zügen vorzudringen, so muß er auf Schritt und Tritt die Ergebnisse anderer Lehrfächer und die Privatlektüre der Schüler heranziehen, zu der er nur die Anregung und die allgemeinen Gesichtspunkte geben kann. Hier vor allem wird ihm das Lesebuch zu Hilfe kommen, indem es die Verbindung der übrigen Lehrfächer mit der deutschen Lektüre herstellt und somit die Einheit der Bildung anbahnen hilft, die das letzte Ziel des höheren Unterrichts ist. Um dieser Aufgabe zu genügen, wird es zunächst die wichtigsten Erscheinungen und Entwicklungen auf dem Gebiete der Geschichte und zumal der Geistesgeschichte durch Lesestücke berücksichtigen müssen, welche geeignet sind, das Werden und das Wesen der modernen, insbesondere der deutschen Kultur gleichsam von innen heraus zum Verständnis zu bringen.

Allein die Einheit der modernen Bildung beruht nicht bloß auf der geschichtlichen Entwicklung; sie ist in dem allgemein gültigen sachlichen Zusammenhang begründet, der die verschiedenen Wissensgebiete umfaßt und zu einer großen Weltansicht zusammenschließt: wenigstens einen Ausblick in diesen Zusammenhang sollte die höhere Schule ihren Zöglingen vermitteln. Um dies Ziel zu erreichen, würde es freilich eines propädeutischen Unterrichts in der Philosophie bedürfen, und einem solchen kann — ganz abgesehen davon, daß es nach den heute geltenden Lehrplänen an Raum dafür fehlt — das deutsche Lesebuch nicht so nebenbei zur Grundlage dienen. Wohl aber kann es eine Art Propädeutik der Propädeutik geben, die nicht minder notwendig ist: es braucht jenen Zusammenhang nicht durch philosophische Lesestücke zum Ausdruck zu bringen, aber die Lesestücke, die es enthält, müssen in philosophischem Geiste gedacht sein. Das einzelne muß in seinem allgemeinen Zusammenhang erscheinen und unter allgemeinen Gesichtspunkten verstanden und gewürdigt werden, die großen Gebiete der Geistes- und der Naturwissenschaft müssen in ihrer Eigenart und in ihrer Bedeutung hervortreten.

Diesen Grundsätzen entsprechend ist der vorliegende letzte Teil unseres Lesebuchs angelegt. Er strebt, den Prosateil des Obersekundabandes weiter-

führend, zunächst ein Verständnis für die äußere, mehr aber noch für die innere Entwicklung des deutschen Geistes an, und er sucht von hier aus eine wenigstens vorläufige Einsicht in die Grundzüge der modernen und insbesondere der deutschen Weltanschauung zu erschließen. Er enthält nur wenige eigentlich philosophische Lesestücke, aber auch nur weniges, was nicht einen Ausblick in allgemeine Fragen und Zusammenhänge eröffnete und somit der Philosophie vorarbeitete. Von drei verschiedenen Gebieten aus, dem geschichtlichen, dem literarhistorischen und dem naturwissenschaftlichen, führt er dieser allgemeinen Betrachtungsweise zu.

Selbstverständlich ist die Auswahl nicht bloß durch inhaltliche Gesichtspunkte, sondern zugleich auch durch den literarischen Wert der einzelnen Stücke bestimmt: es wäre mein Wunsch gewesen, die bedeutendsten deutschen Prosaiker der letzten anderthalb Jahrhunderte sämtlich irgendwie zu Worte kommen zu lassen. Das war nun freilich nicht einmal annähernd zu verwirklichen, aus inneren und äußeren Gründen. Der literarhistorische Gesichtspunkt mußte sich dem sachlichen unterordnen, wenn der letztere einigermaßen durchgeführt werden sollte. Selbst in dem zweiten, der Literaturgeschichte gewidmeten Teile sind nur wenige Stücke aufgenommen, die ausschließlich als geschichtliche Dokumente gedacht sind und unmittelbar als „Proben" zur Veranschaulichung des in der Klasse Vorgetragenen dienen sollen: das meiste wird auch hier der häuslichen Lektüre der Schüler zufallen; diese aber muß dann freilich im Unterricht selbst verwertet werden, sei's als Grundlage von Besprechungen, oder auch zur Anknüpfung von Aufsatzthemen. Eben deshalb schien es nötig, hauptsächlich umfangreichere Stücke und größere Zusammenhänge aufzunehmen, die dem eigenen Studium des Schülers einen wirklichen Anhalt geben können. Damit aber war die Beschränkung der Anzahl von Lesestücken auch aus äußerlichen Rücksichten geboten, und auf irgendwelche Vollständigkeit geschichtlicher oder systematischer Art mußte von vornherein verzichtet werden. Eine solche ist ja freilich der Schule nirgends erreichbar oder auch nur erstrebenswert.

So darf ich denn die Hoffnung aussprechen, daß unsere Arbeit dazu beitragen möge, den Unterricht, zumal auf den oberen Stufen der deutschen höheren Schule, einheitlicher und innerlicher zu gestalten und damit ein Ziel zu fördern, dem heute unsere besten pädagogischen Kräfte von verschiedenen Seiten her zustreben.

Berlin, im Juli 1905.

Rudolf Lehmann.

Inhaltsverzeichnis.

Zur Geschichte und Kulturgeschichte.

Zur Literaturgeschichte und Ästhetik.

Zur Erd- und Naturkunde.

Zur Geschichte und Kulturgeschichte.

1. Die germanische Politik des Augustus.

Reden und Aufsätze von Theodor Mommsen. Berlin, 1905.

Wenn der Staat das Volk ist und die Vollendung des menschlichen Daseins es fordert, daß die zusammengehörigen Stämme, sei es durch freiwilligen Entschluß, sei es durch den unwiderstehlichen Zwang außerordentlicher Verhältnisse, sich zu einem Staat zusammenfassen, so ist das entsprechende negative Gegenbild die dauernde Unfreiheit und Dienstbarkeit einer zu eigener Herrschaft und Herrlichkeit geschaffenen Nation. Es ist den Römern beschieden gewesen, wie viele andere politische Phasen und Institutionen, so auch diese beiden Gegensätze mit einer Schärfe und einer Großartigkeit zu gestalten, die diesen ihren Bildungen gewissermaßen den Charakter der Allgemeingültigkeit verleiht, dem Volksstaat wie der Völkerfrone, dem populus Romanus nicht minder wie der provincia populi Romani.

Auch das römische Volkstum, jener populus, ist nicht mit leisem Druck, nicht mit milder Hand zusammengefügt worden; die öden Täler Samniums, die verkümmerten Reste des einst im glänzenden Städteschmuck prangenden großen Griechenlands, Capua, das für seinen Versuch mit Rom zu wetteifern zum Dorf herabgesetzt ward, konnten davon erzählen, daß in Italien das Einigungswerk nicht mit dem schonenden Messer des Arztes durchgeführt worden war. Und dennoch war dieses Einigungswerk eine große segens- und zukunftsreiche Tat. An dem römischen Bürgermut brach die überlegene Zivilisation der Phönikier, das unvergleichliche Genie ihres großen Führers. Daß nicht Kunst und Geist, sondern der entschlossene Mut eines einigen Volkes die mächtigste Macht auf der Erde ist, das zeigen die beiden größten Kriege der Weltgeschichte, der Hannibalische Italiens und der neue nordamerikanischer Bürger gegen die Sklavenaristokratie. Das nomen Latinum ist die erstgeborene der Nationalitäten, welche frei in und durch sich selbst zum Staat zusammengefaßt wurden.

Aber wo die Götter walten, sind die Teufel nicht fern. Der populus Romanus schuf sein Gegenstück, die provincia populi Romani. Wie dies gekommen ist, wie das neugeschaffene italische Volk auf den heillosen Weg geführt

ward, die angrenzenden der Assimilation unfähigen Nationen sich botmäßig zu machen, ihre Territorien, nach dem Ausdruck des römischen Staatsrechts, in Landgüter des römischen Volkes umzuwandeln, das kann hier nicht auseinandergesetzt werden; aber hierin liegt die historische Rechtfertigung Cäsars und überhaupt der römischen Monarchie. Die latinische Nation hatte erst die Einheit und Freiheit für sich und dann den großen Völkerzwinger gebaut. Zurückstellen konnte man den Zeiger der Weltgeschichte nicht; das vernichtete Gleichgewicht der Nationen ließ sich nicht wiedererzeugen, der fürchterliche Widerspruch, der in jenem Regiment lag, nicht dadurch ausgleichen, daß man die Knechte wieder zu Herren, sondern nur dadurch, daß man auch die Herren zu Knechten machte. So kam es denn, und mindestens die bisherigen Knechte gewannen bei diesem Tausche.

Die Monarchie der Cäsaren stand der großen Frage der Nationalitäten durchaus anders gegenüber als die alte Republik. Diese hätte nie erobern sollen, und wo sie es tat, da geschah es deshalb mit zagender Hand und bösem Gewissen. Jeder Landstrich, den man sich weiter unterwarf, machte den Widerspruch der Zustände unerträglicher; die besseren Männer fühlten mit jedem neuen Sklavenhaufen, den man in den Zwinger einschloß, die Kraft der Herren weiter sinken. Darum hat der Senat, solange er aufrecht stand, die Reichserweiterungen mehr über sich ergehen lassen als erstrebt, mehr aus Schwäche und Inkonsequenz, wie sie einem alternden kollegialischen Regiment innewohnen, als in bewußtem Abfall das Prinzip der Nationalität verleugnet, aus dem Rom seine Lebenskraft zog. Für Cäsar und die Cäsaren war das Prinzip von Haus aus nicht vorhanden. Die Rechtfertigung der Monarchie lag ja eben darin, daß damit jener unnatürlichen Herrschaft des einen Stammes über alle übrigen ein Ziel gesetzt ward, daß, wenn auch mit vielfachen Übergängen und Milderungen, Italien aus seiner gebietenden Stellung in die gemeinsame Untertänigkeit gegen das neue Oberhaupt eintrat. Diese Monarchie also umfaßte von Anfang an und notwendig verschiedene Nationen, und wie sie einmal war, konnte sie ihrem Wesen unbeschadet erweitert werden. Darum ist es gerechtfertigt und wiederum ein Beweis der scharfen und klaren Ausprägung, die alle politischen Bildungen Roms auszeichnet, daß der Begründer der neuen Monarchie zugleich den großartigsten, ja man kann vielleicht sagen, den einzigen wirklichen Eroberungskrieg geführt hat, den die römische Geschichte verzeichnet. Ich meine natürlich die Eroberung des Gebietes zwischen dem Rhein und dem Atlantischen Ozean, Nord- und Mittelfrankreichs und des linksrheinischen Deutschlands, durch den Statthalter der beiden Gallien, Gaius Cäsar. Dies große Gebiet, die feste Burg desjenigen Volksstammes, der wie der Erbfeind so auch der unfreiwillige Begründer der italischen Nationalität gewesen ist, wurde durch einen aus freiem Entschluß unternommenen, mit geringen Streitkräften und unter schweren militärischen Wechselfällen und politischen Verwicklungen meisterhaft durchgeführten achtjährigen Krieg dem römischen Staat unterworfen und sofort, ohne das sonst übliche Zaudern und Schwanken, in

ein Reichsland verwandelt. Genau dasselbe Gebiet, das Schauplatz des gewaltigen Krieges von 1870/71 war, ist auch Schauplatz von Cäsars gallischen Kämpfen gewesen, und an welthistorischer Bedeutung gibt der Krieg, welcher vor zwei Jahrtausenden die romanische Rasse zum Herrn von Frankreich gemacht, dem Kriege nichts nach, der sie mit eisernem Griff in ihre rechten Schranken zurückgewiesen und die alten Grenzsteine deutscher Nation mit jungem deutschen Blut wieder gefestigt hat. Jener Krieg Cäsars bewies es, daß nicht die alte Republik, wohl aber die neue Monarchie erobern konnte und erobern wollte, und als der Cäsarismus in Rom sich befestigte, als er die im Todeskampf mehr als in ihrer Altersschwäche furchtbare Partei der Republik schließlich überwand, da mochte der römische Dichter mit gutem Grund den Kelten und Britannern zurufen, auf ihrer Hut zu sein. Es ist das Verhängnis solcher Staatenbildungen, die von der Nationalität sich loslösen, daß es für sie keine Schranken mehr gibt. Wo war die Grenze Alexanders? Warum am Taurus und nicht vielmehr am Euphrat? Warum am Euphrat und nicht vielmehr am Indus? Warum war der erste Napoleon verurteilt, in ähnlicher Weise das Werk des babylonischen Turmbaus so lange höher und höher zu führen, bis es über seinem Haupt zusammenbrach? Die römische Nation war auf dem Punkt angelangt, wo die Grenzen des Staates bestimmt werden entweder durch das resignierende Geltenlassen des zufälligen status quo oder durch den wahnwitzigen Lauf nach dem immer nahen und doch immer wieder zurückweichenden Horizont der Weltbeherrschung.

Dem Begründer der neuen Monarchie war es nicht beschieden, dem Schicksal eine Antwort auf die Frage zu geben, welchen dieser beiden Wege Rom einschlagen werde. Ein zwanzigjähriger Bürgerkrieg raffte ihn und mit ihm den besten Teil der Nation hinweg; aber die Monarchie überdauerte die Krise und ging, wenn auch geschwächt und zu wesentlichen Kompromissen genötigt, doch im ganzen als Sieger aus derselben hervor. Was der Oheim begonnen hatte, sollte der Neffe vollenden; mit der andern ungeheuren Erbschaft kam an den zweiten Cäsar, den ersten Augustus, auch die schwere Wahl zwischen der Politik des dauernden Friedens und der Politik der fortgesetzten Eroberung.

Augustus hat, wie in so vielem andern, auch hier geschwankt. Die dämonische Sicherheit, mit der Cäsar seine Entschlüsse faßte, war nicht auf ihn übergegangen; wenn jener vielleicht nicht frei war von der Verirrung des Genies, des Unmöglichen sich zu unterfangen und die Bedingtheit alles menschlichen Wollens und Wirkens zu vergessen, so war diesem im Gegenteil das Maßhalten, das Rücksichtnehmen, das Ausgleichen angeboren und ward ihm mehr und mehr zur andern Natur. Viele seiner Aufgaben hat er von mancherlei Seiten angegriffen, oft seine politischen Pläne verworfen und die gezogenen Linien wieder korrigiert. Diese Aufgabe war in der Tat von der Art, daß ein Schwanken, wenn nicht gerechtfertigt, doch begreiflich ist.

Wenige werden bestreiten, daß auch der gerechteste und glücklichste Krieg dem Volke nie unmittelbar das ersetzt, was er unmittelbar zerstört, daß es die

Moral eines jeden Krieges ist, dem gedankenlosen Menschengeschlecht die Notwendigkeit des Friedens wieder zum lebendigen Bewußtsein zu bringen. Und doch gibt es vielleicht besondere Verhältnisse, wo es für einen Staat, ich sage nicht ein Glück, aber das mindere Unglück ist, wieder und wieder auf die Bahn der Eroberung gelenkt zu werden; und vielleicht hat eben der römische nach dem Ende der Republik sich in dieser Lage befunden. Das Selbstregiment war unwiederbringlich zu Ende. Mochte das, was man bisher Freiheit genannt hatte, diesen Namen verdienen oder nicht, mochte Titelsucht und Habsucht auch noch so oft in dem vornehmen Gewande der alten Volksfreiheit sich drapieren, es war dennoch ein vernichtender Schlag für die Nation, als aus den Ruinen der morschen Republik der neue Thron sich erhob. Es war der Übergang vom Leben zum Sterben. Längst war das Gemeinwesen krank gewesen; jetzt war es tot. Es war sehr übel, daß die Wahlstimmen gekauft wurden, aber noch übler, daß jetzt sich wohl noch Verkäufer, aber keine Käufer mehr fanden, daß künstliche Mittel angewendet werden mußten, um nur die verfassungsmäßig erforderlichen Volkstribune und Ädilen zu beschaffen. Die Rede wie die Schrift waren in dem wüsten Parteitreiben hüben und drüben gemißbraucht, für Parteizwecke die Geschichte verfälscht, die Justiz geschändet, die Poesie vergiftet worden; aber noch viel schlimmer war es, daß nun die Talente auf einmal versiegten, daß, nachdem die Generation ausgestorben war, die bei Philippi mitgefochten, Rom keine Redner und Dichter mehr hervorgebracht hat. Frivolität und Absurdität, hohle Bildung und leeres Genießen, Gleichgültigkeit gegen Ehre und Pflicht und schließlich gegen das Leben selbst — das ist die Signatur der Zeit. Der Fluch des Absolutismus lag auf dem Staate, und um so entsetzlicher, als er in keiner Weise von ihm genommen werden konnte, denn der Absolutismus war ja notwendig, war ja die Vergeltung, die der populus Romanus wegen der provinciae Romanae und durch diese erfuhr. Man empfand das auch. Verschwörungen und Aufstände füllen die Geschichte des Kaiserreichs; aber nicht *eine* Verschwörung, nicht *ein* Aufstand hat stattgefunden, um die Republik wieder herzustellen. Es war alles zu Ende gegangen, auch das Wünschen und Hoffen.

Man muß sich diesen Zustand vergegenwärtigen, wenn man darüber entscheiden will, ob in der Augustischen Epoche eine erobernde Politik gerechtfertigt werden kann. Ohne irgendwelche ideale Ziele, ohne irgendein über das arme Ich hinausgreifendes, in das Allgemeine eingreifendes Streben kann der Mensch, der einmal erfahren hat, was Zivilisation ist, nicht bestehen; ohne diese Lebensluft erstickt er. Und wie tief auch die Heergemeinschaft unter der Bürgergemeinschaft steht, wo sie nicht auf dieser beruht, etwas, das besser ist als der gemeine Egoismus, waltet in jedem Heer, selbst in dem Söldnerhaufen, selbst in der Truppe des reinen Militärstaats. Wo einmal das freie Gemeinwesen unmöglich geworden ist, da ist das Institut des nicht bloß stehenden, sondern auch schlagenden Heeres der letzte Überrest idealen Strebens, mit seiner Gleichheit aller vor der Gefahr, mit seiner Notwendigkeit freiwilligen Gehor-

sams, mit dem Ringen aller nach einem nicht bloß dem individuellen Egoismus förderlichen Erfolg, mit der herzstärkenden Notwendigkeit des Mutes und der Aufopferung. Das hatte Cäsar wohl begriffen, als er sein Volk erobern lehrte, als er jenen meisterlichen Krieg mit einer Handvoll Leute gegen ein großes und tapferes Volk begann. Jene Soldaten, die zugleich die zeitweilige Hauptstadt Galliens belagert und die zum Entsatz herbeiströmenden Heere der Kelten geschlagen, die gegen zehnfache Übermacht nach zwei Seiten hin Front machend in fremdem Lande den Sieg erfochten hatten, die Veteranen der gallischen Legionen, sie fochten freilich in Aussicht auf Stellen und Orden, auf Siegesgeschenke und Ackerland, aber doch nicht bloß um Dekorationen und Invalidenversorgung. Hier ging der Julische Stern auf, der ein Jahrhundert geleuchtet hat; hier knüpfte sich das geheimnisvolle Band zwischen Feldherrn und Soldaten, das noch die nichtigen Enkel Cäsars auf dem längst verwirkten Throne hielt; hier ward die persönliche Herrschaft möglich, hier die Dynastie gegründet. Es gibt höhere politische Ziele als die Eroberung, tiefere und mächtigere Ideale als Siegesruhm und Kriegserfolg; der Lorbeerbaum treibt geringfügige Blüten und wertlose Frucht. Aber wenn die inneren Kämpfe eine Nation soweit herabgewürdigt haben, wie die römische herabgewürdigt worden ist durch die Oligarchie Sullas und die gleichzeitige Demokratie der Gasse, wie die französische durch die wüste Konvents- und die faule Direktorialherrschaft, dann ist die Gloire an ihrem Platz, dann ist es gerechtfertigt, den Cäsar zu vergöttern und die Napoleonische Legende zu dichten.

Wenn also Augustus Ursache hatte, die Befestigung der neuen Monarchie auf demselben Wege zu suchen, welcher zu ihrer Begründung geführt hatte, so sprach doch auch manche wichtige Erwägung für die Politik des Friedens. Das fiel vielleicht am wenigsten ins Gewicht, daß der jetzige Monarch nicht selber eine hervorragende militärische Kapazität war; denn meisterhaft wie er es verstand, innerhalb seines nächsten Kreises Feldherren zu finden und zu verwenden, war es für die neue Monarchie vielleicht ersprießlicher, daß die Kriegserfolge sich an ihre Fahnen überhaupt und nicht gerade an die Persönlichkeit des Regenten knüpften. Aber die Rücksichten auf die innere Politik machten den Angriffskrieg außerordentlich schwierig. Das von den Bürgerkriegen furchtbar erschöpfte Land bedurfte und forderte Ruhe; die Auflösung der ungeheuren Heermassen, mit denen durchaus die Parteischlachten geschlagen waren, war Augustus' nächste Sorge und eines der wesentlichsten Momente in seiner „Wiederherstellung des Gemeinwesens". Die spätere Republik, in ihrem unsicheren und verkehrt konservativen Wesen, hatte wohl immer Truppen auf den Beinen, aber doch streng genommen kein stehendes Heer gehabt; wenn ein solches zu schaffen unerläßlich war, so ist es begreiflich, daß man den Bestand desselben so niedrig griff, wie nur irgend möglich. Abgesehen von der schwachen Garde und den nicht viel zahlreicheren Marinetruppen betrug das stehende Heer, wie es Augustus nach der Befestigung der Monarchie ordnete, ungefähr 200.000 Mann, und mit diesen waren der Euphrat, die Donau und der Rhein,

waren Ägypten, Spanien und Afrika zu decken und die zahlreichen unbotmäßigen Völkerschaften in den weitgestreckten Provinzen des gewaltigen Reiches im Zaum zu halten. Eine Reserve gab es nicht; bei der durchschnittlich zwanzigjährigen Dienstzeit wäre mit Heranziehung der entlassenen Soldaten zu weiterem Dienst wenig gewonnen worden; nur ausnahmsweise und meistens mißbräuchlich, nicht aber in gesetzlich reguliertem Wege ist in Rom gewiß der Nachdienst vorgekommen. Nicht einmal eine eigentliche Feldarmee war vorhanden; man hatte, nach unseren heutigen Begriffen ausgedrückt, eigentlich nur Festungstruppen und bei jedem irgend über das gewöhnliche Maß des Sicherheitsdienstes hinausgehenden Vorfall mußte man die Garnison von anderen, oft sehr weit entlegenen Punkten wegziehen, um den bedrohten zu verstärken. Solche Ordnungen wären unmöglich gewesen, wenn das römische Reich nicht in gewissem Sinn militärisch so für sich allein gestanden hätte, wie etwa heutzutage die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Sie machen uns aber begreiflich, daß man von Angriffskriegen absah; ja man darf sagen, daß Augustus das Militärwesen in einem Grade auf die Defensive beschränkte, der diese selbst unzulänglich zu machen drohte.

Dementsprechend finden wir Augustus im Anfang seiner Regierung jedes Angriffskrieges sich enthaltend. Insbesondere tritt dies in Beziehung auf die östlichen Nachbarn hervor. Cäsar war eben im Begriff gewesen, an den Parthern für die Niederlage von Karrhä Revanche zu nehmen, als der Tod ihn abrief. Seitdem hatten die Parther ihre Schuldrechnung noch vermehrt durch die zeitweilige Überschwemmung von Syrien und Kleinasien und durch die Loslösung des Zwischenstaates Armenien aus der römischen Klientel; aus dem unmittelbaren römischen Gebiet zurückgeschlagen, hatten sie dem Kollegen Cäsars in der höchsten Gewalt auf armenischem Boden die empfindlichsten Verluste zugefügt und zu den Adlern, die sie den Legionen des Crassus abgenommen, weitere römische Trophäen gesammelt. Die neue Monarchie hatte alle Ursache diesen Handschuh aufzuheben; sie viel weniger als die frühere Republik durfte solche Flecken auf der militärischen Ehre Roms dulden. Augustus hat es dennoch getan und das ungeduldige römische Publikum ohne Krieg beschwichtigt; er hat auf diplomatischem Wege die Differenzen beigelegt und es als einen Haupterfolg seiner Politik betrachtet, daß der anderweitig bedrängte Partherkönig durch geschickte Unterhandlungen bestimmt ward, in die Herausgabe jener Siegeszeichen zu willigen. Hier schieden sich die Wege des Oheims und des Neffen. Der Diktator wollte und brauchte den Krieg, nicht bloß um seiner Erfolge, sondern um des Krieges willen; Cäsar Augustus wollte womöglich, und insbesondere in dem ersten Drittel seiner Herrschaft, den Frieden.

Anders lagen die Dinge in dem nördlich von Italien und Griechenland sich erstreckenden Gebiet. Das träge und schwache Regiment der Republik hatte es nicht vermocht, die Nordgrenze sicherzustellen, Mazedonien vor den Angriffen der nördlichen Barbaren zu schirmen, die Alpen wenigstens so weit

zu unterwerfen, daß die großen Emporien der Küste und die blühenden Städte nördlich vom Po ihrem Handel und Ackerbau ungestört nachgehen konnten. Erst Augustus hat dies nachgeholt; noch bevor er zur Alleinherrschaft gelangt war, trug er die römischen Waffen hinüber auf den nördlichen Abhang der Istrischen und Dalmatischen Alpen bis an die Save.

Es war dies ein wichtiger Schritt vorwärts, und hier war mehr zu gewinnen als im Osten. Sehr wohl erkannte die römische Regierung, daß der Schwerpunkt des Reiches im Westen lag, in den vom Hellenismus unberührten Gebieten Mitteleuropas, nicht aber im inneren Asien. In der Tat wäre jede Ausdehnung des Reiches über die syrische Küste nach Osten eine Schwächung desselben gewesen; dort war nichts zu gewinnen, als um hohen Preis unfruchtbare Siege. Aber war es richtig, Halt zu machen am Rhein und am Nordabhange der Alpen? Man kann es wohl begreifen, daß auch diejenigen römischen Staatsmänner, die, wie der Kaiser selbst, einer eigentlichen Eroberungspolitik abgeneigt waren, diese Frage doch nicht ohne weiteres bejahten. Wenn man von der Rheinmündung die Grenze stromaufwärts bis nach Basel führte, das bereits kurz nach Cäsars Tod zur Römerstadt eingerichtet worden war, und von diesem Punkte aus die Donaumündung zu erreichen suchte, trafen die beiden Linien im stumpfen Winkel aufeinander, und Großdeutschland, wie die Römer es nennen, schob sich wie ein Keil zwischen dieselben hinein. Auch schied die beiden großen Nationen der Kelten und der Germanen schon damals nicht unbedingt der Rhein. In dem Gebiete der Maas und am untern Rhein fand bereits Cäsar eine überwiegend deutsche Bevölkerung vor. Das obere Elsaß, der deutsche Teil von Lothringen und die Rheinpfalz scheinen durch Cäsar den Überresten der unter Ariovist nach Gallien gekommenen Germanen zum Wohnsitz angewiesen und also germanisiert worden zu sein. Die Trierer, obwohl ursprünglich keltisch, waren von germanischen Elementen durchsetzt und ließen sich lieber Germanen nennen als Gallier. Köln war eine deutsche und zugleich eine römische Stadt geworden durch Agrippa, der hier einer römisch gesinnten und deshalb von den Stammesgenossen hart verfolgten deutschen Völkerschaft, den Ubiern, Sitze angewiesen hatte. In der Tat scheint die Grenze der Nationalitäten so, wie sie im wesentlichen noch jetzt besteht, sich kurz vor oder bald nach Cäsar festgestellt und die Ausbreitung der Germanen auf das linke Rheinufer großenteils durch römischen Einfluß sich vollzogen zu haben. Man begreift es wohl, daß, solange der Kampf zwischen den Römern und Kelten währte oder nachwirkte, jene mit solchen Splittern der germanischen Nation leichter auszukommen meinten, als mit der kompakten keltischen Masse; von den Ubiern wird ausdrücklich gesagt, daß sie in Köln angesiedelt worden sind als römische Wacht am Rhein gegen ihre Landsleute. Aber nicht erst in unserer Zeit erwachte der Gedanke, diese Wacht anders zu verstehen. Als ein Jahrhundert nach der Gründung Kölns das Geschlecht Cäsars zu Ende gegangen war und die Deutschen, sich in der Zeit versehend, das Ende des römischen Reichs gekommen meinten und, über den Rhein

hinüberströmend, für den Augenblick die Legionen sich untertänig machten, da beschickten die freien Germanen die Kölner und forderten sie auf, zunächst den Göttern der Nation und vor allem dem Kriegsgott zu danken, daß sie wieder zur deutschen Gemeinschaft und zum deutschen Namen gekommen seien, sodann die unter ihnen lebenden Römer auszutreiben, die Mauern niederzureißen und fortan in der offenen Stadt als Freie unter Freien zu leben. Solche Gedanken lagen also doch damals schon in der Luft, und die Römer unter Augustus mußten wohl einsehen, daß dieser von ihnen selbst wo nicht geschaffene, doch erweiterte deutsche Grenzstreif in seiner engen Berührung mit den freien rechtsrheinischen Germanen ihrer Herrschaft weit gefährlicher war als das Flackerfeuer im Keltenland und der Elan seiner Patrioten. Dies ließ sich nicht mehr ändern; aber um so näher lag es auch, die freien deutschen Stämme den schweren Arm des großen Militärstaats empfinden zu lassen. In der Tat bleibt Roms Herrschaft über Gallien unsicher und schwankend, solange die Germanen am anderen Ufer des Rheinstroms in offener Feindschaft mit den Römern beharrten. Eben um diese Zeit — 738 d. St., 16 v. Chr. — hatten die Völkerschaften an der Lippe die bei ihnen sich aufhaltenden römischen Kaufleute aufgegriffen und ans Kreuz geschlagen, dann den Rhein überschritten und nicht bloß weit hinein das Land geplündert, sondern auch in einer förmlichen Schlacht den römischen Feldherrn M. Lollius geschlagen und den Adler der fünften Legion heimgebracht, den ersten, der seinen Weg zu den heiligen Stätten der deutschen Nation fand. In den fast zwanzig Jahren, die seit der Schlacht bei Actium verflossen waren, hatte die Monarchie sich konsolidiert, Italien sich erholt; des Kaisers Schwiegersohn Agrippa, seine beiden Stiefsöhne Tiberius und Drusus waren fähige und bewährte Führer und standen dem kaiserlichen Hause nahe genug, um auch in einem Staate, in dem politische Gründe es verboten, ein großes Kommando einem anderen als einem Prinzen anzuvertrauen, Verwendung zu finden. Ob Augustus ganz von freien Stücken sich dazu entschloß, die Friedenspolitik zu verlassen, oder ob er dem Drängen der Seinigen nachgab, die Niederlage des Lollius gab den Ausschlag: er selbst ging im Sommer 738 nach Gallien; der Plan wurde gefaßt, den Rhein und das Vorland der Alpen zu überschreiten und in umfassendster Weise die römischen Waffen von Gallien aus ostwärts, von Italien und Mazedonien aus nordwärts zu tragen.

Der erste Schritt dazu war, daß man Fuß faßte in der Schweiz und in Tirol und der Pässe der Hochalpen sich bemächtigte. Dies geschah im Jahre 739 der Stadt, 15 v. Chr. hauptsächlich durch einen von Italien aus unter Führung des jungen Drusus an und über den Brenner durchgeführten Angriff, den dann der ältere Bruder Tiberius vom Rhein her unterstützte. Man setzte sich fest am Bodensee, an den Donauquellen, es scheint selbst bei Augsburg, das dieser Expedition seinen Ursprung verdanken mag. Über die Befestigung und Sicherung dieser beherrschenden Stellung am Nordabhang der Hochalpen mögen einige Jahre hingegangen sein; erst im zweiten und dritten Jahre nach jenem

Vorspiel folgte der eigentliche Angriff. Wie jenes war auch dieser kombiniert: er richtete sich teils von Italien aus nordöstlich gegen die Save und die Drau, teils von Gallien aus gegen die Weser und die Elbe. Die pannonische Expedition ward von Agrippa begonnen; als diesen noch während der Vorbereitungen der Tod hinwegraffte, trat an seiner Stelle Tiberius an die Spitze des Heeres, und er unterwarf in den beiden Feldzügen 742 und 743 das Gebiet zwischen der Save und der Drau. Den anderen Teil dieser Unternehmung führte zunächst Drusus, der Liebling Augusts wie des römischen Volkes, ein glänzender und tüchtiger Offizier. Vier Jahre hintereinander durchzog er das germanische Land, und als auch er mitten im vollen Siegeslauf infolge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde den Tod fand, trat der letzte jener drei Feldherren aus dem Kaiserhaus, Tiberius, an seine Stelle und führte in den nächstfolgenden zwei Jahren das Werk des Bruders weiter. Die zertrümmerte Überlieferung gestattet uns nicht, eine zusammenhängende Schilderung dieser wichtigen Vorgänge zu geben, wohl aber läßt sich im ganzen erkennen, was die Römer gewollt und erreicht haben.

Daß es sich hier um mehr handelte als um eine Rekognoszierung oder eine offensive Grenzdeckung, wie sie Cäsar und später Agrippa bei ihren Rheinübergängen im Sinne gehabt zu haben scheinen, zeigt schon die Stetigkeit dieser Expeditionen, die sechs Jahre hindurch, von 742 bis 747, sich gefolgt sind. Ferner ist es deutlich, daß dieser Krieg von seiten der Römer ebenso ein Angriffskrieg gewesen ist, wie der von Cäsar gegen Gallien durchgeführte. Allerdings sagen die Berichte, daß die Germanen die Angreifenden waren, daß sie die Einführung des römischen Steuerwesens in Gallien zu benutzen dachten, um einen Aufstand gegen die Römer zu erregen, daß in der Tat die linksrheinischen Germanen im Bunde mit ihren freien Stammesgenossen am andern Ufer sich empörten und die letzteren von Drusus geschlagen wurden, als sie versuchten, den Fluß zu überschreiten. Das ist auch gewiß tatsächlich richtig. Die Einführung des neuen Steuersystems drohte ganz Gallien in offene Empörung zu versetzen; die linksrheinischen deutschen Gemeinden, die diese Maßregel mitbetraf, gingen voran und riefen, wie immer, ihre Stammesgenossen vom anderen Ufer zu Hülfe. Aber daß der Krieg, wenn auch die Germanen ihn begannen, doch von Drusus beabsichtigt war, zeigte der große, schon vor dem Ausbruch des Aufstandes von Drusus wenigstens begonnene Kanalbau, der den Rhein mit der Südersee verband und dazu bestimmt war, der römischen Flotte die deutsche Nordwestküste zugänglich zu machen, und sodann die hartnäckige Kriegführung selbst, nachdem der geringfügige Anlaß längst beseitigt war.

Das militärische Ergebnis der Kriege war zunächst die Befestigung der Rheinlinie durch eine Anzahl — es heißt fünfzig — verschanzter Posten und Lager; es ist wahrscheinlich, obwohl nicht mit Bestimmtheit zu erweisen, daß die beiden großen Standlager, auf denen späterhin Roms Herrschaft über den Rheinstrom beruht, Mogontiacum und Vetera, das ist Mainz und Xanten,

einen wesentlichen Teil dieser Anlagen gebildet haben und überhaupt den in Gallien stationierten Truppen ihre regelmäßigen Standquartiere, so wie wir sie später finden, erst in dieser Zeit angewiesen worden sind. Aber die also verschanzte Rheinlinie sollte ohne Zweifel nur die Basis und die Deckung der beabsichtigten viel weiter greifenden Operationen sein. Drusus und Tiberius führten ihre Truppen weiter und weiter ostwärts, an die Lippe, an die Weser und im Jahre darauf darüber, ja über die Saale.

Hier, so wird erzählt, erschien dem Drusus die gewaltige deutsche Frauengestalt, die in lateinischer Zunge dem nimmersatten Krieger das Zurück zurief; und unweit der Saale ist er gestorben. Er fand auf diesen verschiedenen Expeditionen hartnäckigen Widerstand, aber keine Eintracht; die Chatten nahmen deutsches von den Römern erobertes Gebiet als Geschenk von diesen an, und daß die Sugambrer, um die Chatten für diesen Landesverrat zu züchtigen, gegen sie mit gesamter Hand aufgebrochen waren, ebnete dem Eroberer den Weg durch ihr Land an die Weser zu den Cheruskern. Das Glück war nicht mit den Deutschen; wir wissen von keinem namhaften Erfolg ihrer Waffen während dieser sechsjährigen Kämpfe. Die weite Ausdehnung der Züge des Drusus beweist an sich noch nicht die Absicht, die Grenze über den Rhein vorzuschieben, aber wohl sprechen dafür andere Erwägungen. Es ist schon erwähnt worden, daß dieser Krieg gegen die Deutschen begonnen ward zu Lande wie zu Wasser; und auch hier halfen die Deutschen dem Fremden Deutschland öffnen. Die Bewohner der heutigen holländischen Küste, die Bataver und die Friesen, standen auf römischer Seite; ohne Zweifel durch sie gelang es den schon genannten Kanal in überraschend kurzer Zeit und ungestört anzulegen, damit den gefährlichsten Teil der Küstenfahrt abzuschneiden und auf dem unbekannten Meer den Weg zu finden. Erst an der Emsmündung stieß man auf Widerstand; die vor derselben liegende Insel Borkum ward belagert und besetzt, die Böte der anwohnenden Germanen — es waren Brukterer — auf dem Flusse selbst geschlagen. Die Flotte gelangte bis zum jetzigen Jahdebusen. Unverkennbar ist dieser Kanalbau, diese Fahrt, diese Gewinnung von Bundesgenossen, diese Eroberung einer beherrschenden Insel mehr als ein Straf- und Plünderzug; es ist derselbe Plan, nach dem Cäsar die Bretagne angriff. Aber auch im Binnenland setzten die Römer sich militärisch auf die Dauer fest: insbesondere von zwei größeren Anlagen des Drusus wird uns berichtet, einer unweit des Rheins auf dem Taunus, etwa bei Wiesbaden, einer anderen weit wichtigeren unweit der Quelle der Lippe. Dies ist das vielbesprochene Aliso, auf jeden Fall an der Lippe und in beträchtlicher Entfernung vom Rhein gelegen, wahrscheinlich bei dem Dorfe Elsen unweit Paderborn, also achtzehn deutsche Meilen östlich vom Rhein und nicht sehr viel weiter von der Elbe als von diesem. Von da führte die Lippe hinauf ein nach italischer Art gebahnter Weg an das Rheinlager von Vetera bei Xanten. Diese Anlage für sich allein beweist ausreichend, daß es darauf abgesehen war, Germanien nicht bloß zu züchtigen, sondern zu unterwerfen.

So fassen auch die Berichte, die aus dem Altertum geblieben sind, diese Vorgänge auf. Daß Drusus Germanien unterjochte, sagt sein Sohn Kaiser Claudius. Alle Germanen zwischen Rhein und Elbe unterwarfen sich, berichtete der Zeitgenosse Livius unter dem Jahre 746 (8 v. Chr.). Wenn späterhin in der Zeit des Tiberius Germanien bezeichnet wird als damals beinahe zur Provinz gemacht, so ist es begreiflich genug, daß man das nachherige Aufgeben desselben mit dem Willen des Augustus zu beschönigen bemüht war. Im Gegenteil ist es sehr wahrscheinlich, daß die beiden Benennungen „Ober- und Untergermanien", die späterhin in auffallender und ungeschickter Weise angewandt werden auf den schmalen Landstrich am linken Rheinufer, ursprünglich bestimmt waren für das Germanien zwischen Rhein und Elbe, für das sie allein sich schicken. Der nach der Niederlage des Lollius entworfene Plan war trotz der Unzulänglichkeit der dafür verfügbaren Truppen bis auf einen gewissen Punkt ins Werk gesetzt; wie Gallien durch Cäsar, so war vierzig Jahre später Germanien zum Römischen Reich gebracht, die neue Monarchie mit Waffenruhm und Siegesglanz geschmückt worden.

Aber Augustus hatte weder Cäsars Geist noch Cäsars Glück. Wieviel er auch erreicht hat, das ganze und volle Gelingen ist ihm niemals beschieden gewesen. In diesem Fall trug großenteils er selbst die Schuld. Die Unterwerfung Germaniens, kräftig begonnen und sieben Jahre hindurch beharrlich weiter und doch bei weitem noch nicht zu Ende geführt, stockt mit dem Jahre 747 plötzlich. Wenn die sachlichen Verhältnisse dafür schlechterdings keinen Grund an die Hand geben, so liegt derselbe in den persönlichen klar genug. Agrippa und Drusus waren, jener im kräftigen Mannesalter, dieser in der Blüte der Jugend, während dieser Kriege gestorben; der einzige überlebende einer solchen Aufgabe gewachsene Prinz, Tiberius Nero, verbittert durch das ihm aufgezwungene Ehebündnis mit der Julia, der Tochter des Kaisers, und vor allem durch die seinen jugendlichen Stiefsöhnen, Gaius und Lucius mehr und mehr sich zuwendende Bevorzugung und ihre offenkundige Bestimmung zur Thronfolge, zog sich von allen Staatsgeschäften zurück. Nicht mit Unrecht klagte der Kaiser, daß er im Stiche gelassen werde; aber die Tochter und die Erbfolge der Tochtersöhne galten doch auch ihm mehr als die höchsten Interessen des Staates. Das Zerwürfnis schien unheilbar: und der Rückschlag davon traf zunächst die begonnene Eroberung Germaniens. Man gab nicht auf, was erreicht war; im Gegenteil ward das Land behandelt wie eine unterworfene Provinz; die festen Stellungen, vor allem Aliso, blieben dauernd besetzt; die römischen Truppen durchzogen das Land, und die Waffen haben schwerlich jemals völlig geruht. Einer der römischen Feldherren dieser Zwischenzeit, L. Domitius Ahenobarbus, des Kaisers Nero Großvater, vermählt mit einer Nichte Augusts, gelangte sogar von der Donau her bis an und über die Elbe und legte später als Statthalter von Germanien einen Damm an in den schwer passierbaren Mooren zwischen Ems und Rhein. Aber eigentliche Erfolge von einigem Belang sind aus dieser Zeit nicht zu verzeichnen.

Der Tod schlug sich inzwischen ins Mittel und stiftete Frieden im Kaiserhause. Im Laufe von achtzehn Monaten starben die beiden Kronprinzen an denen das Herz und die Hoffnungen des alternden Kaisers hingen, der jüngere achtzehn, der ältere dreiundzwanzig Jahre alt; schon einige Jahre vorher hatte der immer dreistere Leichtsinn der Gemahlin des Tiberius, der schönen und geistreichen Julia, endlich auch dem Vater über sie die Augen geöffnet. So kam der Stiefsohn zurück. Der alte Kaiser hatte ihn nie geliebt; der finstere, schweigsame unsympathische Mann war ihm nie gewesen was der jüngere bevorzugte Bruder; noch weniger konnte er die geliebte einzige Tochter, die verlorenen Enkel ihm ersetzen. Aber im Regiment war seine Stelle nicht wieder besetzt worden; zum Besten des Staates, wie er selber sagte, nicht aus Neigung, sondern aus Pflichtgefühl nahm ihn Augustus an Sohnes Statt und verlieh ihm die Anwartschaft auf die Thronfolge. Das geschah im Jahre 757, n. Chr. 4, und sogleich beginnt Tiberius wieder die vor zehn Jahren abgebrochene Arbeit energischer und umfassender als zuvor, zunächst am Rhein. In dem Jahre seiner Adoption selbst unterwarf er die Völker an der Nordküste und brachte die mächtigen Cherusker zum Gehorsam zurück; die Legionen gelangten bis an und über die Weser und lagerten — ein wichtiger Fortschritt — den Winter über bei Aliso. Im folgenden Jahre wurde endlich die Elbe erreicht und zwar zu Lande wie zu Wasser; denn auch die römische Flotte war an der Nordküste hin bis zur Elbemündung und dann in diese hineingesegelt, und im Herzen von Deutschland trafen Heer und Flotte der Italiener zusammen. Nicht gerade große Siege waren erfochten worden: der vorsichtige und des Feindes kundige Gegner ließ sich nicht überraschen und gleichen Kampf wagten die Deutschen nicht. Aber die Erfolge waren vollständig. Hierher wird es gehören, daß, nach der Angabe des Zeitgenossen Strabon, Augustus seinen Feldherren verbot, die Elbe zu überschreiten, das heißt diesen Fluß zur Reichsgrenze setzte; ferner daß, wie in Augustus' Rechenschaftsbericht über seine Regententätigkeit gesagt zu sein scheint, unter Augustus die gallische Küste bis zur Elbemündung römisch ward. Die Truppen bezogen die Winterquartiere im Herzen von Deutschland; die römischen Statthalter sprachen Recht auf deutschem Boden, wie dies üblich war in den unterworfenen Gebieten; nicht bloß die Feldzeichen, sondern auch die Ruten und Beile, nicht bloß der Kriegsrock des Offiziers, sondern auch die Toga des Advokaten machte sich heimisch in dem Gebiete zwischen dem Rhein und der Elbe und war bald mehr gefürchtet und gehaßt als jener. Man stand, so schien es, von dieser Seite her am Ziele.

Aber dies war nur die eine Hälfte des großen Planes. Die Vorschiebung der Reichsgrenze von dem Alpenabhang und dem Rhein an die Elbe und die Donau forderte weiter, daß die in das pannonische Land eingedrungenen Truppen, die noch die Dravelinie festhielten und ihr Hauptlager im südlichen Steiermark bei Pettau an der mittleren Drave hatten, von da vordrangen gegen Norden und, nach unseren heutigen Anschauungen ausgedrückt, Wien und Prag gewannen. Auch dies ward in Angriff genommen. Es ist nicht genau

anzugeben, unter welchen Verhältnissen das Königreich Noricum, das ist Steiermark, Kärnten und Ober- und Niederösterreich, unter römische Botmäßigkeit gekommen ist; wahrscheinlich war dies schon in der ersten Hälfte der Augustischen Regierung, wenn auch nur in loser Form geschehen. Aber das Vorschieben der Standlager an die mittlere Donau erfolgte um diese Zeit. Pannonien, das ist derjenige Teil von Ungarn, den nördlich und östlich die Donau, südlich die Drave umfaßt, ist erst in viel späterer Zeit, wahrscheinlich erst unter Traian, von den römischen Truppen besetzt, erst damals die Standquartiere an der Drave mit denen von Ofen und Raab vertauscht worden. Um so auffallender ist es und nur durch die Kombination mit jener Vorbewegung an die Elbe zu erklären, daß wir im Jahre 759 die römische Südarmee in Carnuntum finden, das heißt in der Gegend von Wien, und im Begriff, die Donau zu überschreiten und sich am andern Ufer festzusetzen. Augenscheinlich wollte man das Marchtal gewinnen und dieses mit der Linie der Elbe verbinden; noch diesen Schritt vorwärts, noch Prag nach Wien, und der eiserne Ring, der Großdeutschland umklammern sollte, war geschlossen.

Man traf hier auf ein letztes Hindernis. Vor dem gewaltigen Andringen der italienischen Eroberer war ein Teil der Germanen ostwärts ausgewichen, so die Marsen und vor allem die Markomanen. Vierzehn Jahre zuvor hatte Drusus in dem Jahre seines Todes mit diesen nicht fern vom Rhein gestritten und sie nach hartem Kampf überwunden. Seitdem hatten sie sich über das Fichtelgebirge nach Böhmen gezogen und hier zu einem mächtigen Kriegerstaat sich konsolidiert, der, anders als die Germanen sonst gewohnt waren, sich einen König gesetzt hatte in dem tapferen und des Krieges nicht bloß, sondern auch der römischen Kriegskunst kundigen Maroboduus. Die zehnjährige Unterbrechung der begonnenen Arbeit rächte sich. Maroboduus oder, wie wir ihn zu nennen pflegen, Marobod, hatte sich bis dahin streng in der Defensive gehalten, weder jenseits der Donau noch jenseits der Gebirge sich den vordringenden Römern entgegengestellt; aber dem Angriff, der jetzt von zwei Seiten her gegen ihn gerichtet ward, war er entschlossen, mit seinen gewaltigen und nach Möglichkeit disziplinierten Massen standzuhalten. Von Westen her kam die Rheinarmee durch das Land der Chatten, ohne Zweifel von Mainz her den Main hinauf, durch die damals vom Spessart zum Fichtelgebirge sich ausdehnenden Waldmassen mit Axt und Feuer den Weg sich bahnend, unter Führung des tüchtigen Gaius Sentius Saturninus, der in den germanischen Kriegen der beiden letzten Jahre neben Tiberius der Zweite im Kommando gewesen war. Gleichzeitig überschritt die Südarmee unter Tiberius' eigener Führung die Donau, schlug auf dem linken Ufer ein festes Winterlager und marschierte in Böhmen ein. Alles ward mit der dem Tiberius eigenen präzisen Sicherheit ausgeführt; die römischen Armeen, in der Gesamtstärke von zwölf Legionen, zwei Drittel der ganzen damals vorhandenen römischen Streitmacht, standen bereits nicht mehr als zehn Tagemärsche voneinander und hofften in

fünf Tagen aufeinander zu marschierend ihre Vereinigung zu bewerkstelligen und zugleich an den Feind zu kommen.

Da traf die Eroberer der Gegenschlag der Nationen. Mit Marobods nach dem Muster der Feinde geordnetem Militärstaat, mit der vorsichtigen Defensive dieser disziplinierten Patrioten hatte Tiberius den entscheidenden Kampf auszufechten gedacht; aber was er nicht in seinen Entwürfen vorgesehen hatte, noch hatte vorsehen können, war das wilde und unberechenbare Aufbäumen der unterjochten Nationalitäten. Zwei ungeheuren, bis dahin von der Römerherrschaft kaum berührten Volksmassen, der pannonischen und der germanischen, hatte die neue Monarchie zugleich die Ketten angelegt; und wenn dies der überlegenen Taktik der zivilisierten Italiener insoweit verhältnismäßig leicht gelungen war, so mochten sie sich vorsehen vor der ersten allgemeinen Auflehnung gegen das ungewohnte Joch. Wie das Meer nur darum ebbt, um sich zur Flut zu sammeln, so ist nach einem ähnlichen Naturgesetz der Widerstand gegen die Fremdherrschaft am gewaltigsten, wenn die Unterwerfung sich vollzogen und eine Zeitlang der Sieger den Fuß auf dem Nacken des Besiegten gehalten hat. So fielen die Würfel um Gallien in dem Kriege gegen Vercingetorix, so folgte bei uns auf Jena Leipzig. In der römischen Invasion Pannoniens und Germaniens trat dieses Stadium jetzt ein, und zwar zunächst bei den illyrischen Stämmen. Während die römischen Heere in Böhmen standen, erhob sich auf einmal in ihrem Rücken das ganze Land von der Donau bis zum Adriatischen Meer, an der Drave und Save sowohl wie in den Bergen Bosniens und an der dalmatischen Küste. Es ist nicht meine Aufgabe, den sehr ernsten pannonisch-dalmatischen Krieg zu schildern. Nicht oft haben größere Massen gegen Rom im Felde gestanden, und die ungewohnte Nähe des Kriegsschauplatzes steigerte in dem verwöhnten und nicht mehr wie sonst schlagfertigen Italien die Furcht ins Grenzenlose. Die Zeitgenossen vergleichen diesen Krieg wohl mit dem Hannibalischen; wenn damit den Insurgenten allzuviel Ehre erwiesen wird, so ist anderseits gewiß genug, daß, wenn in dieser Zeit ein zweiter Hannibal aufgestanden wäre, er nicht vor den Toren Roms hätte umzukehren brauchen. Die Regierung in Rom bot das Äußerste auf; die Armee wurde um acht Legionen, das heißt um etwa die Hälfte des bisherigen Bestandes verstärkt; man strengte den letzten Nerv an, um die nötigen Mannschaften und das nötige Geld zu beschaffen. Diese neuen Formationen indes würden wenig geholfen haben, wenn die Gefahr in der Tat so dringend gewesen wäre, wie man meinte. Aber Tiberius bestand die Probe; seine Besonnenheit und Tüchtigkeit rettete den Staat. Der Krieg gegen Marobod mußte natürlich vertagt werden; es ist bezeichnend für diesen, daß er froh war, den Frieden gern auf „gleiche Bedingungen" zu erhalten und nicht daran dachte, an den Kämpfen der Insurgenten, die ihn retteten, sich zu beteiligen. Die ganze gegen Marobod vereinigte Truppenmasse ward über die Donau zurückgeführt und bald war die eigentliche Gefahr beseitigt, wenn auch der Kampf schwer und verlustvoll war und die Niederwerfung der weit ausgedehnten Insurrektion bis

ins vierte Jahr währte. Sie verlief so fruchtlos wie die ähnlichen Insurrektionen der Kelten und der Briten; was sie den Siegern hinterließ, war die ansehnliche Vermehrung des Heeres und trotz der schwer drückenden Steuererhöhungen dauernde Überlastung des Budgets.

Aber der eine Brand war noch nicht gelöscht, als schon an einem anderen Orte die Lohe emporschlug. Ob der germanische Volksaufstand mit dem pannonischen in äußerem Zusammenhang gestanden hat, wissen wir nicht; wahrscheinlich ist es nicht, teils weil der natürliche Vermittler König Marobod sich versagte, teils weil jene Insurrektion genau um dieselbe Zeit ausbrach, wo diese in den Schluchten Dalmatiens die letzten Zuckungen tat. Gewisser ist es, daß die germanische Insurrektion erst durch die pannonische möglich geworden ist oder doch dieser ihren Erfolg zu verdanken hat. Die tüchtigen Führer, die erprobten Truppen waren, wie wir sahen, vom Rhein nach Böhmen gezogen und dann in den pannonischen Kriegen verwendet worden; dafür sandte man drei der neugebildeten Legionen nach Germanien und als Führer derselben einen Hofgeneral, Publius Quinctilius Varus, vermählt mit der Tochter einer kaiserlichen Nichte, einen Mann von fürstlichem Reichtum wie von fürstlicher Hoffahrt, aber von trägem Körper und stumpfem Geist und ohne jede militärische Erfahrung und Begabung. Wie er und sein Heer zu Grunde gingen, ist bekannt; ich will nicht erzählen, was jeder weiß, sondern nur auf einige für den Zusammenhang der Dinge wichtige Momente hinweisen. Der germanische Aufstand hat bei weitem nicht die Ausdehnung des pannonischen gehabt; genau genommen darf er nicht einmal ein germanischer genannt werden. Die friesischen Stämme an der Küste, die suebischen in Süddeutschland nahmen nicht daran teil, noch weniger König Marobod; es erhoben sich eigentlich nur die später als „Sachsen“ auftretenden Stämme, zunächst, wie bekannt, die Cherusker, und auch unter diesen bestand eine starke römische Partei, deren Schuld es nicht war, daß das Befreiungswerk gelang. Daß so viel geringeren Massen glückte, was in Illyricum fehlschlug, wird man nicht zunächst dem stolzen Mut der sächsischen Haufen und dem Scharfblick ihres Führers, eines früheren römischen Offiziers, des cheruskischen Fürsten Arminius beimessen dürfen, sondern vor allem der Kopf- und Mutlosigkeit des römischen Feldherrn und daneben der Mangelhaftigkeit der Offiziere und der Truppe selbst. So ist es bezeichnend, daß, bevor noch alles verloren war, einer der Legaten des Varus die gesamte Reiterei zusammenraffte und mit dieser die Rettung in der Flucht suchte. Sehr oft sind die Römer in Germanien in ganz ähnlicher Weise überfallen worden wie damals unter Varus; wenn Drusus, Tiberius, Germanicus das Heer zu retten verstanden, wo Varus unterlag, so liegt dies einfach darin, daß diese Prinzen zufällig auch Feldherren waren.

Die Katastrophe war ein schwerer Schlag für Rom, und es blieb nicht bei der Niederlage allein. Nachdem die Germanen das Heer vernichtet hatten, brachen sie die römischen Festungen auf ihrem Gebiet; selbst Aliso fiel in ihre Hände, ganz wie einst Magdeburg nach Jena, durch die sinnlose Konsternation

der Besatzung. Aber über den Rhein wagten die Deutschen sich nicht. Tiberius, der in dem folgenden Jahre wieder das Kommando über die Rheinarmee übernahm, stellte Ordnung und Sicherheit wieder her, ja überschritt sogar im zweiten Jahr nach der Katastrophe wiederum den Rhein. Die Katastrophe ist, militärisch betrachtet, nicht schwerer als unzählige andere in den römischen Annalen verzeichnete. Dennoch ist sie von den weitgreifendsten Folgen geworden, ja man kann sagen ein Wendepunkt der Weltgeschichte, derjenige Moment, der in der äußeren Politik Roms nach der Fluthöhe den Beginn der Ebbe markiert. Der durch die mühsam überwundene pannonische Insurrektion erschöpfte Staat konnte diesen zweiten Stoß nicht verwinden. Nachdem eben das Äußerste, was man an Mannschaften besaß, aufgeboten worden war, vermochte man nicht mehr die frische Lücke zu füllen; als Augustus starb, zählte das Heer eine Legion weniger, als vor der Varusschlacht. Aber vor allem hatte man den Mut und den Glauben an sich selber verloren. Die unzulängliche und fehlerhafte Reorganisation des Militärwesens war in der großen pannonisch-germanischen Katastrophe zu Tage gekommen; die alte Wehrfähigkeit der Republik war nicht übergegangen auf die Monarchie. Die Militärreorganisation half wohl etwas, aber tat weitaus nicht genug; die Regierung kam zu der Ansicht zurück, daß der Staat einen großen Krieg nicht führen könne und ihn vermeiden müsse. Germanien ward aufgegeben; nur die Rheinarmee führte noch ferner den Namen des germanischen Heeres, und die Teile des linken Rheinufers, in denen sie stand und die überdies meist deutsche Bevölkerung hatten, die Namen des oberen und niederen Germaniens. Von der Elbgrenze war nicht ferner die Rede, noch weniger von Wiederaufnahme des Angriffs gegen Marobod. Tiberius sah das Werk seines Lebens, die Frucht vieljähriger Kriegsarbeit zu Grunde gehen; der Bau, zu dem er als Siebenundzwanzigjähriger am Rhein und am Bodensee den Grund gelegt, den er dann als Fünfziger der Krönung nahe gebracht hatte, brach mit einem Schlage unwiderbringlich zusammen. Ob er persönlich sich resigniert hat oder die Resignation ihm von dem hochbejahrten, mehr und mehr dem Vorwärtsgehen und jedem Wagnis abgeneigten Kaiser aufgezwungen worden ist, vermögen wir nicht zu sagen; gewiß ist nur, daß auch später, als er selbst die erste Stelle einnahm, der Greis auf die Hoffnungen des Jünglings und Mannes nicht wieder zurückgekommen ist. Wohl ward noch einmal die Eroberung Germaniens versucht; der Sohn des Drusus, der Neffe und Adoptivsohn des Tiberius, der junge feurige und durch besondere politische Verhältnisse zu einer mehr als billig selbständigen Feldherrnstellung gelangte Germanicus versuchte in den ersten Jahren des Tiberius das väterliche Werk wieder aufzunehmen, die zerstörten Festungen wieder herzustellen, zu Wasser und zu Lande die einmal gewiesenen Wege wieder einzuschlagen. Aber es geschah ohne, ja gegen den Willen des alten Kaisers, und sowie die Abberufung des Prinzen gelungen war, wurden die Truppen wieder zurückgezogen über den Rhein. Es war der neuen Monarchie nicht bestimmt, die Wege der Eroberung zu finden und den matten Glanz der

Krone durch die strahlende Siegerglorie zu verklären. Ein einziges Mal, unter dem Kaiser Traianus, lenkte man ein in die Bahn der eigentlichen Eroberungspolitik; und es ist nicht zu leugnen, daß in diesen zwanzig Jahren eine frischere Luft durch das Reich geweht hat und die Werke dieser Zeit, die Annalen des Tacitus, das Forum Traians davon angehaucht worden sind. Aber im ganzen genommen war es wahr geworden, jenes mächtige „Zurück", das die deutsche Frau dem ersten Eroberer latinischen Stammes, der Deutschlands Boden betrat, zugerufen hat. Zurück! ist der Schlachtruf der Deutschen gewesen, zuerst in der Varusschlacht und zuletzt bei Mars-la-Tour und Sedan. Dies Zurück aber, wir nennen es Vorwärts; vorwärts, nicht um zu nehmen, was nicht unser ist und was uns nicht frommen noch fruchten kann, sondern um den zurückzuweisen, der uns, die wir keinen Kriegsruhm brauchen oder wünschen, zu siegen zwingt; um das zurückzufordern, was uns widerrechtlich entfremdet ward, und selber zurückzukehren zu unseren Werken des Friedens.

2. Die Systeme der Lebensweisheit im nachklassischen Altertum.

Von Rudolf Eucken. Die Lebensanschauungen der großen Denker. 6. Aufl. Leipzig, 1905.

a) Die geistige Art der hellenistischen Zeit.

Der nachklassischen Zeit, welche die hellenistische zu heißen pflegt, fehlten die Haupttriebkräfte der klassischen Lebensanschauung: das große Schaffen und der Zusammenhalt alles Wirkens in dem heimatlichen Stadtstaat. Wohl erhielt sich dieser Staat äußerlich noch lange in den herkömmlichen Formen, aber den Formen war der Gehalt entwichen; über die Schicksale der Völker und Staaten wurde an anderen Stellen, wurde namentlich an den Höfen der Fürsten entschieden, während die Kleinstaaten zu ödem Spießbürgertum verkümmerten. Die Politik wird jetzt zur Sache einzelner hervorragender Individuen, sie löst sich ab von der Arbeit und der Gesinnung einer größeren Gemeinschaft. Aber zugleich wird der einzelne freier gegenüber dieser Gemeinschaft; nicht mehr übermittelt sie ihm feste Überzeugungen, nicht mehr binden ihn Glaube und Sitte seines Volkes und hindern ihn an eigenen Wegen. Zugleich durchbricht das Leben die Schranke der Nation, eine weltbürgerliche Gesinnung kommt auf und wirkt, wenn auch nicht mit dem Sturm und Drang des modernen Kosmopolitismus, so doch durch Erweckung weicherer Empfindungen zur Umbildung der Verhältnisse.

Mit solcher Stimmung und Reflexion würde das Subjekt bald ins Leere geraten sein, hätte ihm nicht die klassische Zeit eine herrliche Kultur überliefert. In der Festhaltung, Aneignung, Nutzung dieser Kultur findet nun das Leben seinen Kern. Zugleich wird die gelehrte Bildung zur Grundlage aller höheren Gesittung; nur Lernen und Wissen gewähren jetzt eine Teilnahme an den geistigen Gütern. Lernen und Wissen ergeben zugleich eine eigentümliche Gemeinschaft der Menschen, eine gebildete Gesellschaft sondert sich schärfer vom Volke ab und erhebt ihre Mitglieder über alle nationalen und sozialen Unter-

schiede. So entsteht ein Weltbürgertum gelehrter Arbeit und literarischer Bildung.

In solcher emsigen und ausgedehnten Arbeit, in die aus jener unvergleichlich reichen und schönen Kultur eine stille Freude einströmt, findet jene Zeit ihr volles Genüge. Wie sie nicht leidenschaftlich neue Ziele anstrebt, so rüttelt sie nicht an den Schranken der Menschheit, so kennt sie nicht die Tiefen und die Erschütterungen des religiösen Problems. Im Volk erhält sich die Religion und treibt noch immer neue Sprossen, der Gebildete aber weiß sich mit ihr rationalistisch abzufinden, er kennt kein tieferes religiöses Bedürfnis. Der sittliche Kern des griechischen Glaubens, der Glaube an eine ausgleichende Gerechtigkeit, wird nicht aufgegeben, aber in dieser Zeit, die so gewaltige Katastrophen und so viel merkwürdige Schicksalswechsel der Individuen aufweist, entfaltet sich mit besonderer Stärke ein Glaube an die Macht der Göttin Tyche, des entweder durchaus blinden oder gar von Neid und Übelwollen erfüllten Zufalls. Mochte indes der Eindruck der Unvernunft unserer Geschicke wachsen und oft eine sentimentale Resignation hervortreiben, man ist von den Mißständen nicht so überwältigt und eingeschüchtert, um nicht von ruhiger Selbstbesinnung und überlegener Lebensweisheit heilkräftige Gegenmittel zu hoffen, und es ist vornehmlich die Philosophie, von der man solche erwartet.

In allen diesen Wandlungen scheint die neue Zeit gegen die alte tief herabgestimmt, sie bleibt in Wahrheit an geistiger Kraft weit hinter ihr zurück. Aber daß ihre Wendung zum Subjekt und ihre stärkere Entfaltung des Innenlebens auch Neues wertvoller Art bringt, das zeigen besonders deutlich die Lebensanschauungen der Philosophen. Auch das sei gegenwärtig, daß die einzelnen Wissenschaften erst hier eine volle Selbständigkeit erlangen und sich in die Weite und Breite ausdehnen, daß in technischem Vermögen der Mensch mehr Macht über die Dinge gewinnt, daß die bildende Kunst die subjektive Empfindung in gesteigerter, ja überspannter Weise zum Ausdruck bringt, daß das Drama in den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens einen unerschöpflichen Stoff findet, daß die Idylle und das Sittenbild aufblühen. Durchgängig erhält das Individuum freieren Raum und größeres Ansehen; ein Wachstum des Individuallebens und ein verfeinertes, mit sich selbst beschäftigtes und sich selbst genießendes Empfinden erscheint auch darin, daß „die hellenistischen Dichter zuerst die Liebe in den Rang der obersten poetischen Leidenschaft eingesetzt haben“ (Rohde), sowie darin, daß hier zuerst, in deutlichem Gegensatz zur Überreife der Kultur, eine sentimentale Freude an der Natur erwacht, ein Streben nach einem intimeren Verkehr mit ihr, eine Sehnsucht des Menschen nach schlichten, ländlichen Verhältnissen, nach einem reineren Leben in wohltuender Naturumgebung.

Das alles enthält eine Annäherung an moderne Bewegungen, wie auch ein historischer Zusammenhang an manchen Stellen unverkennbar ist. Aber bei aller Verwandtschaft bleibt ein weiter Abstand. Die Lebensentfaltung des Hellenismus ist weit matter, zahmer, nüchterner — zugleich freilich maßvoller

— als die der Neuzeit; während sich in dieser das Subjekt mit selbstbewußter Jugendkraft über die Welt hinaushebt und sie gänzlich in seinen Machtkreis zieht, von sich aus neu gestalten möchte, behandelt der Mensch der hellenistischen Epoche die Welt als abgeschlossen; er unternimmt keine Umwandlung der überkommenen Kultur, er gibt dieser nur eine neue Wendung, indem er sie stärker auf seine subjektive Empfindung und Reflexion bezieht. Dieser Unterschied einer, wenn auch nicht greisenhaften, so doch alternden und einer frisch aufstrebenden, schaffenslustigen Zeit gestaltet alle Lebensäußerung verschieden und läßt die Annäherung nie zur Übereinstimmung werden.

Solcher geistigen Lage entspricht eine eigentümliche Art der Philosophie. Sie kämpft nicht mehr um Einblicke in die letzten Gründe der Dinge, nicht mehr um eine Erneuerung oder Vertiefung der gesamten Kultur. Aber sie verspricht den Individuen einen festen Halt und eine klare Orientierung im Leben, sie will ihnen zum Glück verhelfen, sie innerlich selbständig machen, sie wird der gebildeten Welt die Haupterzieherin zur Sittlichkeit. Diese Richtung auf das Praktische kommt freilich erst im Lauf der Jahrhunderte und unter Mitwirkung der Römer zu voller Herrschaft, sie sei nicht zu sehr in die nur in Bruchstücken überlieferten Anfänge hineingedeutet. Aber unleugbar bildet seit den klassischen Systemen das Individuum mit seinem Glücksverlangen den Mittelpunkt, um den sich alle Arbeit bewegt.

Auch das erweist eine andere Art, daß jetzt eine kleine Anzahl von Denkweisen gleich zu Beginn einen Grundstock festlegt und zu einem dogmatischen Bekenntnis formuliert, um dabei durch eine lange Reihe von Jahrhunderten zu verharren, während vorher jede Leistung sofort neue Bewegungen und Gegenwirkungen hervorrief. Wie das Geistesleben der hellenistischen Zeit überwiegend, so zeigt auch die Philosophie statt großer, die Menschheit erneuernder Helden Summierungen von Einzelkräften, eine Ausbildung sektenartiger Kreise. Gebietet hier demnach der Plan unserer Arbeit eine knappe Kürze, so rechtfertigt sich zugleich eine Beschränkung auf die beiden Hauptschulen der Stoiker und der Epikureer. Ihr Gegensatz entspricht dem zwiefachen Verhalten zur Welt, das der von ihr abgelöste Mensch auszubilden vermag. Entweder kann er sich der Welt mutig erwehren oder die Ergebung in sie möglichst annehmbar gestalten. Dort wird er das wahre Glück darin setzen, den Einflüssen der Umgebung überlegen zu werden und durch die Verbindung mit einer Weltvernunft eine unerschütterliche Selbständigkeit, eine innere Herrschaft über die Dinge zu erreichen. Hier dagegen wird er allen Zusammenstoß mit der Welt meiden und in kluger Nutzung gegebener Größen ein behagliches Dasein suchen. Wie beide Richtungen im Ausgangspunkt verwandt sind, so treffen sie auch in den Ergebnissen vielfach zusammen. Aber ihre Gesinnung trennt sie unversöhnlich, und ihr Kampf begleitet das Altertum bis zu seinem Ende. Die epikureische Schule bildet den Anfang, weil sie besonders zähe einen einfachen Grundtypus durch alle Wandlungen der Jahrhunderte festgehalten hat und nicht in Verflechtung mit weiteren Bewegungen steht.

b) Die Epikureer.

Die epikureische Schule zeigt den Charakter einer geschlossenen, von den Wandlungen der Zeiten kaum berührten Sekte. Die Lebensarbeit des Meisters (342—270) hat übermächtig gewirkt; nicht nur blieb das Bild seiner Persönlichkeit in lebendiger Gegenwart, auch die Formeln, in die er seine Philosophie zusammengefaßt hatte, gingen mit autoritativer Kraft von Geschlecht zu Geschlecht. Außer ihm verdient nur noch der Römer Lucrez (wahrscheinlich 94—54) Erwähnung, den die Wärme seiner Überzeugung und der Schwung seiner Darstellung noch im 18. Jahrhundert zu einem Liebling aufgeklärter Kreise machten. — Das Bild der Epikureer ist in der allgemeinen Vorstellung stark verzerrt; leicht erschienen und erscheinen sie als Verfechter alles und jedes Genusses, während sie in Wahrheit den Menschen von allen Verwicklungen der Weltprobleme befreien und ihm im eigenen Kreise ein ruhiges und heiteres Leben verschaffen wollten. Das ergibt eine Lebensweisheit vornehmer Art, die alles Gemeine fernhält.

So wird der Lebenskreis gegen die klassischen Systeme eng zusammengezogen. Nicht aus einem Verlangen nach dem Wesen der Dinge befaßt sich Epikur mit den Weltproblemen, sondern um durch aufklärendes Erkennen Wahnbilder loszuwerden, die das Leben belasten und alle Freude vergällen. Vor allem wird die Lehre von einem Eingreifen übernatürlicher Mächte in unser Dasein bekämpft, nie läßt sich ruhig und heiter das Dasein genießen, so lange das Schreckbild einer Ewigkeit droht. Daß es Götter gibt, sei nicht geleugnet, ja sie seien verehrt als Musterbilder seligen Lebens! Aber um uns und unsere Welt kümmern sie sich nicht. Weder könnten sie selbst bei steter Bemühung um fremde Angelegenheiten vollkommen glücklich sein, noch wäre bei solcher Fürsorge das Übel erklärlich, das alle Wirklichkeit durchdringt. Daß wir aber der Annahme einer göttlichen Weltregierung nicht bedürfen, das zeigt die Wissenschaft mit dem Nachweise, daß alles in der Welt natürlich zugeht, und daß sich aus dem eigenen Wesen der Dinge vollauf erklärt, was sie an Ordnung und Zusammenhang besitzen. So wird die Naturwissenschaft die Befreierin des Menschen vom Wahn und Druck des Aberglaubens, die unerbittliche Feindin der Götterscheu, die so viel Haß, Leidenschaft, Elend über die Menschheit brachte.

Nicht minder als die religiöse wird die philosophische Bindung an die große Welt abgelehnt, wie sie in der Lehre von einem Schicksal, einer uns mit unentrinnbarem Zwange umfangenden Notwendigkeit vorliegt. Ein solches Schicksal würde einen noch härteren Druck ergeben. Unentbehrlich ist für unser Wohl ein eigenes Lenken und freies Entscheiden; die Willensfreiheit, später gewöhnlich von den Leugnern übersinnlicher Ordnungen hart angefochten, wird hier als eine unerläßliche Bedingung unseres Glückes gefordert. Epikur kann nicht deutlicher zeigen, wie sehr ihm die Sorge um das Glück die reine Forschung zurückdrängt.

Ein aller Verwicklung so abholdes System hat keinen Platz für eine Unsterblichkeit. Warum sollen wir überhaupt fortzuleben verlangen, da die vorhandenen Güter sich während unserer Lebenszeit vollauf auskosten lassen? Warum sollen wir nicht nach eigener Sättigung unseren Platz am Tisch des Lebens anderen einräumen? Uns ist einmal das Leben nur zum Nießbrauch verliehen; übergeben wir nach Ablauf unserer Frist freudig seine Fackel anderen Menschen! Der Tod mit seiner Vernichtung braucht uns nicht aufzuregen. Lehrt doch die einfachste Besinnung, daß er uns in Wahrheit gar nicht berührt. Denn wenn wir sind, ist er nicht, wenn er, wir nicht; warum also mit ihm sich befassen? So kann uns nichts hindern, allein der Gegenwart zu leben und im nächsten Kreise alles Glück zu suchen.

Dieses Glück ist aber nicht zu finden ohne ein unablässiges Aufbieten der Einsicht; sie allein lehrt uns eine richtige Schätzung der Güter. Nur das gibt den Dingen einen Wert für uns, daß sie uns Lust oder Schmerz bereiten; kein anderes Ziel kann sich unser Streben setzen als ein möglichst angenehmes Leben, „Anfang und Ende des seligen Lebens" ist die Lust. Aber sie sei nicht blind aufgegriffen, wie sie uns zufällt; über den Wert der Erlebnisse entscheidet nicht der unmittelbare Eindruck, sondern ihr ganzer Verlauf und alle ihre Folgen; diese wollen überdacht und abgewogen sein, es bedarf einer Kunst, die Lust zu schätzen und abzumessen. Wer anders aber kann diese bieten als die Philosophie?

So wird die Philosophie zur Lebenskunst, ja zur Technik des Genusses; die Aufgabe scheint nicht sonderlich hoch gestellt. Aber sie wächst in der Ausführung durch den Reichtum der Kultur und den Geschmack der gebildeten Persönlichkeit. Der Genuß erfährt — nicht durch eine moralisierende Beurteilung, sondern im eigenen Interesse des Glückes — eine Auslese und Veredlung. Den sinnlichen Freuden werden die seelischen, den äußeren Gütern die inneren als die dauerhafteren und reineren vorgezogen; glücklicher als eine sklavische Abhängigkeit von den Genüssen macht ihre geistige Beherrschung, ein Genießenkönnen ohne ein Genießenmüssen. In Wahrheit genießt hier der Mensch weniger die Dinge als sich selbst, die gebildete Persönlichkeit, in den Dingen, und es besagt zugleich das höchste Ziel weniger eine positive Lust als eine Freiheit von Schmerz und Aufregung, einen heiteren Frieden, eine unerschütterliche Seelenruhe. Dazu aber bedarf es einer Mäßigung der Begierden, eine Befestigung in klarer Einsicht und edler Gesinnung. Denn „es läßt sich nicht angenehm leben, ohne einsichtig, schön und gerecht zu leben, und auch nicht einsichtig, schön und gerecht, ohne angenehm; denn die Tugenden sind mit dem angenehmen Leben verwachsen, und das angenehme Leben ist von ihnen untrennbar" (Epikur). Immer aber bleibt die Hauptquelle des Glückes die rechte Meinung von den Dingen, die Befreiung von der Götterscheu und Todesfurcht, die Erkenntnis, daß das Gute, recht verstanden, ganz wohl erreichbar ist, der Schmerz aber, wenn stark, nur kurz, wenn lang, nur schwach zu sein pflegt. Ein Mann von solchen Überzeugungen wird „weder im Wachen

noch im Traum beunruhigt werden, sondern leben wie ein Gott unter den Menschen". Diese Gesinnung entwickelt sich zu einer durchgebildeten Tugendlehre und einer feinsinnigen ethischen Reflexion. Viele Sätze des Epikur sind auch von den Gegnern in hohen Ehren gehalten und dem gemeinsamen Schatz von Lebensweisheit einverleibt. Daß auch dies System der Lust den Menschen über die äußeren Schicksale hinausheben will, bekundet das Wort des Epikur, es sei besser, bei verständigem Handeln Unglück als bei unverständigem Glück zu haben.

Das Verlangen nach voller Unabhängigkeit des Individuums gestaltet auch die Verzweigung des Lebens eigentümlich. Alle bindenden Verhältnisse werden wegen ihrer Verwicklungen dem Menschen widerraten. Das Staatsleben läßt den epikureischen Philosophen kalt; zufrieden, von dort einen sicheren Schutz zu erhalten, wird er ein Freund der absoluten Regierungsform. Auch die Ehe kann ihn nicht anziehen. Um so mehr entfalten sich die freien Beziehungen von Individuum zu Individuum: die Freundschaft, der geistige Verkehr, die humane Fürsorge. Und zwar beschränkt sich das nicht auf kleine Kreise, es wirkt mit organisierender Kraft ins Weite. „Epikur und seine Jünger haben geworben und die Gemeinschaft fest organisiert. Durch ganz Griechenland erstreckte sie sich, ein Staat im Staate mit fester Verfassung, zusammengehalten nicht nur durch Briefwechsel und Wanderpredigt, sondern durch gegenseitige materielle Unterstützung. Epikur verstand es, einen Gemeinsinn wachzurufen, der mit Recht mit dem in den alten Christengemeinden lebenden verglichen worden ist." So erkennt auch auf diesem Boden die Philosophie eine Hauptaufgabe darin, die nach Lockerung der älteren Ordnungen atomistisch zerstreuten Individuen nach Art einer religiösen Gemeinschaft in neue Zusammenhänge zu bringen und ihnen dadurch innerlich wie äußerlich einen Halt zu gewähren.

Aber das Streben nach einem gerechten Urteil darf nicht die engen Schranken des Epikureismus übersehen lassen. Der Mensch nimmt hier die Welt hin wie eine gegebene Ordnung und weiß sich klug und geschickt mit ihr abzufinden; ein tätiges Benehmen und ein inneres Verhältnis zu ihr erreicht er nicht. Er flüchtet sich aus allem Gewirr und Dunkel zu sich selbst, um sich hier ein echtes Glück zu zimmern. Aber da er nicht weiter vordringt, als zum Befinden des bloßen Subjekts, so eröffnet ihm die Innerlichkeit keine neue Welt, so ergeben sich weder Antriebe noch Kräfte, um die Seele aufzurütteln und weiterzubilden. Ein solches System der Nutzung vorhandener Kräfte hat allen inneren und äußeren Schäden nichts entgegenzuhalten als die Erwägung, daß im Grunde das Böse schwach, das Gute stark sei; es kommt nicht aus ohne einen großen Optimismus; an einen solchen klammert sich in Wahrheit Epikur mit aller Kraft. Wenn nun aber Unvernunft und Leid sich nicht so einfach beschwichtigen lassen? Dann könnte leicht die erhoffte Seligkeit des Weisen in eine innere Leere, in einen trostlosen Pessimismus umschlagen. Ferner enthält eine solche Lebensführung Voraussetzungen, die

sie selbst nicht zu rechtfertigen vermag, die ihr streng genommen widersprechen. Sie verlangt einen hochentwickelten Kulturstand, einen feinen Geschmack und ein edles Empfinden, eine Freude am Guten und Schönen; ohne dies alles würde das Leben leer oder roh werden. Aber einen Trieb, eine solche Kultur durch eigene Arbeit und Opfer hervorzubringen, erzeugt sie nicht; für das sinnliche Naturwesen, über das ihre Begriffe nicht hinausreichen, wird ohne weiteres die gebildete, von geistigen und sittlichen Interessen erfüllte Persönlichkeit eingesetzt. So zehrt diese Lebensanschauung als Parasit an fremden Tafeln; anderer Mühe mußte geschaffen haben, was sie dann mit leichtem Spiel in Genuß und Reflexion verwandelt. Mag daher der Epikureismus in besonderen Zeitlagen die Individuen anziehen, im Lebensstande kann er nichts wecken und erzeugen; er bleibt ein bloßes Nebenergebnis, eine Begleiterscheinung einer reifen, ja überreifen Kultur und wird als solche in neuem Gewande immer von neuem erscheinen und Anhang finden. Alle Klugheit, Gewandtheit, Liebenswürdigkeit aber schützt ihn nicht vor dem schwersten Mangel einer Gedankenwelt: dem Mangel geistiger Produktivität.

c) Die Stoiker.

Die Stoiker haben unvergleichlich mehr für das Lebensproblem getan; auch zeigt ihre Schule weit mehr innere Bewegung. Bei allem Beharren eines Grundtypus wurde die reine Theorie nach und nach zurückgedrängt, in den nachchristlichen Jahrhunderten gewann die Richtung auf das Praktische und Paränetische ganz die Oberhand, und es führte der Stoizismus die moralische Reformation, welche in Wiederbelebung früherer Ideale das spätere Altertum unternahm. Unsere Darstellung hat den gemeinsamen Charakter herauszuheben, der alle geschichtliche Bewegung und alle Individualität der einzelnen Erscheinungen umspannt.

Die weltgeschichtliche Leistung der Stoa für das Lebensproblem ist die wissenschaftliche Begründung der Moral, die Erhebung der moralischen Aufgaben zu voller Selbständigkeit und Überlegenheit. Die Stoiker haben an dieser Stelle nicht überkommene Größen nur weitergebildet, nicht vorhandene Elemente nur fester zusammengeschlossen, sondern eine Moral in der Ausprägung und Abgrenzung, die hier erfolgt, gab es als wissenschaftliche Lehre bisher überhaupt nicht, auch nicht in der sokratischen Schule. Denn wenn die Kyniker das Glück ausschließlich von der Tüchtigkeit erwarteten, so geschah das unter Geringschätzung aller wissenschaftlichen Forschung und daher ohne eine entsprechende Weltanschauung; eine Weltmacht konnte die Moral von da aus nicht werden. Wohl aber konnte sie es von den Stoikern her, für die es kein sittliches Handeln gab ohne die Grundlage einer wissenschaftlichen Überzeugung und den Zusammenhang einer Gedankenwelt.

Das stoische Weltbild ist der klassischen Denkart verwandter, als der erste Eindruck empfinden läßt; nur ist alles ins Abstrakte verschoben und mehr auf

die reflektierende Überlegung gestellt. Der Mensch ein Glied der großen Welt, nur nicht in so engem und augenscheinlichem Zusammenhange; die Welt ein Reich der Vernunft, weniger aber ein harmonisches Kunstwerk als ein System logischer Ordnung und zweckmäßiger Einrichtung; der Mensch durch seine Natur getrieben und befähigt, die Allvernunft zu erfassen, aber mehr in allgemeinen Gedanken als in der Ausbreitung über die Wirklichkeit. Auch bei solcher Fassung kommt dem Menschen die Lebensaufgabe aus seiner Vernunftanlage, seinem Denkvermögen. Das All ist viel zu fest gegründet und streng geschlossen, als daß menschliches Tun den Bestand der Dinge verändern und ihren Lauf in neue Bahnen lenken könnte. Aber das denkende Wesen kann sich zwiefach zur Welt verhalten. Es besagt einen gewaltigen Unterschied, ob man dumpf und stumpf das Weltgeschehen über sich ergehen läßt und unter dem blinden Zwange seiner überlegenen Gewalt tut, was einem auferlegt ist, oder ob man man sich des Weltgedankens bemächtigt, sich das Ganze innerlich aneignet, seine Notwendigkeiten durchschaut und sie damit in Freiheit verwandelt. Hier ist ein Punkt eigenster Entscheidung, der zugleich die Geister scheidet. Was geschehen muß, wird geschehen, aber ob es ohne und gegen uns oder ob es mit unserer Zustimmung geschieht, das verändert gänzlich den Charakter des Lebens, daran liegt es, ob wir Sklaven oder Herren der Dinge sind. Im freien Gehorsam besteht die einzigartige Größe des Menschen, „Gott zu gehorchen ist Freiheit" (Seneca).

Im Weltgedanken Befriedigung finden können wir aber nur, wenn die Vernunft des Alls allem Zweifel enthoben ist; nur dann hat das Aufnehmen der Weltordnung in den eigenen Willen einen guten Grund. So wird ein Hauptstück, ja die Voraussetzung jener Überzeugung die Rechtfertigung des Weltstandes, die Überwindung der scheinbaren Unvernunft des ersten Eindruckes. Es schien, namentlich in späteren Zeiten, oft so, als ob der Philosoph wie ein Anwalt die Gottheit gegen Anklagen zu verteidigen, die Welt dem Menschen gut und annehmbar darzustellen habe. So entspringt der Begriff der Theodicee, dem freilich erst Leibniz den Namen gab.

Bei der Durchführung des Hauptgedankens verbinden und durchkreuzen sich verschiedene Gedankenreihen. Zunächst wird die Idee eines durchgehenden Kausalzusammenhanges und einer allumfassenden Gesetzlichkeit so energisch verfochten, daß sie von hier aus ein Stück des wissenschaftlichen Bewußtseins geworden ist. Diese kausale Ordnung erschien aber den Stoikern zugleich als der Ausdruck eines göttlichen Waltens; eine Gottheit muß der Welt zu Grunde liegen, denn ein All, das beseelte Teile hat, muß auch als Ganzes beseelt sein. Die Gottheit hat die Wirklichkeit für die Vernunftwesen zweckmäßig eingerichtet und in ihre Sorge auch die Individuen eingeschlossen. Was sich an Bösem findet, ist nur ein Nebenergebnis des Weltprozesses, und auch dieses Nebenergebnis wird von der göttlichen Vernunft zum Guten gewandt. — Das Unausgeglichene, ja Widersprechende dieser Gedankengänge macht den Stoikern keine Sorge. Denn ihre Überzeugung entspringt weit weniger einer

wissenschaftlichen Beweisführung als einem ihnen zu geistiger Selbsterhaltung notwendigen Glauben. Dieser Glaube aber bestätigt und bekräftigt sich ihnen durch die praktische Aufgabe, die er stellt und für die er die ganze Kraft des Menschen aufruft.

Der Gedanke der Weltvernunft kann nur dann zu voller Freiheit und vollem Glücke führen, wenn unser ganzes Sein in Denken verwandelt und aus ihm alles entfernt wird, was uns von fremden Gewalten abhängig macht. Das aber tut das Gefühl, das tun die Affekte, indem sie uns in alle Aufregungen und Leiden des Daseins verstricken. Der Hauptgrund dieser Irrung ist eine falsche Schätzung der Dinge. Denn es haben die Leiden wie das ganze äußere Dasein eine Macht nur über den, welcher ihnen mit Unrecht eine Wirklichkeit beimißt, „es beunruhigen uns nicht die Dinge, sondern unsere Meinungen von den Dingen" (Epiktet). Solche Irrung zu überwinden und lediglich der rechten Schätzung zu folgen, ist selbst eine Tat, die höchste Anspannung unserer Kraft verlangt. So wird das Denken bei sich selbst ein Handeln, es ist keine bloße Theorie, sondern eine unablässige Tätigkeit, ein Aufrufen unseres Wesens, ein Fernhalten aller Ermattung, es ist mit einem Worte eine Denkhandlung, welche Weisheit und Tugend untrennbar zusammenfaßt, ja in Eins verschmilzt. Diese Denkhandlung allein enthält echtes Glück; wer es draußen sucht und damit den Eindrücken der Dinge unterliegt, wer auf Genuß ausgeht und damit in Gier und Angst gerät, ist sicherem Elend verfallen. Nicht nur ein Zuviel der Affekte, sondern allen und jeden Affekt, Lust und Leid, Begier und Furcht, hat eine männliche Seele abzulegen. Ja das Mißgeschick wird wertvoll als eine Übung zur Tugend, die in der Ruhe leicht erschlafft; ein Unglück ist es, niemals Unglück zu haben. Die Göttin Fortuna pflegt gewöhnlichen Naturen ihre Gunst zu schenken, der große Mann wird zur Überwindung großer Schicksale und Widerwärtigkeiten aufgerufen. Wie zum eigenen Leide, so stelle man sich auch zu fremdem nicht empfindend, sondern handelnd; helfen wir rasch mit der Tat, lassen uns aber nicht in ein mitleidiges Jammern und Klagen hineinziehen, das niemand frommt! Durchgängig herrsche volle „Apathie", d. h. nicht eine stumpfe Gefühllosigkeit, sondern eine gänzliche Unnachgibigkeit, ein Abweisen aller weichlichen Erregung.

Solche Befreiung von der Macht des Geschickes umfaßt auch das Recht, das Leben in freier Entscheidung abzuwerfen, sobald es nicht mehr die Bedingungen einer vernünftigen Tätigkeit gewährt. Die Selbsttötung erscheint hier nicht als ein Akt der Verzweiflung, sondern als eine Sache ruhiger Abwägung und eine Betätigung sittlicher Freiheit. Und wie die griechischen Denker ihr Leben ihren Überzeugungen entsprechen ließen, so sind in Wahrheit von den Häuptern der Stoa mehrere freiwillig aus dem Leben geschieden. Der großen Mehrheit der Stoiker bedeutet dabei der Tod kein völliges Erlöschen. Die Einzelseelen werden fortdauern, bis der periodisch wiederkehrende Weltbrand sie in die Gottheit, den Grund aller Dinge zurückführt. Aber auch der Gedanke eines völligen Unterganges hat nichts Schreckliches. Denn die

Länge der Zeit bewirkt keinen Unterschied im Glück; der Tüchtige besitzt schon jetzt, und solange er lebt, alle Seligkeit der Gottheit.

So fügt sich alles in der Theorie leicht und glatt zusammen, das Leben scheint aller Gefährdung entzogen. Aber die Stoiker täuschen sich keineswegs über die Schwere der Aufgabe. Der Zug freudigen Schaffens, der die Arbeit der klassischen Denker auszeichnet, verschwindet bei ihnen, das Dasein erhält einen tiefen Ernst, das Leben wird ein unaufhörliches Arbeiten und Ringen. Daß Leben Kämpfen sei (vivere est militare), ist namentlich von hier in die Vorstellung der Menschheit eingegangen.

Zu kämpfen hat der Denker zunächst gegen seine Umgebung, die der falschen Schätzung der Dinge folgt; so werde das Urteil des Haufens als gleichgültig behandelt und auch die härteste Paradoxie nicht gescheut. Schwere Gefahren bringt auch die Kultur mit ihrer Verweichlichung und ihrem wachsenden Raffinement; dem wird eine Hochschätzung einfacher Verhältnisse, eines schlichten, ja rohen Naturzustandes entgegengehalten. Mehr aber als gegen alles Äußere muß der Denker gegen sich selbst kämpfen, gegen die Gefahren im eigenen Wesen. Denn der Todfeind echten Glückes, ein passives Verhalten zu den Dingen, lauert unablässig in seiner Brust und lockt zum Abfall von den hohen Zielen; dagegen bedarf es unermüdlicher Wachsamkeit, unerschütterlicher Tapferkeit. Solche innere Tapferkeit wird die Haupteigenschaft des Tüchtigen; die vollendete Tugend ist Heroismus, Seelengröße. Der Held wächst weit hinaus über den Durchschnitt, der Einsturz der Welt kann ihn nicht erschüttern, sein Verhalten wird ein Schauspiel für die Gottheit. Aber auf seiner weltüberlegenen Höhe vereinsamt er gegen Menschen und Dinge, er gewinnt weniger eine Herrschaft über die Welt als eine Gleichgültigkeit gegen die Welt, er verbleibt mehr im Meditieren der Tätigkeit, in der Bereitschaft zur Tätigkeit, als daß seine Kraft in wirkliche Tätigkeit versetzt und dadurch voll angespannt würde. Auch läßt sich die Frage nicht unterdrücken, wieviele sich wirklich zur Höhe des Helden aufschwingen, wieviele die Kraft zur Befreiung finden. Auf diesen einen Punkt der moralischen Kraft ist aber bei den Stoikern das ganze Leben gestellt. Wohin soll sich der Mensch wenden und worauf soll er hoffen, wenn hier ein weiter Abstand vom Ziele und eine Ohnmacht des eigenen Vermögens zur Empfindung käme?

So enthält das Lebensbild der Stoiker viel Problematisches. Aber hinter allem Problematischen bleibt ein unverlierbarer Kern von höchstem Werte: die Entdeckung und Entfaltung einer selbständigen Moral. In der Entscheidung für den Weltgedanken, in der Tat des freien Gehorsams erscheint ein Werk des ganzen und inneren Menschen; der Mensch bekundet damit ein Vermögen, sich jenseits aller Mannigfaltigkeit der einzelnen Kräfte zu einer Einheit zusammenzufassen und sein ganzes Dasein auf eigene Tat zu stellen. Diese Tat wird allem nach außen gerichteten Wirken weitaus überlegen. Damit erlangt die Innerlichkeit eine volle Selbständigkeit, eine Tiefe der Seele wird freigelegt und zum Hauptziel aller Arbeit gemacht. Das ergibt nach verschiedenen

Richtungen fruchtbarste Wandlungen. Nun bekommt die Selbsterkenntnis den Sinn einer Prüfung und Beurteilung der inneren Verfassung des Menschen, nun gewinnen Begriffe wie Bewußtsein und Gewissen eine volle Klarheit und zugleich eine feste Bezeichnung, nun verlegt sich der Wert der Handlung ganz in die Gesinnung.

Zugleich wird die Überlegenheit der Moral in vollem Umfang anerkannt. In aller Paradoxie der Ausdrücke erscheinen hier einfache und unanfechtbare Wahrheiten. Das Sittlichgute allein darf gut heißen, der Tugend gegenüber werden alle anderen Werte des Lebens gleichgültig, sie allein gibt wahres Glück. Zugleich verschärft sich der Unterschied vom Guten und Bösen zu vollem Gegensatz, es entfallen alle Übergänge und Vermittlungen, das ganze Leben stellt den Menschen vor ein schroffes Entweder-Oder. Dabei steht die Entscheidung nicht bei unserem Belieben. Denn über uns waltet das Weltgesetz und fordert unseren Gehorsam. Kräftiger als je zuvor erhebt sich die Idee der Pflicht und schafft sich wie einen deutlichen Begriff so einen festen Ausdruck.

Dieser Verinnerlichung der Lebensführung entspricht eine dem Altertum neue Universalisierung; wo die reine Innerlichkeit so sehr zur Hauptsache wird, da verblassen alle Unterschiede der Menschen vor dem, was uns allen wesentlich und gemeinsam ist. Nun können und müssen wir uns als Menschen achten und für einander sorgen; es hält uns nicht sowohl der einzelne Staat oder die Nation zusammen als die allumfassende Vernunft. So entwickelt sich eine universalmenschliche, kosmopolitische Ethik. Was die älteren Stoiker darüber lehrhaft vortrugen, das haben zu lebendiger Empfindung und praktischer Betätigung namentlich die Denker der römischen Kaiserzeit gebracht. Die Idee der brüderlichen Zusammengehörigkeit aller Menschen wird eine Macht, das Bild des Organismus erstreckt sich vom Staat auf die ganze Menschheit, und es erscheinen alle Vernunftwesen als Glieder eines Leibes; auch in dem Geringsten werde das Menschenwesen geachtet und selbst im Feind der Mensch geliebt. So entwickelt sich der Plato und Aristoteles noch unbekannte Begriff der Humanität (Philanthropie). Alle Menschen sind Bürger des einen Weltreiches der Vernunft, „die Welt ist das gemeinsame Vaterland aller Menschen" (Musonius), „Heimat und Vaterland ist mir als Antonius Rom, als Mensch das Weltall" (Mark Aurel). Die Verstärkung der Gottesidee steigert die Wärme solches Empfindens: als Kinder eines Vaters sollen wir brüderlich zusammenhalten, uns gegenseitig lieben und unterstützen. Von da ergießt sich ein Strom humaner Gesinnung auch in die allgemeinen Verhältnisse und wirkt zur Milderung der Sklaverei, zur Fürsorge für Arme und Kranke. Kaiser und Sklaven umschlingt und verbindet dasselbe Streben. Auch wird jetzt über den besonderen Gesetzen der einzelnen Staaten ein gemeinsames Naturrecht anerkannt und ausgebildet, von dessen Wirken das römische Recht deutliches Zeugnis ablegt.

Darin freilich hat die stoische Denkart eine Schranke, daß alle Leistung innerhalb einer gegebenen Welt verbleibt; es wird nicht versucht, eine neue Lebensgemeinschaft zu gründen und die einzelnen Kräfte zum Kampf gegen

die Unvernunft zu verbinden. Auf antikem Boden bleibt jene Bewegung zur Humanität und zum Kosmopolitismus mehr eine Sache individueller Betrachtung und Empfindung als eines gemeinsamen Aufbaues. Aber auch jenes hat seinen Wert, es bildet die Einleitung aller weiteren Entwicklung.

Die Geschichte der Stoa gehört nicht in unseren Plan. Nur das sei bemerkt, daß der Verlauf der Jahrhunderte die Probleme und Mißstände des Ganzen immer deutlicher hervorgetrieben hat: den Abstand zwischen dem hochgespannten Ideal und dem wirklichen Benehmen des Menschen, den Mangel an einem positiven Lebensinhalt, die Vereinsamung des Individuums, die starre Unterdrückung alles Gefühls. Schon von früherer Zeit her fehlte es nicht an Anbequemungen, an Ermäßigungen der strengen Grundsätze; aber aus ihnen erwuchsen neue Verwicklungen. Indem die Stoiker sich von dem hohen Lebensideal des Weisen zu Regeln für den Durchschnittsmenschen herabließen, wurden sie die Urheber der bedenklichen Lehre von einer doppelten Moral; indem sie statt einer streng wissenschaftlichen Abteilung irgendwelche annehmbare Empfehlung (probabilis ratio) als hinlängliche Begründung anerkannten, haben sie den übelberufenen Probabilismus aufgebracht.

Aber bei allen Widerständen und Verwicklungen hat die Stoa den Kampf tapfer und treu ausgehalten und sich namentlich in den ersten christlichen Jahrhunderten als den Kern einer moralischen Reformation erwiesen. Wohl konnte auch ihre Arbeit sich der veränderten Zeitlage nicht entziehen, die immer dringlicher, immer stürmischer das Glücksproblem in den Vordergrund rief. Bei den Stoikern der römischen Kaiserzeit wird die Philosophie vor allem ein Halt und Trost gegen die Unruhen und Leiden des Daseins; die Einkehr in das eigene Innere, die Belebung des Göttlichen, das jedem Menschen innewohnt, verheißt eine sichere Befreiung von allem Übel und den Gewinn reinen Glückes. Der Gedanke überfliegt alle Zeit und Sinnlichkeit, um bei der Ewigkeit einer unsichtbaren Ordnung zu verweilen. Aber aller Aufschwung des Geistes, alle Selbstzusprache des Weisen überwindet nicht völlig ein unaufhaltsam aufsteigendes Gefühl der Leere und Nichtigkeit unseres ganzen Daseins. So sehen wir z. B. den Kaiser Mark Aurel, den letzten bedeutenden Stoiker, von widersprechenden Stimmungen hin- und hergeworfen. In den Selbstgesprächen, die den Monolog in die Weltliteratur eingeführt haben, preist er oft die Herrlichkeit der Welt und die Größe des Menschen. „Die Seele durchwandert die ganze Welt und das Leere um sie und ihren Gesamtbau, und sie erstreckt sich in die Unendlichkeit der Ewigkeit und umfaßt die periodische Wiedergeburt aller Dinge." Die Ewigkeit kann uns zur vollen Gegenwart werden. Denn in die gegenwärtige Handlung läßt sich das ganze Leben, läßt sich Vergangenheit und Zukunft zusammenfassen. So soll der Mensch sich über alles Kleine erheben und „wie auf einem Berge leben". Aber der Gedanke des Besitzes der Ewigkeit nimmt leicht auch die Wendung, daß das ganze zeitliche Leben gleichgültig wird und das Tun allen kräftigen Antrieb verliert. Es wird nichts Neues gewonnen bei aller scheinbaren Wandlung. „Wer das Jetzt gesehen hat, hat alles gesehen,

was von Ewigkeit war, und was in Ewigkeit sein wird. Denn alles ist gleichartig und gleichförmig.“ „Wer vierzig Jahre alt ist, hat, wenn er nur einigen Verstand besitzt, gewissermaßen alles Vergangene und Zukünftige gesehen gemäß seiner Gleichartigkeit.“ Wo aber so sehr alle Spannung verschwindet, da wird unser Dasein nichtig: „die Welt ist ein steter Wandel und das Leben bloße Meinung“. Ja es erscheint diese Nichtigkeit als der sicherste Schutz gegen alle Unruhen und Gefahren; so erwacht die Neigung, unser Leben mit seinen Leiden, aber auch seinen Freuden als völlig belanglos darzustellen. „Die ganze Erde ist ein Punkt“, „alles Menschliche ist Rauch“, „das menschliche Leben ist ein Traum und eine Wanderschaft in der Fremde“, „bald wird die Ewigkeit alles bedecken.“

Das sind Stimmungen einer müden und matten Zeit; wo der Mensch so gering von sich und seiner Aufgabe denkt, da muß aller Lebensmut zusammenbrechen, da gibt es keinen erfolgreichen Widerstand gegen eine innere Verödung des Lebens sowie gegen ein jähes Sinken der Kultur. Die Zeit der Systeme der Lebensweisheit war vorbei. Sie hatten ihre Aufgabe in einer Epoche reicher und gesättigter Kultur. Hier haben sie dem Individuum seine eigene Innerlichkeit erschlossen, in ihr neue Tiefen entdeckt, dem Menschen in sich selbst einen Halt, ja eine Weltüberlegenheit gezeigt. Sie haben sich eifrig der sittlichen Erziehung der Menschheit angenommen, sie haben nicht nur Schriften hervorgebracht, welche in alle Kreise drangen und zur Veredlung der Überzeugungen wirkten, sie haben auch gefeierte Vorbilder des Lebens geliefert. Aber diese vorwiegend auf subjektive Reflexion und individuellen Antrieb gegründete Arbeit konnte nicht mehr genügen, sobald der gesamte Kulturstand ins Wanken geriet und die Menschheit einen Kampf um ihr geistiges Dasein aufzunehmen hatte; gegenüber der Forderung durchgreifender Neubildungen versagte diese Lebensweisheit. Fruchtbare Wirkungen jedoch erstrecken sich von ihr weit über den nächsten Kreis und die eigene Zeit hinaus. Aus der stoischen Ethik schöpfte in reichstem Maße das alte Christentum, auf die Stoiker griff die moderne Aufklärung zurück, eine Verwandtschaft mit ihnen zeigen bei aller Veränderung der geistigen Lage Männer wie Hugo Grotius, Descartes, Spinoza, ja selbst noch Kant und Fichte. Nicht nur sind einzelne Werke dieser Schule der Weltliteratur einverleibt, auch das Ganze der hier entwickelten Lebensanschauung behauptet sich als ein selbständiger Typus mannhafter und vornehmer Art.

3. Die weltgeschichtliche Bedeutung des Mittelalters.

Von Leopold v. Ranke. Weltgeschichte. Band VIII. Leipzig, 1887 und Die römischen Päpste. Band I. 3. Aufl. Berlin, 1844.

a) Die Entstehung der mittelalterlichen Kulturwelt.

Eine große Periode im Leben des menschlichen Geschlechts, vom Ausgang des fünften bis zu dem des fünfzehnten Jahrhunderts, sind wir gewohnt, mit

dem Namen Mittelalter zu bezeichnen. Die Vorstellung einer tausendjährigen Unterbrechung der allgemeinen Kultur, die man ehedem mit dieser Benennung verband, hat, aus humanistischen Anschauungen entsprungen, auf literargeschichtlichem Gebiet einen Schein von Berechtigung: für die universalhistorische Betrachtung kommt ihr keinerlei Wahrheit zu.

Vielleicht an keinem anderen Gegenstand ermißt man so deutlich die Vertiefung der geschichtlichen Ansicht, zu der die Forschung unseres Zeitalters geführt hat. Während des achtzehnten Jahrhunderts erblickte man im Mittelalter, gegenüber der antiken wie der modernen Welt, fast nichts als Barbarei und Finsternis; es galt für eine Epoche der Knechtschaft unter hierarchischem und aristokratischem Joch; man wollte an den Erscheinungen dieses ausgedehnten Zeitraumes kaum etwas wahrnehmen, was der Aufmerksamkeit würdig wäre. Mit wie lebendiger Teilnahme wandte sich dagegen der Geist des neunzehnten Jahrhunderts eben diesen Erscheinungen zu!

Die Poesie des Mittelalters hat nach verachtender Verkennung, wie sie selbst unser Friedrich der Große auf das schroffste aussprach, wieder Gnade gefunden vor den Augen der Gelehrten; alle Nationen wetteifern nun, ihre Denkmale ans Licht zu ziehen, sie zu studieren. Die herrlichen Monumente der Baukunst, die man verfallen ließ oder durch vermeinte Verschönerungen verunstaltet hatte, wurden in ihrer ursprünglichen Pracht und Größe wiederhergestellt oder vollendet. Die Rechtsaltertümer der germanischen Stämme und der aus ihnen erwachsenen Reiche beschäftigten die historische Rechtswissenschaft als eines der größten Probleme. Die Philosopheme der Scholastiker, die man lange Zeit als Verkehrtheiten verlacht hatte, erregten das ernste Interesse der Theologen und Philosophen. Tausend lokale Beziehungen jener Vergangenheit zur Gegenwart, ihre Reliquien, die sich da und dort erhalten haben oder aus dem Boden aufgegraben werden, boten allerorten den Stoff zu einer neuen, mit Liebe gepflegten Altertumskunde. Man fand Gefallen, wie an dem Gesange des Rittertums, so an den idealen Tendenzen der Kirche, dem Schwung der Kreuzzüge. Die gewaltigen Hierarchen erweckten soviel Bewunderung wie die heroischen Fürsten, die sich ihnen gegenüberstellten; in ihrem Gleichgewicht oder Gegensatz erschien das Wesen, die Bewegung der Welt. Denn die produktive Kraft der Religion zeigt sich zwar als die mächtigste, jedoch keineswegs als die einzige Quelle des mittelalterlichen Lebens; mit den kirchlichen trafen überall die weltlichen, die nationalen Elemente in voller Originalität zusammen: staatenbildende Triebe waren, wenn je, gerade damals vorhanden. Fand man doch hier den Weg, Freiheit und Unterordnung zu verbinden in der Idee der persönlichen sittlichen Verpflichtung. Die gesetzlich beschränkte, legitime Monarchie, der Stolz der Gegenwart, enthüllt sich so in ihrem Kern als ein Produkt des Mittelalters; einer der vornehmsten Konstitutionellen unserer Tage, Guizot, hat den Ursprung freier Staatsverfassungen in den ständischen Einrichtungen desselben nachgewiesen.

Nicht als dürfte man darüber das Gefühl des Unterschiedes der Epochen

verlieren. Aus dem Geiste der Korporation, der das öffentliche Leben jener früheren Zeit allenthalben erfüllt und beherrscht, ließe sich der Gedanke der individuellen Freiheit, der das heutige Dasein durchdringt, in der Tat nicht herleiten. Überhaupt, wer wollte an eine Wiederherstellung entschwundener Zustände und Begebenheiten denken? Der Boden ist urbar gemacht, die Städte sind gegründet, die Staaten befestigt, in denen wir wohnen, die Kirchen gebaut: es ist unmöglich, daß Gegenwart oder Zukunft etwas dem Ähnliches aus ihrem Schoß hervorbringen. Das eben ist das Geheimnis der Geschichte, daß nicht jedes Zeitalter zu allem fähig ist; das Leben des Menschengeschlechtes setzt sich aus allen Epochen zusammen, in keiner einzigen tritt es ganz hervor. Nicht sich selber vermochte daher unser Jahrhundert in der Erkenntnis des Mittelalters wiederzufinden; wohl aber entdeckte es dort mehr als eine der besten Wurzeln seiner eigenen Natur: wir sind inne geworden, daß sich die moderne Welt nicht verstehen läßt ohne die Erforschung jener Zeiten.

Mit alledem wäre jedoch die eigentlich weltgeschichtliche Bedeutung des Mittelalters bei weitem nicht ausgesprochen. Für diese kommt nicht allein der Zusammenhang einer Epoche mit dem Dasein der folgenden in Betracht, auch den vorhergehenden gegenüber muß sie eine Kontinuität des geistigen Lebens aufweisen: erst in beiden Richtungen offenbart sich ihr wahres Verhältnis zu den großen Aufgaben der Menschheit.

Ich erinnere an den Begriff, den ich mit den universalhistorischen Studien überhaupt verbinde. Neben und über der Geschichte der einzelnen Völker vindiziere ich der allgemeinen Geschichte ihr eigenes Prinzip; es ist das Prinzip des gemeinschaftlichen Lebens des menschlichen Geschlechts, welches die Nationen zusammenfaßt und sie beherrscht, ohne doch in denselben aufzugehen. Man könnte es bezeichnen als die Bildung, Erhaltung, Ausbreitung der Kulturwelt; nicht der Kultur, wie man sie gewöhnlich versteht, was einen auf Wissenschaften und Künste beschränkten Horizont ergeben würde. Die Kulturwelt umfaßt zugleich Religion und Staat, die freie, dem Ideal zugewandte Entwicklung aller Kräfte; sie bildet den vornehmsten Erwerb und Besitz des menschlichen Geschlechts, der sich von Generation zu Generation fortpflanzt und vermehrt. Sie begreift alle die Kenntnisse, die, einmal erworben, nicht wieder untergehen, die Fertigkeiten, die ein Jahrhundert vom andern überkommt und herübernimmt, die allgemeinen Begriffe von Moralität und Recht, die zwar dem Menschen angeboren sind, jedoch entwickelt und zu klarem Bewußtsein erhoben sein wollen, überhaupt ein Mitgefühl dessen, was dem Menschen als solchem Ehre macht und geziemt. Nur das, was sich auf diesem Boden bewegt, gehört der Kulturwelt an. Es ist aber kein abgesondertes Bestreben, sondern es ist mit Politik und Krieg, mit allen Ereignissen, welche die Tatsachen der Geschichte ausmachen, untrennbar verbunden. Das welthistorische Moment tritt nicht in allgemeingiltigen Formen, sondern in den verschiedensten Gestalten hervor, je nachdem es das besondere Leben der Nationen so mit sich bringt, und zwar keineswegs in friedlicher und ungestörter Ent-

wicklung, sondern in steten Konflikten und Kämpfen; denn zu streiten ist die Natur der Menschen. Die Universalhistorie besteht aus der Geschichte unablässigen Ringens um die höchsten Güter der Menschheit; die universalhistorische Bewegung ist ein lebendiges Etwas, das sich unter allen Stürmen durch seine eigene Kraft gewaltig fortbewegt.

Wie das zu allen Zeiten geschehen ist, wie dies einmal entwickelte, aber doch immer an ein bestimmtes politisches Dasein geknüpfte Element der Kultur in den Wechselfällen der Geschicke der Völker, seiner Träger, sich zu erhalten und fortzupflanzen vermocht hat, wie es all den blutigen Zerstörungen, den gewaltsamen Gründungen neuer Zustände zum Trotz sich dennoch behauptete, bildet die vornehmste weltgeschichtliche Frage. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, besitzt die tausendjährige Epoche, die wir das Mittelalter nennen, unerschöpflichen universalhistorischen Gehalt.

Es liegt im Wesen der menschlichen Natur, daß die Kulturwelt von denen, die an derselben nicht teilnehmen, unaufhörlich angegriffen und gefährdet wird. Allein auch die Nationen, welche ihr angehören, die Gewalten, die sich in ihrem Innern ausgebildet, geraten untereinander ebenfalls in den heftigsten Widerstreit. Nicht selten wirkt beides, die innere Entzweiung und der Angriff von außen, auf das verderblichste zusammen. Zuweilen endlich tritt überdies der Fall ein, daß die Träger der Kultur durch ein dem inneren Gebot der menschlichen Würde, der moralischen Weltordnung widersprechendes Verhalten im öffentlichen und privaten Leben in sich selbst verkommen und untauglich werden, ihren allgemeinen Beruf zu erfüllen. In verhängnisvollstem Maß vereinigten sich diese Erscheinungen in den Zeiten des sinkenden römischen Reiches. Darauf beruht es, daß die antike Kulturwelt, an deren Aufrichtung so viele Generationen, so geisteskräftige Völker, so große Charaktere gearbeitet, alles Widerstandes ungeachtet durch barbarische Nationalitäten überflutet und teilweise überwältigt ward. Vor allem im Abendlande nahm ein chaotisches Treiben überhand, in welchem sich mehrere Jahrhunderte lang, trotz mannigfacher Versuche, das Alte mit dem Neuen zu versöhnen, nichts Bleibendes zu bilden vermochte. Das Kaisertum von Byzanz, das mit der mehr und mehr erstarrenden Tradition der antiken Kultur den Anspruch auf Behauptung der Weltherrschaft verband, unternahm gegen die kaum gegründeten Königreiche der Germanen einen ausdauernden Kampf, der doch zu durchgreifender Entscheidung nicht zu bringen war. Zumal, da der einen wie der andern Region gegenüber sich rasch und gewaltig eine dritte Macht erhob, die Weltmacht des Kalifats, welches den Orient umfaßte und zugleich in den Okzident erobernd eingriff.

Daß sich inmitten dieser äußersten Verwirrung im fränkischen Reiche der Karolinger dennoch eine haltbare Autorität wiederherstellte, daß in der verjüngten abendländischen Welt, die aus dem Toben der Stürme hervortrat, auch die altüberkommenen Elemente der Kultur eine Stätte gefunden, von einer einigermaßen gesicherten, wenngleich noch immer zweifelhaften Zu-

kunst: das eine wie das andere ward, wie jedermann weiß, vornehmlich durch die Kraft der Religion bewirkt. Die Siege freilich wurden auch diesmal durch die Waffen erfochten; allein wie im Andrange des Islam selbst, so gaben auch in der Abwehr, die ihm Halt gebot, die religösen Impulse den Ausschlag. Sie sind es nicht minder gewesen, was im Innern der romanisch-germanischen Welt den Zwiespalt der Nationalitäten, den Gegensatz der überlieferten Prinzipien zu den eigentümlichen Tendenzen der neuen Einrichtungen überwand. In der Kirche, wie sie sich im römischen Papsttum konzentrierte und nicht Weniges in sich aufnahm, was dem Bedürfnis roher Völkerschaften entsprach — ich will nur des Reliquiendienstes und der Lokalheiligen gedenken, welche überall verehrt wurden und in der Tat etwas vom alten Heidentum an sich trugen — waren doch immer die Ideen des echten Christentums enthalten; es bestand selbst die Notwendigkeit ihrer Verbindung mit Wissenschaft und Kunstübung, die niemals ganz vernachlässigt wurde. Die Kirche des Mittelalters erwarb sich das Verdienst, die Überlieferungen des Altertums zu den geistlichen Interessen, die dem Menschen am nächsten liegen, in Beziehung zu setzen und sie dergestalt fortzupflanzen. Sie bewahrte ihre Denkmale, erkannte ihren Wert, repräsentierte ihren Inhalt und rettete den Zusammenhang der neuen Existenz mit der alten. Eben deshalb waren Staat und Kirche auf das engste Bündnis miteinander angewiesen; sie bildeten zusammen ein mächtiges Gefüge, dessen imposante Einheit der Monarchie Karls des Großen ihren weltgeschichtlichen Charakter verleiht.

Auch dabei konnte es indes nicht lange sein Bewenden haben. Der Fortgang der universalen Entwicklung beruhte zunächst auf zwei Momenten von scheinbar destruktiver Richtung.

Das karolingische Reich, in welchem die Idee der abendländischen Christenheit sozusagen historisch präformiert zutage tritt, erscheint, an der späteren Verwirklichung dieses Begriffs gemessen, in seiner inneren Zusammensetzung unhaltbar, seinem äußeren Umfang nach hingegen unvollständig. Gewiß, in dem Prozesse seiner Auflösung stehen andere Erscheinungen und Motive der Zersetzung im Vordergrund: dynastische Irrungen, das Emporkommen einer unbotmäßigen Aristokratie, der Zwist der geistlichen mit den weltlichen Interessen. Allein unleugbar ist doch, daß die in jenem Reiche vereinigten Völkerstämme, indem sie unter dem belebenden Einfluß der Kultur allmählich im Umkreis der gleichartigen Elemente zu nationalen Massen zusammenwuchsen, auf die eine oder die andere Weise auseinanderstreben und schließlich auseinanderfallen mußten. So wie es nunmehr geschah, vollzog es sich zugleich nicht ohne die entschiedenste Mitwirkung einer bisher vom Zuge der allgemeinen Geschichte noch unberührten Außenwelt. Den ehemaligen Barbaren, die sich zu Erben des römischen Imperiums im Okzident aufgeschwungen, traten an den Marken ihrer eigenen Zivilisation im neunten Jahrhundert neue Barbaren kampfgerüstet entgegen. Die versuchte Propaganda erwiderten sie mit wilder Feindseligkeit. Indem man dann alles zusammengriff: — das innere Zer-

würfnis, die wieder vordringende Macht der Sarazenen, die alte byzantinische Rivalität — so sah es wohl noch einmal so aus, als werde die gewonnene Grundlage der Kultur wieder umgestürzt werden. Im großen und ganzen jedoch ereignete sich abermals das Gegenteil. Wie die Wut des heidnischen Angriffs sich hauptsächlich gegen die religiösen Institute gerichtet hatte, so war es die Bekehrung, die auch diesmal zu jedem weitern Verständnis die Brücke schlug. Die eingedrungenen Feinde wurden von den Elementen der kirchlich-politischen Bildung, welche sie zu zerstören getrachtet hatten, ergriffen und festgehalten.

Was im zehnten Jahrhundert angebahnt, ward im elften in den Grundzügen vollendet. Nach und nach finden wir das Christentum und mit ihm die Anfänge höherer Staatsordnung auch auf die Heimat der noch vor kurzem so feindseligen neuen Völkerstämme übertragen. Ausgedehnte Gebiete wurden der universalhistorischen Bewegung eröffnet, der Kulturwelt angeschlossen. Auch im östlichen Europa haben wir analoger Erfolge der griechischen Kirche zu gedenken; doch war es diesen Regionen nicht beschieden, fortan einer ununterbrochenen Entwicklung zu genießen. Definitiv hingegen bildete sich so der große Komplex der abendländischen Nationen aus, der die lateinische Christenheit des Mittelalters konstituierte, ein Gemeinwesen der Kultur, in sich keineswegs von zufälliger Zusammensetzung. Es ist vielmehr die bei aller Umwandlung ungebrochene Natur der Urbevölkerung dieser Bereiche, deren Rückwirkung dem Ganzen seine große, niemals hinweggeräumte Mannigfaltigkeit verleiht. Denn was damals im Konflikt aller Weltelemente zustande kam, besteht im wesentlichen noch heute: in jener Epoche erhoben sich die Nationen und Reiche des modernen Europa in ihren allgemeinen Umgrenzungen und charakteristischen Besonderheiten.

Anders aber konnte es nicht sein: indem diese abendländische Christenheit sich zwar auf der Grundlage des karolingischen Reiches, jedoch nicht minder im Gegensatz zu diesem ausbildete, nahm sie einen vielfach abweichenden Charakter an. Vor allem: ihre Einheit stellte sich nicht mehr, wie in den Tagen Karls des Großen, im Kaisertume dar; an seine Stelle ist seit dem Ende des elften Jahrhunderts das Papsttum getreten.

b) Kaisertum und Papsttum.

Niemals hat der deutsche Name in Europa mehr gegolten als im zehnten und elften Jahrhundert, unter den sächsischen und ersten salischen Kaisern. Von den östlichen Grenzen, wo der König von Polen sich persönliche Unterwerfung und eine Teilung seines Landes hat gefallen lassen, wo der Herzog von Böhmen zur Haft verurteilt worden, sehen wir Konrad II. nach dem Westen aufbrechen, um Burgund den Ansprüchen französischer Magnaten gegenüber zu behaupten. In den Ebenen der Champagne überwindet er sie; über den Bernhard kommen ihm seine italienischen Vasallen zu Hilfe; er läßt

sich krönen zu Genf und hält seine Landtage in Solothurn. Unmittelbar hierauf begegnen wir ihm in Unteritalien. „An der Grenze seines Reiches," sagt sein Geschichtschreiber Wippo, „in Capua und Benevent hat er durch sein Wort die Zwistigkeiten geschlichtet." Nicht minder gewaltig herrschte Heinrich III. Bald finden wir ihn an der Schelde und Lys — siegreich über die Grafen von Flandern; bald in Ungarn, das er wenigstens auf eine Zeitlang zur Lehnspflicht nötigte, jenseits der Raab, und nur die Elemente setzen ihm Schranken. Der König von Dänemark sucht ihn zu Merseburg auf; einen der mächtigsten Fürsten von Frankreich, den Grafen von Tours, nimmt er als Vasallen an; die spanischen Geschichten erzählen, daß er von Ferdinand I. in Kastilien, so siegreich und mächtig dieser auch war, als Oberlehnsherr aller christlichen Könige anerkannt zu werden gefordert habe.

Fragen wir nun, worauf diese so weit ausgebreitete, ein europäisches Supremat in Anspruch nehmende Macht in ihrem Innern sich gründete, so finden wir, daß sie ein sehr bedeutendes kirchliches Element in sich schloß. Auch die Deutschen eroberten, indem sie bekehrten. Mit der Kirche rückten ihre Marken vorwärts, über die Elbe nach der Oder hin, die Donau hinunter; Mönche und Priester gingen dem deutschen Einfluß in Böhmen und Ungarn voraus. Allenthalben ward deshalb den geistlichen Gewalten eine große Macht verliehen. In Deutschland erhielten Bischöfe und Reichsäbte nicht allein in ihren Besitztümern, sondern auch außerhalb derselben gräfliche, ja zuweilen herzogliche Rechte; und man bezeichnet die geistlichen Güter nicht mehr als in den Grafschaften, sondern die Grafschaften als in den Bistümern gelegen. Im obern Italien kamen fast alle Städte unter die Vizegrafen ihrer Bischöfe. Man würde irren, wenn man glauben wollte, es sei hiermit den geistlichen Gewalten schon eine eigentliche Unabhängigkeit eingeräumt worden. Da die Besetzung der geistlichen Stellen den Königen zukam — die Stifter pflegten Ring und Stab ihrer verstorbenen Vorsteher an das Hoflager zurückzuschicken, wo sie dann aufs neue verliehen wurden — so war es in der Regel sogar ein Vorteil für den Fürsten, den Mann seiner Wahl, auf dessen Ergebenheit er rechnen durfte, mit weltlichen Befugnissen auszurüsten. Dem widerspenstigen Adel zum Trotz setzte Heinrich III. einen ihm ergebenen Plebejer auf den ambrosianischen Stuhl zu Mailand: den Gehorsam, den er später in Oberitalien fand, hat er großenteils dieser Maßregel zu danken gehabt. Es erläutert sich wechselsweise, daß Heinrich II. von allen diesen Kaisern sich am freigibigsten gegen die Kirche bewies und dabei das Recht, die Bischöfe zu ernennen, am schärfsten in Anspruch nahm. Auch war dafür gesorgt, daß die Begabung der Staatsgewalt nichts entzog. Die geistlichen Güter waren weder von den bürgerlichen Lasten, noch selbst von der Lehenspflicht eximiert: häufig sehen wir die Bischöfe an der Spitze ihrer Mannen ins Feld rücken. Welch ein Vorteil war es dagegen, Bischöfe ernennen zu können, die wie der Erzbischof von Bremen eine höchst geistliche Gewalt in den skandinavischen Reichen und über viele wendische Stämme ausübten!

War nun in den Instituten des Deutschen Reiches das geistliche Element so überaus bedeutend, so sieht man von selbst, wieviel auf das Verhältnis ankam, in welchem die Kaiser zu dem Oberhaupte aller Geistlichkeit, zu dem Papste in Rom standen.

Das Papsttum war wie mit den römischen Imperatoren, wie mit den Nachfolgern Karls des Großen, so auch mit den deutschen Kaisern in der engsten Verbindung. Seine politische Unterordnung war unbezweifelt. Wohl hatten die Päpste, ehe das Kaisertum entschieden an die Deutschen fiel, als es in schwachen und schwankenden Händen war, Akte einer höheren Autorität über dasselbe ausgeübt. So wie aber die kräftigen deutschen Fürsten diese Würde erobert hatten, waren sie, wenn auch nicht ohne Widerspruch, doch in der Tat so gut wie die Karolinger, Oberherren des Papsttums. Mit gewaltiger Hand beschirmte Otto der Große den Papst, den er eingesetzt hatte; seine Söhne folgten seinem Beispiele; daß sich einmal die römischen Faktionen wieder erhoben und diese Würde nach ihren Familieninteressen annahmen, wieder abgaben, kauften und veräußerten, machte die Notwendigkeit einer höheren Dazwischenkunft nur um so einleuchtender. Man weiß, wie gewaltig Heinrich III. dieselbe ausübte. Seine Synode zu Sutri setzte die eingedrungenen Päpste ab; nachdem er erst den Patriziusring an seinen Finger gesteckt und die kaiserliche Krone empfangen hatte, bezeichnete er nach seinem Gutdünken denjenigen, der den päpstlichen Stuhl besteigen sollte. Es folgten einander vier deutsche Päpste, alle von ihm ernannt; bei der Erledigung der höchsten geistlichen Würde erschienen die Abgeordneten von Rom nicht anders als die Gesandten anderer Bistümer an dem kaiserlichen Hoflager, um sich den Nachfolger bestimmen zu lassen.

Bei dieser Lage der Dinge war es dem Kaiser selbst erwünscht, wenn das Papsttum in bedeutendem Ansehen stand. Heinrich III. beförderte die Reformationen, welche die von ihm gesetzten Päpste unternahmen; der Zuwachs ihrer Gewalt erregte ihm keine Eifersucht. Daß Leo IX. dem Willen des Königs von Frankreich zum Trotz eine Synode zu Rheims hielt, französische Bischöfe einsetzte und absetzte und die feierliche Erklärung empfing, der Papst sei der einzige Primas der allgemeinen Kirche, konnte dem Kaiser ganz recht sein, solange er nur selber über das Papsttum verfügte. Es gehörte dies mit zu dem obersten Ansehen, das er in Europa in Anspruch nahm. In ein ähnliches Verhältnis, wie durch den Erzbischof von Bremen zu dem Norden, kam er durch den Papst zu den übrigen Mächten der Christenheit.

Es war aber hiebei auch eine große Gefahr.

Ganz ein anderes Institut war der geistliche Stand in den germanischen und germanisierten Reichen geworden, als er in dem römischen gewesen. Es war ihm ein großer Teil der politischen Gewalt übertragen; er hatte fürstliche Macht. Wir sehen, noch hing er von dem Kaiser, von der obersten weltlichen Autorität ab: wie aber, wenn diese einmal wieder in schwache Hände geriet, — wenn das Oberhaupt der Geistlichkeit dreifach mächtig, durch seine Würde,

der man eine allgemeine Verehrung widmete, den Gehorsam seiner Untergebenen, und seinen Einfluß auf andere Staaten, den günstigen Augenblick ergriff und sich der königlichen Gewalt entgegensetzte?

In der Sache selbst lag mehr als eine Veranlassung hiezu. Das geistliche Wesen hatte doch in sich ein eigenes, einem so großen weltlichen Einfluß widerstrebendes Prinzip, welches es hervorkehren mußte, sobald es stark genug dazu geworden war. Auch lag, scheint mir, ein Widerspruch darin, daß der Papst eine höchste geistliche Gewalt nach allen Seiten hin ausüben und dabei dem Kaiser untertänig sein sollte. Etwas anderes wäre es gewesen, hätte es Heinrich III. wirklich dahin gebracht, sich zum Haupte der gesamten Christenheit zu erheben. Da ihm dies nicht gelang, so konnte sich der Papst bei einiger Verwicklung der politischen Verhältnisse durch seine untergeordnete Stellung zu dem Kaiser allerdings gehindert sehen, völlig frei der allgemeine Vater der Gläubigen zu sein, wie sein Amt es mit sich brachte.

Unter diesen Umständen stieg Gregor VII. auf den päpstlichen Stuhl. Gregor hatte einen kühnen, einseitigen, hochfliegenden Geist; folgerecht, man könnte sagen, wie ein scholastisches System das ist; unerschütterlich in der logischen Konsequenz und dabei eben so gewandt, wahren und gegründeten Widerspruch mit gutem Schein zu eludieren. Er sah, wohin der Zug der Dinge führte; in all dem kleinlichen Treiben der Tageshändel nahm er die großen welthistorischen Möglichkeiten wahr; er beschloß, die päpstliche Gewalt von der kaiserlichen zu emanzipieren. Als er dies Ziel ins Auge gefaßt, griff er ohne alle Rücksicht, ohne einen Moment zu zögern, zu dem entscheidenden Mittel. Der Beschluß, den er von einer seiner Kirchenversammlungen fassen ließ, daß in Zukunft niemals wieder eine geistliche Stelle durch einen Weltlichen verliehen werden dürfe, mußte die Verfassung des Reiches in ihrem Wesen umstoßen. Diese beruhte, wie bereits berührt worden, auf der Verbindung geistlicher und weltlicher Institute: das Band zwischen beiden war die Investitur; es kam einer Revolution gleich, daß dieses alte Recht dem Kaiser entrissen werden sollte.

Es ist offenbar: Gregor hätte dies nicht in Gedanken zu fassen, geschweige durchzusetzen vermocht, wäre ihm nicht die Zerrüttung des Deutschen Reiches während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. und die Empörung der deutschen Stämme und Fürsten gegen diesen König zustatten gekommen. An den großen Vasallen fand er natürliche Verbündete. Auch sie fühlten sich von dem Übergewicht der kaiserlichen Gewalt gedrückt; auch sie wollten sich befreien. In gewisser Hinsicht war ja auch der Papst ein Magnat des Reiches. Es stimmt sehr gut zusammen, daß der Papst Deutschland für ein Wahlreich erklärte — die fürstliche Macht mußte dadurch unendlich wachsen — und daß die Fürsten so wenig dawider hatten, wenn der Papst sich von der kaiserlichen Gewalt frei machte. Selbst bei dem Investiturstreit ging ihr Vorteil Hand in Hand: der Papst war noch weit entfernt, die Bischöfe geradezu selbst ernennen zu wollen: er überließ die Wahl den Kapiteln, auf welche der höhere

deutsche Adel den größten Einfluß ausübte. Mit einem Wort: der Papst hatte die aristokratischen Interessen auf seiner Seite.

Aber auch selbst mit diesen Verbündeten, wie lange und blutige Kämpfe hat es den Päpsten doch gekostet, ihr Unternehmen durchzusetzen! Von Dänemark bis Apulien, sagt der Lobgesang auf den heil. Anno, von Karlingen bis nach Ungarn hat das Reich die Waffen gegen seine Eingeweide gekehrt. Der Widerstreit des geistlichen und des weltlichen Prinzips, die früher Hand in Hand gegangen, spaltete die Christenheit in verderblicher Entzweiung. Oftmals mußten die Päpste selbst von ihrer Hauptstadt weichen und Gegenpäpste auf den apostolischen Stuhl steigen sehen!

Endlich aber war es ihnen doch gelungen. Nach langen Jahrhunderten der Unterordnung, nach andern Jahrhunderten eines oft zweifelhaften Kampfes war die Unabhängigkeit des römischen Stuhles und seines Prinzips endlich erlangt. In der Tat hatten die Päpste alsdann die großartigste Stellung. Die Geistlichkeit war völlig in ihren Händen. Es ist der Bemerkung wert, daß die entschlossensten Päpste dieses Zeitraumes, wie Gregor VII. selbst, Benediktiner waren. Indem sie das Zölibat einführten, verwandelten sie die ganze Weltgeistlichkeit in eine Art von Mönchsorden. Das allgemeine Bistum, das sie in Anspruch nahmen, hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der Gewalt eines Kluniazenser Abtes, welcher der einzige Abt in seinem Orden war: so wollten diese Päpste die einzigen Bischöfe der gesamten Kirche sein. Sie trugen kein Bedenken, in die Verwaltung aller Diözesen einzugreifen; haben sie doch ihre Legaten selbst mit altrömischen Prokonsuln verglichen! Während sich nun dieser enge zusammenschließende und über alle Länder verbreitete, durch seine Besitzungen mächtige und jedes Lebensverhältnis beherrschende Orden in dem Gehorsam eines einzigen Oberhauptes ausbildete, verfielen ihm gegenüber die Staatsgewalten. Schon im Anfang des zwölften Jahrhunderts durfte der Propst Gerohus sagen: „es werde noch dahin kommen, daß die goldene Bildsäule des Königreiches ganz zermalmt und jedes große Reich in Vierfürstentümer aufgelöst werde: erst dann werde die Kirche frei und ungedrückt bestehen unter dem Schutze des großen, gekrönten Priesters." Es fehlte wenig, daß es wörtlich dahin gekommen wäre. Denn in der Tat, die Macht eines Kaisers schien fast entbehrlich zu sein, nachdem Friedrich den Fürsten des Reiches die wesentlichen Attribute der Landeshoheit gewährt hatte. Italien wie Deutschland waren mit unabhängigen Gewalten erfüllt. Eine zusammenfassende, vereinigende Macht wohnte fast ausschließlich dem Papste bei. So geschah es, daß die Unabhängigkeit des geistlichen Prinzips sich gar bald in eine neue Art von Oberherrlichkeit umsetzte. Der geistlich-weltliche Charakter, den das Leben überhaupt angenommen, der Gang der Ereignisse mußte ihm eine solche an und für sich zu Wege bringen. Wenn Länder, so lange verloren, wie Spanien, endlich dem Mohammedanismus, — Provinzen, die noch nie erworben gewesen, wie Preußen, dem Heidentum abgewonnen und mit christlichen Völkern besetzt wurden; wenn selbst die Hauptstädte des

griechischen Glaubens sich dem lateinischen Ritus unterwarfen, und noch immer Hunderttausende auszogen, um die Fahne des Kreuzes über dem heiligen Grabe zu behaupten; mußte nicht der Oberpriester, der in allen diesen Unternehmungen seine Hand hatte, und den Gehorsam der Unterworfenen empfing, ein unermeßliches Ansehen genießen? Unter seiner Leitung, in seinem Namen breiten sich die abendländischen Nationen, als wären sie ein Volk, in ungeheuren Kolonien aus und suchen die Welt einzunehmen. Man kann sich nicht wundern, wenn er dann auch in dem Innern eine allgewaltige Autorität ausübt, wenn ein König von England sein Reich von ihm zu Lehen nimmt, ein König von Aragon das seine dem Apostel Petrus aufträgt, wenn Neapel wirklich durch den Papst an ein fremdes Haus gebracht wird. Wunderbare Physiognomie jener Zeiten, die noch niemand in ihrer ganzen Fülle und Wahrheit vergegenwärtigt hat. Es ist die außerordentlichste Kombination von innerem Zwist und glänzendem Fortgang nach außen, von Autonomie und Gehorsam, von geistlichem und weltlichem Wesen. Wie hat doch die Frömmigkeit selbst einen so widersprechenden Charakter. Zuweilen zieht sie sich in das rauhe Gebirg, in das einsame Waldtal zurück: um alle ihre Tage in harmloser Andacht der Anschauung Gottes zu widmen, in Erwartung des Todes verzichtet sie schon auf jeden Genuß, den das Leben darbietet; oder sie bemüht sich, wenn sie unter den Menschen weilt, jugendlich warm, das Geheimnis, das sie ahndet, die Idee, in der sie lebt, in heiteren, großartigen und tiefsinnigen Formen auszusprechen; — aber gleich daneben finden wir eine andere, welche die Inquisition erdacht hat und die entsetzliche Gerechtigkeit des Schwertes gegen die Andersgläubigen ausübt: „keines Geschlechtes," sagt der Anführer des Zuges wider die Albigenser, „keines Alters, keines Ranges haben wir verschont, sondern jedermann mit der Schärfe des Schwertes geschlagen." Zuweilen erscheinen beide in dem nämlichen Moment. Bei dem Anblick von Jerusalem stiegen die Kreuzfahrer von den Pferden und entblößten ihre Füße, um als wahre Pilger an den heiligen Mauern anzulangen; in dem heißesten Kampfe meinten sie die Hilfe der Heiligen und Engel sichtbar zu erfahren. Kaum aber hatten sie die Mauern überstiegen, so stürzten sie fort zu Raub und Blut: auf der Stelle des salomonischen Tempels erwürgten sie viele Tausend Sarazenen; die Juden verbrannten sie in ihrer Synagoge; die heiligen Schwellen, an denen sie anzubeten gekommen waren, befleckten sie erst mit Blut. Ein Widerspruch, der jenen religiösen Staat durchaus erfüllt und sein Wesen bildet.

An gewissen Stellen fühlt man sich besonders versucht, wenn wir es aussprechen dürfen, den Planen der göttlichen Weltregierung, den Momenten der Erziehung des Menschengeschlechtes nachzuforschen.

So mangelhaft auch die Entwicklung sein mochte, die wir bezeichneten, so war sie doch notwendig, um das Christentum in dem Abendlande völlig einheimisch zu machen. Es gehörte etwas dazu, um die trotzigen, nordischen Gemüter, die gesamten, von althergebrachtem Aberglauben beherrschten Völkerschaften mit den Ideen des Christentums zu durchdringen. Das geistliche Element

mußte eine Zeit lang vorherrschen, um das germanische Wesen ganz zu ergreifen. Hierdurch vollzog sich zugleich die enge Vereinigung germanischer und romanischer Elemente, auf welcher der Charakter des späteren Europa beruht. Es gibt eine Gemeinschaftlichkeit der modernen Welt, welche immer als eine Hauptgrundlage der gesamten Ausbildung derselben in Staat und Kirche, Sitte, Leben und Literatur betrachtet worden ist. Um sie hervorzubringen, mußten die westlichen Nationen einmal gleichsam einen einzigen westlich-geistlichen Staat ausmachen.

Aber in dem großen Fortgang der Dinge war auch dies nur ein Moment. Nachdem die Umwandlung vollbracht worden, traten neue Notwendigkeiten ein.

Schon darin kündigte sich eine andere Epoche an, daß die Landessprachen fast allenthalben zur nämlichen Zeit emporkamen. Langsam, aber unaufgehalten drangen sie in die mannigfaltigen Zweige geistiger Tätigkeit ein; Schritt für Schritt wich ihnen das Idiom der Kirche. Die Allgemeinheit trat zurück; auf ihrer Grundlage ging eine neue Sonderung in einem höheren Sinne hervor. Das kirchliche Element hatte die Nationalitäten bisher überwältigt; — verändert, umgestaltet, aber wieder geschieden traten diese in eine neue Bahn ein.

Es ist nicht anders, als daß alles menschliche Tun und Treiben dem leisen und der Bemerkung oft entzogenen, aber gewaltigen und unaufhaltsamen Gange der Dinge unterworfen ist. Die päpstliche Macht war von den früheren weltgeschichtlichen Momenten gefördert worden: die neuen traten ihr entgegen. Da die Nationen des Impulses der kirchlichen Macht nicht mehr in dem Maße wie früher bedurften, so leisteten sie demselben gar bald Widerstand. Sie fühlten sich in ihrer Selbständigkeit.

Es ist der Mühe wert, sich die wichtigeren Ereignisse ins Gedächtnis zu rufen, in denen diese Tatsache sich ausspricht.

c) Die Anfänge der nationalen Staaten.

Man zieht selten in Betracht, welche reiche Fülle des Lebens die letzten Jahrhunderte des Mittelalters in sich schließen, wie vieles von dem ihnen angehört, was als das allgemein Charakteristische jenes ganzen Weltalters betrachtet wird. Noch war das Rittertum — die ideale Genossenschaft der bewaffneten Christenheit — in seiner vollen Entwicklung und Stärke. Es betrachtete sich als eine Einheit in dem gesamten Europa, als einen allgemeinen großen Orden. Es führte noch bedeutende Handlungen aus. Die Kolonisation der nordgermanischen Länder, vor allem Preußens, ist ein Werk der Ritter, wie sie im Süden das meiste dazu beigetragen, die Mauren bis nach Granada zurückzuweisen; die Nobili der italienischen Städte bevölkerten die griechisch-orientalischen Gebiete, der englische Adel Irland, der schwedische und dänische Finnland und Esthland. Auf dem Kampfe des englisch-französischen Adels beruht die Geschichte des Westens, der Adel Frankreichs hat die Selbständigkeit der französischen Nation gerettet. Die historische Gerechtigkeit besteht

darin, daß man auch an Erscheinungen, die man sonst nicht billigt oder an denen man viele Mängel findet, doch das Verdienst anerkennt, das sie sich erworben haben. Jenes Raubrittertum ist es, das dem Mittelalter einen schlechten Ruf gemacht hat, aber das Institut des Rittertums überhaupt darf man darum nicht verwerfen, weil es allmählich verfiel und ausartete. Es hatte eine Zeit hoher Blüte, wie es denn die abendländische Poesie begründet hat und im vierzehnten Jahrhundert die abendländische Historiographie, die an Anschaulichkeit und Anmut alles übertrifft, was das Altertum hervorgebracht hat.

Daß wir nicht unter dem Papsttum verharren konnten, liegt am Tage; aber es wäre eine Torheit, seine Unentbehrlichkeit in jener Epoche der Weltentwicklung in Abrede zu stellen. Ich bin weit entfernt, das Papsttum für ein in besonderem Sinne göttliches Institut zu halten: man hat mich darum auf den Index gesetzt, weil ich es nicht tue; aber ich halte dennoch das Pontifikat für eines der großartigsten und bewunderungswürdigsten Institute, welche jemals hervorgetreten sind. Es wäre vielleicht eine Möglichkeit gewesen, es mit einer freieren Entwicklung der Intelligenz und der religiösen Meinungen zu kombinieren. Aber freilich nur vielleicht. Denn es ist fast zu schwer für den Menschen, den Besitz der Gewaltfülle mit der Anerkennung fremder Freiheit und Spontaneität zu verbinden. Wie schwer es dort in Rom ist, sehen wir an dem, was in unseren Tagen daselbst vorgegangen ist. Jene Infallibilität, welche das Mittelalter bekämpfte und mit Recht bekämpfte, will man heute dem Oberhaupte der Kirche zuerkennen. Wir werden viel davon zu handeln haben, wie man das Papsttum der konziliaren Macht, die heute von ihm beherrscht wird, unterzuordnen suchte in den Konzilien zu Konstanz und Basel. Weit gefehlt, daß die Ideen jener Zeit abgestorben und verkommen wären; sie leben fort und beschäftigen heute wieder die allgemeine Aufmerksamkeit.

Damals standen dem Papsttum die beiden Orden des dreizehnten Jahrhunderts, die Dominikaner und Franziskaner, zur Seite; besonders die letzteren gaben dem gesamten Kirchenwesen eine populäre Gestalt, sie brachten es der Sphäre der unteren Volksklassen näher. Einem bettelmönchischen Reiseprediger gegenüber sammelte sich das Volk in Deutschland aus weiter Ferne, wie man sagt: hundert Meilen weit, um seine in freiem Felde aufgerichtete hohe Kanzel her, um ihn zu vernehmen. Aber freilich hängt damit auch die gräßliche Verfolgung der Ketzer zusammen, für die eben auch das Volk gewonnen wurde. Beides sind wahre Äußerungen des Geistes der Epoche. Die gelehrten Theologen schwiegen, wenn der Laienbruder aus dem Orden des Franz von Assisi das Wort über die drei vornehmsten Tugenden, Armut, Demut und Gehorsam ergriff. Mit der Armut war es sehr ernstlich gemeint. Was man sonst an der Welt verachtete, kam hierbei mit hinreißender Gewalt zutage.

Aber überhaupt war die Epoche durch das Emporkommen des plebejischen Elementes in dem öffentlichen Leben gekennzeichnet. Es ist die Zeit, in welcher die Städte und in ihnen die Bürgerschaften zu voller Teilnahme an dem öffentlichen Leben gelangten. In Italien waren es die großen Kommunen,

in denen dies Element einst im elften Jahrhundert die kirchliche Veränderung hervorgebracht hatte, der Heinrich IV. erlag; vor ihnen wich im zwölften Jahrhundert der große Hohenstaufe Friedrich I. zurück. Es ist eine prächtige, lebensvolle Entwicklung, die sich damit anbahnt. Denn keineswegs auf immer und allein hängen sie an der Kirche, sie konstituieren eine Weltmacht, an welche die bürgerliche Freiheit und die großen Staatsbildungen anknüpfen. Aber auch sie hatten eine gräßliche Seite. Zuerst in Toskana und dann über ganz Italien hin trennen sich die Parteien der Kirche und des Kaisertums, die parte Guelfa und die parte Ghibellina, die einander in den wildesten, oftmals grausamsten Feindseligkeiten begegneten. Die Sage versenkt das Kaisertum der untergehenden Welt in die verschlossenen Gebirge. Eine andere Sage stelle ich damit zusammen. Nach Saba Malaspina sah man bei der Geburt Manfreds, des Sohnes Friedrichs II., zwei furchtbar anzusehende Frauengestalten, Gebellia und Guelfa, in den Lüften erscheinen und sich in entsetzlicher Kampfeswut gegeneinander erheben.

Eine andere friedlichere Seite des städtischen Lebens stellt sich in Deutschland dar, wo allenthalben die Zünfte den Geschlechtern das Stadtregiment entreißen, in mancherlei Abstufungen, und dann ihr Gewerbe und ihren Handel auf eine Höhe erheben, welche dieselben früher nie erreicht haben. Der Hansabund entstand, der mehr als siebzig Städte vereinigte und den ganzen nördlichen Handel beherrschte. Von seinen Faktoreien war die eine in England, die andere in Norwegen, die dritte in Rußland, eine andere in dem an der westlichen Grenze des Reiches gelegenen Brügge in Flandern, während es sich im Innern um die Hauptorte Danzig, Lübeck, Braunschweig und Köln gruppierte. Die Hansastädte bildeten ein Recht für den „gemeinen Kaufmann", ein See- und Handelsrecht aus; zugleich gewährten sie einander eine gegenseitige Unterstützung, die dem bürgerlichen Stande als solchem eine freie Anerkennung verschaffte. Im fünfzehnten Jahrhundert hat man einmal gemeint, Adel und Fürstentum würden vor den Städten zurückweichen müssen.

Das Prinzip freier Einungen war indes auch in dem entgegengesetzten Stande, dem Adel, überwiegend. Allenthalben organisierte sich die Ritterschaft in großen Einungen oder in den Landschaften. Dadurch nun, daß beide miteinander und mit dem Fürsten, der seine Berechtigung von dem Kaiser, welcher die Idee der öffentlichen Ordnung repräsentierte, erhalten hatte und zu Lehen trug, in ein rechtliches Verhältnis traten, erwuchsen die Landstände, das consilium fidelium, mit welchem der Fürst verfügt. Prälaten, Ritter und Städte traten mit ihm in eine Genossenschaft zusammen, in der doch das eigentümliche Recht eines jeden vorbehalten wurde. Doch geschah das nicht allenthalben, noch stets in gleichem Maße. Die höchsten Rechte wurden durch Reichsvogteien ausgeübt, mit welchen der Kaiser zuweilen auch erblich belieh. Indem diese zuweit griffen, riefen sie namentlich in dem hohen Gebirge der Alpen einen Widerstand hervor, der keine Landesherrschaft und keine Hoheit derselben zustande kommen ließ. In diesem Gegensatz entstand die schweizerische Eid-

genossenschaft, die sich doch, obwohl sie eine mehr republikanische Form annahm, nicht von dem Reiche trennte. Das Reich selbst bildete sich im Gegensatz gegen das Papsttum zu einer festen, von momentanen Bestrebungen unabhängigen Verfassung aus, die, vornehmlich auf dem Kurfürstentum ruhend, in der goldenen Bulle ihre allgemeine Gestalt erhielt und auf den Reichstagen, ebenfalls in Verbindung der geistlichen und weltlichen Stände mit den Städten, eine eigentümliche Form gewann.

Der Zeitraum, den wir behandeln, ist auch sonst die Epoche der ständischen Verfassungen. Da konstituierte sich das Parlament von England in den Formen, die es später behalten hat; da entwickelte sich die Verfassung der drei Stände in Frankreich, die zuweilen das Übergewicht über die Monarchie davonzutragen schien. Noch mehr bildete sich dies Element in den Königreichen der pyrenäischen Halbinsel aus, während in den Staaten der apenninischen meistenteils die republikanische Verfassung die Oberhand bekam. Auch in der geistlichen Verfassung aber überwog dieses ständische und korporative Element. Die geistlichen Fürstentümer, die dem Reiche angehörten, waren durch ihre Kapitel gefesselt. Dem Papsttum selbst suchte sich die Kirche in einer freien Genossenschaft zu opponieren, wie das in dem großen Konzilium geschah. Schon trat ein Abfall ein in den Hussiten, der nicht mehr vollständig gedämpft, aber doch auf ein geringes Maß von autonomer Wirksamkeit beschränkt werden konnte.

Die Kirche und das Kaisertum bestanden und behielten das allgemeine Übergewicht. Aber von einer absoluten Herrschaft blieben die Träger derselben weit entfernt. Die Monarchie war kräftig repräsentiert, aber fand überall Widerstand. Ja die Autonomie drohte zuweilen in Anarchie umzuschlagen und durch anarchistische Bewegungen den Zweck menschlicher Vereinigung in der Form des Staates illusorisch zu machen; aber sie fand dann einen Widerstand, der diesen doch immer aufrecht erhielt. Die großen Nationalitäten gestalteten sich in endgültigen Umrissen. Deutschland und Italien scheiden sich voneinander, faktisch, wenngleich nicht rechtlich; so England von Frankreich. Jene Intention, die skandinavischen Reiche zu vereinigen, konnte doch nicht realisiert werden. Dagegen gelang eine andere große Vereinigung von Polen und Litthauen, die eine Zeitlang selbst Ungarn und Böhmen an sich zog. Der innere Grund hierfür lag darin, daß in den Zuständen, in welchen die romanische und germanische Christenheit war, sie unfähig wurde, ihre Stellung im Orient festzuhalten. Die Osmanen drangen vor. Jene Verbindung der östlichen Reiche unter den Jagellonen bildete sich im Widerstand gegen sie aus einem zeitweiligen Bedürfnis.

Eingeengt von der mongolischen und islamitischen Welt, bewegt sich die abendländische, christliche, auf sich selbst angewiesene, in einer stetigen lebendigen Fortentwicklung. Die Nationen sind noch nicht voneinander völlig gesondert; sie halten an ihrer religiösen, sie alle umfassenden Einheit fest, ohne doch von ihr vollkommen gefesselt zu sein. Kein Volk hat eigentlich seine eigene Geschichte für sich, wenigstens wäre diese nicht für sich zu verstehen, obschon ein jedes

sich doch in seiner eigenen, charakteristischen Richtung fortbewegt, soweit es ohne Absonderung in der Religion möglich ist. So hängen z. B. die Gründung der parlamentarischen Verfassung in England und die der Reichsverfassung in Deutschland sowie die der Generalstände in Frankreich weit mehr zusammen, als man gemeiniglich glaubt; wir werden sehen, daß sie zugleich Handlungen der Opposition gegen das Papsttum sind. Dieses selbst ist aber in seiner universalen Tätigkeit nach wie vor weit entfernt, eine bloß religiöse Macht zu sein, es ist vielmehr — wie denn eben die gesamte Christenheit ein Völkersystem ist, das in dem Ganzen der Weltverhältnisse seine eigene Stellung hat — vom Anfang bis zum Ende dieser Periode in hohem Grade universalpolitisch.

4. Die bildende Kunst des Mittelalters.

Von Heinrich v. Eicken. Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung. Stuttgart, 1887.

Die Klassizität der antiken Kunst beruhte auf dem Studium und der Nachbildung der sinnlichen Natur. Die bildende Kunst des Mittelalters erstrebte in demselben Maße die Verneinung, wie die Kunst des Altertums die Bejahung der Sinnlichkeit. Der an die aristotelische Kunstlehre sich anschließende Satz des im Jahre 458 verstorbenen Bischofs Theodoret: „Natur ist der Urtypus, Kunst das Abbild. Jedes Abbild kann nur dann Ruhm haben, wenn es dem Vorbilde ähnlich ist", wurde mit dem Anathem belegt.

Mit der Verneinung des Natürlichen wurde der weltlichen Kunst ihre Lebensquelle entzogen. Die Behandlung weltlicher Stoffe mußte der abstrakten Logik des religiösen Systems als ein Kultus vergänglicher und sündhafter Dinge erscheinen. Wiederholt wurde denn auch die weltliche Kunsttätigkeit ausdrücklich verworfen.

Der allein gestattete Gegenstand der bildenden Künste waren die Heilstaten der christlichen Erlösung. Jahrhundertelang entnahmen denn auch Malerei und Skulptur der alt- und neutestamentlichen Geschichte sowie der Heiligenlegende in demselben Umfange die Stoffe ihrer Darstellungen wie die epische und dramatische Dichtung. Die transzendente Allegorie, in welche das Mittelalter die Erdenwelt auflöste, erhielt durch die Kunst eine bildliche Darstellung. Menschen, Tiere und Pflanzen sollten nicht ihrer selbst wegen, sondern nur insofern in den Kreis der bildlichen Darstellung aufgenommen werden, als ihnen eine Beziehung zu dem letzten Zwecke aller Dinge, dem jenseitigen Gottesreiche beigelegt wurde. Die Figurenbilder der Kunst sollten nichts anderes sein, als die sinnliche Zeichensprache des Übersinnlichen. Die an den Kapitälen, auf Friesen und Portalen in das Rankenwerk verschlungenen Tierfiguren waren als Sinnbilder der religiösen Lehren sowie der Tugenden und Laster gedacht. Selbst die zum Schmucke der kirchlichen Geräte, der Leuchter, Teppiche, Gewänder u. s. w. abgebildeten Figuren wurden nach Maßgabe der allgemeinen kirchlichen Tradition als Sinnbilder der christlichen

Heilsidee dargestellt, das Lamm als Sinnbild Christi, die Taube als Sinnbild des heiligen Geistes, der Drache als Sinnbild der sündigen Welt u. s. w. Der transzendente Gedanke der christlichen Religiosität, welchem der ganze Bau der Kirche gewidmet war, wurde in dieser Weise bis in die kleinsten ornamentalen Gegenstände ausgeführt. Wie die Malerei und die Skulptur, so sollte ferner auch die Architektur, soweit sie über die notwendigsten Bedürfnisse der Wohnlichkeit und des Schutzes hinausging und künstlerische Aufgaben zu lösen suchte, lediglich den gottesdienstlichen Zwecken dienen.

Der ausschließlich für religiöse Zwecke empfängliche Kunstsinn stand übrigens nicht allein einer selbständigen Entwicklung der weltlichen Architektur hindernd entgegen, er gab auch die Veranlassung, daß die noch aus der Römerzeit erhaltenen profanen Bauwerke in ausgedehntem Maße zu Grunde gerichtet wurden. Da der religiöse Geist den letzteren keinen künstlerischen oder technischen, noch weniger einen kunstgeschichtlichen Wert beilegte, so glaubte man die beste Verwendung für dieselben gefunden zu haben, wenn man ihr Material zum Bau von Kirchen und Klöstern benutzte und auf diese Weise die Arbeit des heidnischen Altertums noch nach Jahrhunderten dem Ruhme Gottes und seiner Kirche dienstbar machte. Aus den Trümmerstücken antiker Tempel, Paläste, Theater und Festungswerke sind überall, wo solche vorhanden waren, zahlreiche christliche Heiligtümer erbaut. Rom selbst ging bereits gegen Ende des zehnten Jahrhunderts, als, angeregt durch die von Cluny ausgegangene große religiöse Bewegung, das christliche Abendland seine erste selbständige Kunstblüte entwickelte, mit gutem Beispiele voran. Denn um diese Zeit wurden die Trümmer der antiken Weltstadt in Masse zum Bau von christlichen Gotteshäusern verwandt. An Stelle und aus dem Material der heidnischen Göttertempel entstanden zahlreiche Kirchen und Klöster. Aus dem Teufelsreich des Altertums wurde Rom in die Gottesstadt der Nachfolger Petri umgewandelt, wie es in der von dem Mönch Arnold verfaßten Geschichte des Klosters St. Emmeram heißt. In den übrigen Ländern folgte man später dem Beispiele Roms nach. So brach man beispielsweise in Trier das Amphitheater ab, um aus den schönen Quadersteinen nebenan ein Kloster zu bauen. Die ehrwürdige Porta Nigra daselbst wurde der Nachwelt nur durch den glücklichen Umstand erhalten, daß der Anachoret Simeon in ihren Räumen eine Kirche zurichtete. Die Quadern der Salburg bei Homburg wurden gleichfalls zum Bau benachbarter Kirchen verwandt. Nicht der zerstörenden Hand der alten Germanen, sondern dem religiösen Eifer der späteren Jahrhunderte ist der bei weitem größte und wertvollste Teil der antiken Bauwerke und Kunstschätze erlegen. Infolge dieser Nichtachtung antiker Vorbilder blieb die weltliche Baukunst in den ersten, dürftigsten Anfängen stecken, indes die kirchliche Baukunst die größten Meisterwerke schuf.

Mit der weltlichen Kunst verneinte der religiöse Geist auch die profane Ästhetik und stellte ein eigenes, aus seiner transzendenten Lehre geschöpftes Schönheitsideal auf. Das ästhetische Ideal der antiken Welt, die schöne

Sinnlichkeit, erschien der transszendenten Religiosität des Mittelalters als ein Gegenstand des Hasses.

Den sinnlichen Schönheitsidealen der weltlichen Kunst stellte das Mittelalter die Idealgestalten der Heiligen als den Inbegriff seiner Ästhetik entgegen. Die Hauptpersonen der christlichen Erlösung, Christus und Maria, waren die vorbildlichen Typen der mittelalterlichen Kunst. Der Unterschied der leiblichen Erscheinung, welchen Kultus und Dichtung zwischen beiden aufgestellt hatte, wurde von der bildenden Kunst sichtbar veranschaulicht. Die Gestalt Christi war die Verneinung der körperlichen Schönheit. Auf Grund der als eine messianische Weissagung verstandenen Worte des Jesaias fand die Vorstellung eine weite Verbreitung, daß die äußere Erscheinung Christi einen häßlichen Anblick geboten habe. Die Gestalt des Erlösers war das Gegenbild zu den idealen Göttergestalten der antiken Kunst. Während die letzteren den abstrakten Begriff leiblicher Schönheit personifizierten, ohne daß die innere Empfindungswelt des Gemütes in demselben zum Ausdruck gelangte, wurde umgekehrt der ganze Wert der Idealgestalt Christi, deren von Leiden und Wunden entstellter Körper die Fülle der Gottheit barg, in die Tiefe der inneren Persönlichkeit gelegt. Der asketischen Christusgestalt gegenüber stand die Gestalt der Jungfrau Maria. Wie die religiöse Dichtung, so stellte auch die bildende Kunst die letztere als den Inbegriff weiblicher Holdseligkeit und Schönheit dar. Der leibliche Typus der Marienbilder stand also im äußersten Gegensatz zu dem Typus der Christusgestalt. Dennoch enthielt diese Idealisierung der leiblichen Erscheinung Marias keinen Widerspruch mit dem asketischen Prinzip des Mittelalters, sondern hatte vielmehr gleichfalls in dem letzteren ihren Entstehungsgrund. Denn ebenso wie die Dichtung stellte auch die bildende Kunst Maria nur deshalb als das schönste Frauenbild dar, um die körperliche und seelische Unberührtheit der Jungfrau auszudrücken. Die leibliche Anmut und Schönheit war die Rückstrahlung der inneren, von Welt und Sünde unbefleckten göttlichen Reinheit der Jungfrau.

Der transszendente Typus dieser Hauptfiguren der bildenden Kunst entwickelte sich in derselben Steigerung, wie das asketische Prinzip der religiösen Weltanschauung auf den praktischen Lebensgebieten. Bei der Abbildung des Erlösers zeigte sich diese Steigerung des asketischen Charakters insofern, als sich die Kunst immer mehr auf die Darstellung des leidenden, insbesondere des gekreuzigten Erlösers beschränkte und in diesem den Schmerzenszug immer sichtbarer zum Ausdrucke brachte. Die altchristliche Kunst hatte unter den Nachwirkungen antiker Schönheitsbegriffe den Erlöser in jugendlicher Gestalt und göttlicher Hoheit aufgefaßt, indem sie ihn als guten Hirten in seiner Lehrtätigkeit oder in seiner wunderwirkenden Allmacht Hungrige speisend, Kranke heilend, Tote erweckend, oder im Glanze seiner Göttlichkeit auf einem Thron oder der Weltkugel sitzend, umgeben von Engeln, Aposteln und Ältesten mit dem Attribute der Herrschermacht, dem Zepter in der Hand, darstellte. Auch die Kunst der karolingisch-ottonischen Periode behandelte im Anschluß

an die altchristliche Kunst mehr die Wundertätigkeit als das Leiden des Erlösers. In der folgenden Zeit aber wurde weniger der Triumph Christi über die Welt als vielmehr das Leiden Christi zum Gegenstande der bildlichen Darstellung gewählt. Seitdem wurde mit Vorliebe der gekreuzigte Christus abgebildet. Die Kunst suchte weniger nach einem Ausdrucke für die Majestät des Göttlichen als nach einem solchen für die Sündhaftigkeit und Nichtigkeit des Irdischen. Aber auch in der bildlichen Darstellung des gekreuzigten Erlösers machte sich eine Steigerung der asketischen Auffassung geltend. Die älteren Abbildungen pflegten den Gekreuzigten darzustellen mit wagerecht ausgebreiteten Armen und offenen Augen, ohne einen Zug des Leidens zu zeigen. Die Seitenwunde ist selten angedeutet. Dadurch, daß die Füße meist auf einem vorspringenden Sockel ruhen, scheint der Körper mehr am Kreuz zu stehen als zu hängen. Von den Marterwerkzeugen fehlt die Dornenkrone durchgehends. Statt der letzteren trägt Christus häufig, namentlich auf den Darstellungen norddeutscher Künstler, eine ausgezackte Königskrone. In einzelnen Fällen sind selbst Hände und Füße nicht mit Nägeln durchbohrt. So tritt auf den älteren Darstellungen durch die zwang- und schmerzlose Haltung des Gekreuzigten, wie durch das Auslassen der Marterwerkzeuge weniger der Schmerz des Todes als vielmehr die freiwillige Aufopferung Christi hervor. Die letztere erscheint als das leitende Motiv der Abbildungen aus der romanischen Kunstperiode. Mit dem dreizehnten Jahrhundert, seit der Entwicklung der gotischen Kunst hingegen, wird der von der Welt gewaltsam zu Tode gemarterte Erlöser zum Gegenstande der künstlerischen Darstellung. An die Stelle der Königskrone tritt die Dornenkrone. Das Haupt ist schmerzvoll zur Seite geneigt, Hände und Füße sind mit Nägeln durchbohrt. Der Körper vom Antlitz an ist mit Blut überströmt. Er ruht nicht mehr auf einem Sockel, sondern hängt in den durch Hände und Füße geschlagenen Nägeln. Der Eindruck des Schmerzes wird dadurch noch erhöht, daß der Leib ausgebogen und sehr tief an den Armen niederhängend dargestellt wird. Der Gekreuzigte wurde der Welt als ein Mahnzeichen der Abtötung, als ein „Signum mortificationis“, vor Augen gestellt.

Den umgekehrten Weg wie die Abbildung Christi hat die künstlerische Entwicklung des Marientypus angenommen. Während der übersinnliche Charakter der Christusgestalt dadurch schärfer hervorgehoben wurde, daß man den Schmerzenszug steigerte, erzielte man dieselbe Wirkung bei der Maria durch eine Steigerung der Zartheit und Holdseligkeit ihrer Erscheinung. Die älteren, ohne technisches Geschick entworfenen Marienbilder lassen von der idealen Schönheit, welche die Dichtung der Himmelskönigin beilegte, wenig erkennen. Die altchristliche Kunst stellte Maria annähernd in dem Lebensalter dar, welches sie der Tradition zufolge erreicht hatte, als Matrone von 40—50 Jahren. Die romanische Kunst unterschied in ihren Darstellungen, soweit ihre Technik dies ermöglichte, einigermaßen die verschiedenen Lebensalter derselben. In zartester Anmut erscheint die Jungfrau auf den Dar-

stellungen der technisch entwickelteren Kunst des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts. Die Gotik enthob Maria dem natürlichen Gesetze des Alterns und stellte sie auf allen Lebensstufen in derselben holden Jugendlichkeit dar. Maria blieb dieselbe mädchenhafte Erscheinung bei ihrem Tode, wie bei der Verkündigung des Engels. Dieselbe Kunst also, welche den asketischen Charakter der Leidensgestalt Christi am herbsten ausdrückte, erhob Maria zu dem idealsten Typus jungfräulicher Schönheit.

In dieser Entwicklung der Leidensgestalt Christi und der Idealgestalt Marias faßte sich der allgemeine Entwicklungsgang der christlichen Kunst von der altchristlichen Zeit bis zur Gotik zusammen, insofern derselbe auf eine immer strengere Durchführung der transzendenten Idee abzielte. Die Verleugnung der Welt war das Gesetz der bildenden Kunst, wie sie das Gesetz des Glaubens und der Wissenschaft war. Das ästhetische Ideal des Mittelalters war demnach ein ausschließlich innerliches. „Christus, der unsichtbare Bräutigam," erklärte Bernhard von Clairvaux seinen Ordensschwestern, „fragt nicht nach äußerer, sondern nach innerer Schönheit. Daher bemühe dich, Christo nicht durch die Schönheit des Fleisches, sondern des Herzens zu gefallen." Die bildende Kunst suchte nicht nach schönen Körperformen, sondern nach dem Ausdrucke der religiösen Empfindung. Auch dort, wo die Kunst schöne Formen zu bilden suchte, waren die letzteren nicht Selbstzweck, sondern nur das Mittel für den Ausdruck des religiösen Gedankens. Ausgehend von diesem seelischen Schönheitsprinzip, strebte die Kunst in ihren figürlichen Abbildungen nicht nach sinnlicher Naturwahrheit. Das Studium des Nackten, diese Lebensbedingung jeder nach Naturwahrheit strebenden Kunst, erschien dem religiösen Geiste des Mittelalters ebenso sündhaft, wie der Arzneikunde jener Zeit das anatomische Studium des menschlichen Körpers. Die Malerei wie die Skulptur umgaben deshalb ihre Figuren mit einer faltenreichen, weitschichtigen Gewandung, um die Formen des Körpers möglichst zu verhüllen.

Entsprechend den die sinnliche Natur verleugnenden Lebensregeln des Asketen stand die Figurenzeichnung der bildenden Kunst oft in argem Widerspruche mit der Natur. Die Figuren der karolingisch-ottonischen Kunst zeichneten sich aus durch ihre dünnen Beine und Knöchel, sowie durch ihre großen Füße. Auch die Haltung des Körpers, des Kopfes, der Hände und Füße wurde meist verzeichnet. Nicht selten, namentlich in der gotischen Kunst, wurden die Figuren über das natürliche Maß hinaus hager und schlank gehalten. Selbst auf den Siegelbildern, denen doch eine naturwahre Körperbildung weit näher lag, als den idealen Darstellungen, liebte man über das natürliche Maß hinausgehende zarte und schlanke Gestaltung. Wohl nur vereinzelt waren freilich solche Siegel, wie das der Gräfin Margaretha von Cleve vom Jahre 1315, auf welchem der Oberkörper der Figur vom Kopf bis zur Hüfte nur den dritten Teil der Körperlänge bildet. Wenn ein so auffallender Widerspruch gegen die Naturwahrheit auch immerhin selten bleiben mochte, so kam man jenen Maßverhältnissen doch wenigstens sehr nahe. Selbst auf

den sitzenden Siegelfiguren suchte man den schlanken Körperbau hervorzuheben. Auf diesen Siegeln aber erreichte man den letzteren durch das umgekehrte Verfahren, dadurch also, daß man nicht wie bei den stehenden Figuren den Unterkörper, sondern den Oberkörper über das natürliche Maß hinaus in die Länge zog.

Diese Verzeichnung der Körperformen entsprang weniger einer technischen Ungeschicklichkeit als vielmehr jener transzendenten Ästhetik der religiösen Kunst, welche die erste Bedingung einer richtigen Zeichnung durch die Verneinung des Naturstudiums unerfüllt ließ und lediglich nach einer Vergeistigung des Materiellen strebte. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß gerade durch diese Unwahrheit der den figürlichen Abbildungen des Mittelalters eigentümliche zarte, seelenvolle Ausdruck erreicht wurde, welcher eben der einzige Zweck der Darstellung war. Am meisten ist die Verzeichnung der natürlichen Verhältnisse auf der einen und die seelische Vertiefung auf der anderen Seite der gotischen Kunst eigentümlich. Die figürliche Darstellung war so sehr von dem religiösen Gedanken beherrscht, daß die Persönlichkeit völlig in demselben verschwand. Eine individuelle Empfindung kam daher in den Figurenbildern wenig oder gar nicht zum Ausdruck. Wie die Geschichtsschreibung, die Legende und die dramatische Dichtung die Heiligen der Kirche in so gleichförmigen Zügen darstellten, daß dieselben nicht als individuelle Persönlichkeiten, sondern nur als allgemeine Typen des kirchlichen Systems erschienen, so lag es auch der bildenden Kunst fern, den individuellen Charakter der Persönlichkeiten scharf umrissen hervorzuheben. Vielmehr war es auch der bildenden Kunst nur darum zu tun, den religiösen Gedanken der dargestellten Handlung in seiner allgemeinsten Abstraktion zur Darstellung zu bringen. Daher pflegte die Malerei ihre Figuren nicht mit plastischer Schatten- und Lichtwirkung auszuführen, sondern in Umrissen zu zeichnen und alsdann farbig zu kolorieren, ein Verfahren, welches ihrem Zwecke vollkommen genügte und bis zum vierzehnten Jahrhundert festgehalten wurde. Die Malerei konnte sich um so mehr mit diesem Verfahren begnügen, als sie infolge ihrer religiösen Beschränkung in der klassischen Zeit des Mittelalters hauptsächlich nur Wandgemälde darstellte, welche ihrer Natur nach nur eine einfache und flache Behandlung erforderten. Außerdem fand die Kunst auch insofern eine geringere Veranlassung zu einer plastischen Durcharbeitung des Stoffes, als sie ihren Darstellungen keinen landschaftlichen oder architektonischen, sondern einen schlichten farbigen oder goldigen Hintergrund zu geben pflegte. Die Kunst fand für einen realistischen Hintergrund keine Verwendung, weil es ihr eben ausschließlich um den Ausdruck der transzendenten Beziehung ihres Gegenstandes und nicht um die Andeutung eines irdischen Zusammenhanges des letzteren zu tun war. Insofern gab der religiöse Charakter der Kunst die Veranlassung, daß der letzteren das schwierigste Problem jeder noch unentwickelten Kunst, die Darstellung der Raumtiefe, jahrhundertelang fast unbekannt blieb. Wie die plastische Charakterzeichnung, so wurde ferner auch die künstlerische Einheit der Darstellung dem

religiösen Gedanken untergeordnet. Es kam dem Künstler mehr darauf an, den letzteren getreu nach der legendarischen oder biblischen Erzählung als in einer einheitlichen, in sich abgeschlossenen Handlung darzustellen. Wie die dramatische Dichtung in der Aufeinanderfolge der Szenen, ohne Bedacht auf die Einheit der Komposition, Handlung an Handlung reihte, um den Verlauf der heiligen Geschichte möglichst vollständig wiederzugeben, so faßte der bildende Künstler aus demselben Grunde nicht selten die verschiedensten Momente der christlichen Erlösungsgeschichte in einer einzigen Darstellung zusammen.

Das transzendente Prinzip der mittelalterlichen Weltanschauung nun bildete in der Kunst ebenso wie auf den anderen Gebieten der mittelalterlichen Kultur die Grundlage der Hierarchie. Die Ausscheidung weltlicher und die ausschließliche Behandlung religiöser Stoffe hatte zur Folge, daß die bildende Kunst ebenso wie die Dichtung, vom neunten bis zum dreizehnten Jahrhundert ausschließlich in der Hand der Kirche ruhte. Wie kein weltlicher Dichter, so wird in diesem Zeitraume auch kein weltlicher Künstler genannt. Um so mehr war es dem Klerus ermöglicht, ihr hierarchisches Ideal in der Kunst zum Ausdruck zu bringen. Am deutlichsten sprach sich jenes Verhältnis zwischen dem asketischen und dem hierarchischen Prinzip in derjenigen Kunst aus, welche in den Jahrhunderten des klassischen Mittelalters die höchste Geltung hatte und deren Formenprinzip die ganze bildende Kunst beherrschte, in der Architektur.

Die erste Form der christlichen Kirche war die aus dem Altertum übernommene Basilika. Nachdem sich das Priestertum von den Laien als der besondere Träger des göttlichen Wortes geschieden und der christliche Kultus sich entwickelt hatte, wurde die antike Form der Basilika nach Maßgabe dieser neuen Verhältnisse umgebildet. Die Apsis, in welcher der Altar stand und die Geistlichkeit ihren Platz hatte, welche also das besondere Heiligtum der Kirche bildete, wurde seit der durch Konstantin den Großen gegründeten Petersbasilika in Rom von dem Langhause durch ein eingeschobenes sogenanntes Querschiff geschieden und um einige Stufen über das erstere erhöht. Diese seit Konstantin dem Großen eingeführte Basilikenform enthielt die Idee der kirchlichen Architektur in ihrer frühesten, noch unentwickelten Gestalt. Die Idee des auserwählten Priestertums hatte durch die Umwandlung des antiken Schemas zum erstenmal einen Ausdruck in der christlichen Architektur gefunden. Der romanische Kunststil führte die Entwicklung der kirchlichen Architektur in diesem Sinne fort. Die seit der Wende des zehnten und elften Jahrhunderts sich über das Abendland verbreitende asketische Sinnesrichtung, welche die weltherrschaftliche Machtstellung der Kirche begründete, führte auch zu einer glänzenderen äußeren Darstellung der Kirche, zu einer künstlerischeren Gestaltung der dem religiösen Kultus geweihten Gebäulichkeiten. Während die letzteren bisher meistenteils aus Holzbauten bestanden, wurden dieselben jetzt allmählich durch Steinbauten ersetzt und in einer neuen, selbständigen Kunstform ausgeführt. „Als das Jahr 1003 herannahte," schrieb der Kluniazensermönch Rudolf Glaber,

„begann man fast auf dem ganzen Erdkreise, vorzüglich aber in Italien und Gallien, die kirchlichen Gebäude zu erneuern." — „Damals wandelten die Gläubigen fast alle Kirchen der Bischofssitze sowie die Klöster der verschiedenen Heiligen und die kleineren Bethäuser in schönere um." In Rom verwandte man zu diesen Zwecken das so massenhaft gebotene Material antiker Kunstbauten. Auch Deutschland beteiligte sich an dieser gesteigerten Pflege der kirchlichen Architektur. Der anonyme Mönch von Haseried erzählte mit Bezug auf die Diözese Eichstädt, daß man unter dem Bischof Heribert, welcher in den Jahren 1022 bis 1042 regierte, zuerst angefangen habe, die alten Kirchengebäude abzubrechen und neue an deren Stelle zu setzen. Konrad II. erbaute die Abteikirche zu Limburg in der Hardt, die St. Johanniskirche zu Speier. Auch wurde der Bau des Speierschen Domes unter seiner Regierung begonnen. Die neue, als romanisch bezeichnete, obwohl vorwiegend durch den deutschen Klerus ausgebildete Kunstform setzte an die Stelle der in der Basilika festgehaltenen flachen Decke allmählich das hochgezogene Gewölbe und erhöhte noch mehr als bisher die Lage des Chores. Hinter dem Altartische ferner wurde eine etwas erhöhte Steinwand aufgeführt, durch welche dieses Heiligtum noch bedeutender hervorgehoben wurde. Da der Chor der Sitz der Geistlichkeit, das Schiff aber der Sitz der Laien war, so sprach sich in dem architektonischen Verhältnisse von Chor und Langschiff das Verhältnis von Kirche und Welt noch weit deutlicher als in der altchristlichen Basilika aus. Wie der Klerus seines göttlichen Amtes wegen über der Welt erhaben war, so bildete der Chor einen von dem Schiffe der Kirche abgesonderten und dasselbe hoch überragenden Raum.

Den vollendetsten künstlerischen Ausdruck erreichte die religiöse Idee des kirchlichen Gottesstaates in der Gotik. Beide Tendenzen der Kirche wurden in der letzteren am höchsten entwickelt. Die Verneinung der materiellen Bedingungen in Stil und Technik war der leitende Gedanke der gotischen Kunst. Die letztere gewann durch ihre Raumverhältnisse und ihr Gewölbesystem den Anschein, als hätte sie das irdische Schwergewicht der Materie siegreich überwunden. Auf möglichst schmaler Grundlage suchte sie möglichst hoch hinaufzubauen. Das Gewölbesystem des gotischen Kirchenbaues scheint nicht auf den Pfeilern zu ruhen, wie in dem romanischen Bau, sondern die aufstrebende Richtung der Pfeiler in leicht geschwungener Linie fortzuführen. Dasselbe gilt von dem Spitzbogen, der gleichfalls in seiner Rundung die vertikale Richtung festhielt. Die außerordentliche Leichtigkeit der Architektur wurde durch das Bestreben nach einer möglichst hellen Beleuchtung des Innenraumes wesentlich gefördert. Man durchbrach die Wände mit so zahlreichen und hohen Fenstern, daß man die Außenmauern der Seitenschiffe mit Strebepfeilern, welche mit den Mauern des Hauptschiffes durch Strebebögen in Verbindung gesetzt wurden, stützen mußte, um die geschwächte Widerstandskraft der Mauern auf diese Weise wieder zu verstärken. Die Ausführung der sehr komplizierten Konstruktionen, welche sich aus diesem Bestreben nach möglichster Auflösung der Massen ergaben,

konnte die Gotik nur durch die scharfsinnigsten mathematischen Berechnungen erzielen. Wie in der Stilform, so trat dieser nach einer Durchbrechung der irdischen Bedingungen strebende Geist auch in der Technik hervor. Die gotische Kunst behandelte ihr Material in einer der Natur desselben durchaus widerstreitenden Weise, insofern die filigranartige Arbeit der Türme, das durchbrochene Maßwerk der Galerien und das feine Stabwerk der Fenster wohl der Natur des Holzes oder des Metalles, am wenigsten aber dem spröden Materiale des Steines entsprach.

Wie die asketische, so wurde auch die hierarchische Richtung der Kirche in der gotischen Kunst noch weiter als in der romanischen entwickelt. Obwohl der Chor durch den Wegfall der Krypta weniger hoch lag als in der romanischen Kirche, so wurde er dennoch bedeutungsvoller hervorgehoben. Vom Schiffe der Kirche war er durch eine Ballustrade getrennt, so daß die Absonderung des Klerus von der Laienwelt trotz der geringeren Höhenlage des Chores nicht weniger als früher bestehen blieb. In der Breite und Tiefe wurde der Chor vergrößert, mit einem Umgange und einem Kapellenkranze umrahmt und durch die Glasmalereien der anliegenden Fenster mit farbigen Lichtern bestrahlt. Der Altar erhielt einen Aufsatz, der sich durch seine mächtige Größe und seinen glänzenden Schmuck als der Schwerpunkt des Innenraumes darstellte. Das ganze System strebte nach dem Chor als seinem Zielpunkte hin.

Die Flucht von der Sinnenwelt war auch in der bildenden Kunst die Quelle der hierarchischen Macht.

So bedeutend aber der Einfluß der religiösen Idee auf die bildenden Künste war, so ging der Umfang der letzteren doch wesentlich über das enge Grenzgebiet der ersteren hinaus. Auch innerhalb der bildenden Kunst regte sich ein sichtliches Abstreben aus dem engen Kreise der religiösen Idee. Die letztere war nicht imstande, die künstlerische Schaffenstätigkeit völlig zu beherrschen, so daß auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst ein merklicher Abstand zwischen dem Ideale und der Wirklichkeit des christlichen Gottesstaates verblieb.

Auch hier war der Reiz der sinnlichen Natur zeitweilig mächtiger als die strenge Logik der weltverneinenden Idee. Während die letztere nur die Darstellung religiöser Stoffe gestattete, begehrte namentlich die an antiker Dichtung geschulte Bildung auch die Darstellung weltlicher Motive.

Der weltliche Kunstsinn war so regsam, daß er sich nicht nur in weltlichen Stoffen versuchte, sondern daß er sogar weltliche Motive in die religiöse Kunst hineintrug oder religiöse Motive in weltliche umgestaltete. Die Phantasie des Künstlers überwucherte die Tradition der kirchlichen Symbolik, so daß die letztere unter den Erfindungen der ersteren fast verloren ging. Jene anfangs erwähnten seltsamen Gestalten in den Klosterräumen der Kluniazenser drängten sich auch in den künstlerischen Schmuck der Gotteshäuser hinein. Halb versteckt unter dem Blatt- und Rankenwerk der Kapitäle, der Friese und Portalbögen zeigten sich jene Unholde antiker Kunstwerke, mehrere Tierleiber, die von einem Kopfe ausgingen, sowie jene aus Menschen- und Tierleib zusammen-

gestellten Kentauren und Sirenen. Mit Affen, Kobolden und anderen nichts weniger als symbolischen Figuren wurden die Chorstühle der Kirchen verziert. Selbst für ganze Szenen aus der äsopischen Tierfabel und dem altgermanischen Tierepos fand der Witz des Künstlers eine Stelle in der ornamentalen Ausstattung der Kirche und des gottesdienstlichen Gerätes. Zwar mochten manche dieser figürlichen Darstellungen ursprünglich als religiöse Symbole gedacht sein, wie z. B. die dargestellten Jagdszenen die Bekehrung der Sünder bedeuten sollten. Doch verloren dieselben allmählich jede symbolische Beziehung, so daß sie schließlich nur als Zierformen dienten. Daß solche Darstellungen auch keineswegs immer als symbolische aufgenommen wurden, beweisen jene oben erwähnten Worte Bernhards von Clairvaux über die Kunstwerke der Kluniazenser.

Wenn demnach die religiösen Stoffe auch den überwiegenden Inhalt der mittelalterlichen Kunst bildeten und die Klassizität der letzteren überhaupt nur auf ihren religiösen Schöpfungen beruhte, so nahmen die weltlichen Abschweifungen doch immerhin einen ziemlich breiten Raum ein. In jedem Falle hatte der das ganze Mittelalter durchziehende Widerstreit zwischen Jenseits und Diesseits auch in der bildenden Kunst eine tiefe Spur hinterlassen.

5. Die Entwickelung der Persönlichkeit in der italienischen Renaissance.

Von Jakob Burckhardt. Die Kultur der Renaissance in Italien. 3. Aufl. Leipzig, 1877.

Der Kampf zwischen den Päpsten und den Hohenstaufen hinterließ Italien in einem politischen Zustande, welcher von dem des übrigen Abendlandes in den wesentlichsten Dingen abwich. Wenn in Frankreich, Spanien, England das Lehnssystem so geartet war, daß es nach Ablauf seiner Lebenszeit dem monarchischen Einheitsstaat in die Arme fallen mußte, wenn es in Deutschland wenigstens die Einheit des Reiches äußerlich festhalten half, so hatte Italien sich ihm fast völlig entzogen. Die Kaiser des vierzehnten Jahrhunderts wurden im günstigsten Falle nicht mehr als Oberlehnsherrn, sondern als mögliche Häupter und Verstärkungen schon vorhandener Mächte empfangen und geachtet; das Papsttum aber mit seinen Kreaturen und Stützpunkten war gerade stark genug, jede künftige Einheit zu verhindern, ohne doch selbst eine schaffen zu können. Zwischen den beiden waren eine Menge politischer Gestaltungen — Städte und Gewaltherrscher — teils schon vorhanden, teils neu emporgekommen, deren Dasein rein tatsächlicher Art war. In ihnen erscheint der moderne europäische Staatsgeist zum erstenmal frei seinen eigenen Antrieben hingegeben; sie zeigen oft genug die fessellose Selbstsucht in ihren furchtbarsten Zügen, jedes Recht verhöhnend, jede gesunde Bildung im Keim erstickend, aber wo diese Richtung überwunden oder irgendwie aufgewogen wird, da tritt ein neues Lebendiges in die Geschichte: der Staat als berechnete, bewußte Schöpfung, als Kunstwerk. In den Stadtrepubliken wie in den Ty-

rannenstaaten prägt sich dies Leben hundertfältig aus und bestimmt ihre innere Gestalt sowohl als ihre Politik nach außen.

In der Beschaffenheit dieser Staaten, Republiken wie Tyrannien, liegt nun zwar nicht der einzige aber der mächtigste Grund der frühzeitigen Ausbildung des Italieners zum modernen Menschen. Daß er der Erstgeborene unter den Söhnen des jetzigen Europas werden mußte, hängt an diesem Punkte.

Im Mittelalter lagen die beiden Seiten des Bewußtseins — nach der Welt hin und nach dem Innern des Menschen selbst — wie unter einem gemeinsamen Schleier träumend oder halbwach. Der Schleier war gewoben aus Glauben, Kindesbefangenheit und Wahn; durch ihn hindurchgesehen erschienen Welt und Geschichte wundersam gefärbt, der Mensch aber erkannte sich nur als Rasse, Volk, Partei, Korporation, Familie oder sonst in irgendeiner Form des Allgemeinen. In Italien zuerst verweht dieser Schleier in die Lüfte; es erwacht eine objektive Betrachtung und Behandlung des Staates und der sämtlichen Dinge dieser Welt überhaupt; daneben aber erhebt sich mit voller Macht das Subjektive, der Mensch wird geistiges Individuum und erkennt sich als solches. So hatte sich einst erhoben der Grieche gegenüber den Barbaren, der individuelle Araber gegenüber den anderen Asiaten als Rassenmenschen. Es wird nicht schwer sein, nachzuweisen, daß die politischen Verhältnisse hieran den stärksten Anteil gehabt haben.

Schon in viel früheren Zeiten gibt sich stellenweise eine Entwicklung der auf sich selbst gestellten Persönlichkeit zu erkennen, wie sie gleichzeitig im Norden nicht so vorkommt oder sich nicht so enthüllt. Mit Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts aber beginnt Italien von Persönlichkeiten zu wimmeln; der Bann, welcher auf dem Individualismus gelegen, ist hier völlig gebrochen; schrankenlos spezialisieren sich tausend einzelne Gesichter. Dantes große Dichtung wäre in jedem andern Lande schon deshalb unmöglich gewesen, weil das übrige Europa noch unter jenem Banne der Rasse lag; für Italien ist der hehre Dichter schon durch die Fülle des Individuellen der nationalste Herold seiner Zeit geworden. Doch die Darstellung des Menschenreichtums in Literatur und Kunst, die vielartig schildernde Charakteristik wird in besonderen Abschnitten zu besprechen sein; hier handelt es sich nur um die psychologische Tatsache selbst. Mit voller Ganzheit und Entschiedenheit tritt sie in die Geschichte ein; Italien weiß im vierzehnten Jahrhundert wenig von falscher Bescheidenheit und von Heuchelei überhaupt; kein Mensch scheut sich davor, aufzufallen, anders zu sein und zu scheinen als die andern.

Zunächst entwickelt die Gewaltherrschaft im höchsten Grade die Individualität des Tyrannen, des Kondottiere selbst, sodann diejenige des von ihm protegierten, aber auch rücksichtslos ausgenützten Talentes, des Geheimschreibers, Beamten, Dichters, Gesellschafters. Der Geist dieser Leute lernt notgedrungen alle seine inneren Hilfsquellen kennen, die dauernden wie die des Augenblicks; auch ihr Lebensgenuß wird ein durch geistige Mittel erhöhter

und konzentrierter, um einer vielleicht nur kurzen Zeit der Macht und des Einflusses einen größtmöglichen Wert zu verleihen.

Aber auch die Beherrschten gingen nicht völlig ohne einen derartigen Antrieb aus. Wir wollen diejenigen ganz außer Berechnung lassen, welche ihr Leben in geheimem Widerstreben, in Verschwörungen verzehrten, und bloß derer gedenken, die sich darein fügten, reine Privatleute zu bleiben, etwa wie die meisten Städtebewohner des byzantinischen Reiches und der mohammedanischen Staaten. Gewiß wurde es z. B. den Untertanen der Viskonti oft schwer genug gemacht, die Würde des Hauses und der Person zu behaupten, und Unzählige mögen durch die Knechtschaft am sittlichen Charakter Einbuße erlitten haben. Nicht so an dem, was man individuellen Charakter nennt; denn gerade innerhalb der allgemeinen politischen Machtlosigkeit gediehen wohl die verschiedenen Richtungen und Bestrebungen des Privatlebens um so stärker und vielseitiger. Reichtum und Bildung, soweit sie sich zeigen und wetteifern durften, in Verbindung mit einer noch immer großen munizipalen Freiheit und mit dem Dasein einer Kirche, die nicht, wie in Byzanz und in der islamitischen Welt, mit dem Staat identisch war — alle diese Elemente zusammen begünstigten ohne Zweifel das Aufkommen individueller Denkweisen, und gerade die Abwesenheit des Parteikampfes fügte hier die nötige Muße hinzu. Der politisch indifferente Privatmensch mit seinen teils ernsten, teils dilettantischen Beschäftigungen möchte wohl in diesen Gewaltstaaten des vierzehnten Jahrhunderts zuerst vollkommen ausgebildet aufgetreten sein. Urkundliche Aussagen hierüber sind freilich nicht zu verlangen; die Novellisten, von welchen man Winke erwarten könnte, schildern zwar manchen bizarren Menschen, aber immer nur in einseitiger Absicht und nur soweit dergleichen die zu erzählende Geschichte berührt; auch spielt ihre Szene vorwiegend in republikanischen Städten.

In diesen letzteren waren die Dinge wieder auf andere Weise der Ausbildung des individuellen Charakters günstig. Je häufiger die Parteien in der Herrschaft abwechselten, um so viel stärker war der einzelne veranlaßt, sich zusammenzunehmen bei Ausübung und Genuß der Herrschaft. So gewinnen zumal in der florentinischen Geschichte die Staatsmänner und Volksführer ein so kenntliches persönliches Dasein, wie sonst in der damaligen Welt kaum ausnahmsweise einer. Die Leute der unterlegenen Parteien aber kamen oft in eine ähnliche Stellung wie die Untertanen der Tyrannenstaaten, nur daß die bereits gekostete Freiheit oder Herrschaft, vielleicht auch die Hoffnung auf deren Wiedergewinn ihrem Individualismus einen höheren Schwung gab. Vollends aber hat die Verbannung die Eigenschaft, daß sie den Menschen entweder aufreibt oder auf das höchste ausbildet. „In all unseren volkreicheren Städten", sagt Gioviano Pontano, „sehen wir eine Menge Leute, die freiwillig ihre Heimat verlassen haben; die Tugenden nimmt man ja überall hin mit." In der Tat waren es bei weitem nicht bloß förmlich Exilierte, sondern Tausende hatten die Vaterstadt ungeheißen verlassen, weil der politische oder ökonomische

Zustand an sich unerträglich wurde. Die ausgewanderten Florentiner in Ferrara, die Luchesen in Venedig u. s. w. bildeten ganze Kolonien.

Der Kosmopolitismus, welcher sich in den geistvollsten Verbannten entwickelt, ist eine höchste Stufe des Individualismus. Dante findet, wie schon erwähnt wurde, eine neue Heimat in der Sprache und Bildung Italiens, geht aber doch auch darüber hinaus mit den Worten: „Meine Heimat ist die Welt überhaupt!" — Und als man ihm die Rückkehr nach Florenz unter unwürdigen Bedingungen anbot, schrieb er zurück: „Kann ich nicht das Licht der Sonne und der Gestirne überall schauen? Nicht den edelsten Wahrheiten überall nachsinnen, ohne deshalb ruhmlos, ja schmachvoll vor dem Volk und der Stadt zu erscheinen? Nicht einmal mein Brot wird mir fehlen!" Mit hohem Trotz legen dann auch die Künstler den Akzent auf ihre Freiheit vom Ortszwang. „Nur wer alles gelernt hat," sagt Ghiberti, „ist draußen nirgends ein Fremdling; auch seines Vermögens beraubt, ohne Freunde, ist er doch der Bürger jeder Stadt und kann furchtlos die Wandlungen des Geschickes verachten." Ähnlich sagt ein geflüchteter Humanist: „Wo irgend ein gelehrter Mann seinen Sitz aufschlägt, da ist gute Heimat."

Ein sehr geschärfter kulturgeschichtlicher Blick dürfte wohl imstande sein, im fünfzehnten Jahrhundert die Zunahme völlig ausgebildeter Menschen schrittweise zu verfolgen. Ob dieselben das harmonische Ausrunden ihres geistigen und äußern Daseins als bewußtes, ausgesprochenes Ziel vor sich gehabt, ist schwer zu sagen; mehrere aber besaßen die Sache, soweit dies bei der Unvollkommenheit alles Irdischen möglich ist. Mag man auch z. B. verzichten auf eine Gesamtbilanz für Lorenzo magnifico, nach Glück, Begabung und Charakter, so beobachte man dafür eine Individualität wie die des Ariosto, hauptsächlich in seinen Satiren. Bis zu welchem Wohllaut sind da ausgeglichen der Stolz des Menschen und des Dichters, die Ironie gegen die eigenen Genüsse, der feinste Hohn und das tiefste Wohlwollen.

Wenn nun dieser Antrieb zur höchsten Ausbildung der Persönlichkeit zusammentraf mit einer wirklich mächtigen und dabei vielseitigen Natur, welche sich zugleich aller Elemente der damaligen Bildung bemeisterte, dann entstand der „allseitige Mensch", l'uomo universale, welcher ausschließlich Italien angehört. Menschen von enzyklopädischem Wissen gab es durch das ganze Mittelalter in verschiedenen Ländern, weil dieses Wissen nahe beisammen war; ebenso kommen noch bis ins zwölfte Jahrhundert allseitige Künstler vor, weil die Probleme der Architektur relativ einfach und gleichartig waren und in Skulptur und Malerei die darzustellende Sache über die Form vorherrschte. In dem Italien der Renaissance dagegen treffen wir einzelne Künstler, welche in allen Gebieten zugleich lauter Neues und in seiner Art Vollendetes schaffen und dabei noch als Menschen den größten Eindruck machen. Andere sind allseitig, außerhalb der ausübenden Kunst, ebenfalls in einem ungeheuer weiten Kreise des Geistigen.

Dante, welcher schon bei Lebzeiten von den einen Poet, von den andern

Philosoph, von dritten Theologe genannt wurde, strömt in all seinen Schriften eine Fülle von zwingender persönlicher Macht aus, der sich der Leser unterworfen fühlt, auch abgesehen vom Gegenstande. Welche Willenskraft setzt schon die unerschütterlich gleichmäßige Ausarbeitung der Divina Commedia voraus. Sieht man aber auf den Inhalt, so ist in der ganzen äußeren und geistigen Welt kaum ein gewichtiger Gegenstand, den er nicht ergründet hätte und über welchen seine Aussage — oft nur wenige Worte — nicht die wichtigste Stimme aus jener Zeit wäre. Für die bildende Kunst ist er Urkunde und wahrlich noch um wichtigerer Dinge willen als wegen seiner paar Zeilen über die damaligen Künstler; bald wurde er aber auch Quelle der Inspiration.

Das fünfzehnte Jahrhundert ist zunächst vorzüglich dasjenige der vielseitigen Menschen. Keine Biographie, welche nicht wesentliche, über den Dilettantismus hinausgehende Nebenbeschäftigungen des Betreffenden namhaft machte. Der florentinische Kaufmann und Staatsmann ist oft zugleich ein Gelehrter in beiden alten Sprachen; die berühmtesten Humanisten müssen ihm und seinen Söhnen des Aristoteles Politik und Ethik vortragen; auch die Töchter des Hauses erhalten eine hohe Bildung, wie denn überhaupt in diesen Sphären die Anfänge der höheren Privaterziehung vorzüglich zu suchen sind. Der Humanist seinerseits wird zur größten Vielseitigkeit aufgefordert, indem sein philologisches Wissen lange nicht bloß wie heute der objektiven Kenntnis des klassischen Weltalters, sondern einer täglichen Anwendung auf das wirkliche Leben dienen muß. Neben seinen plinianischen Studien z. B. sammelt er ein Museum von Naturalien; von der Geographie der Alten aus wird er moderner Kosmograph; nach dem Muster ihrer Geschichtschreibung verfaßt er Zeitgeschichten, sogar in der Vulgärsprache; als Übersetzer plautinischer Komödien wird er wohl auch der Regisseur bei den Aufführungen; alle irgend eindringlichen Formen der antiken Literatur bis auf den lucianischen Dialog bildet er so gut als möglich nach, und zu dem allen funktioniert er noch als Richter, Geheimschreiber und Diplomat, nicht immer zu seinem Heil.

Über diese Vielseitigen aber ragen einige wahrhaft Allseitige hoch empor. Ehe wir die damaligen Lebens- und Bildungsinteressen einzeln betrachten, mag hier, an der Schwelle des fünfzehnten Jahrhunderts, das Bild eines jener Gewaltmenschen seine Stelle einnehmen: Leon Battista Alberti (geb. 1404? gest. 1472). Seine Biographie — nur ein Fragment — spricht von ihm als Künstler nur wenig und erwähnt seine hohe Bedeutung in der Geschichte der Architektur gar nicht; es wird sich nun zeigen, was er auch ohne diesen speziellen Ruhm gewesen ist.

In allem was Lob bringt, war Leon Battista von Kindheit an der Erste. Von seinen allseitigen Leibesübungen und Turnkünsten wird Unglaubliches berichtet, wie er mit geschlossenen Füßen den Leuten über die Schultern hinwegsprang, wie er im Dom ein Geldstück emporwarf, bis man es oben an den fernen Gewölben anklingen hörte, wie die wildesten Pferde unter ihm schauderten und zitterten — denn in drei Dingen wollte er den Menschen untadelhaft

erscheinen, im Gehen, im Reiten und im Reden. Die Musik lernte er ohne Meister und doch wurden seine Kompositionen von Leuten des Faches bewundert. Unter dem Drucke der Dürftigkeit studierte er beide Rechte, viele Jahre hindurch, bis zu schwerer Krankheit durch Erschöpfung; und als er im vierundzwanzigsten Jahre sein Wortgedächtnis geschwächt, seinen Sachensinn aber unversehrt fand, legte er sich auf Physik und Mathematik und lernte daneben alle Fertigkeiten der Welt, indem er Künstler, Gelehrte und Handwerker jeder Art bis auf die Schuster um ihre Geheimnisse und Erfahrungen befragte. Das Malen und Modellieren — namentlich äußerst kenntlicher Bildnisse, auch aus dem bloßen Gedächtnis — ging nebenher. Besondere Bewunderung erregte der geheimnisvolle Guckkasten, in welchem er bald die Gestirne und den nächtlichen Mondaufgang über Felsgebirgen erscheinen ließ, bald weite Landschaften mit Bergen und Meeresbuchten bis in duftige Fernen hinein, mit heranfahrenden Flotten, im Sonnenglanz wie im Wolkenschatten. Aber auch was andere schufen, erkannte er freudig an und hielt überhaupt jede menschliche Hervorbringung, die irgend dem Gesetze der Schönheit folgte, beinahe für etwas Göttliches. Dazu kam eine schriftstellerische Tätigkeit zunächst über die Kunst selber, Marksteine und Hauptzeugnisse für die Renaissance der Form, zumal der Architektur. Dann lateinische Prosadichtungen, Novellen u. dgl., von welchen man einzelnes für antik gehalten hat, auch scherzhafte Tischreden, Elegien und Eklogen; ferner ein italienisches Werk „Vom Hauswesen" in vier Büchern, moral-philosophische, historische Schriften, Reden, Gedichte, ja eine Leichenrede auf seinen Hund. Trotz seiner Verehrung der lateinischen Sprache schrieb er Schriften in italienischer Sprache und ermunterte andere, dieselbe zu gebrauchen; ein Jünger der griechischen Wissenschaft hielt er die Lehre aufrecht, daß ohne Christentum die Welt sich in einem Tale des Irrtums bewege. Seine ernsten und seine witzigen Worte waren bedeutend genug, um gesammelt zu werden; Proben davon, viele Kolumnen lang, werden in der genannten Lebensschilderung mitgeteilt. Und alles, was er hatte und wußte, teilte er, wie wahrhaft reiche Naturen immer tun, ohne den geringsten Rückhalt mit und schenkte seine größten Erfindungen umsonst weg. Endlich aber wird auch die tiefste Quelle seines Wesens namhaft gemacht; ein fast nervös zu nennendes, höchst sympathisches Mitleben an und in allen Dingen. Beim Anblick prächtiger Bäume und Erntefelder mußte er weinen; schöne würdevolle Greise verehrte er als eine „Wonne der Natur" und konnte sie nicht genug betrachten; auch Tiere von vollkommener Bildung genossen sein Wohlwollen, weil sie von der Natur besonders begnadigt seien; mehr als einmal, wenn er krank war, hat ihn der Anblick einer schönen Gegend gesund gemacht. Kein Wunder, wenn die, welche ihn in so rätselhaft innigem Verkehr mit der Außenwelt kennen lernten, ihm auch die Gabe der Vorahnung zuschrieben. Eine blutige Krisis des Hauses Este, das Schicksal von Florenz und das der Päpste auf eine Reihe von Jahren hinaus soll er richtig geweissagt haben, wie ihm denn auch der Blick ins Innere des Menschen, die Physiognomik jeden Moment

zu Gebote stand. Es versteht sich von selbst, daß eine höchst intensive Willenskraft diese ganze Persönlichkeit durchdrang und zusammenhielt; wie die Größten der Renaissance sagte auch er: „Die Menschen können von sich aus alles, sobald sie wollen.“

Und zu Alberti verhielt sich Lionardo da Vinci wie zum Anfänger der Vollender, wie zum Dilettanten der Meister. Wäre nur Vasaris Werk hier ebenfalls durch eine Schilderung ergänzt wie bei Leon Battista! Die ungeheuren Umrisse von Lionardos Wesen wird man ewig nur von ferne ahnen können.

6. Die Wiedererweckung des Altertums.

Von Jakob Burckhardt. Die Kultur der Renaissance in Italien. Leipzig, 1877

Das römisch-griechische Altertum, welches seit dem vierzehnten Jahrhundert so mächtig in das italienische Leben eingriff, als Anhalt und Quelle der Kultur, als Ziel und Ideal des Daseins, teilweise auch als bewußter neuer Gegensatz, dieses Altertum hatte schon längst stellenweise auf das ganze, auch außeritalienische Mittelalter eingewirkt. Diejenige Bildung, welche Karl der Große vertrat, war wesentlich eine Renaissance gegenüber der Barbarei des siebenten und achten Jahrhunderts und konnte nichts anderes sein. Wie hierauf in die romanische Baukunst des Nordens außer der allgemeinen, vom Altertum ererbten Formengrundlage auch auffallende direkt-antike Formen sich einschleichen, so hatte die ganze Klostergelehrsamkeit allmählich eine große Masse von Stoff aus römischen Autoren in sich aufgenommen und auch der Stil derselben blieb seit Einhart nicht ohne Nachahmung.

Anders aber als im Norden wacht das Altertum in Italien wieder auf. Sobald hier die Barbarei aufhört, meldet sich bei dem noch halb antiken Volk die Erkenntnis seiner Vorzeit; es feiert sie und wünscht sie zu reproduzieren. Außerhalb Italiens handelt es sich um eine gelehrte reflektierte Benützung einzelner Elemente der Antike, in Italien um eine gelehrte und zugleich populäre sachliche Parteinahme für das Altertum überhaupt, weil dasselbe die Erinnerung an die eigene alte Größe ist. Die leichte Verständlichkeit des Lateinischen, die Menge der noch vorhandenen Erinnerungen und Denkmäler befördert diese Entwicklung gewaltig. Aus ihr und aus der Gegenwirkung des inzwischen doch anders gewordenen Volksgeistes der germanisch-longobardischen Staatseinrichtungen, des allgemein europäischen Rittertums, der übrigen Kultureinflüsse aus dem Norden und der Religion und Kirche erwächst dann das neue Ganze: der modern italienische Geist, welchem es bestimmt war, für den ganzen Okzident maßgebendes Vorbild zu werden.

Wie sich in der bildenden Kunst das Antike regt, sobald die Barbarei aufhört, zeigt sich z. B. deutlich bei Anlaß der toskanischen Bauten des zwölften und der Skulpturen des dreizehnten Jahrhunderts. Auch in der Dichtkunst fehlen die Parallelen nicht, wenn wir annehmen dürfen, daß der größte

lateinische Dichter des zwölften Jahrhunderts, ja der, welcher für eine ganze Gattung der damaligen lateinischen Poesie den Ton angab, ein Italiener gewesen sei. Es ist derjenige, welchem die besten Stücke der sogenannten Carmina Burana angehören. Eine ungehemmte Freude an der Welt und ihren Genüssen als deren Schutzgenien die alten Heidengötter wieder erscheinen, während Catonen und Scipionen die Stelle der Heiligen und christlichen Helden vertreten, strömt in prachtvollem Fluß durch die gereimten Strophen. Wer sie in einem Zuge liest, wird die Ahnung, daß hier ein Italiener, wahrscheinlich ein Lombarde spreche, kaum abweisen können; es gibt aber auch bestimmte einzelne Gründe dafür. Bis zu einem gewissen Grade sind diese lateinischen Poesien der Clerici vagantes des zwölften Jahrhunderts allerdings ein gemeinsames europäisches Produkt, mitsamt ihrer großen auffallenden Frivolität, allein der, welcher den Gesang de Phyllide et Flora und das Aestuans interius u. s. w. gedichtet hat, war vermutlich kein Nordländer, und auch der feine beobachtende Sybarit nicht, von welchem Dum Dianae vitrea sero lampas oritur herrührt. Hier ist eine Renaissance der antiken Weltanschauung, die nur um so klarer in die Augen fällt neben der mittelalterlichen Reimform. Es gibt manche Arbeit dieses und der nächsten Jahrhunderte, welche Hexameter und Pentameter in sorgfältiger Nachbildung und allerlei antike, zumal mythologische Zutat in den Sachen aufweist und doch nicht von ferne jenen antiken Eindruck hervorbringt. In den hexametrischen Chroniken und anderen Produktionen von Guilielmus Apiliensis an (c. 1100) begegnet man oft einem emsigen Studium des Vergil, Ovid, Lucan, Statius und Claudian, allein die antike Form bleibt bloße Sache der Gelehrsamkeit, gerade wie der antike Stoff bei Sammelschriftstellern in der Weise des Vinzenz von Beauvais oder bei dem Mythologen und Allegoriker Alanus ab Insulis. Die Renaissance ist aber nicht stückweise Nachahmung und Auffammlung, sondern Wiedergeburt, und eine solche findet sich in der Tat in jenen Gedichten des unbekannten Clericus aus dem zwölften Jahrhundert.

Die große, allgemeine Parteinahme der Italiener für das Altertum beginnt jedoch erst mit dem vierzehnten Jahrhundert. Es war dazu eine Entwicklung des städtischen Lebens notwendig, wie sie nur in Italien und erst jetzt vorkam: Zusammenwohnen und tatsächliche Gleichheit von Adligen und Bürgern; Bildung einer allgemeinen Gesellschaft, welche sich bildungsbedürftig fühlte und Muße und Mittel übrig hatte. Die Bildung aber, sobald sie sich von der Phantasiewelt des Mittelalters losmachen wollte, konnte nicht plötzlich durch bloße Empirie zur Erkenntnis der physischen und geistigen Welt durchdringen, sie bedurfte eines Führers, und als solchen bot sich das klassische Altertum dar mit seiner Fülle objektiver, einleuchtender Wahrheit in allen Gebieten des Geistes. Man nahm von ihm Form und Stoff mit Dank und Bewunderung an; es wurde einstweilen der Hauptinhalt jener Bildung. Auch die allgemeinen Verhältnisse Italiens waren der Sache günstig; das Kaisertum des Mittelalters hatte seit dem Untergang der Staufer entweder auf Italien verzichtet oder

konnte sich daselbst nicht halten; das Papsttum war nach Avignon übergesiedelt; die meisten tatsächlich vorhandenen Mächte waren gewaltsam und illegitim; der zum Bewußtsein geweckte Geist aber war im Suchen nach einem neuen haltbaren Ideal begriffen, und so konnte sich das Scheinbild und Postulat einer römisch-italischen Weltherrschaft der Gemüter bemächtigen, ja eine praktische Verwirklichung versuchen mit Cola di Rienzi. Wie er, namentlich bei seinem ersten Tribunat, die Aufgabe anfaßte, mußte es allerdings nur zu einer wunderlichen Komödie kommen, allein für das Nationalgefühl war die Erinnerung an das alte Rom durchaus kein wertloser Anhalt. Mit seiner Kultur aufs neue ausgerüstet, fühlte man sich bald in der Tat als die vorgeschrittenste Nation der Welt.

Wer waren nun diejenigen, welche das hochverehrte Altertum mit der Gegenwart vermittelten und das erstere zum Hauptinhalt der Bildung der letzteren erhoben?

Es ist eine hundertgestaltige Schar, die heute dieses, morgen jenes Antlitz zeigt; so viel aber wußte die Zeit und wußten sie selbst, daß sie ein neues Element der bürgerlichen Gesellschaft seien. Als ihre Vorläufer mögen am ehesten jene vagierenden Kleriker des zwölften Jahrhunderts gelten, von deren Poesie oben die Rede gewesen ist; dasselbe unstete Dasein, dieselbe freie und mehr als freie Lebensansicht und von derselben Antikisierung der Poesie wenigstens der Anfang. Jetzt aber tritt der ganzen wesentlich noch immer geistlichen und von Geistlichen gepflegten Bildung des Mittelalters eine neue Bildung entgegen, die sich vorzüglich an dasjenige hält, was jenseits des Mittelalters liegt. Die aktiven Träger derselben werden wichtige Personen, weil sie wissen, was die Alten gewußt haben, weil sie zu schreiben suchen, wie die Alten schrieben, weil sie zu denken und bald auch zu empfinden beginnen, wie die Alten dachten und empfanden.

Es ist von Neueren öfter beklagt worden, daß die Anfänge einer ungleich selbständigern, scheinbar wesentlich italienischen Bildung, wie sie um 1300 in Florenz sich zeigten, nachher durch das Humanistenwesen so völlig überflutet worden seien. Mit dem stärkeren Andringen des Humanismus seit 1400 sei dieser einheimische Trieb verkümmert, man habe fortan die Lösung jedes Problems nur vom Altertum erwartet und darob die Literatur in ein bloßes Zitieren aufgehen lassen; ja der Untergang der Freiheit hänge hiermit zusammen, indem diese Erudition auf einer Knechtschaft unter der Autorität beruhte, das munizipale Recht dem römischen aufopferte und schon deshalb die Gunst der Gewaltherrscher suchte und fand.

Diese Anklagen werden uns noch hie und da beschäftigen, wo dann ihr wahres Maß und der Ersatz für die Einbuße zur Sprache kommen wird. Hier ist nur vor allem festzustellen, daß die Kultur des kräftigen vierzehnten Jahrhunderts selbst notwendig auf den völligen Sieg des Humanismus hindrängte, und daß gerade die Größten im Reiche des speziell italienischen Geistes dem

schrankenlosen Altertumsbetrieb des fünfzehnten Jahrhunderts Tür und Tor geöffnet haben.

Vor allen Dante. Wenn eine Reihenfolge von Genien seines Ranges die italienische Kultur hätte weiter führen können, so würde sie selbst bei der stärksten Anfüllung mit antiken Elementen beständig einen hocheigentümlichen nationalen Eindruck machen. Allein Italien und das ganze Abendland haben keinen zweiten Dante hervorgebracht, und so war und blieb er derjenige, welcher zuerst das Altertum nachdrücklich in den Vordergrund des Kulturlebens hineinschob. In der Divina Commedia behandelt er die antike und die christliche Welt zwar nicht als gleichberechtigt, doch in beständiger Parallele; wie das frühere Mittelalter Typen und Antitypen aus den Geschichten und Gestalten des Alten und des Neuen Testaments zusammengestellt hatte, so vereinigt er in der Regel ein christliches und ein heidnisches Beispiel derselben Tatsache. Nun vergesse man nicht, daß die christliche Phantasiewelt und Geschichte eine bekannte, die antike dagegen eine relativ unbekannte, vielversprechende und aufregende war, und daß sie in der allgemeinen Teilnahme notwendig das Übergewicht bekommen mußte, als kein Dante mehr das Gleichgewicht erzwang.

Petrarca lebt in den Gedanken der meisten jetzt als großer italienischer Dichter; bei seinen Zeitgenossen dagegen kam sein Ruhm in weit höherem Grade davon her, daß er das Altertum gleichsam in seiner Person repräsentierte, alle Gattungen der lateinischen Poesie nachahmte, durch große Geschichtswerke und philosophische Traktate nicht die Werke des Altertums zu verdrängen, sondern allgemeiner bekannt zu machen suchte und Briefe schrieb, welche als Abhandlungen über einzelne Gegenstände des Altertums einen für uns unbegreiflichen, für jene Zeit ohne Handbücher aber sehr erklärlichen Wert hatten. Auch Petrarca selbst hoffte und wünschte nur durch seine lateinischen Schriften Ruhm bei Mit- und Nachwelt zu erlangen; die italienischen Gedichte dagegen achtete er gering, ja er hätte sie, wie er oft versichert, gern vernichtet, wenn er sie nur dadurch auch aus dem Gedächtnis der Menschen zu reißen vermocht hätte.

Mit Boccaccio verhält es sich ähnlich; er war hundert Jahre lang in ganz Europa berühmt, ehe man diesseits der Alpen viel von seinem Decamerone wußte, bloß um seiner mythographischen, geographischen und biographischen Sammelwerke in lateinischer Sprache willen. Eines derselben „De genealogia Deorum“ enthält im vierzehnten und fünfzehnten Buche einen merkwürdigen Anhang, worin er die Stellung des jugendlichen Humanismus zu seinem Jahrhundert erörtert. Es darf nicht täuschen, daß er immerfort nur von der „Poesie“ spricht, denn bei näherem Zusehen wird man bemerken, daß er die ganze geistige Tätigkeit des Poetenphilologen meint. Diese ist es, deren Feinde er auf das schärfste bekämpft: die frivolen Unwissenden, die nur für Schlemmen und Prassen Sinn haben; die sophistischen Theologen, welchen Helikon, der kastalische Quell und der Hain des Phöbus als bloße Torheiten erscheinen; die goldgierigen Juristen, welche die Poesie für überflüssig halten, insofern sie kein

Geld verdient; endlich die (in Umschreibung, aber kenntlich gezeichneten) Bettelmönche, die gern über Heidentum und Immoralität Klage führen. Darauf folgt die positive Verteidigung, der Beweis, daß die Poesie der Alten und der Neueren, welche jenen folgen, nichts Lügnerisches enthalte, das Lob der Poesie, namentlich des tieferen, zumal allegorischen Sinnes, den man ihr überall zutrauen müsse, der wohlberechtigten Dunkelheit, die dem dumpfen Sinn der Unwissenden zur Abschreckung dienen dürfe.

Und endlich rechtfertigt der Verfasser das neue Verhältnis der Zeit zum Heidentum überhaupt, in klarer Beziehung auf sein gelehrtes Werk. Anders als jetzt möge es allerdings damals sich verhalten haben, da die Urkirche sich noch gegen die Heiden verteidigen mußte; heutzutage — Jesu Christo sei Dank! — sei die wahre Religion erstarkt, alles Heidentum vertilgt und die siegreiche Kirche im Besitz des feindlichen Lagers; jetzt könne man das Heidentum fast (fere) ohne Gefahr betrachten und behandeln. Indes huldigte Boccaccio nicht immer dieser freisinnigen Anschauung. Der Grund seines Abfalles lag teils in seiner leicht beweglichen Natur, teils in dem damals noch vielfach verbreiteten Vorurteile, daß den Theologen die Beschäftigung mit dem Altertum nicht zieme. Dazu kam dann noch die im Namen des verstorbenen Pietro Petroni von dem Mönche Gioacchino Ciani ausgesprochene Warnung, Boccaccio werde bald sterben, wenn er nicht von seinen heidnischen Bestrebungen lasse, so daß er fest entschlossen war, seinen Studien zu entsagen und nur durch strenge Mahnungen Petrarcas und durch dessen trefflich geführten Beweis, daß Humanismus mit Religion wohlvereinbar sei, von diesem feigen Entschlusse abgebracht werden konnte.

Es war also eine neue Sache in der Welt und eine neue Menschenklasse, welche dieselbe vertrat. Es ist unnütz, darüber zu streiten, ob diese Sache mitten in ihrem Siegeslauf hätte still halten, sich geflissentlich beschränken und dem rein Nationalen ein gewisses Vorrecht hätte wahren sollen. Man hatte ja keine stärkere Überzeugung als die, daß das Altertum eben der höchste Ruhm der italienischen Nation sei.

7. Luther und die deutsche Nation.

Von Heinrich v. Treitschke. Historische und politische Aufsätze. Band IV. Leipzig, 1897.

Schon bei seinen Lebzeiten ist Martin Luther dem tragischen Geschick der Verkennung, das keinem großen Manne und am wenigsten dem Kämpfer erspart bleibt, nicht entgangen. In den hoffnungsreichen ersten Jahren seines öffentlichen Wirkens begrüßte ihn die Nation mit einer stürmischen Freude, wie sie der deutsche Boden erst in unseren Tagen wieder erlebt hat. Damals, als er zuerst der Katze die Schelle anband und dann kühn und kühner, fortgerissen von der zwingenden Macht des freien Gedankens und des wachen Gewissens, aus einem treuen Sohne der alten Kirche zum erklärten Ketzer ward, als er die Bannbulle des Papstes in das Feuer warf und in dem flam-

menden Aufruf „an den christlichen Adel deutscher Nation" seine Deutschen aufforderte zur Reform der Kirche und des Reiches, an Haupt und Gliedern: da stand er vor Kaiser und Reich als der Führer der Nation, heldenhaft wie ihr Volksheiliger, der streitbare Michael; da jubelte das Volkslied: „zu Worms er sich erzeiget, er stand wohl auf dem Plan, seine Feind' hat er geschweiget, keiner durft' ihn wenden an"; da schien es wirklich, als sollte allen die elementarischen Kräfte, die in der tief erregten Nation arbeiteten, der Glaubensernst der frommen Gemüter, der Forschermut der jungen Wissenschaft, der Nationalhaß des ritterlichen Adels wider die welschen Prälaten, der Groll der mißhandelten Bauern, sich zu einem mächtigen Strome vereinigen und gewaltig aufwallend alles römische Wesen aus unserem Staate, unserer Kirche hinwegschwemmen. Aber noch war unsere deutsche Königskrone fest verkettet mit der weltumspannenden Politik des römischen Kaisertums. Einen Zufall dürfen wir es nicht nennen, daß in jenem verhängnisvollen Augenblick ein Fremdling unsere Krone trug, der unseres Herzens Schlag nicht hören konnte und, während die Deutschen dem lauten Freimut ihres Landsmannes zujauchzten, verächtlich lächelnd sprach: der soll mich nicht zum Ketzer machen.

Sobald der Kaiser dem Rufe der Nation sich versagte, stand nicht bloß die politische Macht des spanischen Weltreichs wider den Reformator, sondern auch eine gewaltige sittliche Macht, die feste Kaisertreue unseres Volkes. Und nun trat auch die alte Todsünde unserer Geschichte, der Haß, der Haß der Stände, wieder hervor. Die Ritterschaft vergeudete ihren ungestümen Tatendrang in einer ziellosen, unglücklichen Fehde. Die Bauern nahmen die Lehre der evangelischen Freiheit fleischlich auf und erhoben sich zu einem wütenden sozialen Kampfe. Luther aber meinte seine heilige Sache geschändet und ließ die Gecken, die das Evangelium mit Hammern und mit Zangen in den Kisten suchten, die ganze Wucht seines Zornes empfinden. Als der gräßliche Aufruhr durch die unbarmherzigen Herren gräßlicher bestraft war, da sah sich der Mann, den sein Volk soeben auf den Schild gehoben, mit den Verwünschungen der kleinen Leute beladen. Mittlerweile hatte sich auch der erste Gelehrte des Jahrhunderts, Erasmus, von den Wittenbergern abgewendet; auch Luthers Lehrer, Staupitz, der sinnige Mystiker, auch die geistreichen Humanisten Crotus Rubianus und Eobanus Hessus traten erschrocken zurück. Mit ihrem Abfall war entschieden, daß die neue Lehre selbst unter den Höchstgebildeten der Nation vorerst noch nicht überall Anklang finden konnte, und da sie mit der Selbständigkeit des Denkens auch den trotzigen Eigensinn des deutschen Charakters entfesselte, so verfielen ihre Anhänger bald einer gefährlichen Zersplitterung: zuchtlose Schwarmgeisterei und dogmatischer Streit schwächten ihre Einheit.

Also von allen Seiten bedrängt und verlassen suchte Luther seine Zuflucht bei dem deutschen Fürstenstande. Noch immer reich an Erfolgen waren seine letzten Jahre, noch reicher an schmerzlichen Enttäuschungen. Er hatte einst gehofft, in der gesamten Christenheit oder mindestens in seiner deutschen Nation das kirchliche Leben zu verjüngen. Nun mußte es ihm genügen, daß

nach und nach in den größeren Fürstentümern Deutschlands kleine evangelische Landeskirchen entstanden; und wer in der Geschichte nur die Erscheinungen des Tages obenhin betrachtet, mag es leicht eine glückliche Fügung nennen, daß der durch übermenschliche Arbeit früh Gealterte aus diesem Leben hinweggerufen wurde, unmittelbar bevor die deutschen Protestanten im Schmalkaldischen Kriege durch Hader und planlose Schwäche den Waffen der Fremdherrschaft schimpflich erlagen. Ja während sonst das Bild der geschiedenen Helden sich im Gedächtnis der Völker zu verklären pflegt, erschien Luther den Nachlebenden kleiner als er gewesen. In jenen müden Jahrzehnten der politischen Tatenscheu und des theologischen Gezänks, welche den lichten Tagen der deutschen Reformation folgten, formte sich ein kleines Geschlecht die Gestalt des Reformators nach seinem eigenen Bilde, als wäre er auch nur ein bibelfester Prediger und ehrsamer Hausvater gewesen, als hätte er wirklich nur eine Sonderkirche, die sich nach dem Namen eines sündhaften Menschen nannte, stiften wollen. Erst die historische Wissenschaft unseres Jahrhunderts hat sich wieder das Herz gefaßt, den ganzen Luther zu verstehen, den zentralen Menschen, in dessen Seele fast alle die neuen Gedanken eines reichen Jahrhunderts mächtig wiedertönten; sie steht ihm fern genug, um auch die mittelbaren Folgen seines zerstörenden und aufbauenden Wirkens zu würdigen, um alle die Keime einer neuen Kultur, die er ahnungslos, nach der Weise des Genius, in den deutschen Boden senkte, wahrzunehmen und dankbar zu erkennen, wie treu er sein Wort erfüllt hat: „für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen“. —

Im deutschen Gemüte lag von jeher dicht neben der hellen Weltlust ein beschaulicher Ernst, der die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge schmerzlich empfand, neben der wagenden Tapferkeit eine tiefe Sehnsucht nach Erlösung von dem Fluche der Sünde. Die Germanen allein unter allen Völkern Westeuropas haben schon in den Tagen ihres Heidentums etwas geahnt von dem dereinstigen Untergange dieses frevelnden Geschlechts, von einer neuen Welt der Reinheit und der Klarheit, die da kommen solle. In einem solchen Volke mußte die frohe Botschaft aus Jerusalem bereite Herzen finden, und wie andächtig, wie innig die Deutschen den neuen Glauben aufnahmen, das erzählen die Wunderbauten unserer alten Dome. Gleichwohl hatte die christliche Lehre, als sie bei uns eindrang, bereits in Rom eine Gestalt angenommen, welche dem deutschen Volke niemals ganz vertraut werden konnte. Diesseits und Jenseits, alle Zeiten und alle Völker erschienen eingeschlossen in der einen großen Gemeinschaft der Heiligen, welche die streitende Kirche hienieden mit der leidenden Kirche der armen Seelen im Fegefeuer und der triumphierenden Kirche der Seligen droben im Himmel verband. Aus dem Gnadenschatze der guten Werke der Heiligen spendete die Kirche ihren Gläubigen die Vergebung der Sünden durch den Mund eines herrschenden Priesterstandes, der durch die geistige Zeugung der Weihe befähigt war, Brot und Wein in den Leib und das Blut des Erlösers zu verwandeln. Außer ihr war kein Heil; von der

Wiege bis zur Bahre, von der Taufe bis zur letzten Ölung umfing und heiligte sie das Leben jedes Christen. Es war ein wunderbarer großer Gedankenbau; lange Jahrhunderte hindurch hatten die Weisheit und die Andacht so vieler heiliger Männer und eine seltene Kunst der Menschenbeherrschung daran gebaut; festgefügt stand Stein auf Stein, die unerbittliche Folgerichtigkeit dieser Lehre ließ dem Christentum nur die Wahl zwischen der Unterwerfung und der Ketzerei. Doch die scharfe Logik der Romanen hat dem deutschen Geiste niemals ganz genügt; nicht so von außen her, nicht allein durch die Gnadenmittel der Kirche und durch vorgeschriebene gute Werke konnte das rege Gewissen unseres Volkes seinen Frieden finden. Schon im vierzehnten Jahrhundert erdröhnte das deutsche Land von den Kyrieleisrufen der Geißler, und immer lauter, immer verzweifelter, fast so herzzerreißend wie in den Anfängen der christlichen Geschichte, erklang seitdem der Aufschrei der sündigen Kreatur nach Versöhnung mit ihrem Schöpfer.

Zugleich ward auch der kampfmutige Weltsinn der Deutschen an den Lehren der alten Kirche irr. So viele Kränze des Ruhmes, so viele edle Freuden bot diese schöne Erde dem tatkräftigen Manne; und das alles sollte nichts gelten neben der höheren Heiligkeit der begebenen Menschen, der Priester und der Mönche, die auf alles verzichteten, was Menschen menschlich aneinander bindet, die mit dem holden Glücke auch die heiligen Pflichten des ehelichen Lebens verschmähten! Kummervoll sann der größte Dichter unseres Mittelalters, Walther von der Vogelweide, diesem dunklen Rätsel nach und klagte:

Ach leider kann es nimmer sein,
Daß Gottes Gnade kehre
Mit Reichtum und mit Ehre
Je wieder in dasselbe Herz.

Und dieser Priesterstand, der sich unnahbar hoch über die gehorchende Gemeinde erhob, der alle weltliche Arbeit so tief verachtete, war selber längst einer schamlosen Weltlust verfallen, die ihn den Weltlichen als ein Heuchlergezücht erscheinen ließ. Er besaß das reichste Drittel Deutschlands, gab auf den Reichstagen durch seine Überzahl den Ausschlag, und seine politische Macht ward von den Deutschen als Fremdherrschaft empfunden; denn in der Kirche regierte der Papst mit seinen italienischen Prälaten, und alle die Fülle von Geist, Witz und Bildung, die sich in dem Lügenstübchen des Vatikans gesellig zusammenfand, alle die Meisterwerke des Meißels und des Pinsels, die in der Sonne päpstlicher Gnade reiften, konnten unser Volk doch nicht darüber trösten, daß die Herrscherin der Christenheit die ruchloseste Stadt der Erde war. Vergeblich hatten die Deutschen, allen anderen Nationen voran, auf den Konzilien des fünfzehnten Jahrhunderts die Schäden der Kirche zu bessern versucht. Als Luther auftrat, war die Nation in unheimlicher Gärung, von widersprechenden Gefühlen stürmisch bewegt: hier die Gewissensangst der

Frommen, die über ihre Sünden und guten Werke peinlich Buch führten und mit heiligem Schauer die volkstümlichen Bilder des Totentanzes betrachteten; dort der kecke Übermut eines sinnenkräftigen, lebenslustigen Geschlechts, das der derben Schwänke nicht satt ward und sich dreist spottend an dem Zerrbild der verkehrten Welt erfreute; dazu allen Deutschen gemein der Haß gegen das welsche Wesen.

Die Tat der Befreiung ging aus den Kämpfen des ehrlichen deutschen Gewissens hervor; aus seiner Demut schöpfte Luther die Kraft der höchsten Verwegenheit. Getrieben von einer leidenschaftlichen Angst um seine und seiner Brüder Seligkeit hatte er einst Vater und Mutter verlassen und in seiner Klosterzelle durch alle Qualen mönchischer Buße den Himmel stürmen wollen, doch immer wieder klang es in seiner Seele: „o meine Sünde, Sünde, Sünde!" — bis dann endlich das Wort des Apostels von der Rechtfertigung durch den Glauben zündend in sein Herz schlug. Und nun kam sie über ihn, die Wandlung des inneren Menschen, die Wiedergeburt des Paulus; in demütiger Erkenntnis der Unzulänglichkeit alles menschlichen Verdienstes ergab er sich gläubig der Gnade des lebendigen Gottes, und er wagte dieses seines Glaubens zu leben. Der ganze Gegensatz romanischer und germanischer Empfindung tritt uns vor die Augen, wenn wir diese Seelenkämpfe Luthers vergleichen mit den inneren Anfechtungen, welche späterhin der Rittersmann der wiederhergestellten alten Kirche, Ignatius von Loyola, zu überwinden hatte. Der Spanier entledigt sich seiner Pein durch den Entschluß, diese Wunden seiner Seele nie mehr zu berühren; der Deutsche beruhigt sich erst, sobald sein Gemüt überzeugt ist und alle Zweifel vor der Gewißheit einer innerlich erlebten Wahrheit schwinden.

Ohne jede Ahnung von der unermeßlichen Wirkung seiner Tat beginnt er nun den Kampf gegen den häßlichsten Mißbrauch der verweltlichten Kirche, und dann führt ihn Gott weiter wie einen Gaul, dem die Augen geblendet sind. Aus jenem entscheidenden Gedanken ergibt sich ihm die Erkenntnis, daß Gott keinen erzwungenen Dienst will und über die Gewissen niemand richten kann denn Gott allein. Kaum drei Jahre nach dem Beginne des Ablaßstreites sagt er sich schon los von der gebundenen Sittlichkeit des Mittelalters durch jenen mächtigen Hymnus der evangelischen Freiheit, das Buch von der Freiheit des Christenmenschen: der Christ ist niemand untertan in seinem Glauben und eben darum jedermanns Knecht, dem Geringsten seiner Brüder zum Dienste der Liebe verpflichtet, gute Werke machen nimmermehr einen guten Mann, sondern ein guter Mann machet gute Werke. Eine zugleich freiere und strengere Auffassung des sittlichen Lebens, die wieder anknüpft an die Kämpfe Jesu wider die starre Gesetzlichkeit der Pharisäer und den Schwerpunkt der sittlichen Welt im Gewissen der Menschen findet. An diese Erkenntnis wieder schließt sich die Forderung des Priestertums der Laien und der Gedanke der freien Gemeindekirche, die sich bescheidet, die äußeren Formen der Kirchengemeinschaft wie alles Menschliche in den Fluß der Zeit zu stellen, und dem mißdeuteten Worte „auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen" das lebendig ver-

standene Wort entgegenhält: „wo zwei oder drei von Euch versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“.

Gewiß war Luthers Tat eine Revolution, und da der religiöse Glaube im innersten Kern des Volksgemüts wurzelt, so griff sie in alles Bestehende tiefer ein, als irgendeine politische Umwälzung der neuen Geschichte. Es ist wahrlich kein Zeichen evangelischen Mutes, wenn manche wohlmeinende Protestanten dies zu leugnen oder zu verhüllen suchen. Nur ein Mann, in dessen Adern die ungebändigte Naturgewalt deutschen Trotzes kocht, konnte so Vermessenes wagen. Die ganze alte Ordnung der sittlichen Welt, die einem Jahrtausend heilig gewesen, die lange Kette der ehrwürdigen Traditionen, welche das Leben der Christenheit gebunden hielten, brach mit einem Schlage zusammen, und lebhaft können wir heute dem Gegner des Reformators, dem Elsasser Murner nachempfinden, wenn er beim Anblick der ungeheuren Zerstörung jammernd ausrief:

> Alle Bücher sein erlogen,
> Die je beschrieben sind,
> Die Heilgen han betrogen,
> Die Lehrer sein all blind!

Die Größe der historischen Helden besteht in der Verbindung von Seelenkräften, die nach der Meinung des platten Verstandes einander ausschließen. So gewaltig die Kühnheit des schlichten Mannes, der sich selber nur eine Gans unter den Schwänen nannte und dennoch sich vermaß, gegen die stärksten politischen und sittlichen Mächte der Zeit in die Schranken zu treten, ebenso erstaunlich erscheint von Haus aus seine Mäßigung. Nie war er kühner, als da er den Bilderstürmern von Wittenberg die Mahnung der Liebe zurief: macht mir nicht aus dem Frei sein ein Muß sein! Mit kindlichem Vertrauen baute er auf die Macht des göttlichen Wortes allein. Und sein Glaube trog ihn nicht; denn nachdem erst die wilden Zuckungen des Bauernkrieges und der Wiedertäuferei überwunden waren, vollzog sich der Sieg der Reformation in Deutschland fast überall friedlich, frei aus dem Volke heraus. Bei allem Häßlichen, das sich mit ansetzte, trug die große Bewegung doch jenen Charakter schlichter Treuherzigkeit und Kraft, der alle großen Epochen der deutschen Geschichte auszeichnet; sie schenkte unserem Volke die Form des Christentums, welche dem Wahrheitsdrange und der unzähmbaren Selbständigkeit der deutschen Natur zusagt, gleichwie die römische Kirche der Logik und dem Schönheitssinne der Romanen, die orthodoxe Kirche der halborientalischen Gebundenheit der gräcoslavischen Welt entspricht. Und weit hinaus über den Kreis seiner Glaubensgenossen wirkte Luthers Wort; er war im Rechte, wenn er den deutschen Bischöfen zurief: „Ihr habt mein Evangelium verdammen lassen, habt es aber heimlich und in vielen Stücken angenommen.“ Mit gutem Grunde nennen wir ihn heute einen Wohltäter auch der alten Kirche. Denn auch sie ward durch ihn gezwungen, ihre sittlichen Kräfte zusammenzuraffen, auch sie blieb

nicht unberührt von der innigen, seelenvollen Auffassung des Glaubens, welche Luther der Christenheit wiedergab. Eine so sinnliche Ablaßlehre, wie sie Tetzel einst predigte, wäre auf deutschem Boden jetzt unmöglich; und sicherlich steht heutzutage der denkende deutsche Katholik dem deutschen Protestanten in seiner ganzen Weltanschauung näher als seinem spanischen Glaubensgenossen.

In allen den mächtigen Wandlungen unseres geistigen Lebens seitdem ist der Grundgedanke der Reformation, die freie Hingebung der Seele an Gott, unwandelbar das sittliche Ideal der Deutschen geblieben. Er kehrt, ins Weltliche gewendet, wieder in dem strengen Ausspruch Kants, daß überall auf der Welt nichts für gut gehalten werden dürfe, als allein ein guter Wille; er tönt uns entgegen aus dem milden Gesange der Engel, die Fausts Unsterbliches gen Himmel tragen: „wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen". Wir danken der Reformation das lebendige Nebeneinander der Glaubensbekenntnisse, worauf die heutige deutsche Gesittung beruht, jene freie Duldsamkeit, die weder der Furcht noch dem Kaltsinn entspringt, sondern der Erkenntnis, daß das Licht der göttlichen Offenbarung, wie heute die Welt noch steht, nur gebrochen in vielen Strahlen dem Auge der Menschheit erkennbar ist; denn so gewiß kein Sohn des sechzehnten Jahrhunderts, auch Luther nicht, verstanden hätte, was wir heute Toleranz nennen, ebenso gewiß ist diese Duldung nur möglich geworden auf dem Boden des Protestantismus, der den hochmütigen Wahn einer allein seligmachenden Kirche grundsätzlich verwirft. Wir danken ihr, daß der Deutsche zugleich fromm und frei empfinden kann, daß keiner unserer großen Denker, wie kühn sich auch die Flüge ihres Geistes erhoben, jemals in den lästernden Spott eines Voltaire verfiel und die Todsünde der Heuchelei unter uns eine seltene Ausnahme ist.

Denn das ist die Größe des Protestantismus, daß er einen Widerspruch zwischen dem Denken und dem Wollen, zwischen dem religiösen und sittlichen Leben nicht dulden will, sondern gebieterisch fordert: was du erkannt hast, das bekenne und danach handle! Zu Luthers Zeiten standen die Italiener unserem Volke in Kunst und Wissenschaft weit voran. Bereits im vierzehnten Jahrhundert war unter ihnen Petrarca aufgetreten, der erste moderne Mensch, der ganz auf eigenen Füßen stand und die Binde sich von den Augen gestreift hatte; und nun gerade in den Tagen des deutschen Ablaßstreites schrieb Macchiavelli jene zwei Bücher vom Staate, die mit den überlieferten Vorstellungen des Mittelalters weit rücksichtsloser brachen als Luther. Jedoch den Romanen fehlte die Kraft, ihre Gedanken in vollem Ernste zu nehmen, sie brachten es über sich, ihr Gewissen zu teilen und einer Kirche, die sie verspotteten, zu gehorchen. Die Deutschen wagten das Leben nach der erkannten Wahrheit zu gestalten, und weil die historische Welt die Welt des Willens ist, weil nicht der Gedanke, sondern die Tat das Schicksal der Völker bestimmt, darum beginnt die Geschichte der modernen Menschheit nicht mit Petrarca, nicht mit den Künstlern des Quattrocento, sondern mit Martin Luther. Merkwürdig früh hat die europäische Welt dies erkannt. Nur hundertundvierzig

Jahre nach Luthers Tode stellte der deutsche Historiker Cellarius die Behauptung auf, gegen den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts sei eine alte, für uns abgeschlossene Zeit zum Ende gelangt, das Mittelalter. Bei allen Völkern hat sich seitdem Begriff und Name des Mittelalters eingebürgert, und dabei wird es bleiben, obwohl die Selbstverliebtheit unserer Tage zuweilen, ganz vergeblich versucht, die Geschichte der neuen Zeit erst mit der französischen Revolution zu beginnen. —

Gleich allen echten Germanen hegte Luther ein tiefes Gefühl historischer Pietät, und er liebte, die große Neuerung, die er in der Kirche vollzog, sich nur als die Wiederherstellung der ursprünglichen Zustände des Christentums zu denken. Dagegen wußte er wohl, daß er das politische Leben der Völker mit einem schlechthin neuen Gedanken befruchtet hatte. „So stund's aber dazumal" — sagt er über die Zeiten seiner Jugend — „es hatte niemand gelehret noch gehöret, wußte auch niemand von der weltlichen Obrigkeit, woher sie käme, was ihr Amt oder Werk wäre oder wie sie Gott dienen solle." In der Tat war der Staat noch niemals zu seinem vollen Rechte gelangt, seit die schwere, der heidnischen Welt unbekannte Frage nach den Grenzen geistlicher und weltlicher Gewalt zuerst in der Christenheit aufgeworfen wurde. In ihren ersten Jahrhunderten hielt sich die Kirche scheu von dem Staate zurück, weil er heidnisch war, und als sie dann im Römerreiche die Oberhand gewann, entstand nach und nach, eng verbunden mit der Verfassung und dem Dogma der Kirche, das politische System der kirchlichen Weltherrschaft. Das ganze Leben der Christenheit erscheint als eine fest geordnete Einheit; Staat und Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst, alle Berufe der Menschen empfangen ihre sittlichen Gesetze aus den Händen der Kirche; die Kirche ist der Staat Gottes, der weltliche Staat das Reich des Fleisches, ohne eigenen sittlichen Zweck und nur dann vor Gott gerechtfertigt, wenn er dem Schiedsrichter der Staatenwelt, dem Papste, seinen starken Arm zum Dienste leiht. Kein kräftiger Staat des Mittelalters hatte diese herrischen Ansprüche des Papsttums jemals vollständig anerkannt. Seit Dante, seit Marsilius von Padua und den tapferen ghibellinischen Schriftstellern, die sich um Kaiser Ludwig den Bayern scharten, war das Ansehen der kirchlichen Weltstaatslehre auch in der Wissenschaft bereits tief erschüttert. Sie ganz zu überwinden, konnte doch nur dann gelingen, wenn der Stier bei den Hörnern gepackt und die Herrschaft des Priesterstandes in der Kirche selbst verworfen wurde.

Erst Luther warf den Satz „geistliche Gewalt ist über der weltlichen", diese starke Mauer der Romanisten, in Trümmer und lehrte, daß der Staat selber eine Ordnung Gottes ist, berechtigt und verpflichtet, seinen eigenen sittlichen Lebenszwecken, unabhängig von der Kirche, nachzugehen. Damit ward der Staat für mündig erklärt, und da er wirklich schon zu seinen Jahren gekommen war, da die weltliche Gewalt überall an dem erstarkten Selbstgefühl der Nationen eine sichere Stütze fand, so wirkte diese Tat der politischen Befreiung fast noch gewaltiger, noch weiter in die Welt hinaus, als die Re-

formation der Kirche. Alle Kronen ohne Ausnahme, katholische wie evangelische, sagten sich los von der politischen Herrschaft des gekrönten Priesters. Von einer Obedienzleistung, wie sie der Papst vordem den weltlichen Gewalten zugemutet, war fortan keine Rede mehr, und noch ehe Luthers Jahrhundert zu Ende ging, begründete Bodinus den Gedanken der Souveränität des Staates zuerst mit wissenschaftlicher Schärfe — eine neue Erkenntnis, die, einmal gefunden, das gemeinsame Besitztum der gesitteten Menschheit geblieben ist. Mochte die Gesellschaft Jesu noch von der Weltherrschaft des Gottesstaates träumen, unaufhaltsam verwuchsen die Staaten Europas zu einer neuen freien Völkergesellschaft und bildeten sich ein weltliches Völkerrecht, das, gerechter als weiland die Urteilssprüche der Päpste, in der Interessengemeinschaft und dem Rechtsbewußtsein der Nationen seine Wurzeln hat. Schritt für Schritt drängte der moderne Staat die Kirche auf ihr geistliches Gebiet zurück; er nahm ihr die Rechtspflege, die Schulverwaltung, das Armenwesen und bewies durch die Tat, daß er diesen politischen Pflichten besser als sie zu genügen vermag. Nichts zeugt so laut für die Gesundheit der politischen Gedanken der Reformation, wie die unleugbare Tatsache, daß die politische Entwicklung in den protestantischen Staaten fast durchweg friedlicher, minder gewaltsam verlaufen ist, als in der katholischen Welt.

Keinem Volke brachte die Befreiung des Staates von kirchlicher Herrschaft so reichen, so lang nachwirkenden Segen wie uns Deutschen, denn nirgends war die alte Kirche fester mit dem Staate verflochten, als in diesem römischen Reiche und allen den geistlichen Fürstentümern, welche seine Krone stützten. Unleugbar hat die Reformation den längst schon beginnenden Zerfall des alten Reiches gefördert, die längst schon vorhandenen politischen Gegensätze noch durch kirchlichen Haß verschärft. Doch wer Wunden zu heilen vermag, darf sie auch schlagen. Nur aus dem Borne des Protestantismus konnte dies sieche Reich den verjüngenden Trank schöpfen. Nur wenn unser Staat wieder wahr wurde wie seine Kirche, wenn er die zur Lüge gewordenen Ansprüche seines heiligen römischen Kaisertums aufgab und seine Krummstabslande einer weltlichen Obrigkeit unterwarf, nur dann vermochte er wieder zu wachsen mit der wachsenden Zeit.

Luther selbst hat diese letzten Schlüsse aus seinen Gedanken nie gezogen. Ihm graute vor den Schrecken eines Bürgerkrieges: „Ehe man in Deutschland eine neue Weise des Reiches anrichtete, so wäre es dreimal verheeret.“ Er wußte, daß er kein Staatsmann war, und teilte mit seinem Volke die ehrfürchtige Scheu vor der kaiserlichen Majestät, vor dem jung edlen Blut von Österreich; wie viele Zweifel mußte er überwinden, bis er sich nur entschloß, den Widerstand gegen kaiserliche Übergriffe, der doch im alten Reiche Rechtens war, gutzuheißen. Die Natur der Dinge, die Vernunft der Geschichte, hat schließlich dennoch vollendet, was in dem Heimatlande der Reformation nicht ausbleiben konnte; unrettbar brachen die geistlichen Staaten Deutschlands nach und nach zusammen, bis endlich im Anfang unseres Jahrhunderts die

letzten verfaulten Trümmer der römischen Theokratie verweltlicht und mit ihnen auch die römische Kaiserkrone vernichtet wurde. Nun erst, seit unser Staat sich ehrlich zu seinem weltlichen Wesen bekannte, ward die Stätte geebnet für einen Neubau; und auch an dieser letzten heilvollen Wendung unserer Geschicke hat der Reformator seinen Anteil durch eine Tat, deren ferne Folgen ihm verhüllt blieben. Auf Luthers Rat entschloß sich der Hochmeister des Deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuze abzulegen, die falsche Keuschheit des Mönches zu meiden und „eine rechte ordentliche Herrschaft zu gründen, die ohne Gleißen und falschem Namen vor Gott und der Welt angenehm wäre." So ward das Ordensland Preußen, die Pflanzung des gesamten Deutschlands, in ein weltliches Herzogtum verwandelt und vor der Begehrlichkeit des polnischen Nachbarn gerettet. Luther aber schrieb dankbar: „Siehe dies Wunder! In vollem Laufe, mit vollen Segeln, eilt jetzt das Evangelium durch Preußen!" Er ahnte nicht, welche größeren Wunder unser Volk noch an seiner entlegenen Ostmark erleben sollte. Aus diesem, der alten Kirche geraubten Lande, das mit dem Protestantismus stand und fiel, ist in unvergeßlichen Kämpfen die streitbare Großmacht unserer neuen Geschichte hervorgegangen und endlich, als die Zeiten sich erfüllten, der neue Staat der Deutschen, der nicht heilig sein will und nicht römisch, sondern, nach den Worten des Reformators, ohne Gleißen und falschem Namen ein weltliches, ein deutsches Reich. —

Wie die Einheit des deutschen Staates erst möglich ward, seit die letzten Staatsgebilde der römischen Kirche von unserem Boden verschwanden, so verdanken wir auch den Kämpfen der Reformation das köstliche geistige Band, das uns in den Tagen deutscher Zerrissenheit lange fast allein zusammenhielt, unsere neue Sprache. Was selbst dem Zauber unserer ritterlichen Dichtung nicht gelungen war, den deutschen Norden unter die Herrschaft der hochdeutschen Sprache zu beugen, das gelang erst, als die schöne Lieblingsstätte des Minnesanges, die Wartburg, zum zweitenmal unserem Volke teuer ward und von dort die ersten Bücher ausgingen — die Heilige Schrift, übertragen mit strenger Treue durch einen wahlverwandten religiösen Genius und doch so ganz verdeutscht, so ganz beseelt von dem Hauche deutschen Gemütes, daß wir uns heute das Bibelwort in anderer Fassung kaum noch denken können. Gleich den Italienern empfingen wir unsere Schriftsprache mit einemmal durch die Tat eines Mannes. Es liegt aber im Wesen des Genius, das Notwendige, das einfach Natürliche zu wollen. Wie Dante nicht willkürlich neuerte, sondern nur die Volkssprache seiner toskanischen Heimat adelte und durchgeistigte, so hegte auch Luther nur schlicht und recht die Absicht, von seinem ganzen Volke verstanden zu werden, damit Gott deutsch zu den Deutschen rede. Er benutzte daher das gemeinverständliche Mitteldeutsch, das schon überall, wo Ober- und Niederdeutsche unter einem Herrscher zusammensaßen, in dem Staate des deutschen Nordens, in den Kanzleien der lützelburgischen Kaiser und der sächsischen Kurfürsten von der Obrigkeit geredet wurde.

Also wirkten gebend und empfangend alle Stämme der Nation zu den Taten der Reformation zusammen. Im Norden fand der Protestantismus seinen festen politischen Rückhalt; die mächtige Sprache aber, welche fortan das evangelische Deutschland geistig beherrschte, kam aus dem Oberlande, aus jenen Gauen Süd- und Mitteldeutschlands, die zu allen Zeiten das warme Nest unserer Dichtung und also auch der Sprachbildung geblieben sind. Und dies Hochdeutsch war die Sprache von Luthers Heimat; seine Laute klangen ihm vertraut von Kindesbeinen an; so hatte er schon das Volk in den Mansfelder Bergwerken, seines lieben Vaters Schlägelgesellen, reden hören. Sprachgewaltig wie seitdem nur einer noch, Goethe, ward er der volkstümlichste aller unserer Schriftsteller. In seinen Schriften vereinigt sich, was sonst unvereinbar scheint, der Tiefsinn, die gedrängte Gedankenfülle des Buches und die fortreißende Macht, der sprudelnde Wörterreichtum der Rede, so daß der Leser immer die herzbewegende Stimme des Predigers zu hören meint; dem Einfältigen geben sie genug, und der Denkende findet des Nachsinnens kein Ende. In Kämpfen geboren, kann diese Sprache des Freimuts und der Wahrhaftigkeit bis zum heutigen Tage die Zeichen ihres Ursprungs nicht verleugnen. Gewaltig vermag sie zu zürnen, übermütig zu spielen in toller Laune, zu den Höhen des Gedankens steigt sie kühn empor, für jedes holde Geheimnis des Herzens findet sie ein liebliches Wort; doch wer sie zwingen will, ihre Meinung zu bemänteln oder tückisch unterm Zaun hervor zu beißen oder gar den überbildeten Geschmack durch das Pikante und Charmante zu reizen, dem schenkt sie wenig, den läßt sie betteln gehen an den Tischen der Fremden.

Mehr denn hundert Jahre hat es noch gewährt, bis dies neue Deutsch, das in der Predigt und dem Gemeindegesange der evangelischen Kirche kräftig erklang, zum Gemeingut unseres Volkes wurde, bis auch die Wissenschaft volkstümlich und weltlich ward und das Wort sich ganz erfüllte, das Ulrich von Hutten schon in den ersten Tagen überschwänglicher Hoffnung zuversichtlich in die Welt hinausgerufen hatte: „Sonst waren nur die Pfaffen gelehrt, jetzt hat uns Gott auch Kunst beschert, daß wir die Bücher auch verstahn." Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts kam über den lutherischen Zweig des deutschen Protestantismus eine lange Zeit unheilvoller Erstarrung, da fast allein die weihevollen Klänge des evangelischen Kirchenliedes noch Kunde gaben von dem ursprünglichen Geiste der Reformation und in der neuen wie in der alten Kirche herrschsüchtige Theologen der weltlichen Wissenschaft Richtung und Grenze vorschrieben. Nur der Heldenmut seiner tatkräftigeren Schwesterkirche, nur der Kampf der Kalvinisten Niederlands wider die spanische Krone bewahrte damals das verkommene Luthertum vor dem sicheren Untergange. Erst der Jammer des Dreißigjährigen Krieges brachte auch uns die Selbstbesinnung. Die Pietisten von Halle erweckten unserem Volke wieder den lebendigen evangelischen Geist, den Geist der brüderlichen Liebe, der das Evangelium leben wollte und über dem öden Buchstabengezänk der letzten Jahrzehnte ganz vergessen schien; Pufendorf vertrieb die Theologen aus den poli-

tischen Wissenschaften, Thomasius wagte zuerst auf deutschem Lehrstuhl deutsch zu reden; und auf dem also bereiteten Boden erhob sich sodann unsere neue Wissenschaft und Dichtung, ganz frei von konfessioneller Härte, weltlich von Grund aus, weit kühner in ihren Gedanken, als Luther selbst jemals gebilligt hätte, und dennoch protestantisch. Alle ihre Führer gehörten dem Protestantismus an. Nur aus der Autonomie des Gewissens, die uns Luther errungen, konnte das neue Ideal der Humanität hervorgehen. Mit Entsetzen vernahmen die bayerischen Jesuiten das „lutherische Deutsch“ dieser neuen Bildung; doch unhemmbar hielt sie ihren friedlichen Siegeszug auch durch das katholische Deutschland, bis sie schließlich alles, was deutsch war, in den frischen Strom ihrer Gedanken hineingezogen hatte; und heute sehen wir mit Freude, wie selbst die Vorkämpfer Roms unter unseren Landsleuten längst lutherisch deutsch gelernt haben, wie sie wider uns streiten mit Waffen, die in unserer Schmiede gehämmert sind.

Seit die Kirche sich auf ihren geistlichen Beruf beschränkt sah, erhielt alles redliche weltliche Schaffen erst seine sittliche Rechtfertigung. Das Rätsel war gelöst, das jenem Dichter des Mittelalters so ganz unlösbar schien: wie Reichtum und Ehre sich mit der Gnade Gottes vertragen sollten. Die Ewigkeit trat dem Gläubigen mitten in sein Leben hinein, und er fühlte, daß er auch mit seiner Hände Arbeit dienen könne und solle. Selbst den Kriegsleuten gab Luther die tröstliche Gewißheit, daß sie auch in seligen Stand kommen würden, wenn sie ihres harten Handwerks in Treue warteten. Seit eine Kirche ohne Klerisei bestand, konnte auch in den rein katholischen Ländern der Klerus sich nicht mehr auf die Dauer als der erste Stand behaupten. In Deutschland aber wurden jene mittleren Schichten der Gesellschaft, zu denen Luther vornehmlich geredet hatte, mehr und mehr zum Kerne der Nation. Auch die soziale Macht, welche die gelehrte Bildung und mit ihr leider der Doktrinarismus im deutschen Leben behauptet, hat ihren Ursprung in der Wirksamkeit des größten aller deutschen Professoren.

Der Protestantismus entstammt einem derben, männischen Jahrhundert, das nach den Frauen wenig fragte, und die nüchternen Formen seines Kultus vermögen der frommen Sehnsucht des weiblichen Herzens nicht immer zu genügen. Und doch hat Luther die deutschen Frauen höher erhoben, als sie je vordem gestanden hatten in den Zeiten, da noch die gnadenreiche Mutter Gottes angerufen ward; er hat den Wirkungskreis des Weibes, das Haus, wieder zu Ehren gebracht vor Gott und Menschen. Schwer mußte er kämpfen, ehe er sich das Herz faßte, um die Hand seiner Käthe zu werben; was zuletzt den Ausschlag gab, war doch nicht bloß die Sehnsucht nach häuslichem Glück, sondern das Gefühl einer heiligen Pflicht. Wie oft hatte er den Klosterleuten zugerufen: „Wer hat Dich etwas geloben und schwören heißen, daß wider Gott und seine Ordnung ist, nämlich daß Du schwörest, Du seiest kein Mann und kein Weib?“ War er berechtigt also zu fragen, war die Ehe wirklich ein heiliger Stand, Gott wohlgefälliger als die Gelübde der Beschorenen, dann mußte er selber

mit seinem Leib und Leben Zeugnis ablegen für seine Lehre. Er wußte, welch eine Schlammflut ekler Verdächtigungen sich nun heranwälzen mußte gegen ihn, dessen makelloser Name bisher einer großen Sache zum Schilde gedient und allen Pfeilen der Verleumder widerstanden hatte. Freiwillig nahm er dies Kreuz auf sich; denn überzeugender, siegreicher konnte sich die sittliche Macht der evangelischen Freiheit nicht erweisen, als wenn die Ehe des entlaufenen Mönches und der entlaufenen Nonne zum Vorbild wurde für Tausende frommer Menschen.

Und sie ward es. Dies mit allen Flüchen der römischen Kirche beladene Haus lebt in unser aller Herzen. Wir denken seiner, wenn am Weihnachtsabend vor dem Tannenbaume die hellen Stimmen unserer Kinder die frohe Botschaft singen „Vom Himmel hoch da komm' ich her"; wir sehen ihn vor Augen, den alten Doktor, wie er, ein Gewissensrat seiner lieben Deutschen, allen den Zweifelnden und Beladenen, die von nah und fern zu ihm eilen, Lehre, Trost und Hilfe spendet und immer mit seinem freien Gemüt Partei nimmt für das Recht des Herzens, für die Stimme der Natur, für die Billigkeit und die Liebe; wir hören sein herzliches Lachen, wenn er den zagenden Melanchthon mit kräftigem Zuspruch aufrichtet oder in neidloser Freundschaft die Größe seines kleinen Griechen preist; wir freuen uns seiner goldenen Laune, wenn er abends um seinen gastlichen Tisch den Becher kreisen läßt und die deutscheste der Künste, Frau Musika, zu den fröhlichen Zechern ladet: „hie kann nicht sein ein böser Mut, wo da singen Gesellen gut"; wir klagen mit ihm, wenn er, überwältigt vom menschlichsten Schmerze, an der Bahre seines Lenchens weint. So war das erste evangelische Pfarrhaus; und wie viele Tränen sind seitdem von den Frauen unserer Landpfarrer getrocknet, wie viele gute und hochbegabte Männer in diesen friedlichen Heimstätten einer gelehrten und doch der Natur nicht entfremdeten Bildung erzogen worden.

All unser Tun ist Stückwerk, und in der Geschichte dauert der Name keines Mannes, der nicht größer war als seine Werke. Das köstlichste Vermächtnis, das Luther unserem Volke hinterlassen hat, bleibt doch er selber und die lebendige Macht seines gottbegeisterten Gemüts. Keine andere der neueren Nationen hat je einen Mann gesehen, der so seinen Landsleuten jedes Wort von den Lippen genommen, der so in Art und Unart das innerste Wesen seines Volkes verkörpert hätte. Ein Ausländer mag wohl ratlos fragen: wie nur so wunderbare Gegensätze in einer Seele zusammen liegen mochten: diese Gewalt zermalmenden Zornes und diese Innigkeit frommen Glaubens, so hohe Weisheit und so kindliche Einfalt, so viel tiefsinnige Mystik und so viel Lebenslust, so ungeschlachte Grobheit und so zarte Herzensgüte, und wie derselbe ungeheuere Mensch, der einen Brief an Seine Fürstliche Ungnaden Herzog Georg von Sachsen kurzab unterzeichnete „Von Gottes Gnaden Martin Luther, Evangelist zu Wittenberg", dann wieder zerknirscht vor Gott in den Staub sinken konnte. Wir Deutschen finden in alledem kein Rätsel, wir sagen einfach: das ist Blut von unserem Blute. Aus den tiefen Augen dieses urwüchsigen deutschen

Bauernsohnes blitzte der alte Heldenmut der Germanen, der die Welt nicht flieht, sondern sie zu beherrschen sucht durch die Macht des sittlichen Willens; und weil er heraussagte, was im Gemüte seines Volkes schon lebte, nur deshalb konnte der arme Mönch, der soeben noch aus dem stillen Augustinerkloster am Monte Pincio demütig hinübergepilgert war nach den Hallen von St. Peter, in wenigen Jahren wachsen und wachsen und schließlich der neuen römischen Weltmacht ebenso furchtbar werden, wie einst die deutschen Kohortenstürmer dem Reiche der Cäsaren. Ein Menschenalter nach Luthers Tode bekannten sich schon vier Fünftel unserer Nation zum evangelischen Glauben. In den meisten der deutschen Landschaften, welche die römische Kirche heute beherrscht, verdankt sie ihre Herstellung der Macht des Schwertes und fast überall, wo das Evangelium gewaltsam ausgerottet ward, kränkelt der deutsche Geist noch heute, als wäre ihm eine seiner Schwingen gelähmt. Wo immer deutsches und fremdes Volkstum feindselig aufeinander stößt, da war der Protestantismus allezeit unser sicherster Grenzhüter. In unseren Nordostmarken gilt deutsch und evangelisch, polnisch und römisch-katholisch längst als gleichbedeutend, und unter den deutschen Stämmen Österreichs bewahrt sich keiner sein Volkstum so treu, wie das evangelische Sachsenvolk Siebenbürgens.

8. Melanchthon.

Von Rudolf Lehmann.

Selten hat eine große geschichtliche Bewegung so durchaus das Gepräge getragen, das ihr eine einzelne machtvolle Persönlichkeit aufgedrückt hat, wie die Reformation. Denn die bedeutenden geistigen oder politischen Umwälzungen, welche die Geschichte kennt, sind fast sämtlich durch das Zusammenwirken vieler Umstände, langer Entwicklungen und mehrerer führenden Geister hervorgebracht und tragen den Stempel dieses Zusammenwirkens: so die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, so ihr Kind, die französische Revolution, so die politische Einigung Deutschlands. Die Reformation jedoch ist im ganzen wie im einzelnen so sehr durch den Geist und den Charakter ihres Urhebers bestimmt, daß neben ihm keiner seiner Mitstreiter und Mitarbeiter einen entscheidenden und schöpferischen Einfluß gehabt hat. So viele Gestalten auch auf dem Wormser und dem Berliner Lutherdenkmal den Führer umgeben, so lebt doch keiner von ihnen wie der Reformator selber außerhalb der Geschichtsbücher im Andenken des evangelischen Volkes fort.

Keiner mit Ausnahme eines einzigen. Neben Luthers kraftvoll gedrungene Gestalt, neben seine willensgewaltigen Züge stellt sich die schmächtige durchgeistigte Erscheinung Melanchthons; neben dem trotzigen, unerbittlichen Kämpfer steht der milde, versöhnliche Genosse, neben dem heroischen Glaubensstreiter der Mann des Gedankens und des Friedens. So faßte schon Luther selbst das Verhältnis auf: „Mein Geist ist rumorisch und stürmisch. Ich bin dazu geboren, daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen, darum meine

Bücher viel kriegerisch sind; ich bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen muß. Aber Magister Philipp fährt säuberlich stille daher, säet und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott gegeben seine Gaben reichlich."

Und so sehen wir ihn heute noch. Der treueste Gehilfe und Mitstreiter Luthers, ihm unentbehrlich, weil er ihn da ergänzt, wo er der Ergänzung am nötigsten bedarf, seine Schroffheit mildernd, die Lücken seines Wissens ersetzend, stets zu Verhandlungen und Ausgleich bereit, wie jener stets zum Kampf.

Jedoch man würde der Bedeutung des Mannes nicht gerecht, wenn man sie nur in diesem persönlichen Verhältnis suchen, wenn man sie nur darin erblicken wollte, daß er während der gesamten Wirksamkeit Luthers neben ihm an zweiter Stelle gestanden und sich nach dem Tode des Reformators gewissenhaft, wenn auch wenig glücklich bemüht hat, sein Werk fortzusetzen. Melanchthon ist vielmehr der Vertreter einer besonderen geistigen Macht, einer eigenen Sache. Wenn er diese in den Dienst der Reformation gestellt hat, so hat er damit beiden einen unschätzbaren Vorteil gebracht und die Gesamtentwickelung des deutschen Geisteslebens wesentlich und wohltätig beeinflußt. Melanchthon ist es, der die humanistische Wissenschaft mit der Sache des Protestantismus verbunden hat.

Der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts war die Blütezeit des Humanismus der Wissenschaft, die sich dem wiedererwachten Altertum zuwandte, um aus ihm neuen Lebensinhalt und neue Lebensform zu gewinnen. Noch lebte Reuchlin, den die deutschen Humanisten als ihren Vater verehrten, des Erasmus Ruhm hatte seinen Höhepunkt erreicht, und ein jüngeres Geschlecht schaute voller Begeisterung zu diesen großen Vorbildern auf.

Diesem Geschlechte lagen alle theologischen, ja alle religiösen Interessen fern. Ihre Blicke richteten sich auf das Altertum. Was sie von dort her gewannen, das diente der Verschönerung und Bereicherung des irdischen Lebens. Ihr Idealismus war durchaus diesseitig. Nur die beschränkte Intoleranz der niederen Geistlichkeit, der Universitätstheologen insbesondere, zwang ihnen den Kampf auf. Das Signal dazu gab der Angriff der Kölner Dominikaner auf das allverehrte Oberhaupt Reuchlin; wenn es auch wesentlich ein Federstreit war, der hier geführt wurde, und der noch dazu mit einer unbestreitbaren Niederlage der „Dunkelmänner" endete, so mußte er doch die Anhänger der neuen Wissenschaft in einen entschiedenen und feindseligen Gegensatz zur Kirche und ihren Vertretern bringen.

Daher konnte es ihnen an sich nur willkommen sein, daß sich im Schoße der Kirche selber der Gegner erhob, der den Kampf für die Freiheit des Glaubens gegen die Weltmacht wagte und das feste Gebäude der kirchlichen Autorität in raschem Ansturm zu sprengen drohte. Die beiden revolutionären Strömungen des jungen Jahrhunderts richteten sich gegen einen gemeinsamen Gegner, die Kirche mit ihrem äußerlichen Zwang, mit dem hohlen Formelkram ihrer erstarrten und gealterten scholastischen Theologie; und so waren sie durch

die Sachlage auf ein Bündnis angewiesen. Auch schien es zunächst, als sollte ein solches wie von selbst zustande kommen.

Aber von Anfang an bestand doch ein tiefer Gegensatz zwischen dem Reformator und den Humanisten: das, was sie bekämpften und verneinten, war das einzige, was sie verband; an positiven Zielen war ihnen schlechterdings nichts gemeinsam. War der Humanismus durch und durch weltlich gerichtet, so war Luther durch und durch religiös gesinnt; jene verlangten schließlich kaum etwas anderes, als daß die Kirche sie ungestört und unangegriffen bei ihrer halb dichterischen, halb wissenschaftlichen Arbeit ließe; Luther dagegen war der angreifende Teil: er forderte seinerseits von der Kirche Umkehr und Reform. Der Humanismus strebte eine Kultur des Verstandes und der Bildung an; in Luther war es das religiöse Gefühl, das sich von den Heilswerken der Kirche abkehrte und den Inhalt des Glaubens mit Inbrunst ergriff. Der Humanismus endlich wandte sich, wie das in der Natur einer solchen Bewegung lag, ausschließlich an die oberen Klassen des Volkes: die Kultur der Renaissance war aristokratisch, wie es die antike Kultur gewesen war, die ihr als Vorbild vorschwebte. Die Revolution jedoch, die der Bauernsohn Luther entfachte, ergriff das ganze Volk und erschütterte es in seinen tiefsten Tiefen, ja gerade hier fand die Bewegung ihren entschiedensten Widerhall.

Solche Gegensätze mußten zum Zerwürfnis führen, und sie taten es um so schneller, als die Humanisten bald zu empfinden hatten, daß sie der schwächere Teil waren. Das gelehrte Interesse für das klassische Altertum verblaßte neben dem praktischen Bedürfnis der Gegenwart; die Verstandeskultur erschien als ein unzulängliches Ideal, gemessen an den Forderungen, welche die religiöse Empfindung gewaltsam geltend machte. Die Kreise des städtischen Patriziats und des Hofadels wandten ihre Interessen vom Humanismus ab und den religiösen Fragen zu; Universitäten und Schulen verödeten fast wie die Kirchen selber. So ist es begreiflich, daß sich viele der Gelehrten, die anfangs freudig die aufgehende Sonne Luthers begrüßt hatten, bald wieder voll Verdruß, ja voll Bitterkeit und Feindschaft von ihm und seiner Sache abkehrten.

Die schwierige Lage aber, die sich für die Sache der Reformation daraus ergab, wenn sie von den eigentlich intellektuellen Mächten der Zeit losgetrennt und im Stiche gelassen, allein die kirchliche Autorität zu bekämpfen und zu ersetzen hatte, wurde um so bedenklicher, als Luther weder nach seiner Bildung noch nach seiner Gesinnung der Mann war, um durch eigene schöpferische Tätigkeit jene Verbindung wieder herzustellen. Seiner Bildung nach nicht: denn diese war wesentlich theologisch im alten Sinne. Aber auch seiner ganzen Gesinnung und Richtung nach war er nicht geneigt, weltliche Wissenschaft unbefangen zu würdigen. „Was sind die Universitäten," schrieb er an den christlichen Adel deutscher Nation, „denn Gymnasien, darin ein frei Leben geführet, wenig der heiligen Schrift und christlicher Glaube gelehrt wird, und allein der blinde, heidnische Meister Aristoteles regiert, auch weiter denn Christus?

Hier wäre nun mein Rat, daß die Bücher Aristoteles **Physicorum, Metaphysicae, de Anima, Ethicorum** ganz würden abgetan mit allen anderen, die von natürlichen Dingen rühmen, so doch nichts darinnen mag gelehret werden." Diese Absage erhält erst ihre rechte Bedeutung, wenn man bedenkt, daß doch auch für den Humanismus noch Aristoteles eine wesentliche, ja die wesentlichste Quelle alles positiven Wissens gewesen ist.

So drohte von zwei Seiten eine völlige Trennung der beiden geistigen Strömungen. Damit aber war für den Humanismus die Gefahr, in gesinnungsloser Gleichgültigkeit zu erschlaffen, ebenso drohend geworden, wie für die Reformation die Aussicht, in der Enge eines ausschließlich religiösen Gesichtskreises und einer rein theologischen Bildung zu erstarren.

Diese Gefahr abgewendet zu haben, ist das Verdienst Melanchthons. Indem er die Errungenschaften der neuen Wissenschaften der Reformation dienstbar machte, rettete er die wertvollsten Kulturelemente, die das Zeitalter besaß, vor dem Schicksal, unter dem Druck der kirchlichen Revolution niedergetreten und entwurzelt zu werden, gleichzeitig aber führte er diese Elemente der neuen religiösen Bildung zu, die er dadurch unendlich bereicherte und stärkte.

Philipp Schwarzerd gehörte durch Geburt und Bildung dem Reuchlinschen Kreise an. Er war von mütterlicher Seite ein Großneffe Reuchlins; in Pforzheim, der Heimatstadt seines Oheims und in seiner Nähe hat er seine Schulbildung empfangen; auf den Bildungsgang des Knaben und Jünglings hat der berühmteste deutsche Humanist entscheidenden Einfluß gehabt. Er war es, der den Familiennamen des Neffen in den griechischen Gelehrtennamen umgewandelt hat, er war es, auf dessen Rat der noch nicht Dreizehnjährige die Universität Heidelberg bezog; er endlich ist es gewesen, auf dessen Empfehlung der früh Gereifte und früh Gelehrte schon mit einundzwanzig Jahren vom Kurfürsten Friedrich dem Weisen als Lehrer der griechischen Sprache und Literatur nach Wittenberg berufen wurde. Als der junge Professor im August 1518 auf dem Schauplatz seiner künftigen Wirksamkeit eintraf, dachte er sich diese schwerlich anders als im ausschließlich humanistischen Sinne: philologische und philosophische Tätigkeit, der Wissenschaft und ihrer Lehre zugewandt, das war es, worauf seine Anlage wie seine Bildung ihn hinwiesen. Daß er ein zweiter Erasmus würde, durfte er selbst und durften seine Freunde von ihm hoffen. In der Tat schienen die Anfänge seiner Wittenberger Wirksamkeit durchaus geeignet, diese Hoffnung zu erfüllen. Nach einer bedeutenden Antrittsrede über die Reform der Universitätsstudien entfaltete er alsbald eine ausgedehnte und glänzende Wirksamkeit als Lehrer wie als Schriftsteller, er las über die verschiedensten griechischen Autoren von Homer bis zum Neuen Testament vor einem Auditorium von 5—600 Zuhörern; die Anzahl der Studenten, die durch sein und Luthers Namen nach Wittenberg gelockt wurden, hob sich zu ganz außergewöhnlicher Höhe, und der Ruhm des jungen Humanisten verbreitete sich schnell durch ganz Deutschland.

Aber zugleich knüpften sich die Bande, die ihn gewaltsam aus den bis-

herigen Bahnen ziehen und neuen Wegen zulenken sollten. Mit Luther verband ihn zunächst der gemeinsame Gegensatz gegen die altkirchliche Wissenschaft. Zu der Anschauungsweise des Reformators mußte er hinneigen, seitdem ihm noch in Heidelberg das Studium der Erasmischen Originalausgabe des Neuen Testaments und die Beschäftigung mit der Patristik über den Gegensatz der herrschenden Kirchenlehre zum ursprünglichen Christentum die Augen geöffnet hatten. Mehr aber als alles einzelne zog ihn die mächtige Persönlichkeit Luthers in ihren Bann, riß ihn die gewaltige Bewegung, die er entfacht hatte, mit sich fort. Zunächst halb unfreiwillig in die Eckschen Händel hineingezogen, nahm er bald auf das lebhafteste an den literarischen Streitigkeiten der nächsten Jahre teil; eine ganze Reihe von Verteidigungsschriften für Luther und seine Sache hat er in diesen Jahren veröffentlicht. Auch seine wissenschaftliche Lehrtätigkeit wendet sich unter dem Druck der fortschreitenden Bewegung immer mehr dem theologischen Gebiete zu, er wird baccalaureus in bibliis, liest über das Mattheusevangelium, erklärt den Römerbrief, und 1521 erscheinen zum erstenmal seine nachmals in zahllosen neuen Ausgaben wiederholten „Loci communes rerum theologicarum“, eine Zusammenstellung der Grundwahrheiten des Christentums aus der Heiligen Schrift, „die erste Dogmatik der neuen evangelischen Kirche“.

Aber das rücksichtslose Feuer der ersten Begeisterung legte sich bald. Nicht sowohl die abmahnenden Stimmen der humanistischen Freunde, des Oheims Reuchlin zumal, als die Ereignisse, die sich in Wittenberg selbst während und nach Luthers Aufenthalt auf der Wartburg zutrugen, die Umsturzbewegungen, die von Karlstadt und den Zwickauer Schwarmgeistern ausgingen, machten den friedliebenden Mann unsicher und ängstlich; mehr aber noch mochte ihn die Wahrnehmung erschrecken und verwirren, daß unter den religiösen Streitigkeiten die humanistischen Interessen gänzlich zurückgingen. Sein einst so glänzendes Kolleg war entvölkert, die kampfbereiten jungen Theologen, die die Mehrzahl unter den Wittenberger Studenten bildeten, wollten von der stillen Tätigkeit der humanistischen Gelehrten nichts mehr wissen. Melanchthon sehnte sich fort, er fühlte sich nicht mehr am rechten Platz, noch in der rechten Tätigkeit; durch Zufall, schreibt er im März 1523 an Spalatin, sei er in die theologischen Vorlesungen hineingekommen und sitze nun schon mehr als zwei Jahre auf diesem Riffe fest: er tauge nicht dazu und wünsche loszukommen.

Er sollte niemals wieder loskommen. Der Kampf, den er selbst mit herauf geführt, die Freundschaft mit Luther, dem er sich in der ersten aufquellenden Fülle der Begeisterung ganz hingegeben hatte, banden ihn für immer an Wittenberg und bei der Theologie fest. Luther erkannte in ihm das auserwählte Rüstzeug, das die Vorsehung ihm und seiner Lehre bereitet hatte, er drängte ihn fort und fort zu theologischen, besonders exegetischen Vorlesungen und Arbeiten. 1525 mußte er wider Willen zu seiner philologischen noch eine theologische Professur übernehmen. Und die Ansprüche, die an ihn erhoben wurden, steigerten sich noch, als die neue Lehre aus dem Stadium des siegreichen

Vordringens in das des Kampfes um ihr Dasein trat. 1529 begleitete Melanchthon seinen Kurfürsten auf den Reichstag nach Speyer; das ganze folgende Jahr wurde durch die Arbeiten und Verhandlungen, die sich an den Augsburger Reichstag knüpften, in Anspruch genommen: die **Confessio Augustana** wie deren Apologie, unter unsäglichen Mühen und Anfeindungen zustande gekommen, sind das Ergebnis. Zahlreiche Reisen und Verhandlungen, teils in Luthers Gesellschaft, teils in seinem Auftrag, unterbrachen immer wieder die wissenschaftliche Arbeit der nächsten Jahre.

Und während der ganzen Zeit dieser aufreibenden Kämpfe und Mühen verließ ihn die Sehnsucht nach Frieden nicht; er sehnte sich, wie er das einmal ausgedrückt hat, danach, sein Leben in der Ruhe wissenschaftlicher Tätigkeit, in der heiligen Stille der Philosophie verbringen zu können. Je lauter sich der theologische Streit rings um ihn erhob, desto mehr erschien er sich wie in der Verbannung. Es ist eine Wendung, die er gern und wiederholt gebraucht hat: er komme sich vor wie Prometheus, der an den Kaukasus geschmiedet sei; und nicht nur Geier seien es — so fügt er einmal hinzu —, die ihn zerfleischten, sondern auch Kuckucke. „Ich lasse mich hier in diesem Skythenland festhalten," schrieb er gegen Ende seines Lebens, „ich weiß nicht, ist es mein Schicksal oder meine Ängstlichkeit?"

Was ihn festhielt, was ihn den zahllosen und häufig verlockenden Berufungen und Anerbietungen gegenüber taub machte, die aus dem Inland wie aus der Fremde an ihn ergingen, war einmal zweifellos die Pflichttreue, die Wärme der Gesinnung, die den edlen Mann von den meisten übrigen Humanisten unterschied und die ihn trieb, an der Sache festzuhalten, die er mit ins Leben gerufen hatte. Sodann aber war es sein persönliches Verhältnis zu Luther — ein eigentümliches Verhältnis, das durch das Wort Freundschaft nur sehr ungefähr bezeichnet wird. Zwar bei Luther selbst fühlt man zu allen Zeiten, auch dann, wenn zwischen beiden sachliche Differenzen bestanden, eine persönliche Wärme durch; bei Melanchthon aber scheint die erste Glut der persönlichen Hingabe schnell genug verflogen zu sein. Was blieb, war die Bewunderung für die Größe Luthers, die Überzeugung von seinem Rechte; vor allen Dingen aber war es jene eigentümliche Macht, die ein starkes Gemüt immer über ein schwaches ausübt; eine suggestive Wirkung, würde die heutige Psychologie es ausdrücken. Melanchthon war geradezu in den Banden dieser übermächtigen Persönlichkeit, deren dämonische Willenskraft seine eigene unterjocht hatte. So drückte er es selbst einmal aus in einem Briefe, den er nach Luthers Tode geschrieben hat, und der ihm vielfach verdacht worden ist: er habe eine fast schimpfliche Knechtschaft ertragen. Und doch steht die Äußerung weder in Widerspruch mit dem begeisterten Ausruf der ersten Wittenberger Jahre: „Sterben will ich lieber, als mich von diesem Mann wegreißen lassen!" noch mit dem schmerzdurchdrungenen Nachruf, den er Luther nach seinem Tode widmete: „Der Wagenlenker Israels ist dahingegangen, er, der die Kirche in dieser Zeit des Verfalls und Untergangs gelenkt hat." Alle diese Äußerungen

zusammen ergeben erst das Bild des Verhältnisses, in dem Melanchthon zu Luther gestanden hat.

Aber auch als der Tod dieses Verhältnis gelöst hatte, schlug ihm die Stunde der Befreiung und des ersehnten Friedens nicht. Im Gegenteil, die vierzehn Jahre, um die Melanchthon seinen großen Freund überlebt hat, sind mehr noch als die vorhergehenden von Wirren und Streitigkeiten angefüllt, die ihn peinigten und belasteten. Durch Luthers Tod wurde Melanchthon plötzlich von der zweiten in die erste Stelle vorgeschoben. Er sollte die Wittenberger Universität und die Lutherische Kirche leiten, und das in einer Zeit, wo jene durch den Schmalkaldischen Krieg in ihrem Dasein bedroht, diese durch den Kaiser von außen, durch Parteiungen im Innern auf das äußerste gefährdet war. Dazu war Melanchthon bei allem persönlichen Ansehen, das er genoß, bei allem guten Willen und aller Überlegenheit der Einsicht, die er aufzuwenden hatte, nicht fähig. Von Natur nicht nur friedfertig und milde, sondern sogar ängstlich und schüchtern, zeigte er sich den Gegnern gegenüber oft zum Nachgeben bereit, ohne sich zu vergewissern, ob seine radikaler gesinnten Anhänger ihm folgen würden: er entfremdete sich diese, ohne jene zufrieden zu stellen. So zeigte er sich der Verteidigung der reformatorischen Sache gegen ihre Bedränger nicht gewachsen. Aber auch nach innen hin gelang es ihm nicht, zusammenzuhalten, was Luthers eiserner Wille, seine alles überragende Autorität allen Streitigkeiten zum Trotz doch immer wieder vereinigt hatte. Hier freilich erscheint er ohne Schuld, auch wenn er einmal im Gedränge des Streites die rechte Linie verfehlt und dadurch ohne Wollen zu neuem Streit Anlaß gegeben haben mag. Sein Wunsch war der Friede; wo es anging, suchte er zu vermitteln, zu beruhigen; nur über das, was wichtig und notwendig sei, dürfe man streiten, war sein Grundsatz; deutlich erkennbar ist sein Streben, den Kreis dessen, was hierfür galt, einzugrenzen, soviel wie möglich alles unwesentliche den einzelnen zu überlassen und dem Streite zu entrücken. Aber mit diesem Streben fand er kein Verständnis bei Leuten, die die Leidenschaft des Glaubenskampfes mit der von der scholastischen Theologie her ererbten Neigung zu spitzfindigen Haarspaltereien und zu dogmatischem Eigensinn vereinigten. Es ist peinlich, zu sehen, wie der feinsinnige Gelehrte, der vornehme Denker unter dem beschränkten Zelotismus der eigenen Parteigenossen zu leiden hat, wie er, von allen Seiten angefeindet, seine Kräfte in nutzlosem Bemühen, Einigkeit zu erhalten oder zu stiften, aufreibt. Häufiger noch als zuvor tritt uns in dieser letzten Epoche Melanchthons die Sehnsucht nach Frieden entgegen. Nach seinem Tode — die unmittelbare Ursache desselben war eine starke Erkältung, die er sich im März 1560 auf einer Reise nach Leipzig zur Prüfung von Stipendiaten zuzog — fand man auf seinem Schreibpult ein Blättchen, auf dem er die Ursache verzeichnet hatte, warum er den Tod nicht zu fürchten brauche. Rechts waren die Aussichten verzeichnet, die ihm ein künftiges Leben eröffne, links stand: „Du wirst von der Sündhaftigkeit scheiden, Du wirst von der Mühsal und von der Zanksucht der Theologen befreit werden". Und seine

letzten Worte waren auf die Frage seines Arztes, ob er noch etwas wünsche: „Nichts als den Himmel! Darum lasset mich zufrieden, störet meine süße Ruhe nicht!"

So trägt Melanchthons Leben einen tragischen Zug: der Mann des Gedankens und der Wissenschaft, der in den lärmenden Strom einer gewaltigen Umwälzung, der Mann des Friedens und der Versöhnlichkeit, der in den Kampf der Parteien hineingerissen wurde, und erst im Tode die Ruhe fand, die er sein Leben lang vergeblich ersehnt hatte. Aber dieses tragische Leben ist der Sache, der es diente, dem Volke, dem es angehörte, im höchsten Sinne des Wortes zugute gekommen.

Gelang es Melanchthon nicht, die neue Lehre mit dem Geiste der Versöhnung und der Duldung zu erfüllen, der ihn selbst beseelte, so gelang es ihm doch, ihr den Geist der Wissenschaft zuzuleiten, die er beherrschte. Es gelang ihm, weil er hier auf einem Gebiet arbeiten durfte, wo ihm die feindseligen Mächte der Unduldsamkeit und der Engherzigkeit nicht entgegentraten: dem der Jugendbildung. Neben allen Arbeiten und Kämpfen auf theologischem Gebiet hat Melanchthon die Beschäftigung mit den humanistischen Studien, zu denen ihn sein Herz hinzog, niemals fallen lassen. Aber er hat auch zu allen Zeiten und unter den ungünstigsten Verhältnissen daran festgehalten, seinen Schülern und Hörern diese Studien nahe zu bringen. Immer wieder, in einer Unzahl von akademischen Reden und Schriften, wies er darauf hin, wie notwendig es auch für den Theologen sei, in die Sprachen und Literaturen des Altertums einzudringen.

Wenn es eine Zeitlang scheinen mußte, als ob unter den Stürmen der kirchlichen Erneuerung das Interesse für das Altertum und die humanistischen Studien gänzlich absterben würde, so ist es vor allem Melanchthons Bemühungen zu danken, daß sich dieses Interesse wieder hob, und daß die evangelischen Theologen, die an Stelle des katholischen Klerus traten, diesen an wissenschaftlicher Bildung bei weitem übertrafen. Wie einst sein Oheim Reuchlin von den Humanisten als ihr gemeinsamer Vater begrüßt worden war, so ist Melanchthon der Vater eines protestantischen Humanistengeschlechts geworden, das die Schulen und das Geistesleben der Zeit zu leiten imstande war. „Als Melanchthon", sagt Paulsen, „nach zweiundvierzigjähriger Wirksamkeit starb, da wird es nicht viele Städte im protestantischen Deutschland gegeben haben, in denen nicht ein Lehrer oder Pfarrer den Tod seines Lehrers und vielleicht auch seines persönlichen Beraters und Leiters betrauerte. Denn in einem wahrhaft erstaunlichen Umfang hat Melanchthon auch in den persönlichen Lebensweg seiner Schüler eingegriffen. Wo immer ein Fürst für seine Universität einen Professor, eine Stadt für ihre Schule einen Rektor oder Lehrer suchte, da war ihr erster Gedanke, Melanchthon um seinen Rat zu bitten."

Aber Melanchthon hat nicht nur der künftigen Generation ihre Lehrer vorgebildet; er hat auch den gelehrten Unterricht auf der Schule und der Universität in einer Weise organisiert, die auf Jahrhunderte hinaus maßgebend

geblieben ist; und er ist der neu geschaffenen Organisation durch eine Anzahl von Lehrbüchern aus den gesamten Unterrichtsgebieten zu Hilfe gekommen, denen kaum eine geringere Lebensdauer beschieden gewesen ist. Die kursächsische Kirchen- und Schulvisitation von 1527, an der sich Melanchthon beteiligte, hat ihm den Anlaß zu der Schrift gegeben, die hier Epoche gemacht hat; es ist das sogenannte Visitationsbüchlein, die erste evangelische Kirchen- und Schulordnung, die für die meisten evangelischen Länder vorbildlich geworden ist. Und noch unmittelbarer griff Melanchthon mit der Reformation der Wittenberger Universität von 1536 in die praktische Gestaltung des gelehrten Unterrichts ein.

Die Melanchthonische Neuschöpfung des Schulwesens geschah wie begreiflich im streng humanistischen Sinne. Von da an ist das Altertum der eigentliche Gegenstand des höheren Unterrichts geworden; lange Zeit war es der ausschließliche Gegenstand, wie das Lateinische die ausschließliche Unterrichtssprache. Von unserem heutigen Standpunkte aus erscheint diese Art der Erziehung und des Unterrichts freilich einseitig; aber niemand, der unbefangen zu urteilen vermag, wird sich ihrer geschichtlichen Berechtigung, ja ihrer Notwendigkeit verschließen. Mit dem klassischen Altertum hat Melanchthon in einer Zeit, wo es nationale Kulturen noch nicht gab und die kirchliche Bildung des Mittelalters sich überlebt hatte, dem erziehenden Unterricht den einzig möglichen Kulturinhalt gegeben. Er hat ihm einen Inhalt gegeben, der sich während aller inneren und äußeren Stürme des folgenden Jahrhunderts lebenskräftig und wirksam erhalten hat, und der, nachdem diese Stürme überwunden waren, das deutsche Volk zur Hervorbringung seiner höchsten und eigensten Leistung, seiner klassischen Literatur befruchten konnte. Erst in unserer Zeit läuft die Epoche der einseitig oder doch vorwiegend klassischen Jugendbildung allmählich ab, um umfassenderen Gesichtspunkten und weiteren Zielen Platz zu machen. Aber gerade deshalb ziemt es sich für uns, in gerechter Dankbarkeit des Mannes zu gedenken, dessen Verdienst nicht mit seinem Werke erlischt, und dem die Geschichte alle Zeit den Ehrennamen bestätigen wird, den ihm seine Zeitgenossen verehrend beigelegt haben: Praeceptor Germaniae.

9. Calvin und sein Kirchenstaat in Genf.

Von Ludwig Häusser. Geschichte des Zeitalters der Reformation. Berlin, 1868.

Wie man die deutsche Reformation anknüpft an Martin Luther, die schweizerische an Ulrich Zwingli, so wird man die der romanischen und überhaupt der westeuropäischen Länder an Johann Calvin anknüpfen. Es ist mit die bedeutendste Persönlichkeit des Zeitalters, an universeller Begabung, an jener heiteren Gemütsfrische und Seelenruhe weder Luther noch Zwingli gleich, aber an eiserner Konsequenz, logischer Schärfe und organisatorischem Talent beiden wenigstens ebenbürtig, wenn nicht überlegen. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen dieser gewaltigen Zeit, ist er der Ausgangspunkt der Entwicklung vieler Staaten und Kirchen geworden.

Er hat der Reformation in Ländern, denen er fremd war, sein Gepräge aufgedrückt, die Franzosen aber datieren von ihm den Ausgangspunkt einer literarischen Entwicklung, die nicht auf das konfessionelle Gebiet beschränkt blieb, sondern ihr ganzes geistiges Leben umfaßte, auf Geist und Form ihrer Schriftsprache hat kein anderer Mensch so nachhaltig eingewirkt als er.

Calvin ist fast ein Menschenalter jünger als Luther und Zwingli, ein Kind der Zeit, da in der Schweiz und in Deutschland die ersten reformatorischen Regungen hervortraten. Das ist gleich ein bedeutsam unterscheidendes Moment für ihn. Er war nicht der Urheber des Gedankens der Losreißung von der alten Kirche und der Stiftung eines neuen Christentums auf Grundlage der Schrift. Die Priorität dieser Ideen hat der deutsche und der schweizerische Reformator vor ihm voraus. Überhaupt konnte das revolutionäre Element, das in der Reformation lag, von ihm nicht ausgehen, er gehört fast schon der zweiten Generation ihrer Träger an.

Calvin ist ein Zögling der deutschen Reformation, während diese, ein auf ihrem Boden Ursprüngliches, selbständig aus der deutschen Entwicklung hervorging. Das ist gleichwohl kein Grund, die Leistung seiner Person geringer anzuschlagen. Er gab allem, was er tat und wirkte, eine so individuelle Prägung, daß man in allen wesentlichen Zügen desselben nicht bloß den Unterschied, sondern auch eine eigentümliche Größe und Bedeutung leicht erkennen wird.

Im September 1541 begann seine weltgeschichtliche Wirksamkeit. Mit einer Machtvollkommenheit ausgestattet, wie nur etwa Lykurg in Sparta, fing er an als Gesetzgeber aus Genf eine Burg des Herrn zu machen, einen Kirchenstaat aufzubauen, in dem alles, Glauben und öffentliches Leben, Gottesdienst und Regierung verwachsen war; ein merkwürdiges, unendlich bedeutsames Werk. Dies Calvinische Genf ist die reformatorische Schule für den ganzen europäischen Westen geworden und hat überall die Keime ähnlicher Bildungen ausgestreut. In Zeiten, wo der Protestantismus anderwärts matt geworden war, hat diese Schule den eigentlichen Kampf gegen die mittelalterliche Kirche in die Hand genommen.

Mit der Reinigung des Gottesdienstes von allem fremdartigen Beiwerk machte Calvin vollen unerbittlichen Ernst. Alles, was die Sinne reizte und beschäftigte, wurde abgetan, die Andacht der Seele sollte alles Irdische abgestreift haben, der Gottesdienst nur bestehen in der Erbauung durch das Wort und das einfache geistliche Lied. Alles andere, was Luther noch beibehalten hatte von dem überlieferten Außenwerk, Altäre, Bilder, Zeremonien, Schmuck irgendwelcher Art, wurde abgeschnitten. Es war einer der charakteristischen Züge des Mittelalters gewesen, daß die Kirche die Sinne, die Phantasie der Gläubigen schon früh ebenso mächtig beschäftigte, als die religiöse Empfindung und die innere Erbauung, und mit der Zeit konnte man, ohne ungerecht zu werden, sagen, daß das Bemühen, auf die Sinne zu wirken, fast den Sieg über das geistige Moment davongetragen hatte. Calvin kehrte nun aufs allerkonsequenteste die andere Seite hervor. Man konnte, wenn man den Durchschnitt

der Menschen neben dies aristokratische Prinzip hielt, verschiedener Meinung darüber sein, ob diese Strenge auf die Dauer durchführbar und praktisch sei, aber daß etwas Großartiges darin lag, das fast ganz verschüttete geistige Element der Religion wieder in sein volles, ungeschmälertes Recht zu erheben, ist zweifellos; daß man dadurch den Menschen zu viel zumute, ließ sich einwenden, aber daß es dem echten Geiste des Christentums widerspreche, ließ sich nicht sagen.

Dann schuf er eine Kirchenzucht, die den einzelnen in allen Lebensbeziehungen festhielt und von der Wiege bis zum Grabe beherrschte. All die Mittel, durch welche die Kirchengewalt des Mittelalters sich des Gehorsams der Gläubigen bemächtigt, von der Taufe und Erziehung bis zur Firmelung, den Kirchenbußen, den Strafen und dem Bann, hielt er fest auch in seiner Kirche. Es gab hier natürlich keine Priesterweihe und die Zahl der Sakramente führte er auf ein Minimum zurück, aber der Gedanke, den einzelnen in der Kirchenzucht festzuhalten vom ersten bis zum letzten Atemzuge, wurde von ihm aufs schroffste durchgeführt; kein anderer Reformator hat es ihm in den Opfern, die er der persönlichen Freiheit auferlegte, gleich getan, und auch das Mittelalter selbst ließ er weit hinter sich zurück, denn was in der alten Kirche bei aller theoretischen Strenge durch Ablaß und weitherzige Übung gemäßigt war, trat bei ihm in der herbsten und schärfsten Durchführung auf. Nur durch einen Zug wurde diese gemildert; sie ging nicht aus dem Machtgebote eines einzelnen hervor, sondern sie wuchs aus einer durch gewählte Prediger und Verwalter sich selbst regierenden Gemeinde heraus. Auch das ist ein gewaltiger Gedanke, die strengste Kirchenzucht, die unbedingte Unterwerfung des einzelnen zu fordern, aber zu fordern im Namen der Freiheit des Ganzen, nicht im Namen einer von oben gebietenden Macht.

Es gibt wenig interessantere historische Erscheinungen als der Calvinismus, diese merkwürdige Verbindung von reformiertem und mittelalterlichem Kirchentum, von modern monarchischer und antik republikanischer Staatsordnung.

Im Spätherbst 1541 begann Calvin seine Tätigkeit, er errang und behauptete eine Macht, wie sie durchschlagender der mächtigste Papst im großen Kreise der Kirche nicht geübt hat. Zwar ist er überall nur „der Prediger des Wortes“, aber durch Einfluß und Ansehen der Gesetzgeber, der Ordner, der Diktator des Genfer Staates, nichts ist in diesem Gemeinwesen, das er nicht bestimmt hätte, und das bildet auch eine wunderbare Seite an ihm.

Mit den Ordonnanzen vom 2. Januar 1542 beginnt die Organisation des Genfer Kirchenstaates. Viererlei wählbare Ämter bilden seine Organe: die Pastoren, die Doktoren, die Ältesten, die Diakonen. Aus den Pastoren und den Ältesten wird das Konsistorium gebildet. Die Pastoren haben zu predigen, zu lehren und die Sakramente zu erteilen. Jeder, der sich um dies Amt bewirbt, wird geprüft, ob er eine gute und gesunde Kenntnis der heiligen Schrift hat, ob er geeignet und ausreichend befähigt ist, sie dem Volke mitzu-

teilen, ob er von gutem Wandel ist und stets tadellos gelebt hat. Nur wer in dieser dreifachen Prüfung besteht, ist wählbar durch die Gemeinde. Die Amtstätigkeit der Pastoren ist genau geregelt. Sie erteilen das Abendmahl viermal im Jahre; vor und nach der Predigt findet Gesang der Psalmen statt. Sie leiten den Unterricht der Jugend, machen Besuche in den Familien und sorgen, daß niemand unkundig und unvorbereitet zum Tisch des Herrn trete, sie haben die Gefangenen und die Kranken regelmäßig zu besuchen.

Das Konsistorium, aus den Geistlichen und zwölf Laien zusammengesetzt, hat über Aufrechthaltung der Ordonnanzen zu wachen und ist insbesondere der oberste Gerichtshof über die Reinheit der Sitte. Die zwölf Laien werden durch den Rat der 200 auf Vorschlag der Geistlichen für die Dauer eines Jahres gewählt. Das Konsistorium hält alle Donnerstag Sitzung, um zu sehen, ob in der Kirche alles in Ordnung ist. Ihnen steht die Macht der Exkommunikation zu, allein diese besteht nur in Ausschließung aus der Gemeinschaft der Gläubigen mit Verlust des Rechtes auf das Abendmahl, ohne weitere äußere Strafe. Es entscheidet ferner über Ehesachen. Die Diakonen besorgen die Armenpflege und die Almosen.

Die Seele des ganzen Organismus war Calvin selbst. Das weht uns nicht überall menschlich so warm an, wie die lebensfrische Erscheinung Luthers, der mit den Seinen heiter und fröhlich sein konnte; von diesem Wesen ist er fern, er ist eine kalte, starre, fast düstere Erscheinung. Halb ein Prophet des alten Bundes, halb ein republikanischer Demagoge, kann er alles in diesem Staat, aber nur durch die Macht seiner Person, die Gewalt seines Wortes, die „Majestät seines Charakters", wie der Genfer Magistrat nach seinem Tode sagte. Bis an sein Ende blieb er der einfache Geistliche, dessen knappe Lebensweise seinen Feinden als Geiz erschien. Nach einer dreiundzwanzigjährigen Verwaltung hinterließ er die Habe eines Bettelmönchs. Das war sein Stolz. Die Armen wußten von seiner Milde, von seinem Edelmut, seiner Freigebigkeit zu erzählen, die Stadt war unter ihm unermeßlich reich geworden, er selbst blieb arm, er lebte und wollte leben nur für das Ganze, und gerade das machte ihn seinem Staat so wert, so majestätisch. Er steht in dieser Republik da nicht nur wie ein Diktator, sondern auch wie eine Macht in Europa. In seinem Briefwechsel übersieht man seine europäische Wirksamkeit. Er schreibt an Margarethe von Valois, verfaßt ausführliche Gutachten für den jungen König Eduard VI. von England, wechselt Briefe mit Bullinger, Melanchthon, Knox, berät Coligny, Condé, Johanna d'Albret, die Herzogin von Ferrara. In Genf steht er da wie ein Samuel, vor dem sich alle neigen, und aus seinen Briefen spricht der schlichte Ton des einfachen bescheidenen Geistlichen und doch wieder der selbstgewisse Stolz des überzeugungstreuen Mannes: es war eine königliche, gebietende Stellung, die er einnahm.

Aber er hatte auch etwas von der Leidenschaft und jähen Reizbarkeit, die an das Naturell seines Volkes erinnerte. Im allgemeinen galt sein Wesen für ruhig und kalt, und er besaß in der Tat eine überlegene Selbstbeherrschung;

aber wenn der Gegensatz berührt wurde, der sein Leben beherrschte, dann brauste er auf in furchtbarem Zorn, da kam der Hierarch, der reformierte Papst, der Prophet des Alten Testaments zum Durchbruch, der alles Entgegenstehende zermalmte, wo das nicht geschah, konnte er maßvoll, gehalten und gegen Feinde selbst versöhnlich sein.

Bei Servet trat jener andere Fall ein: der hatte eine abweichende theologische Ansicht ehrlich erworben und mit der Wärme eines Blutzeugen verfochten; Calvin ließ ihn verbrennen, wie das Mittelalter seine Ketzer verbrannte. Das ist der dunkelste Fleck in seinem Leben, den nichts auslöschen kann.

Man muß diese Persönlichkeit als Ganzes vor Augen behalten, um ihre Macht zu erklären. Die Republik, die er beherrschte, war vor ihm locker, lebenslustig, zügellos gewesen, jetzt ward sie das Musterbild einer finsteren, puritanischen Strenge. Er herrschte durch die Unantastbarkeit seines Wandels, durch die Majestät seiner Selbstlosigkeit, aber auch durch die zermalmende Wucht seines unerbittlichen Willens und im Notfall durch den Schrecken des Fanatismus.

Seine christliche Republik war eine Theokratie nach dem Vorbild des Alten Testaments; er wollte nicht, daß die Kirche den Staat beherrsche, aber auch nicht umgekehrt, bei ihm sollte der Staat die Kirche so vollständig in sich aufnehmen, daß die Grenzen beider vollkommen verschwänden. Daß sich ein solches System auch in einem kleinen Staatswesen nur durch den ganzen sittlichen Kraftaufwand einer ausnahmsweise energievollen Persönlichkeit durchführen ließ, ist klar. Calvin hat diese gewaltige Aufgabe in der Zeit von 1541—1564 gelöst, und nach fast drei Jahrhunderten blieb der alte Bau in den Fugen, jenes Gepräge, das er diesem Volke aufgedrückt, blieb unverändert, noch über ein Jahrhundert nach seinem Tode konnte man das Wesen der Genfer Schule Zug für Zug deutlich unterscheiden.

Mit der Kirchenzucht hat es keiner der Reformatoren so ernst genommen wie er. Daß diese eine Umgestaltung des ganzen Lebens bewirken müsse, stand ihm fest, und die Grenze, die hier Luther und Zwingli vermöge ihrer freieren Ansicht von diesen Dingen anerkannten, gab es für ihn nicht.

Schon 1536, also in der Zeit der Anfänge, war er als Sittenreformator hervorgetreten mit einer ganz neuen Anschauung von Verbrechen und einer ganz exemplarischen Strenge in den Strafen. Daß alle lärmende Kurzweil, Hasardspiel, Tanzen, Absingen lockerer Lieder, Fluchen, Lästern verboten, dagegen die Sonntagsfeier und der Kirchenbesuch ebenso streng vorgeschrieben war, ist schon erwähnt. Die Sittenpolizei umfaßte das Größte wie das Kleinste. 9 Uhr abends mußte jeder Bürger zu Hause sein bei strenger Ahndung. Auf Ehebruch, der bis dahin mit ein paar Tagen Gefängnis und einer kleinen Geldbuße bestraft worden war, wurde jetzt der Tod gesetzt, eine Ehebrecherin wirklich in der Rhone ertränkt, zwei Ehebrecher geköpft. Todeswürdig war jede Gotteslästerung, aber auch jede Äußerung, in der mittelbar eine Geringschätzung Gottes gefunden werden konnte. Wettern und Fluchen war, selbst den

Tieren, dem Vieh gegenüber verboten. Ein Kind, das seine Mutter gescholten, wurde bei Wasser und Brot ausgesetzt, ein anderes, das die Mutter mit Steinen geworfen, öffentlich gepeitscht und an den Armen unter den Galgen gehängt, eines, das die Eltern geschlagen, hingerichtet. Fleischessünden wurden meist mit dem Tode durch Ertränken, das Absingen unzüchtiger Lieder mit Verbannung bestraft: eine Frau, die weltliche Lieder nach einer Psalmenmelodie gesungen, wurde öffentlich ausgepeitscht, ein gebildeter Mann, der beim Lesen der schlüpfrigen Erzählungen von Poggio ertappt worden war, eingesperrt, wer beim Kartenspiel betroffen worden, wurde mit den Karten am Halse unter den Pranger gestellt. Die Hochzeitsfeier mußte die alte Lustigkeit ganz abtun, keine Trommel noch Musik beim Aufzug, kein Tanz beim Gelage. Das Theater war verboten, außer wenn biblische Stücke aufgeführt wurden, das Romanlesen aber gänzlich untersagt, und wer etwas Anstößiges schrieb, wanderte ins Gefängnis.

So war denn die konsequenteste Durchführung der reformierten Kirchenzucht alsbald wieder in dieselbe Einseitigkeit verfallen, die im alten Kloster- und Büßerleben hervorgetreten war, und die Folgen dieser Unnatur blieben denn auch hier nicht aus.

Die Welt ist nicht dazu da, daß der Mensch sich darin quäle wie ein Büßer oder ein Flagellant; sie soll kein Haus der Freude, aber die Freude soll auch nicht aus ihr verbannt sein. Das hatte unser Luther mit seinem richtigen Blick ergriffen, wenn er bei all seinem tiefen religiösen Ernst nicht verschmähte, was das Leben erheitern und erfrischen kann, sondern es als mit zum christlichen Leben gehörig betrachtete. Die Welt soll nicht zum Bethaus werden, und wer sie durchaus dazu machen will, der läuft Gefahr, eine rein äußerliche Werkheiligkeit, d. h. den Keim zur Heuchelei zu pflanzen. Extreme dieser Art sind denn auch vom calvinischen Wesen nie zu trennen gewesen, eine gewisse methodische Frömmigkeit, die in dem Abtun jeder unschuldigen Lebensfreude, in finsterer Weltbetrachtung ihren Stolz suchte, war stets damit verknüpft.

Es läßt sich aber auch nicht leugnen, daß es seine große Bedeutung hatte, namentlich für jene Zeit.

Diese Art, Welt und Menschen zu behandeln, war weniger christlich als spartanisch, altrömisch. Daß man auf solche Weise die ganze Menschheit biegen und bilden könne, wird niemand sagen, aber daß man damit in einem gewissen Kreise starke Charaktere, Männer von selbstverleugnender Hingebung und entsagungsvollem Heldenmute erziehen kann, läßt sich auch nicht bestreiten. Und darin lag die Bedeutung des Calvinschen Musterstaates. Nach einer Zeit lockerer Sitte und wüster Unzucht bog er die Geister zurück zum anderen Extrem, nach einer Zeit furchtbarer Entartung, wo jegliches erlaubt schien, kam er und stempelte zum Verbrechen selbst, was nach allgemein menschlicher Betrachtung schuldlos schien.

Eine Schule sollte groß gezogen werden, welche nüchtern und streng verachtend die Genüsse, aber auch die Verführungen des Lebens, fähig wäre

große, gewaltige Opfer zu bringen, kühne Taten zu verrichten im Dienste einer weltgeschichtlichen Idee, und die Wirkung dieser Schule nach innen und außen war in der Tat erstaunlich. Das Leben in Genf war vollkommen umgewandelt, ein feierlicher priesterlicher Ernst war an die Stelle des früheren lärmenden Treibens getreten, die alte Frivolität war abgetan, die Pracht der Kleider war verschwunden, Maskeraden, Tänze u. s. w. verschollen, die Wirtshäuser und Theater waren leer, die Kirchen überfüllt, ein Ton der Andacht und der religiösen Weihe beherrschte den ganzen Staat, die ganze Bevölkerung.

Und diese Schule entfaltete nach außen eine mächtige Propaganda, wir finden sie wieder in den französischen und holländischen Calvinisten und hauptsächlich in den schottischen Presbyterianern und den englischen Puritanern, die alle Ausläufer der Genfer Mutterstadt sind.

In einer Zeit, wo Europa von reformatorischen Schöpfungen nichts Festes, Geschlossenes, kein dauerhaftes Bollwerk aufzuweisen hatte, stand dieser kleine Genfer Staat da gleich einer Macht, er sendete Jahr für Jahr seine Apostel hinaus in die Welt, die überall seine Lehre predigten und war das gefürchtetste Gegengewicht Roms geworden, als diesem nirgend eine Schanze mehr entgegenstand.

In den Sendlingen dieser kleinen Gemeinde zeigte sich jener kühne, stolze Sinn, der aus solch stoischer Erziehung und Charakterbildung hervorgeht, prägte sich die Art von entsagender Heldenhaftigkeit aus, die anderwärts in der theologischen Einseitigkeit unterging. Es war ein Geschlecht von starken Sehnen und Knochen, dem nichts zu kühn erschien, und das auch darin dem Protestantismus eine neue Richtung gab, daß es anfing, sich zu trennen von den altüberlieferten Ordnungen der monarchischen Gewalt und das Evangelium der Demokratie in sein Bekenntnis aufnahm.

Das war von ungeheurem Gewicht gegenüber den verzweifelten Anstrengungen, die jetzt die alte Kirche und die alte monarchische Idee machte, den Geist der Reformation wieder abzutöten.

Mit dem passiven Widerstande Luthers konnte man den Caraffa, den Philipp und Stuarts nicht entgegenwirken, dazu gehörte eine Schule, die auf den Kampf bis ans Messer gerüstet war, und das war allein die Calvins: sie hat überall den Handschuh aufgenommen, in Frankreich, in den Niederlanden, in Schottland, in England, durch all diese zugleich politischen und religiösen Freiheitskriege hindurch bis zu den ersten Auswanderungen nach Nordamerika, überall ist die Genfer Schule zu erkennen. Von Genf ist ein Stück Weltgeschichte ausgegangen, dem der stolzeste Teil des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts gehört. Eine Reihe der hervorragendsten Männer in Frankreich, den Niederlanden, in Groß-Britannien bekannten sich zu ihr; es sind lauter herbe, düstere, strenge Geister, aber zugleich eiserne Charaktere aus einem Gusse, in denen romanische und germanische, mittelalterliche und moderne Elemente sich durchkreuzen, in denen die neue Lehre ihre nationalen und politischen Konsequenzen am strengsten ziehen sollte.

10. Wallenstein.

Von Leopold v. Ranke. Geschichte Wallensteins. Sämtliche Werke Band XXIII. Leipzig, 1872.

Wenn Plutarch einmal in Erinnerung bringt, daß er nicht Geschichte schreibe, sondern Biographie, so berührt er damit eine der vornehmsten Schwierigkeiten der allgemein historischen sowohl wie der biographischen Darstellung. Indem eine lebendige Persönlichkeit dargestellt werden soll, darf man die Bedingungen nicht vergessen, unter denen sie auftritt und wirksam ist. Indem man den großen Gang der welthistorischen Begebenheiten schildert, wird man immer auch der Persönlichkeiten eingedenk sein müssen, von denen sie ihren Impuls empfangen.

Wie viel gewaltiger, tiefer, umfassender ist das allgemeine Leben, das die Jahrhunderte in ununterbrochener Strömung erfüllt, als das persönliche, dem nur eine Spanne Zeit gegönnt ist, das nur da zu sein scheint, um zu beginnen, nicht um zu vollenden. Die Entschlüsse der Menschen gehen von den Möglichkeiten aus, welche die allgemeinen Zustände darbieten; bedeutende Erfolge werden nur unter Mitwirkung der homogenen Weltelemente erzielt; ein jeder erscheint beinahe nur als eine Geburt seiner Zeit; als der Ausdruck einer auch außer ihm vorhandenen allgemeinen Tendenz.

Aber von der anderen Seite gehören die Persönlichkeiten doch auch wieder einer moralischen Weltordnung an, in der sie ganz ihr eigen sind; sie haben ein selbständiges Leben von originaler Kraft. Indem sie, wie man zu sagen liebt, ihre Zeit repräsentieren, greifen sie doch wieder durch eingeborenen inneren Antrieb bestimmend in dieselbe ein.

Nur in fortwährender Teilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten kann der Mann reifen, der eine Stelle in dem Andenken der Nachwelt verdient. In Zeiten gewaltsamer Erschütterung, in denen die Persönlichkeit am meisten ihr eingeborenes Wesen entwickeln und die Tatkraft sich ihre Zwecke setzen kann, verändern sich auch die Zustände am raschesten: jeder Wechsel derselben beherrscht die Welt oder scheint sie zu beherrschen; jede Stufe der Weltentwicklung bietet dem unternehmenden Geiste neue Aufgaben und neue Gesichtspunkte dar; man wird das Allgemeine und das Besondere gleichmäßig vor Augen behalten müssen, um das eine und das andere zu begreifen: die Wirkung, welche ausgeübt, die Rückwirkung, welche erfahren wird.

Jedermann weiß, wie sehr dies bei dem Manne unvergänglichen wiewohl noch zweifelhaften Andenkens, dem die nachfolgenden Blätter gewidmet sind, zutrifft. Wer hätte jemals sich auch nur oberflächlich mit dem Dreißigjährigen Kriege beschäftigt, ohne den Wunsch zu empfinden, über Wallenstein unterrichtet zu werden: — wohl die außerordentlichste Gestalt, die in der weitausgreifenden Bewegung der Epoche auftritt. Er erscheint als eine ihrer eigentümlichsten Hervorbringungen; sein Emporkommen wird von ihr getragen: er gelangt zu einer Stelle, in der er eine Reihe von Jahren einen maß-

gebenden Einfluß ausübt, bis er zuletzt von einer Katastrophe erreicht wird, die noch immer unverständlich geblieben ist.

Will man sich einen Begriff von der Persönlichkeit Wallensteins verschaffen, wie sie in den ersten Mannesjahren erschien, in denen ein jeder seine Stellung zu ergreifen pflegt, unmittelbar an der Schwelle des praktischtätigen Lebens, so liegt dafür ein sehr phantastisches Dokument vor, dessen man sich aber doch bedienen mag.

Johann Kepler hat sich die Mühe genommen, die Konstellation, unter welcher Wallenstein — 1583, 14. September 4 Uhr nachmittags — zur Welt kam, zu berechnen und seine Bemerkungen daran zu knüpfen.

Es war nicht bloß ein durch Bedürfnis und Armut gebotenes Gewerbe, wenn der große Astronom von der Astrologie nicht abließ; er hatte sehr ernstlich die Meinung, daß die Konfiguration der Gestirne, wie sie in dem Momente gestaltet ist, in welchem der Mensch geboren wird, auf seinen inneren Lebenstrieb und seine Seele einen bestimmenden Einfluß ausübe. Über das Schicksal des Menschen und seinen Lebensgang wache die Vorsehung und der schützende Genius, den sie ihm gegeben hat: sein Wesen konformiere sich nach der Regel der Welt und der Stellung der beherrschenden Gestirne. Wenn nun der Meister, welcher den Satz versicht, daß seine Ansicht durch die Erfahrung bestätigt werde, die Nativität, die er aufstellt, zugleich erklärt, so entnimmt man daraus — denn etwas Nichtzutreffendes konnte er nicht sagen wollen — wie Wallenstein in seinem sechsundzwanzigsten Jahre den Menschen erschien: die Deutung der Gestirne wird unwillkürlich eine Charakteristik.

Den größten Wert legt Kepler auf die Verbindung von Saturnus und Jupiter, die in dem ersten astrologischen Hause, dem Hause des Lebens, stattgefunden habe. Saturnus deutet auf melancholische, allezeit gärende Gedanken, Nichtachtung menschlicher Gebote und selbst der Religion, Mangel an brüderlicher und ehelicher Liebe. Denn dies Gestirn macht unbarmherzig, ungestüm, streitbar, unverzagt. Da nun aber Jupiter sich mit Saturnus vereinigt, so darf man hoffen, daß die meisten dieser Untugenden sich in reifem Alter abschleifen werden. Kepler spricht die Meinung aus, zu dem Schicksal der Menschen sei der Himmel doch nur der Vater, niemand dürfe ein Glück hoffen, zu dem keine Anleitung in seinem Gemüt sei, die eigene Seele des Menschen sei gleichsam die Mutter; den der Seele innewohnenden Kräften schreibt er eine verborgene Beziehung auf die Konfiguration der Gestirne zu. Eine Ansicht der Persönlichkeit des Menschen von phantastischer Färbung, aber von einer gewissen Großheit. Vom jungen Wallenstein urteilt Kepler, er habe ein unruhiges Gemüt, mehr Gedanken, als er äußerlich spüren lasse, er trachte nach Neuerungen durch unversuchte Mittel. Aus der Verbindung saturnischer und jovialischer Einflüsse schließt er, daß ihn das ungewöhnliche Naturell zu hohen Dingen befähigen werde. Er schreibt ihm ein Dürsten nach Ehre und Macht zu, eigensinnigen Trotz und verwegenen Mut, so daß er sich einmal zu einem Haupt von Mißvergnügten aufwerfen könne; viele und große Feinde

werde er sich zuziehen, aber ihnen meistens obsiegen. Nicht geringen Eindruck mußte es auf den jungen Wallenstein machen, wenn man ihm sagte, er sei unter demselben Gestirne geboren, wie einst der Kanzler Zamoisky von Polen und die Königin Elisabeth von England, von denen jener im Osten, dieser im Westen von Europa fast zu gleicher Zeit die größte Rolle gespielt hatten.

Dieser imaginären Welt durften wir wohl gedenken, weil die Menschen der Epoche, und zwar selbst die Tatkräftigsten und die Gelehrtesten nun einmal in dem Glauben daran befangen waren. Wenden wir nun den Blick der geschichtlichen Wirklichkeit zu.

In der Reihe der Strategen nimmt Wallenstein eine ehrenvolle und selbst eine bedeutende Stelle ein. Die Entwürfe seiner Unternehmungen zeugen von Berücksichtigung nicht allein der politischen, sondern von der noch selteneren der großen geographischen Verhältnisse. Die Aktionen, die ihm einen Namen gemacht haben, wurden immer im rechten Moment an der rechten Stelle ausgeführt; eigentümlich bei Wallenstein ist die Verwendung der leichten Kavallerie zugleich mit dem Feldgeschütz, durch die er meistens den Platz behielt. Er ist immer als der vornehmste Begründer der österreichischen Artillerie betrachtet worden; er darf wohl als ein solcher für das österreichische Heerwesen überhaupt angesehen werden.

Doch war die Armee damals fast noch mehr eine wallensteinische als eine österreichische. Die Obersten brachten ihre Regimenter, die Kapitäne ihre Kompanien auf eigene Hand und auf eigene Kosten zusammen. Es galt als ein besonderes Verdienst, wenn es jemand damit gelang, — wie denn das Ansehen Terzkas auf dem Erfolg bruhte, den er darin zu haben pflegte: vermöge des persönlichen Kredits, den er genoß, hat er eine ganze Anzahl von Regimentern ins Feld gestellt. Als Wallenstein bei seinem Wiedereintritt in den Dienst die Armee zum zweitenmal zusammensetzte, hielt er sich so viel möglich an die erprobten alten Freunde, von denen viele nach seiner Abdankung auf seinen Gütern Unterhalt gefunden hatten; er sah es gern, wenn ein Reiteroberst auch ein Regiment zu Fuß, oder ein Oberst zu Fuß auch ein Reiterregiment anwarb; sie fanden gediente, erfahrene Leute, durch welche die angeworbenen Neulinge, mit denen man sie mischte, zu militärischer Haltung angeleitet wurden. Die Obersten sorgten für Rekrutierung und Ausrüstung; durch sie selbst oder ihre Stellvertreter — die ersten Oberstleutnants — die von ihnen ernannten Hauptleute oder deren Leutnants, wurde dann das Kommando geführt. Für ihre Schadloshaltung bürgte ihnen der allgemeine Heerführer. Mit finanziellen und militärischen Talenten verband Wallenstein besondere Begabung für die Administration. Er gab gute Löhnung und reichliche Verpflegung. Er verstand es, das Kontributionswesen auf eine Weise einzurichten, daß für die Besoldung und Erhaltung der Truppen gesorgt war und doch die Landschaften noch dabei bestehen konnten.

Die Armee war aus allen Nationen zusammengesetzt; in einem einzigen Regiment wollte man zehn verschiedene Nationalitäten unterscheiden. Die

Obersten waren, wie vor alters in den kaiserlichen Heeren, Spanier, Italiener, Wallonen, Deutsche; Wallenstein liebte auch böhmische Herren herbeizuziehen, um sie an den kaiserlichen Dienst oder auch an seine eigenen Befehle zu gewöhnen; der Kroate Isolani führte die leichte Reiterei, eifersüchtig darauf, daß kein Ungar ihm vorgezogen würde; wir finden Dalmatiner und Rumänen. Die letzteren zog Wallenstein den Polen vor, deren Obersten sich unbotmäßig und fremdem Einfluß zugänglich zeigten. Besonders war das norddeutsche Element stark bei ihm vertreten; man findet Brandenburger, Sachsen, Pommern, Lauenburger, Holsteiner. Zu beiden Seiten, unter Gustav Adolf und Wallenstein, haben die Norddeutschen den Krieg gelernt. Auf das Bekenntnis kam unter Wallenstein nichts an; einige seiner wehrhaftesten Obersten waren Protestanten. Wie die Liga nur Katholiken in ihrem Heere sehen wollte, so hatte die Armee Gustav Adolfs einen durchaus protestantischen Charakter. Unter Wallenstein überwog der militärische Gesichtspunkt den religiösen. Die Obersten beider Bekenntnisse bildeten ein einziges eng zusammenschließendes Ganze unter einem General, der nicht danach fragte, zu welchem ein jeder gehörte. So ist es selbst in der französischen Armee in den ersten Dezennien unter Ludwig XIV. und später wieder in der preußischen unter Friedrich II. gehalten worden. Wallenstein sah es gern, wenn große Herren in seinen Dienst traten: aber auch Kaufmannssöhne — wie besonders erwähnt wird — frühere Juwelenhändler, Emporkömmlinge selbst aus der dienenden Klasse waren ihm willkommen. Selbst auf Körpergröße gab er nichts; nur auf die Fähigkeit, den Dienst auszuhalten, kam es ihm an; mochten dann die Schwachen zu Grunde gehen. Er erkannte nur den militärischen Rang, in welchem er weitere Abstufungen einführte. Er liebte es, neue Regeln zu geben; selbst der Schlag der Trommel wurde verändert. Bei dem Gemisch der Nationen, Bekenntnisse, Stände war das unverbrüchliche militärische Gesetz ein doppelt unbedingtes Bedürfnis der Schlagfähigkeit. Die kleinsten Fehler — wie Eigenmächtigkeiten in der Kleidung — wurden bestraft, wie man sagte, um größere zu verhüten. Wenn man im Felde stand, ward etwas mehr nachgesehen, doch nichts, was die Unterordnung hätte gefährden können. „Ich will nicht hoffen," sagte er auf einlaufende Klagen, „daß einer unserer Offiziere sich so weit vergessen hat, unsere Ordonnanzen zu despektieren." Dem Markgrafen Wilhelm von Baden-Baden ward in den herbsten Worten verwiesen, daß er sich „dessen anmaße, was ihm nie anbefohlen worden sei". Eine Beförderung ist wohl deshalb versagt worden, weil die neue Stellung den Ansuchenden seiner Gemütsart nach zu Handlungen verleiten würde, um derentwillen man ihm den Kopf vor die Füße legen müßte. Die Ausschreitungen, an denen es freilich nicht fehlte, sollte kein Oberer ungeahndet lassen: Nachsicht hierbei fand Wallenstein sträflich und drohte, es mit Exekution an Leib und Leben zu ahnden. Plündernde sind auf der Stelle gehenkt worden. Von Schonung wußte er nichts, weder im Dienst noch vollends dem Feinde gegenüber. Den Antrag, den ihm einst König Gustav Adolf machte, nach dem Vor-

gang der niederländischen Kriege eine Übereinkunft zu schließen, daß bei einem Zusammentreffen mit sehr verschiedenen Streitkräften die schwächere Partei sich ohne zu schlagen ergeben dürfe, verwarf er mit den trotzigen Worten: „sie mögen kombattieren oder krepieren“. Das Oberste aller Verdienste war bei ihm tapferes Verhalten; nur dadurch erwarb man sich persönliche Rücksicht. Wie Piccolomini die entschiedene Gunst des Generals hauptsächlich der Tapferkeit verdankte, die er an der Spitze seiner Reiterei in der Schlacht von Lützen bewiesen hatte, so erwarben sich der Kroatengeneral Isolani bei einem Angriff auf die Schweden bei Ansbach, der Graf Dohna bei der Eroberung von Chemnitz seine Freundschaft. Er hielt immer eine Anzahl goldener Ketten in Bereitschaft, um auf der Stelle belohnen zu können; er erhob selbst in den Adelsstand: seine Kriegskasse war angewiesen, die Kosten für die Ausfertigung der Diplome zu tragen. In sehr außerordentlichen Fällen ersuchte er aber auch den Kaiser, einem Befehlshaber seine Zufriedenheit auszudrücken. Um für erledigte Stellen einen Ersatz in Bereitschaft zu haben, sah er es gern, wenn sich Volontärs in seinem Lager aufhielten; doch wollte er nicht, daß sie der öffentlichen Sache lediglich auf ihre eigenen Kosten dienten: in dem Maße, daß sie sich brauchbar zeigten, wies er ihnen gute Quartiere an. Auch jedem untergeordneten Verdienst widmete er seine Anerkennung; man hörte ihn sagen: der hat hier das Beste getan, dieser dort; dem dankt man diesen Erfolg, dem einen andern. Er belohnte gern: doch hatte es fast noch mehr Wert, wenn er einem die Hand auf den Kopf oder die Schulter legte und ihn dann lobte. Wer bei einer rühmlichen Handlung fiel, den ehrte er im Tode; er begleitete ihn bei seiner Beerdigung. Feigheit wurde nicht allein verachtet, sondern bestraft, selbst mit Grausamkeit; auch das Mißlingen, wenn einigermaßen verschuldet, galt als Verbrechen. Wenn er dann zu einer Beförderung schritt, etwa einem gemeinen Soldaten die Stelle eines Hauptmanns verlieh, so nahm er es nicht übel, wofern dieser versäumte, ihm persönlich seinen Dank darzubringen; denn er beweise dadurch die Einsicht, daß er seine Bevorzugung nicht der Gunst verdanke, sondern allein dem Verdienst.

Niemand hätte sich weigern dürfen, seine Ehre im Zweikampf zu verteidigen. Wer das tat, wurde aus dem Heere gestoßen. Mancher hat seine Gunst gewonnen, indem er sich einer Strafe widersetzte, die seine Ehre beleidigte, und sich lieber der Gefahr des Todes aussetzte als der Schmach. Höchst widerwärtig waren ihm Empfehlungen vom Hofe, er hat sie mit Scherz oder auch mit Hohn abgelehnt. Wer sich in allzu schmuckem Aufzuge zum Dienste meldete, den hat er wohl an die behäbige Hofhaltung eines Kardinals (Dietrichstein) gewiesen, für welche das passe; im Feldlager würde der Rauch des Geschützes das feine Gesicht verunstalten. Die Anwesenheit der Prinzen von Toskana im Lager ließ er sich gefallen; doch sorgte er dafür, daß sie keinen Einfluß ausübten. Ihren Wunsch, sich persönlich hervorzutun, erklärte er für eine Eitelkeit, die sich mit der Subordination nicht vertrage. Man darf behaupten, daß er dem militärischen Prinzip an und für sich, selbst ohne Rück-

sicht auf den Zweck des Krieges, im Sinne der anderthalb Jahrhunderte, die dann folgten, Bahn gemacht hat, so wie er ihm durch die Einrichtung der Kontributionen eine regelmäßige Grundlage schaffte. Er war ein geborener Kriegsfürst.

Solange als er gesund war, liebte Wallenstein mit den Obersten zu speisen: denn nichts verbinde die Gemüter mehr als ein heiteres Gelag. Aber bei aller guten Kameradschaft hielt er den Anspruch der unbedingten Unterordnung fest. Wenn er im Feldlager einherging, wollte er nicht gegrüßt sein; wenn er sich dann in sein Quartier zurückzog, so hielt er drüber, daß niemand in der Nähe desselben mit Pferden und Hunden erscheinen, mit klirrenden Sporen daherschreiten durfte. Außerhalb des Feldlagers liebte er eine Pracht zu entwickeln, mit der kein Fürst wetteifern konnte. Was hatte er sich in Prag für einen prächtigen Palast erbaut, mit Säulenhallen, geräumigen, hellen, kunstgeschmückten Sälen, dunklen, kühlen Grotten. In seinem Marstall fraßen dreihundert ausgesuchte Pferde aus marmornen Krippen; wenn er ausfuhr, geschah es mit einer langen Reihe zum Teil sechsspänniger Karossen. Vogelhäuser fast im orientalischen Stil, sorgfältig erhaltene Fischteiche fand man in seinen Gärten. Vom Schlosse in Sagan erzählte man, er habe es zu dem achten Wunder der Welt machen wollen. Er hat zugegeben, daß man ihn als Triumphator malte, seinen Wagen von vier prächtigen Sonnenrossen gezogen.

Er war kein Freund von Zeremonien: wie oft unterbrach er lange, von Äußerungen der Untertänigkeit angeschwellte Anreden deutscher Gesandten; er spottete der tiefen Reverenzen, wie sie damals am römischen Hofe gang und gäbe wurden; — aber er liebte von Anfang an den Pomp einer prächtigen Umgebung. Seine Pagen, die er gern aus vornehmsten Geschlechtern nahm, erschienen in blauem Sammet, wie mit Rot und Gold auf das prächtigste angetan; so war seine Dienerschaft glänzend ausgestattet; seine Leibwache bestand aus ausgesuchten Leuten von hoher und schöner Gestalt; er wollte, besonders seit er Herzog von Mecklenburg geworden war, durch die Äußerlichkeit eines fürstlichen Hofhaltes imponieren. Er lebte mäßig, aber seine Tafel sollte auf das trefflichste bedient sein. Es gehörte zu seinem Ehrgeiz, wenn er sagen konnte, daß einer und der andere seiner Kämmerer in kaiserlichen Diensten gestanden. Niemand bezahlte reichlicher.

Er hatte sich in Italien die Sitte und Art der gebildeten Welt angeeignet. Unter anderem weiß man, wie sehr er die Damen des Hofes zu Berlin, als er einst daselbst erschien, einzunehmen wußte: von den Anmaßungen, die einige seiner Obersten vor sich hertrugen, war bei ihm nicht die Rede.

Aber wehe dem, der ihn in Zorn versetzte. Wie in seiner Jugend, so in seinem Alter war er dann seiner selbst nicht mächtig; er war wie mit Wut erfüllt und schlug um sich — man ließ ihn toben, bis es vorüber war. Man bezeichnete seinen Zustand mit dem oberdeutschen Ausdruck: Schiefer; er kannte ihn wohl und suchte die Anlässe, die ihn hervorriefen, zu vermeiden.

Er liebte die Aufregung des Gesprächs, in welchem sich leidenschaftliche

Aufwallungen eines leichterregten Selbstgefühls Luft machten; die fernsten Aussichten erschienen als gefaßte Entwürfe, die momentanen Ausfälle als wohlbedachte Feindseligkeiten. Von denen, die ihn kannten, wurden sie als das, was sie waren, mit dem Worte Boutaden bezeichnet; in die Ferne getragen, machten sie vielen Eindruck.

Jedermann, der in seine Nähe kam, litt von seiner Launenhaftigkeit, seinem zurückstoßenden Wesen, seinem gewaltsamen rücksichtslosen Gebaren. Sein Ruf schwankte zwischen zwei Extremen: daß er das wildeste Untier sei, welches Böhmen hervorgebracht habe; oder der größte Kriegskapitän, dessengleichen die Welt noch nicht gesehen.

Sein Antlitz erscheint, wie es die bestbeglaubigten Bilder darstellen, zugleich männlich und klug; man könnte nicht sagen groß und imposant. Er war mager, von blasser, ins Gelbe fallender Gesichtsfarbe, von kleinen, hellen, schlauen Augen. Auf seiner hohen Stirn bemerkte man die Signatur der Gedanken, nicht der Sorgen; starke Linien, keine Runzeln; früh ward er alt: schon in den vierziger Lebensjahren erbleichte sein Haar. Fast immer litt er an Podagra. In den letzten Jahren konnte er nur mit Mühe an seinem spanischen Rohre einherschreiten: bei jedem Schritt sah er um sich.

Aber in ihm lebte ein feuriger Impuls zu unaufhörlicher Bewegung, Unternehmung, Erwerbung; durch seinen Gesundheitszustand nicht allein nicht erstickt, sondern eher angereizt, der ehrgeizige Trieb, sich nach allen Seiten geltend zu machen, seine Macht und die Bedeutung seines Hauses zu gründen und die alten Feinde zu seinen Füßen zu sehen.

Es gab nichts, was ihm so sehr im Wege stand, als der geistliche Einfluß und die Prätensionen des hohen Klerus.

Wie Wallenstein die Soldaten liebte, so haßte er die verweltlichten Priester. Er hatte nichts dagegen, wenn etwa mit einem Klostergeistlichen, der in der Armee mitzog, nach Kriegsgebrauch verfahren wurde; „denn wäre er in seinem Kloster geblieben, so würde es ihm nicht geschehen sein.“ Von Vergabungen zu Gunsten der Geistlichen wollte er gar nichts hören; denn dadurch entziehe man nur den Soldaten das, was ihnen zukomme. Er scherzte wohl über das Wohlleben der großen Kirchenmänner; wie glücklich seien sie, daß sie die Kabbala gefunden, Fleisch und Geist, die sonst einander bestreiten, zu vereinigen. Höchst verächtlich waren ihm die Beamten, die sich zum Dienst derselben hergaben; Männer wie Slawata und Martiniz erklärte er von allen Kreaturen, die es gebe, zweibeinigen und vierbeinigen, für die bösesten. Jesuiten wollte er in seinem Feldlager nicht dulden; dagegen gestattete er den Protestanten, von denen es voll war, ohne Skrupel freie Religionsübung und die Predigt; man hörte ihn sagen, Gewissensfreiheit sei das Privilegium der Deutschen.

Seine Bizzarrerien, die vielmehr dazu dienten, bei der Menge Eindruck zu machen, und die astrologischen Berechnungen der Geschicke für sich selbst und seine Freunde — er liebte es auch, deren Nativität kennen zu lernen — hinderten

ihn nicht, Umstände und Dinge, wie sie vorlagen, zu erkennen; das Phantastische war in ihm mit praktischer Geschicklichkeit gepaart. Er war verschwenderisch und unbesonnen, aber doch auch ökonomisch und umsichtig. In seiner Politik verfolgte er hochfliegende egoistische Pläne; aber zugleich hegte er Absichten, die zu einem bestimmten erreichbaren Ziele zusammenwirkten. Er war dadurch emporgekommen, daß er immer den eigenen Inspirationen folgte, die er immer zur Geltung zu bringen vermochte. Er erklärte es für unmöglich, seinen Geist so weit zu bezwingen, daß er einem fremden Gebot gehorche.

Es konnte damals ihm scheinen, als ob er die Zukunft der Welt in seinem Kopfe trage.

Welch ein großartiges Unternehmen, den verderblichen Krieg in Deutschland zu beendigen; den Religionsfrieden mit Beseitigung alles dessen, was ihn gestört hatte, in voller Wirksamkeit wieder herzustellen, die Integrität des Reiches zu erhalten. Damit war sein Vorhaben, für sich selbst eine Kurwürde, die das Gleichgewicht der Parteien bilden sollte, zu erwerben, ununterscheidbar verbunden. So tief aber griff das alles in die Verhältnisse der deutschen Fürsten selbst und zugleich der europäischen Mächte ein, daß man nur mit der größten Vorsicht, Schritt für Schritt, damit vorwärts kommen konnte. Welch ein Vorhaben, die Macht der Kurfürsten mit der kaiserlichen zu vereinigen und doch ihre Unabhängigkeit zu sichern; das Reich von den Schweden zu befreien und sie doch auch nicht vor der Zeit zu offener Feindseligkeit zu reizen; die Protestanten und die Katholiken zugleich zu befriedigen. Wallenstein konnte keine allgemeine Sympathie für sich aufrufen; denn die Gedanken, die er verfolgte, waren mitnichten populär; sie waren zugleich mit egoistischen Absichten durchdrungen; — überdies aber herrschte allenthalben ein Glaubenseifer vor, von dem er absah. Nur in einsamer Erwägung aller Umstände, wie sie im Augenblick lagen, oder vielmehr im zusammenfassenden Gefühl derselben reiften seine Entschlüsse. Mit den Generalen konnte er darüber nicht zu Rate gehen; sie hatten nur die Befehle auszuführen, deren Zusammenhang sie nicht kannten. Man beklagte sich bei Hofe, daß er so wenig schreibe; aber wie hätte er seine Gedanken eröffnen, oder wenn er schrieb, sie so einkleiden können, daß sie keinen Anstoß gaben? Für ihn war Zögern und dann ein plötzliches Losbrechen oder auch rasches Vorwärtsgehen und nach Befinden ein unerwartetes Innehalten ein Gebot des Bestehens.

Da mußte er nun erleben, daß an dem Hofe, unter dessen Autorität er kommandierte, doch wieder eine Gegenwirkung eintrat, deren Tragweite ihm nicht verborgen sein konnte; er hatte ihre Wirkung schon einmal erfahren. Sollte er sich derselben wieder aussetzen?

Vergegenwärtigen wir uns einen General, der durch eigene Anstrengung seinen Fürsten wiederum mächtig und angesehen gemacht hat, durch die ihm in mehr oder minder authentischer Form zugestandenen Bedingungen zu einer selbständigen Heerführung und Friedensunterhandlung besonders berechtigt ist

und auf die Ergebenheit seiner Armee traut: so begreift man es, wenn er nicht zurückweicht, sobald sich an dessen Hofe ein Widerstand gegen ihn gebildet hat, den er an sich zugleich verwirft und verachtet.

Im Orient ist es fast die Regel, daß große Kriegführer mit dem Fürsten, dem sie dienen, wieder in Streitigkeiten geraten und die Macht desselben bedrohen, gefährden, an sich reißen. Die ganze Geschichte des Kalifats beruht darauf. Auch im Okzident kommen, obwohl das erbliche Fürstentum daselbst fest begründet ist, häufig noch Analogien dieser Entzweiungen vor.

Denn zwischen den Ansichten einer erblichen Gewalt, welche eine unvordenkliche Vergangenheit mit der fernsten Zukunft zu verbinden trachtet, und den Wünschen oder Entwürfen eines Kriegführers, dem nur die Gegenwart gehört und der sich in derselben geltend machen will und muß, besteht ein natürlicher Widerstreit.

Wallenstein hatte einen solchen in doppelter Stärke zu bestehen, da ihm das Interesse des Gesamthauses Österreich in seinen beiden Linien, der deutschen und der spanischen, gegenüberstand.

11. Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?

Von Immanuel Kant. 1784.

Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.

Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer Teil der Menschen, nachdem sie die Natur längst von fremder Leitung freigesprochen (naturaliter majorennes), dennoch gerne zeitlebens unmündig bleiben; und warum es anderen so leicht wird, sich zu deren Vormündern aufzuwerfen. Es ist so bequem, unmündig zu sein. Habe ich ein Buch, das für mich Verstand hat, einen Seelsorger, der für mich Gewissen hat, einen Arzt, der für mich die Diät beurteilt u. s. w., so brauche ich mich ja nicht selbst zu bemühen, ich habe nicht nötig zu denken, wenn ich nur bezahlen kann: Andere werden das verdrießliche Geschäft schon für mich übernehmen. Daß der bei weitem größte Teil der Menschen den Schritt zur Mündigkeit außerdem, daß er beschwerlich ist, auch für sehr gefährlich halte, dafür sorgen schon jene Vormünder, die die Oberaufsicht über sie gütigst auf sich genommen haben. Nachdem sie ihr Hausvieh zuerst dumm gemacht haben und sorgfältig verhüteten, daß diese ruhigen Geschöpfe ja keinen Schritt außer dem Gängelwagen, darin sie sie einsperrten,

wagen durften, so zeigen sie ihnen nachher die Gefahr, die ihnen droht, wenn sie es versuchen allein zu gehen. Nun ist diese Gefahr zwar eben so groß nicht, denn sie würden durch einigemal Fallen wohl endlich gehen lernen. Allein ein Beispiel von der Art macht doch schüchtern und schreckt gemeiniglich von allen ferneren Versuchen ab.

Es ist also für jeden einzelnen Menschen schwer, sich aus der ihm beinahe zur Natur gewordenen Unmündigkeit herauszuarbeiten. Er hat sie sogar lieb gewonnen und ist vorderhand wirklich unfähig, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen, weil man ihn niemals den Versuch davon machen ließ. Satzungen und Formeln, diese mechanischen Werkzeuge eines vernünftigen Gebrauches oder vielmehr Mißbrauchs seiner Naturgaben, sind die Fußschellen einer immerwährenden Unmündigkeit. Wer sie auch abwürfe, würde dennoch auch über den schmalsten Graben einen nur unsicheren Sprung tun, weil er zu dergleichen freier Bewegung nicht gewöhnt ist. Daher gibt es nur wenige, denen es gelungen ist, durch eigene Bearbeitung ihres Geistes sich aus der Unmündigkeit herauszuwickeln und dennoch einen sicheren Gang zu tun.

Daß aber ein Publikum sich selbst aufkläre, ist eher möglich; ja es ist, wenn man ihm nur Freiheit läßt, beinahe unausbleiblich. Denn da werden sich immer einige Selbstdenkende, sogar unter den eingesetzten Vormündern des großen Haufens, finden, welche nachdem sie das Joch der Unmündigkeit selbst abgeworfen haben, den Geist einer vernünftigen Schätzung des eigenen Werts und des Berufs jedes Menschen, selbst zu denken, um sich verbreiten werden. Freilich kann ein Publikum nur langsam zur Aufklärung gelangen. Durch eine Revolution wird vielleicht wohl ein Abfall vom persönlichen Despotismus und gewinnsüchtiger oder herrschsüchtiger Bedrückung, aber niemals wahre Reform der Denkungsart zustande kommen, sondern neue Vorurteile werden, ebenso wohl als die alten, zum Leitbande des gedankenlosen großen Haufens dienen.

Zu dieser Aufklärung aber wird nichts erfordert, als *Freiheit*; und zwar die unschädlichste unter allen, was nur Freiheit heißen mag, nämlich die: von seiner Vernunft in allen Stücken *öffentlichen Gebrauch* zu machen. Nun höre ich aber von allen Seiten rufen: *räsonniert nicht!* Der Offizier sagt: räsonniert nicht, sondern exerziert! Der Finanzrat: räsonniert nicht, sondern bezahlt! Der Geistliche: räsonniert nicht, sondern glaubt! (Nur ein einziger Herr in der Welt sagt: *räsonniert*, so viel ihr wollt, und worüber ihr wollt; *aber gehorcht!*) Hier ist überall Einschränkung der Freiheit. Welche Einschränkung aber ist der Aufklärung hinderlich? Welche nicht, sondern ihr wohl gar beförderlich? — Ich antworte: der *öffentliche* Gebrauch seiner Vernunft muß jederzeit frei sein, und der allein kann Aufklärung unter Menschen zustande bringen: der *Privatgebrauch* derselben aber darf öfters sehr enge eingeschränkt sein, ohne doch darum den Fortschritt der Aufklärung sonderlich zu hindern. Ich verstehe aber unter dem öffentlichen Gebrauche seiner eigenen Vernunft denjenigen, den jemand als *Gelehrter* von ihr vor dem ganzen Publikum der *Leserwelt* macht. Den Privatgebrauch

nenne ich denjenigen, den er in einem gewissen ihm anvertrauten bürgerlichen Posten oder Amte von seiner Vernunft machen darf. Hier ist es nun freilich nicht erlaubt, zu räsonnieren, sondern man muß gehorchen. Sofern sich aber der Teil der Maschine zugleich als Glied eines ganzen gemeinen Wesens, ja sogar der Weltbürgergesellschaft ansieht, mithin in der Qualität eines Gelehrten, der sich an ein Publikum im eigentlichen Verstande durch Schriften wendet, kann er allerdings räsonnieren, ohne daß dadurch die Geschäfte leiden, zu denen er zum Teil als passives Glied angesetzt ist. So würde es sehr verderblich sein, wenn ein Offizier, dem von seinem Oberen etwas anbefohlen wird, im Dienste über die Zweckmäßigkeit oder Nützlichkeit dieses Befehls laut vernünfteln wollte; er muß gehorchen. Es kann ihm aber billigermaßen nicht verwehrt werden, als Gelehrter über die Fehler im Kriegsdienste Anmerkungen zu machen, und diese seinem Publikum zur Beurteilung vorzulegen. Der Bürger kann sich nicht weigern, die ihm auferlegten Abgaben zu leisten; sogar kann ein vorwitziger Tadel solcher Auflagen, wenn sie von ihm geleistet werden sollen, als ein Skandal (das allgemeine Widersätzlichkeiten veranlassen könnte) bestraft werden. Eben derselbe handelt demohnerachtet der Pflicht eines Bürgers nicht entgegen, wenn er als Gelehrter wider die Unschicklichkeit oder auch Ungerechtigkeit solcher Ausschreibungen öffentlich seine Gedanken äußert. Eben so ist ein Geistlicher verbunden, seinen Katechismusschülern und seiner Gemeinde nach dem Symbol der Kirche, der er dient, seinen Vortrag zu tun, denn er ist auf diese Bedingung angenommen worden. Aber als Gelehrter hat er volle Freiheit, ja sogar den Beruf dazu, alle seine sorgfältig geprüften und wohlmeinenden Gedanken über das Fehlerhafte in jenem Symbol und Vorschläge wegen besserer Einrichtung des Religions- und Kirchenwesens dem Publikum mitzuteilen. Es ist hierbei auch nichts, was dem Gewissen zur Last gelegt werden könnte. Denn was er zufolge seines Amts, als Geschäftsträger der Kirche, lehrt, das stellt er als etwas vor, in Ansehung dessen er nicht freie Gewalt hat nach eigenem Gutdünken zu lehren, sondern das er nach Vorschrift und im Namen eines andern vorzutragen angestellt ist. Dagegen als Gelehrter, der durch Schriften zum eigentlichen Publikum, nämlich der Welt spricht, mithin der Geistliche im öffentlichen Gebrauche seiner Vernunft, genießt einer uneingeschränkten Freiheit, sich seiner eigenen Vernunft zu bedienen und in seiner eigenen Person zu sprechen. Denn daß die Vormünder des Volks in geistlichen Dingen selbst wieder unmündig sein sollen, ist eine Ungereimtheit, die auf Verewigung der Ungereimtheiten hinausläuft.

Aber sollte nicht eine Gesellschaft von Geistlichen, etwa eine Kirchenversammlung berechtigt sein, sich eidlich auf ein gewisses unveränderliches Symbol zu verpflichten, um so eine unaufhörliche Obervormundschaft über jedes ihrer Glieder und vermittelst ihrer über das Volk zu führen, und diese sogar zu verewigen? Ich sage: das ist ganz unmöglich. Ein solcher Kontrakt, der auf immer alle weitere Aufklärung vom Menschengeschlechte abzuhalten geschlossen würde, ist schlechterdings null und nichtig; und sollte er auch durch die oberste

Gewalt, durch Reichstäge und die feierlichsten Friedensschlüsse bestätigt sein. Ein Zeitalter kann sich nicht verbünden und darauf verschwören, das folgende in einen Zustand zu setzen, darin es ihm unmöglich werden muß, seine (vornehmlich so sehr angelegentliche) Erkenntnisse zu erweitern, von Irrtümern zu reinigen, und überhaupt in der Aufklärung weiter zu schreiten. Das wäre ein Verbrechen wider die menschliche Natur, deren ursprüngliche Bestimmung gerade in diesem Fortschreiten besteht; und die Nachkommen sind also vollkommen dazu berechtigt, jene Beschlüsse, als unbefugter- und frevelhafterweise genommen, zu verwerfen: Der Probierstein alles dessen, was über ein Volk als Gesetz beschlossen werden kann, liegt in der Frage: ob ein Volk sich selbst wohl ein solches Gesetz auferlegen könnte? Nun wäre dieses wohl, gleichsam in der Erwartung eines besseren, auf eine bestimmte kurze Zeit möglich, um eine gewisse Ordnung einzuführen; indem man es zugleich jedem Bürger, vornehmlich dem Geistlichen, frei ließe, in der Qualität eines Gelehrten öffentlich, d. i. durch Schriften, über das Fehlerhafte der dermaligen Einrichtung seine Anmerkungen zu machen, indessen die eingeführte Ordnung noch immer fortdauerte, bis die Einsicht in die Beschaffenheit dieser Sachen öffentlich soweit gekommen und bewährt worden, daß sie durch Vereinigung ihrer Stimmen (wenngleich nicht aller), einen Vorschlag vor den Thron bringen könnte, um diejenigen Gemeinden in Schutz zu nehmen, die sich etwa nach ihren Begriffen, der besseren Einsicht zu einer veränderten Religionseinrichtung geeinigt hätten, ohne doch diejenigen zu hindern, die es beim alten wollten bewenden lassen. Aber auf eine beharrliche, von niemanden öffentlich zu bezweifelnde Religionsverfassung, auch nur binnen der Lebensdauer eines Menschen, sich zu einigen, und dadurch einen Zeitraum in dem Fortgange der Menschheit zur Verbesserung gleichsam zu vernichten und fruchtlos, dadurch aber wohl gar der Nachkommenschaft nachteilig zu machen, ist schlechterdings unerlaubt. Ein Mensch kann zwar für seine Person, und auch alsdann nur auf einige Zeit in dem, was ihm zu wissen obliegt, die Aufklärung aufschieben; aber auf sie Verzicht zu tun, es sei für seine Person, mehr aber noch für die Nachkommenschaft, heißt die heiligen Rechte der Menschheit verletzen und mit Füßen treten. Was aber nicht einmal ein Volk über sich selbst beschließen darf, das darf noch weniger ein Monarch über das Volk beschließen; denn sein gesetzgebendes Ansehen beruht eben darauf, daß er den gesamten Volkswillen in dem seinigen vereinigt. Wenn er nur darauf sieht, daß alle wahre oder vermeinte Verbesserung mit der bürgerlichen Ordnung zusammen bestehe, so kann er seine Untertanen übrigens nur selbst machen lassen, was sie um ihres Seelenheils willen zu tun nötig finden; das geht ihn nichts an, wohl aber zu verhüten, daß nicht einer den andern gewalttätig hindere, an der Bestimmung und Beförderung desselben nach allen seinen Vermögen zu arbeiten. Es tut selbst Seiner Majestät Abbruch, wenn er sich hierin mischt, indem er die Schriften, wodurch seine Untertanen ihre Einsichten ins reine zu bringen suchen, seiner Regierungsaufsicht würdigt, sowohl wenn er dieses aus eigener höchsten Einsicht tut, wo er sich dem Vorwurfe aussetzt:

Caesar non est supra grammaticos, als auch und noch weit mehr, wenn er seine oberste Gewalt so weit erniedrigt, den geistlichen Despotismus einiger Tyrannen in seinem Staate gegen seine übrigen Untertanen zu unterstützen.

Wenn denn nun gefragt wird: leben wir jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter? so ist die Antwort: nein, aber wohl in einem Zeitalter der Aufklärung. Daß die Menschen, wie die Sachen jetzt stehen, im ganzen genommen schon imstande wären, oder darin auch nur gesetzt werden könnten, in Religionsdingen sich ihres eigenen Verstandes ohne Leitung eines andern sicher und gut zu bedienen, daran fehlt noch sehr viel. Allein daß jetzt ihnen doch das Feld geöffnet wird, sich dahin frei zu bearbeiten, und die Hindernisse der allgemeinen Aufklärung, oder des Ausganges aus ihrer selbst verschuldeten Unmündigkeit, allmählich weniger werden, davon haben wir doch deutliche Anzeigen. In diesem Betracht ist dieses Zeitalter das Zeitalter der Aufklärung, oder das Jahrhundert Friedrichs.

Ein Fürst, der es seiner nicht unwürdig findet, zu sagen, daß er es für Pflicht halte, in Religionsdingen den Menschen nichts vorzuschreiben, sondern ihnen darin volle Freiheit zu lassen, der also selbst den hochmütigen Namen der Toleranz von sich ablehnt, ist selbst aufgeklärt und verdient von der dankbaren Welt und Nachwelt als derjenige gepriesen zu werden, der zuerst das menschliche Geschlecht der Unmündigkeit, wenigstens von seiten der Regierung, entschlug, und jedem frei ließ, sich in allem, was Gewissensangelegenheit ist, seiner eigenen Vernunft zu bedienen. Unter ihm dürfen verehrungswürdige Geistliche, unbeschadet ihrer Amtspflicht, ihre vom angenommenen Symbol hier oder da abweichenden Urteile und Einsichten in der Qualität der Gelehrten frei und öffentlich der Welt zur Prüfung darlegen; noch mehr aber jeder andere, der durch keine Amtspflicht eingeschränkt ist. Dieser Geist der Freiheit breitet sich auch außerhalb aus, selbst da, wo er mit äußeren Hindernissen einer sich selbst mißverstehenden Regierung zu ringen hat. Denn es leuchtet dieser doch ein Beispiel vor, daß bei Freiheit für die öffentliche Ruhe und Einigkeit des gemeinen Wesens nicht das Mindeste zu besorgen sei. Die Menschen arbeiten sich von selbst nach und nach aus der Rohigkeit heraus, wenn man nur nicht absichtlich künstelt, um sie darin zu halten.

Ich habe den Hauptpunkt der Aufklärung, die des Ausganges der Menschen aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit, vorzüglich in Religionssachen gesetzt: weil in Ansehung der Künste und Wissenschaften unsere Beherrscher kein Interesse haben, den Vormund über ihre Untertanen zu spielen, überdem auch jene Unmündigkeit, so wie die schädlichste, also auch die entehrendste unter allen ist. Aber die Denkungsart eines Staatsoberhauptes, der die erstere begünstigt, geht noch weiter und sieht ein, daß selbst in Ansehung seiner Gesetzgebung es ohne Gefahr sei, seinen Untertanen zu erlauben, von ihrer eigenen Vernunft öffentlichen Gebrauch zu machen und ihre Gedanken über eine bessere Abfassung derselben, sogar mit einer freimütigen Kritik der schon gegebenen, der Welt öffentlich vorzulegen; davon wir ein

glänzendes Beispiel haben, wodurch noch kein Monarch demjenigen vorging, welchen wir verehren.

Aber auch nur derjenige, der, selbst aufgeklärt, sich nicht vor Schatten fürchtet, zugleich aber ein wohldisziplinierteszahlreiches Heer zum Bürgen der öffentlichen Ruhe zur Hand hat, kann das sagen, was ein Freistaat nicht wagen darf: räsonniert, so viel ihr wollt, und worüber ihr wollt: nur gehorchet! So zeigt sich hier ein befremdlicher, nicht erwarteter Gang menschlicher Dinge: so wie auch sonst, wenn man ihn im großen betrachtet, darin fast alles paradox ist. Ein größerer Grad bürgerlicher Freiheit scheint der Freiheit des Geistes des Volks vorteilhaft, und setzt ihr doch unübersteigliche Schranken; ein Grad weniger von jener verschafft hingegen diesem Raum, sich nach allem seinen Vermögen auszubreiten. Wenn denn die Natur unter dieser harten Hülle den Keim, für den sie am zärtlichsten sorgt, nämlich den Hang und Beruf zum freien Denken, ausgewickelt hat: so wirkt dieser allmählich zurück auf die Sinnesart des Volks (wodurch dies der Freiheit zu behandeln nach und nach fähiger wird), und endlich auch sogar die Grundsätze der Regierung, die es ihr selbst zuträglich findet, den Menschen, der nun mehr als Maschine ist, seiner Würde gemäß zu behandeln.

12. Friedrich der Große als Schriftsteller und Denker.

Von Wilhelm Dilthey. Deutsche Rundschau XXVI, 10, 1900).

Am Abend des 31. Mai 1740, an welchem Friedrich Wilhelm I. gestorben war, verließ der neue König Potsdam, die Seele erfüllt von den letzten Gesprächen mit dem Vater und von dessen heroischem Ende; durch die hereinbrechende Nacht fuhr er seiner Hauptstadt zu. Außerordentliche Erwartungen kamen ihm in seinem Volke entgegen. Jubelnder Zuruf der Bevölkerung begleitete ihn, wie er in seine Residenz einfuhr. Jeder empfand, daß in der Seele dieses Jünglings ein Ideal von menschlicheren und glücklicheren Zuständen seines Volkes lebte, und daß die Milderung des furchtbaren Druckes unter dem harten Soldatenkönig bevorstand. Aber weit über sein Land hinaus richteten sich enthusiastische Erwartungen auf ihn. Alles, was in Europa dem Kreise der neuen Philosophie und Aufklärung angehörte, hatte lange voll Spannung der Zeit entgegengesehen, in welcher der Freund Voltaires Humanität, Toleranz und ein goldenes Zeitalter der Literatur in dem halb barbarischen Preußen heraufführen würde. Denn der Enkel von Sophie Charlotte, die einst in dem Park von Liezenburg mit Leibniz philosophiert hatte, lebte in den Ideen der französischen Aufklärung. Es war bekannt, daß er mit Voltaire freundschaftlich korrespondierte und als Dichter und Philosoph sich versuchte; nun mochte für das Ideal des aufgeklärten Königtums, welches Voltaire in seiner Henriade aufgestellt hatte, der Tag der Verwirklichung gekommen sein. In dem heiteren Rokokosaal des Rheinsberger Schlosses ist ein Deckengemälde von Pesne, das in den Zeiten gemalt ist, in denen dort der geniale

Kronprinz mit seinen übermütigen Freunden Musik und Konversation machte; es stellt die aufgehende Sonne dar, welche die Nacht vertreibt. Sonnenaufgang schien nun gekommen. In dem ersten Briefe Voltaires an den jungen König begrüßte er ihn als „seinen Heros und Herrn", als „votre majesté ou votre humanité", der „in Kopf und Herzen die Liebe zum Menschengeschlecht trägt". „Die Franzosen sind alle preußisch geworden."

Schon im Jahre des Regierungsantrittes trat der „Anti-Machiavell" hervor, den der Kronprinz in Rheinsberg niedergeschrieben hatte. Hier hat Friedrich das Ideal, das ihn durch seine ganze Regentenarbeit begleitet hat, mit dem Enthusiasmus der Jugend ausgesprochen, in dem Morgen des Lebens, als er noch, von geliebten Freunden umgeben, in dem fröhlichen Wagemut des Genies alles Höchste nahe glaubte, als die Schriften der Philosophen über den Staat noch nichts von ihrem Glanze für ihn verloren hatten. In dieser Schrift erkannte ein Fürst die philosophischen Grundsätze des Naturrechts rückhaltlos an. Das Recht des Königs beruht auf einem Vertrag, in welchem ein Volk sich einen Richter, Beschützer und Souverän gewählt hat, damit er die Interessen in Übereinstimmung mit dem Gemeinwohl bringe. Hieraus entspringt die Verbindlichkeit des Fürsten, „das Wohl des Volkes" und die Gerechtigkeit zu verwirklichen: „weit entfernt, der absolute Herr der Völker zu sein, die unter seiner Herrschaft stehen, ist er nur der erste Diener derselben". Alle Menschen sind gleich. Nur durch ihre Lage in der Gesellschaft sind die Könige unterschieden, und diese Lage verpflichtet sie in besonderem Maße zur Tugend; denn auf diese kann die Vereinigung der Menschen allein gegründet werden. Daher ist der wahre König das seltenste, was der Natur gelingt, seltener als der große Dichter oder Metaphysiker, wenn er in selbsttätiger Kraft unablässig handelt und arbeitet, wird er gleichsam die Seele des Staates; in den Händen dieses selbstherrlichen Fürsten sind seine höchsten Beamten nur Werkzeuge — Sätze, welche für den, der zu lesen verstand, darauf hindeuteten, daß Friedrich die Leitung aller Arbeit, die in seinem Staate getan wurde, auch der für die Bildung seines Volkes, in seiner Hand zu behalten gedachte. Es ist mit Recht hervorgehoben worden, wie der König mit Machiavelli darin übereinstimmt, daß der Staat vor allem Macht sein muß. Wie er die Aufrechterhaltung desselben durch die Waffen und die äußere Politik als erste Aufgabe ansieht. Wie er, ganz in Übereinstimmung mit seinem eigenen späteren Verfahren, Angriffskriege als berechtigt anerkennt. Das Interesse des Zirkels der schönen und freien Geister richtete sich doch vor allem auf diejenigen Stellen in seiner Schrift, in denen er Wohlstand und Glück der Untertanen, Bildung des Volkes, religiöse Toleranz und die Blüte der Wissenschaften und Künste als die höchsten Ziele des wahren Königs pries. „Das sicherste Kennzeichen, daß ein Land unter einer weisen und glücklichen Regierung steht, ist die Entstehung der schönen Wissenschaften in ihm: sie sind Blüten, die nur in einem gesegneten Boden und unter einem glücklichen Himmel gedeihen." Die Zeiten des Perikles, des Augustus und Ludwigs XIV. genießen einen höheren Ruhm bei der Nachwelt

durch den Glanz der Kunst, der Literatur und der Wissenschaften als durch die unter diesen Herrschern gewonnenen Siege. Das Höchste ist für den Fürsten, mit der Erfüllung seiner Staatspflichten selbsttätigen Anteil an der Literatur zu verbinden, wie Lorenzo de Medici und Mark Aurel getan haben. Voltaire durfte wohl sagen, daß seit den Tagen des Mark Aurel diese Schrift eines Fürsten nicht ihresgleichen hatte.

Sein Volk, das hinter den anderen großen Kulturstaaten zurückgeblieben, sollte zu milderen Sitten, freierem Denken und schöneren Lebensformen, zu einer erleuchteten, natürlichen Religion und einer sozialen Auffassung der sittlichen Pflichten erhoben werden. Auf dies Ziel mußte die staatliche Fürsorge für Wissenschaften und schöne Künste planmäßig gerichtet werden. Ein neues Geschlecht sollte ihn umgeben und den Staat mit ihm regieren, in welchem freie Bildung, Lebensfreude und Schönheitssinn mit ehrlicher Arbeit und loyaler Pflichterfüllung verbunden wären. Denn Friedrich sah in der englisch-französischen Aufklärung das sichere Facit aller bisherigen Gedankenarbeit. Die Zeit der Dogmen und des positiven Religionsglaubens war ihm vorüber. Die Erfahrungen, die er mit der Umgebung seines Vaters und deren gottesfürchtigen Schleichwegen in den furchtbaren Krisen seiner Jünglingsjahre gemacht, hatten ihn davon überzeugt, daß pietistischer oder orthodoxer Glaube die Menschen weder aufrichtiger noch gütiger machen. Wahrhaft bis in den innersten Kern seiner Natur, wie wenige Menschen es gewesen sind, verlangte er bei den Männern, mit denen er lebte und regierte, keine andere Art von Begründung ihrer Gewissenhaftigkeit und ihrer Treue als die war, auf welcher sein eigenes königliches Pflichtbewußtsein beruhte.

Kein Zug in dieser großen Seele tritt stärker hervor als das Bedürfnis, sich zu geben wie er war, in souveräner Freiheit zu leben, zu reden und zu schreiben. Niemand in seiner Zeit hat über Könige und Priester mit so verwegener Zunge gespottet als er. Während in Paris die „Philosophen" sich von der Regierung beständig gehemmt und bedroht sahen, eröffnete er den freiesten, ja den frechsten Geistern von Frankreich in seinem Staate eine Freistatt. Auf die Freiheit des Denkens sollte nun auch die Erziehung derer gegründet werden, mit denen er regierte und seine Schlachten schlug. Unerschütterlich vertraute er darauf, daß in den Kräften des Lebens selber, in den Verhältnissen des Menschen zur Gesellschaft, in dem philosophisch geläuterten Begriff der Gottheit und der Pflicht in der Erhebung des Gemüts durch die Dichtung die einfachen, immer wirksamen und ganz wahrhaftigen Beweggründe pflichtmäßigen Lebens und edler Gesinnung für den einzelnen und für das politische Ganze gelegen seien. Er lebte im Bewußtsein der moralischen Autonomie des Menschen; die großen Alten, insbesondere die römische Stoa mit ihrer harten Willensstellung, hatten ihn mit diesem stolzen Bewußtsein erfüllt. Aber wie erweiterten ihm doch die Seele zugleich die neuen Ideale der Aufklärung, Gemeinwohl, Humanität und Fortschreiten der Menschheit — an ihnen hat keine Erfahrung über die Voltaires oder irgendeine andere Art von Menschen ihn

irre machen können. Er hatte nun den in seiner Zeit beispiellosen Mut, sich und seinen Staat ohne Rückhalt und ohne Reserve der Macht dessen, was er als wahr erkannte, anzuvertrauen. Auf das freie Denken, wie es in den Wissenschaften, in der Philosophie, in den neuen Schriftstellern wirksam war, wollte er die Bildung zu seinem Dienst gründen: der große König der Aufklärung, wie er in seiner Jugendschrift verheißen hatte.

Das Zeitalter der Aufklärung hat vier große Schriftsteller hervorgebracht, welche das Ganze des Lebens dichtend, philosophierend und in agitatorischem Wirken umfaßt haben: in Frankreich Voltaire und Diderot, in Deutschland Friedrich den Großen und Lessing.

Friedrichs Schriften stehen einzig da als die Begleitung eines großen handelnden Lebens, man kann sie von diesem nicht trennen, die Summe seiner Werke als ein Ganzes ist ohne Frage eine der außerordentlichsten Erscheinungen. Der König hat eine erstaunliche Masse von geistigen Erzeugnissen hinterlassen, Briefe, musikalische Kompositionen, Gedichte, Dramen, sogar ein komisches Heldengedicht in Voltaires Stil, philosophische und historische Werke. Voltaire, der doch selbst leichtherzig genug produzierte, scherzte und schalt über die kritiklose Leichtigkeit, mit der Friedrich die Verse aus der Feder flossen. Aber all diese Schriftstellerei entspringt aus einem und demselben Bedürfnis seiner Natur. Seine einzige Lebendigkeit und Beweglichkeit muß jeden Moment seines Daseins mit Leben erfüllen. Pathetisch, lachend, Komödien aufführend mit den Freunden — er läßt sogar Maupertuis, den feierlichen Präsidenten der Akademie, einmal kommandieren, und der leichtfertige d'Argens muß nach diesem Kommando exerzieren. Mitten aus einem Gespräch über Corneille oder Pascal zieht er sich zurück, um kriegerische Dispositionen zu treffen, in schweren Stunden vor Entscheidungen erhebt sich seine Seele über den Moment, indem er Verse Racines deklamiert. In all dem ist er von dem Bedürfnis erfüllt, das Leben in seinen höchsten Bezügen sich zum Bewußtsein zu bringen und so über der Gegenwart zu stehen. Philosophiert er, so geschieht es nicht, um neue Gedanken zu finden, sondern solche, die ihm innere Kraft geben. Er nimmt sie, wo er sie findet. Er ist darin ganz einstimmig mit Cicero, Seneca und Mark Aurel. Er wählt nicht für seine Verse, wie Klopstock, Goethe oder Schiller, Momente der höchsten Steigerung des Gefühls: seine Verse begleiten alle Situationen seines Lebens. Indem er diese in die Region der reinen Formen erhebt, wird ihm die Seele freier, sich und den Dingen gegenüber. Der triviale Gedanke und der unpoetische Ausdruck sind ihm recht, wenn das, was er sagt, von gesundem Verstande diktiert ist und so in sich die Kraft enthält, zu richtigem Handeln zu bestimmen. Denn all diese Verse und Räsonnements werden zusamengehalten von einem großen Ideal, das seine Seele ganz erfüllt: innere Kraft zu erwerben, um seinen königlichen Zwecken gewachsen zu sein, in den Wechseln des Schicksals, welche aus dem Leben für diese Zwecke entsprangen, die Souveränität des Geistes zu bewahren und ein volles, reiches Menschendasein mitten in der harten einseitigen Arbeit seines königlichen Berufs zu behaupten.

Früh morgens, ehe seine Sekretäre erscheinen, geht er im Zimmer auf und nieder, sich seinen Phantasien auf der Flöte überlassend; er findet, daß ihm seine besten Gedanken dabei kommen. Regelmäßig werden zwei Abendstunden dem Konzert gewidmet, bei dem er selbst mitwirkt. Denn in der Musik fand er den unmittelbarsten Ausdruck für das Bedürfnis seiner beweglichen Natur nach einer Sprache für ihre Lebendigkeit, nach Spiel und Schönheit.

Welche unbeschreibliche Heiterkeit schwebt über den Schlössern von Rheinsberg und Sanssouci und über dem Rheinsberger Park mit seinen geschnittenen Hecken, Statuen und Tempeln. Es ist, als ob die freie Weise seiner Seele in jenen Tagen sich allem mitteilte, was von ihm und seinen Genossen ausging. Die leuchtenden Gewänder, das leise Knistern der seidenen Schleppen, das Spiel strahlender Lichter zwischen dem Weiß und Silber der Wände und den üppigen Gemälden der Plafonds, der Klang seiner Flöte in diesen Konzertsälen sind verschwunden. Und doch ist es noch heute, als ob sein Geist diese Räume mit seiner Heiterkeit erfüllte. Hier in Rheinsberg empfing er Voltaire, der junge König im Morgenglanz der Jugend, mit Theaterspiel, Musik, Tanz und Geplauder die Räume belebend.

Der vollkommenste Ausdruck der unbeschreiblichen Lebendigkeit und Beweglichkeit des jungen Königs sind seine Briefe. Sie sind in dem Wechsel von ausgelassenstem Scherz, innigstem Gefühl, tiefem Weltverstand und dann wieder härtester Behauptung seiner moralischen Willensstellung vollendete Kunstwerke. Sie drücken am vollkommensten diesen Geist aus, der wie Aprilwetter unbeständig zu wechseln scheint, jedem Ding, jeder Person, jedem Lebensmoment seinen besonderen Gefühlsakzent mitteilend, vielartig wie das Leben selbst, und so fähig, allem souverän seine Stelle zuzuweisen. Und wie herbe und gefühlsstarke Töne auch zuweilen angeschlagen werden: in diesem zweideutigen Leben gilt es ihm, gute Miene zum bösesten Spiele zu machen; siegreich dringt immer wieder souveräne Heiterkeit hindurch: es ist die stillschweigende Übereinkunft dieser Gesellschaft, daß man Leiden am besten überwindet, indem man sie ignoriert. Wie gründlich verschieden sind doch diese Briefe oder die Voltaires von der gefühlsschweren Behandlung des Lebens in den Briefwechseln Klopstocks, Hamanns oder Herders!

Und so ist auch Friedrichs Poesie. Sie ist gleichsam die unentbehrliche Sprache einer reichen, beweglichen Natur, welche sich selbst zu fühlen das Bedürfnis hat. Er bewegt sich in den Formen der römischen Dichtung. Jede dieser Formen enthält in sich die Regel der Stimmung, die sie ausdrücken soll. Er bedient sich ihrer, um in ihrem wechselnden Gebrauch alles, was der Ablauf des Lebens mit sich bringt, alles, was sich in ihm selbst ereignet, seine ganze Existenz gleichsam sichtbar zu machen. Alles kommt zu Wort: Lachen und Esprit, Galanterie und die herzliche Neigung zu den Freunden. Alles, was mit der Herrschaft des Willens über das Schicksal und die Leidenschaften verträglich ist. Den schönsten Ausdruck aber findet er für den heroischen Willen, der über Schicksal

und Tod erhaben ist. Denn das Ideal dieses Lebens schließt die Herrschaft der Passion und der Phantasie gänzlich aus. Es ist der Geist, der froh ist, der Macht der Imagination, der religiösen Affekte, der Gewalt der ausschließenden Liebesleidenschaft entronnen zu sein. In Freude und Kraft zu leben, erscheint hier der Männer allein würdig. Souveräner Genuß des Lebens und — die Kraft, es zu verachten.

Die gegenständliche Darstellung lag außerhalb des Bereichs der Verse Friedrichs. Nur im Lustspiel versuchte er sich, doch ohne Erfolg. Aber zu der großen französischen Tragödie hatte er ein inneres Verhältnis. In dieser spiegelte und genoß sich die Epoche von Richelieu und Ludwig XIV. mit ihren großen Aktionen. Sie greift in alle Zeiten der Menschheit, nur um die Ideale und Schicksale der eigenen Zeit sehen zu lassen. Die Männer Corneilles atmen den Hochsinn (générosité), der das Ideal dieser Gesellschaft in den Tagen der Fronde war, und der so von Descartes zu seinem höchsten Begriff erhoben wurde. Ihre Gebärden und Worte sind die von Königen, Prinzen und Hofleuten. Die Tragödie Racines zeigt dann den Widerstreit persönlicher Kräfte, wie er um einen absoluten Fürsten entsteht. Hier ist die höchste Meisterschaft der Sprache erreicht. Gespräche, in denen zwei Personen mit einziger Kunst und Anmut ihr Ziel verfolgen; sie verbergen es, sie studieren sich, sie horchen, während sie fesselnd und liebenswürdig sprechen. Es ist die höchste Kraft aristokratischer und fürstlicher Seelenlenkung. Und die Situationen und Konflikte in diesen Dramen sind die des Staats- und Hoflebens dieser Zeit. Es war ein Drama für Könige. So waren diese Dichter wohl geeignet, die Begleiter des größten der Fürsten in diesem Jahrhundert zu sein. Wir haben von Friedrichs Sekretär Catt ein Tagebuch seiner Gespräche mit ihm. In der Erwartung einer bevorstehenden Schlacht oder nach großen Katastrophen erhebt sich seine Seele über den Moment, indem er denselben in den erhabenen Versen der Tragödie ausgeprägt und gleichsam in die Äternität erhoben wieder findet. Racine wurde von ihm am höchsten gestellt. Er sagte einmal im Gespräch mit d'Alembert, daß er lieber die Athalie gemacht hätte als den ganzen Siebenjährigen Krieg. In Racines Versen findet er das Glück der Sorge für das Volkswohl wieder, die königliche Freude, sich überall geliebt zu wissen: er kann sie nie lesen, ohne die lebhafteste Rührung. Nach der Nacht von Hochkirch läßt der König um die Mittagsstunde Catt rufen; in ruhiger Fassung tritt er ihm entgegen und rezitiert die Verse des Mithridates, die dessen Niederlage durch Pompejus schildern. Er betet mit Joab: „Verblende in ihren Ratschlägen eine grausame Königin, geruhe, o mein Gott, über Kaunitz und sie den Geist der Verwirrung zu verbreiten." Und wie die Freundschaft das stärkste persönliche Gefühl in seinem Leben war, ergreifen ihn immer wieder die Verse aus der Phädra: „Freundschaft, Freude großer Seelen, Freundschaft, welche die Könige, diese glorreichen Undankbaren, so unselig sind, nicht zu kennen." Er schilt Racine, wenn sein Held dem weiblichen Reiz nicht zu widerstehen vermag; er kritisiert diese französischen Tragiker höchst scharfsinnig, und man

möchte diese Kritik wohl einmal neben die Lessings stellen. Oft rührt ihn Racine zu Tränen, er vermag dann nicht weiter zu lesen: „Racine zerreißt mir das Herz."

„Werke des Philosophen von Sanssouci": — so bezeichnet der König die Dichtungen und Prosawerke, welche er 1750 für einen engen Kreis von Freunden zu Sanssouci im Turmbau in wenigen Exemplaren drucken ließ. Es lag darin, daß er in philosophischen Räsonnements sich die Weltanschauung gebildet hatte, auf der sie beruhen. Er hatte nicht nur die Dogmen des Christentums, sondern die ganze der Jenseitigkeit zugewandte Stimmung früh hinter sich gelassen, er hatte der Metaphysik abgesagt, der Gedanke der Diesseitigkeit bestimmte ihn ganz, wie seinen Lucrez oder Voltaire. Mit herber Festigkeit verwarf er die persönliche Vorsehung und die Unsterblichkeit. Auf diesem Standpunkt entsteht dem Menschen, dem die Binde des Wahnglaubens von den Augen genommen ist, die Aufgabe, die der König am Schluß der Epistel an den Feldmarschall Keith in Versen ausgedrückt hat, die des Lucrez würdig sind:

> Uns, die kein Hirngespinnst von Höllenstrafen quält,
> Die, reinen Sinnes, nie auf schnöden Lohn gezählt,
> Uns treibt der Menschheit Wohl, die Tugend läßt uns glühen,
> Nur Liebe zu der Pflicht ließ uns das Böse fliehen,
> Gefaßt und ungerührt laßt uns vom Leben scheiden,
> Von unserm großen Tun erfüllt die künft'gen Zeiten!

Er sagte einmal Catt, der Jugend sei natürlich, mit Epikur im Genuß das Ziel des Lebens zu erblicken; aber die Kränze Epikurs winken nur dem Glücklichen: die Jahre und die Erfahrungen hätten ihn zum Stoiker gemacht. Stets erkannte er doch an, daß der Mensch zur Freude geboren sei, und daß sie der Seele Kraft mitteile. „Hätt' unsere Seele doch wie Theben hundert Pforten, die Freuden ließ ich ein wie wogende Kohorten." Er verhörte über den Sinn des Lebens alle Philosophen; ganz eins fühlte er sich mit den Römern. Sein praktisches Genie war ihrer geistigen Struktur wahlverwandt: dem großen Zusammenhang zwischen der Herrschaft des selbstbewußten Willens und der Macht des Räsonnements. „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich handle." Hier fand er auch die Autonomie des Willens, die Erkenntnis der Regel des Lebens in der Pflicht und seines Ziels in der Arbeit für das Gemeinwohl. Sein Testament beginnt: „Notre vie est un passage rapide du moment de notre naissance à celui de notre mort. Pendant ce court espace l'homme est destiné à travailler pour le bien de la société dont il fait corps." Cicero, Seneca und Mark Aurel, Virgil und Horaz waren die beständigen Begleiter seines Lebens. In den großen Gegensätzen, wie sie Cicero als letzte Zusammenfassung der Philosophie der alten Welt formulierte, zwischen dem Freiheitbewußtsein und dem Kausalzusammenhang, dem Materialismus und dem Ordner der Welt, dem Glück und der Pflicht verläuft auch ihm noch das Philosophieren. Aber wie gewinnt er nun in der neuen Lage des philo-

sophischen Denkens, in dem Dunkel der Skepsis Bayles das Bewußtsein über seine Bestimmung? An diesem Punkte trennt sich sein Weg von dem seiner französischen Freunde. Er klärt sich die Frage zunächst an dem römischen Denken auf. Aber seinen letzten Begriff über die Bestimmung des Menschen schöpfte der König dann doch aus seiner heroischen Seele und aus seinem Beruf, für das Ganze zu leben. Die Zufriedenheit mit sich selbst, das Gefühl der persönlichen Würde und Autonomie genügen seiner großen Seele. Er findet dies Bewußtsein gebunden an die Festigkeit und Konsequenz des Willens und an das pflichtmäßige Handeln für das Ganze. Zur Erfüllung dieser Aufgabe suchte er sich jede Quelle von Kraft zu erschließen. Wie Goethe war er in jedem Augenblick seiner Existenz von dem Gefühl seines so bestimmten großen Daseins erfüllt. In einziger Mischung hatte die Natur einen königlichen Willen in ihm verbunden mit dem Geiste eines räsonnierenden Philosophen, zugleich aber mit einem gefühlvollen und beweglichen Herzen, das es bedarf, sich auszusprechen und zu fühlen. Langsam kam dieser Wille, der in der heiteren Beweglichkeit des jungen Prinzen versteckt lag, ihm in den Kämpfen mit dem Vater zum Bewußtsein, plötzlich ward er dem erstaunten Europa sichtbar, siegreich im Erfassen aller Arten von Wirklichkeiten und im Rechnen mit ihnen, stählte und festigte sich im Ringen um die Macht, um dann schließlich zu erstarren. Aber mitten in der Verwendung aller dieser Arten von Wirklichkeit macht dieses Genie sie zum Gegenstande seiner Betrachtung und mitten in der politischen und militärischen Aktion bedarf es, im gehobenen Bewußtsein seiner Existenz zu leben. Hierin lag der einzige Zauber, den diese strahlenden Augen auf jeden übten, auf den sie sich richteten, zugleich das Rätsel in ihm, das selbst einen Menschenkenner wie Voltaire anzog, bannte und — erschreckte.

Das Höchste hat er in der Geschichtschreibung erreicht. Mit dem Blick des Philosophen, welcher die menschlichen Dinge in ihrem großen Zusammenhange überschaut, erfaßt er den Fortgang der Menschheit von der Barbarei zur Kultur, die Gesetzmäßigkeit in diesem Verlauf, die Übertragung der Kultur von einem Volke zum anderen, während er dann doch in den Nationen eine ursprüngliche, unzerstörbare Eigentümlichkeit anerkennt. Die ganze historische Literatur kennt keine größere Darstellung der politischen Kräfte eines Zeitalters und seiner leitenden Personen als die Schilderung der politischen Situation vor dem Ausbruch des ersten schlesischen Krieges, mit welcher er die „Geschichte meiner Zeit" eröffnet. Die Naturwissenschaft und sein Wirklichkeitssinn treffen darin zusammen, wie der dynamische Gesichtspunkt sein geschichtliches Denken bestimmt.

Als der große König am 17. August 1786 starb, war unsere Literatur und unsere Philosophie die erste der Welt. Ohne daß er es wollte oder auch nur wußte, hatte sich das Zusammenwirken seiner Lebensarbeit, in welcher auch die der Akademie eingeschlossen war, mit dem Werke jener deutschen Denker und Dichter vollzogen, deren Wert zu erkennen ihm nicht mehr vergönnt war. Zusammen hatten sie jenes Zeitalter der religiösen und philosophischen Auf-

klärung im protestantischen Norddeutschland heraufgeführt, welches vielleicht auf die Erziehung des Volksganzen glücklicher gewirkt hat als die religiöse Praxis irgendeiner anderen Zeit oder eines anderen Volkes. Auf dem Boden dieser Aufklärung ist die unvergleichliche Blüte unseres Geisteslebens in dem Menschenalter nach Friedrichs Tode erwachsen. Aber ihre Bedeutung reicht für uns über diese Wirkungen hinaus. Sie enthält ein Unvergängliches, eine Gestalt des Lebens, die unmittelbar, nach ihrer Verwandtschaft mit dem heutigen Geiste, auf uns wirkt.

13. Charakter der preußischen Reformen (1808–1810) und ihrer Urheber.

Von Heinrich v. Treitschke. Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Bd. I. Leipzig, 1879.

Schon mehrmals hatte Preußen durch das plötzliche Hervorbrechen seiner verborgenen sittlichen Kräfte die deutsche Welt in Erstaunen gesetzt: so einst, da Kurfürst Friedrich Wilhelm seinen kleinen Staat hineindrängte in die Reihe der alten Mächte; so wieder, als König Friedrich den Kampf um Schlesien wagte. Aber keine von den großen Überraschungen der preußischen Geschichte kam den Deutschen so unerwartet, wie die rasche und stolze Erhebung der halbzertrümmerten Großmacht nach dem tiefen Falle von Jena. Während die gefeierten Namen der alten Zeit samt und sonders verächtlich zu den Toten geworfen wurden und in Preußen selbst jedermann den gänzlichen Mangel an fähigem, jungem Nachwuchs beklagte, scharte sich mit einem Male ein neues Geschlecht um den Thron; mächtige Charaktere, begeisterte Herzen, helle Köpfe in unabsehbarer Reihe, eine dichte Schar von Talenten des Rates und des Lagers, die den literarischen Größen der Nation ebenbürtig an die Seite traten. Und wie einst Friedrich auf den Schlachtfeldern Böhmens nur erntete, was sein Vater in mühereichen Friedenszeiten still gesät hatte, so war auch dies schnelle Wiedererstarken der gebeugten Monarchie nur die reife Frucht der schweren Arbeit langer Jahre. Indem der Staat sich innerlich zusammenraffte, machte er sich alles zu eigen, was Deutschlands Dichter und Denker während der letzten Jahrzehnte über Menschenwürde und Menschenfreiheit, über des Lebens sittliche Zwecke gedacht hatten. Er vertraute auf die befreiende Macht des Geistes, ließ den vollen Strom der Ideen des neuen Deutschlands über sich hereinfluten.

Jetzt erst wurde Preußen in Wahrheit der deutsche Staat; die Besten und Kühnsten aus allen Stämmen des Vaterlandes, die letzten Deutschen sammelten sich unter den schwarz und weißen Fahnen. Der schwungvolle Idealismus einer lauteren Bildung wies der alten preußischen Tapferkeit und Treue neue Pflichten und Ziele, erstarkte selber in der Zucht des politischen Lebens zu opferfreudiger Tatkraft. Der Staat gab die kleinliche Vorliebe für das handgreifliche Nützliche auf; die Wissenschaft erkannte, daß sie des

Vaterlandes bedurfte, um menschlich wahr zu sein. Das alte, harte, kriegerische Preußentum und die Gedankenfülle der modernen deutschen Bildung fanden sich endlich zusammen, um nicht wieder voneinander zu lassen. Diese Versöhnung zwischen den beiden schöpferischen Mächten unserer neuen Geschichte gibt den schweren Jahren, welche dem Tilsiter Frieden folgten, ihre historische Größe. In dieser Zeit des Leidens und der Selbstbesinnung haben sich alle die politischen Ideale zuerst gebildet, an deren Verwirklichung die deutsche Nation bis zum heutigen Tage arbeitet.

Nirgends hatte die Willkür des Eroberers grausamer gehaust als in Preußen; darum ward auch der große Sinn des Kampfes, der die Welt erschütterte, nirgends tiefer, bewußter, leidenschaftlicher empfunden, als unter den deutschen Patrioten. Gegen die abenteuerlichen Pläne des napoleonischen Weltreichs erhob sich der Gedanke der Staatenfreiheit, derselbe Gedanke, für den einst der Neugründer des preußischen Staates gegen den vierzehnten Ludwig gefochten hatte. Den kosmopolitischen Lehren der bewaffneten Revolution trat die nationale Gesinnung, die Begeisterung für Vaterland, Volkstum und heimische Eigenart entgegen. Im Kampfe wider die erdrückende Staatsallmacht des Bonapartismus erwuchs eine neue lebendige Anschauung vom Staate, die in der freien Entfaltung der persönlichen Kraft den sittlichen Halt der Nationen sah. Die großen Gegensätze, die hier aufeinander stießen, spiegelten sich getreulich wieder in den Personen der leitenden Männer. Dort jener eine Mann, der sich vermaß, er selber sei das Schicksal, aus ihm rede und wirke die Natur der Dinge — der Übermächtige, der mit der Wucht seines herrischen Genius jeden anderen Willen erdrückte; tief unter ihm ein Dienergefolge von tapferen Landsknechten und brauchbaren Geschäftsmännern, aber fast kein einziger aufrechter Charakter, fast keiner, dessen inneres Leben sich über das platt Alltägliche erhob. Hier eine lange Schar ungewöhnlicher Menschen, scharf ausgeprägte, eigensinnige Naturen, jeder eine kleine Welt für sich selber voll deutschen Trotzes und deutscher Tadelsucht, jeder eines Biographen würdig, zu selbständig und gedankenreich, um kurzweg zu gehorchen, doch allesamt einig in dem glühenden Verlangen, die Freiheit und Ehre ihres geschändeten Vaterlandes wieder aufzurichten.

Einer aber stand in diesem Kreise nicht als Herrscher, doch als der Erste unter Gleichen: der Freiherr vom Stein, der Bahnbrecher des Zeitalters der Reformen. Das Schloß seiner Ahnen lag zu Nassau, mitten im buntesten Ländergemenge der Kleinstaaterei; von der Lahnbrücke im nahen Ems konnte der Knabe in die Gebiete von acht deutschen Fürsten und Herren zugleich hineinschauen. Dort wuchs er auf, in der freien Luft, unter der strengen Zucht eines stolzen, frommen, ehrenfesten, altritterlichen Hauses, das sich allen Fürsten des Reichs gleich dünkte. Der Gedanke der deutschen Einheit, zu dem die geborenen Untertanen erst auf weiten Umwegen der historischen Bildung gelangten, war diesem stolzen reichsfreien Herrn in die Wiege gebunden. Er wußte es gar nicht anders: „Ich habe nur ein Vaterland, das

heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Teile desselben angehöre, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Teile desselben von ganzem Herzen ergeben." Wenig berührt von der ästhetischen Begeisterung der Zeitgenossen versenkte sich sein tatkräftiger, auf das Wirkliche gerichteter Geist früh in die historischen Dinge. Alle die Wunder der vaterländischen Geschichte, von den Kohortenstürmern des Teutoburger Waldes bis herab zu Friedrichs Grenadieren standen lebendig vor seinen Blicken. Dem ganzen großen Deutschland, soweit die deutsche Zunge klingt, galt seine feurige Liebe. Keinen, der nur jemals von der Kraft und Großheit deutschen Wesens Kunde gegeben, schloß er von seinem Herzen aus; als er im Alter in seinem Nassau einen Turm erbaute zur Erinnerung an Deutschlands ruhmvolle Taten, hing er die Bilder von Friedrich dem Großen und Maria Theresia, von Scharnhorst und Wallenstein friedlich nebeneinander.

Er hatte die rheinischen Feldzüge in der Nähe beobachtet und die Überzeugung gewonnen, die er einmal der Kaiserin von Rußland vor versammelten Hofe aussprach: das Volk sei treu und tüchtig, nur die Erbärmlichkeit seiner Fürsten verschulde Deutschlands Verderben. Er haßte die Fremdherrschaft mit der ganzen dämonischen Macht seiner naturwüchsigen Leidenschaft, die einmal ausbrechend unbändig wie ein Bergstrom daherbrauste; doch nicht von der Wiederaufrichtung der verlebten alten Staatsgewalten, noch von den künstlichen Gleichgewichtslehren der alten Diplomatie erwartete er das Heil Europas. Sein freier, großer Sinn drang überall geradeaus in den sittlichen Kern der Dinge. Mit dem Blicke des Sehers erkannte er jetzt schon, wie Gneisenau, die Grundzüge eines dauerhaften Neubaues der Staatengesellschaft. Das unnatürliche Übergewicht Frankreichs — so lautete sein Urteil — steht und fällt mit der Schwäche Deutschlands und Italiens; ein neues Gleichgewicht der Mächte kann nur erstehen, wenn jedes der beiden großen Völker Mitteleuropas zu einem kräftigen Staate vereinigt wird. Stein war der erste Staatsmann, der die treibende Kraft des neuen Jahrhunderts, den Drang nach nationaler Staatenbildung ahnend erkannte; erst zwei Menschenalter später sollte der Gang der Geschichte die Weissagungen des Genius rechtfertigen. Noch war sein Traum vom einigen Deutschland mehr eine hochherzige Schwärmerei als ein klarer, politischer Gedanke; er wußte noch nicht, wie fremd Österreich dem modernen Leben der Nation geworden war, wollte in den Kämpfen um Schlesien nichts sehen, als einen beklagenswerten Bürgerkrieg.

Immerhin hatte er schon in jungen Jahren die lebendige Macht des preußischen Staates erkannt und, weit abweichend von den Gewohnheiten des Reichsadels, sich in den Dienst der protestantischen Großmacht begeben. Wie ward ihm so wohl in der naturfrischen, den Körper stählenden Tätigkeit des Bergbaus, und nachher, da er als Kammerpräsident unter den freien Bauern und dem stolzen alteingesessenen Adel der westfälischen Lande eine zweite Heimat fand, bei Wind und Wetter immer selbst zur Stelle, um nach dem Rechten zu sehen, herrisch durchgreifend, rastlos anfeuernd, aber auch gütig

und treuherzig, durch und durch praktisch, nicht minder besorgt um die Kühe der kleinen Kötter wie um die Wasserwege für die reichen Kohlenwerke — ein echter Edelmann, vornehm zugleich und leutselig, großartig in allem, ein kleiner König in seiner Provinz. Den Osten der Monarchie kannte er wenig. Der Rheinfranke konnte das landschaftliche Vorurteil gegen die dürftigen Kolonistenlande jenseits der Elbe lange nicht überwinden; er meinte in den ernsthaften, verwitterten Zügen der brandenburgischen Bauern, die freilich die Spuren langer Not und Unfreiheit trugen, einen scheuen, bösen Wolfsblick zu erkennen, und mit dem naiven Stolze des Reichsritters sah er auf das arme, anspruchsvolle Junkertum der Marken herunter, das doch für Deutschlands neue Geschichte unvergleichlich mehr geleistet hatte als der gesamte Reichsadel. Sold zu nehmen und seinen steifen Nacken in das Joch des Dienstes zu schmiegen, fiel dem Reichsfreiherrn von Haus aus schwer. Als er dann auf der roten Erde die noch lebensfähigen Überreste altgermanischer Gemeindefreiheit und altständischer Institutionen kennen lernte, als er die gemeinnützige Wirksamkeit der Landstände, der bäuerlichen Erbentage, der Stadträte und der Kirchensynoden beobachtete und damit die formensteife Kleinmeisterei, die allfürsorgende Zudringlichkeit des königlichen Beamtentums verglich, da überkam ihn eine tiefe Verachtung für das Nichtige des toten Buchstabens und der Papiertätigkeit. Mit harten und oftmals ungerechten Worten schalt er auf die besoldeten, buchgelehrten, interesselosen, eigentumslosen „Buralisten", die, es regne oder es scheine die Sonne, ihren Gehalt aus der Staatskasse erheben und schreiben, schreiben, schreiben.

Die Verwaltungsordnung des ersten Friedrich Wilhelm hatte einst das dem öffentlichen Leben ganz entfremdete Volk in den Dienst des Staates hineingezwungen. Stein erkannte, daß die also Erzogenen nunmehr fähig waren, unter der Aufsicht des Staates die Geschäfte von Kreis und Gemeinde selbst zu besorgen. Er wollte an die Stelle der verlebten alten Geburtsstände die Rechtsgleichheit der modernen bürgerlichen Gesellschaft setzen, aber nicht die unterschiedslose Masse souveräner Einzelmenschen, sondern eine neue gerechtere Gliederung der Gesellschaft, die „Den Eigentümern", den Wohlhabenden und vornehmlich den Grundbesitzern, die Last des kommunalen Ehrendienstes auferlegte und ihnen dadurch erhöhte Macht gäbe — eine junge, auf dem Gedanken der politischen Pflicht ruhende Aristokratie. Er dachte die Revolution mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen, den Streit der Stände auszugleichen, die Idee des Einheitsstaates in der Verwaltungsordnung vollständig zu verwirklichen; doch mit der Tatkraft des Neuerers verband er eine tiefe Pietät für das historisch Gewordene, vor allem für die Macht der Krone. Eine Verfassung bilden, sagte er oft, heißt das Gegenwärtige aus dem Vergangenen entwickeln. Er strebte von jenen künstlichen Zuständen der Bevormundung und des Zwanges, die sich einst aus dem Elend des Dreißigjährigen Krieges herausgebildet hatten, wieder zurück zu den einfachen und freien Anschauungen der deutschen Altvordern, denen der Waffendienst als das Ehrenrecht jedes

freien Mannes, die Sorge für den Haushalt der Gemeinde als die natürliche Aufgabe des Bürgers und des Bauern erschien. Dem begehrlichen revolutionären Sinne, der von dem Staate unendliche Menschenrechte heischte, trat das strenge altpreußische Pflichtgefühl entgegen, dem dreisten Dilettantismus der Staatsphilosophen die Sach- und Menschenkenntnis eines gewiegten Verwaltungsbeamten, der aus den Erfahrungen des Lebens die Einsicht gewonnen hatte, daß der Neubau des Staates von unten her beginnen muß, daß konstitutionelle Formen wertlos sind, wenn ihnen der Unterbau der freien Verwaltung fehlt.

Diese Gedanken, wie neu und kühn sie auch erschienen, ergaben sich doch notwendig aus der inneren Entwicklung, welche der preußische Staat seit der Vernichtung der alten Ständeherrschaft bis zum Erscheinen des Allgemeinen Landrechts durchlaufen hatte; sie berührten sich zugleich so nahe mit dem sittlichen Ernst der Kantischen Philosophie und dem wieder erwachenden historischen Sinne der deutschen Wissenschaft, daß sie uns Nachlebenden wie der politische Niederschlag der klassischen Zeit unserer Literatur erscheinen. Gleichzeitig, wie auf ein gegebenes Stichwort, wurden sofort nach dem Untergange der alten Ordnung die nämlichen Ideen von den besten Männern des Schwertes und der Feder geäußert, von keinem freilich so umfassend und eigentümlich wie von Stein. In den Briefen und Denkschriften von Scharnhorst und Gneisenau, von Vincke und Niebuhr kehrt überall derselbe leitende Gedanke wieder: es gelte, die Nation zu selbständiger verantwortlicher politischer Arbeit aufzurufen und ihr dadurch das Selbstvertrauen, den Mut und Opfermut der lebendigen Vaterlandsliebe zu erwecken. Ein geschlossenes System politischer Ideen aufzubauen, lag nicht in der Weise dieser praktischen Staatsmänner; sie rühmten vielmehr als einen Vorzug des englischen Lebens, daß dort die politische Doktrin so wenig gelte. Darum ist den Zeitgenossen der ganze Tiefsinn der Staatsgedanken Steins niemals recht zum Bewußtsein gekommen. Erst die Gegenwart erkennt, daß dieser stolze Mann mit der Idee des nationalen Staates auch den Gedanken der Selbstverwaltung, eine edlere, aus uralten unvergessenen Überlieferungen der germanischen Geschichte geschöpfte Auffassung der Volksfreiheit für das Festland gerettet hat. Jeder Fortschritt unseres politischen Lebens hat die Nation zu Steins Idealen zurückgeführt.

Es war der Schatten seiner Tugenden, daß er in den verschlungenen Wegen der auswärtigen Politik sich nicht zurechtfand und die unentbehrlichen Künste diplomatischer Verschlagenheit als niederträchtiges Finassieren verachtete. Ihm fehlte die List, die Behutsamkeit, die Gabe des Zauderns und Hinhaltens. Auf dem Gebiete der Verwaltung bewegte er sich mit vollendeter Sicherheit, jede seiner Verordnungen war ein Muster geschäftlicher Klarheit und Bestimmtheit. Wenn aber eine Aussicht auf die Befreiung seines Vaterlandes sich zu eröffnen schien, so verließ ihn die besonnene Ruhe, und fortgerissen von dem wilden Ungestüm seiner patriotischen Begeisterung rechnete er dann leicht mit dem Unmöglichen.

Den Staat bedachtsam zwischen den Klippen hindurchzusteuern, bis der

rechte Augenblick der Erhebung erschien, war diesem Helden des heiligen Zornes und der stürmischen Wahrhaftigkeit nicht gegeben. Doch niemand war wie er für die Aufgaben des politischen Reformators geboren. Der zerrütteten Monarchie wieder die Richtung auf hohe sittliche Ziele zu geben, ihre schlummernden herrlichen Kräfte durch den Weckruf eines feurigen Willens zu beleben — das vermochte nur Stein, denn keiner besaß wie er die fortreißende, überwältigende Macht der großen Persönlichkeit. Jedes unedle Wort verstummte, keine Beschönigung der Schwäche und der Selbstsucht wagte sich mehr heraus, wenn er seine schwerwiegenden Gedanken in markigem, altväterischem Deutsch aussprach, ganz kunstlos, volkstümlich derb, in jener wuchtigen Kürze, die dem Gedankenreichtum, der verhaltenen Leidenschaft des echten Germanen natürlich ist. Die Gemeinheit zitterte vor der Unbarmherzigkeit seines stachligen Spottes, vor den zermalmenden Schlägen seines Zornes. Wer aber ein Mann war, ging immer leuchtenden Blickes und gehobenen Mutes von dem Glaubensstarken hinweg. Unauslöschlich prägte sich das Bild des Reichsfreiherrn in die Herzen der besten Männer Deutschlands: die gedrungene Gestalt mit dem breiten Nacken, den starken, wie für den Panzer geschaffenen Schultern; tiefe, funkelnde braune Augen unter dem mächtigen Gehäuse der Stirn, eine Eulennase über den schmalen, ausdrucksvoll belebten Lippen; jede Bewegung der großen Hände jäh, eckig, gebieterisch: ein Charakter wie aus dem hochgemuten, sechzehnten Jahrhundert, der unwillkürlich an Dürers Bild vom Ritter Franz von Sickingen erinnert — so geistvoll und so einfach, so tapfer unter den Menschen und so demütig vor Gott — der ganze Mann eine wunderbare Verbindung von Naturkraft und Bildung, Freisinn und Gerechtigkeit, von glühender Leidenschaft und billiger Erwägung — eine Natur, die mit ihrer Unfähigkeit zu jeder selbstischen Berechnung für Napoleon und die Genossen seines Glücks immer ein unbegreifliches Rätsel blieb. Er war der Mann der Lage; selbst seine Schwächen und einseitigen Ansichten entsprachen dem Bedürfnis des Augenblicks. Wenn er das Beamtentum und den kleinen Adel ungebührlich hart beurteilte, die Österreicher schlechtweg als Preußens deutsche Brüder ansah: um so besser für den Staat, der jetzt die adligen Privilegien, die Alleinherrschaft der Bureaukratie zerstören und alles, was trennend zwischen den beiden deutschen Großmächten stand, hochherzig vergessen mußte. —

Hand in Hand mit der Verwaltungsreform ging die Neugestaltung des Heeres, ebenfalls unter Steins persönlicher Teilnahme. Der König selbst gab den ersten Anstoß. Auf diesem seinen eigensten Gebiete behielt er immer die unmittelbare Leitung in der Hand, zeigte stets treffendes Urteil und eindringende Sachkenntnis. Schon im Juli 1807 berief er Scharnhorst zum Vorsitzenden einer Kommission für die Reorganisation der Armee und legte ihr eine eigenhändige Denkschrift vor, worin er alle die wunden Stellen des Heerwesens mit sicherem Griffe heraushob, die Mittel der Heilung richtig angab. Zu Scharnhorst aber gesellte sich eine Schar jüngerer Talente, die, wie er, der gesamten geistigen Arbeit der Zeit mit lebendigem Verständnis folgten,

staatsmännische Köpfe, die das Heer als eine Schule des Volks, die Kriegskunde als einen Zweig der Politik betrachteten. Ihr stilles Wirken hat nicht nur die Waffen geschliffen für den Kampf der Befreiung, sondern auch die preußische Armee wieder in Einklang gebracht mit der neuen Kultur, dem deutschen Heerwesen für alle Zukunft den Charakter ernster Bildung, geistiger Frische und Rührigkeit aufgeprägt.

Eine merkwürdige instinktive Übereinstimmung der sittlichen und politischen Überzeugungen verband diese Offiziere von Haus aus mit dem leitenden Staatsmanne. Klang es doch wie ein Bekenntnis aus Steins eigenem Munde, wenn Gneisenau, gegenüber den Menschenrechten der Franzosen, die Mäßigung anrief: begeist're du das menschliche Geschlecht für seine Pflicht zuerst, dann für sein Recht!" Diese militärischen Fachmänner lebten des Glaubens, daß im Kriege zuletzt die sittlichen Mächte entscheiden. Wie hoch sie den Wert der gründlichen technischen Ausbildung anschlugen, höher stand ihnen doch, nach Scharnhorsts Worten, die innige Verbindung der Armee mit der Nation. Auch ihnen, wie dem Minister, galt als der Eckstein aller Freiheit das alte deutsche: selbst ist der Mann! „Man muß — so schrieb Scharnhorst bald nach dem Frieden — der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt; nur erst dann wird sie sich selbst achten und von anderen Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, dies ist alles, was wir können. Die Bande des Vorurteils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und in ihrem freien Wachstum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht."

Scharnhorst war längst der anerkannt erste Militärschriftsteller, der größte Gelehrte unter den deutschen Offizieren; aber auch ein seltener Reichtum praktischer Erfahrungen stand ihm nach einem wechselreichen Leben zu Gebote. Er hatte in allen Waffengattungen, im Generalstabe und in den Militärbildungsanstalten gedient. Er lernte, als er auf der Kriegsschule des Wilhelmsteins seinen ersten militärischen Unterricht empfing, jene berühmte kleine Mustertruppe kennen, welche sich der geistvolle alte Kriegsheld Graf Wilhelm von Bückeburg aus der gesamten waffenfähigen Jugend seines Ländchens gebildet hatte, dann wurde er als hannoverscher Offizier auf dem niederländischen Kriegsschauplatze genau vertraut mit der englischen Armee, die unter allen europäischen Heeren noch am treuesten den Charakter des alten Söldnerwesens bewahrte; er zog zu Felde gegen die lockeren Milizen der Republik wie gegen das wohlgeschulte Konskriptionsheer Napoleons und stand im Kriege von 1806 der Heeresführung nahe genug, um die Gebrechen der friderizianischen Armee, die letzten Gründe ihres Unterganges ganz zu durchschauen. Jene stramme soldatische Haltung, wie sie der König von seinen Offizieren verlangte, war dem einfachen Niedersachsen fremd. In unscheinbarer, fast nachlässiger Kleidung ging er daher, den Kopf gesenkt, die tiefen sinnenden Denkeraugen ganz in sich hineingekehrt. Das Haar fiel ungeordnet über die Stirn herab, die Sprache klang leise und langsam. In Hannover sah man

ihn oft, wie er an dem Bäckerladen beim Tore selber anklopfte und dann mit Weib und Kindern draußen unter den Bäumen der Ellenriede zufrieden sein Vesperbrot verzehrte. So blieb er sein Leben lang, schlicht und schmucklos in allem. Die Einfalt des Ausdrucks und der Empfindung in seinen vertraulichen Briefen erinnert an die Menschen des Altertums; auch in seinen Schriften ist ihm die Sache alles, die Form nichts. Doch die Überlegenheit eines mächtigen, beständig produktiven und durchaus selbständigen Geistes, der Adel einer sittlichen Gesinnung, die gar nicht wußte, was Selbstsucht ist, verbreiteten um den schlichten Mann einen Zauber natürlicher Hoheit, der die Gemeinen abstieß, hochherzige Menschen langsam und sicher anzog.

Dem Könige war die gleichmäßige Ruhe des Generals behaglicher als Steins aufregendes und aufgeregtes Wesen; keiner unter seinen Räten stand ihm so nahe. Scharnhorst erwiderte das Vertrauen seines königlichen Freundes mit unbedingter Hingebung; er fand es niedrig, jetzt noch vergangener Fehler zu gedenken, er bewunderte die Seelenstärke des unglücklichen Monarchen und hat in seiner Treue nie geschwankt, auch dann nicht, als manche seiner Freunde in ihrer patriotischen Ungeduld an dem bedachtsamen Fürsten irr wurden. Ein echter Niederdeutscher war er schamhaften Gemütes, still und verschlossen von Natur; das Lob klang ihm fast wie eine Beleidigung, ein zärtliches Wort wie eine Entweihung der Freundschaft. Nun führte ihn das Leben einen rauhen Weg, immer zwischen Feinden hindurch; in Hannover hatte der Plebejer mit der Mißgunst des Adels, in Preußen der Neuerer mit dem Dünkel der alten Generale zu kämpfen. Als ihn jetzt das Vertrauen des Königs, die allgemeine Stimme der Armee an die Spitze des Heerwesens stellten, da mußte er fünf Jahre lang das finstre Handwerk des Verschwörers treiben, unter den Augen des Feindes für die Befreiung rüsten. So lernte er jedes Wort und jede Miene zu beherrschen, und der einfache Mann, der für sich selber jeden Winkelzug verschmähte, wurde um seines Landes willen ein Meister in den Künsten der Verstellung, ein unergründlicher Schweiger, listig und menschenkundig. Mit einem raschen forschenden Blicke las er dem Eintretenden sofort die Hintergedanken von den Augen ab, und galt es, ein Geheimnis des Königs zu verstecken, dann wußte er mit halben Worten Freund und Feind auf die falsche Fährte zu locken. Die Offiziere sagten wohl, seine Seele sei so faltenreich wie sein Gesicht; er gemahnte sie an jenen Wilhelm von Oranien, der einst in ähnlicher Lage, still und verschlagen, den Kampf gegen das spanische Weltreich vorbereitet hatte. Und wie der Oranier, so barg auch Scharnhorst in verschlossener Brust die hohe Leidenschaft, die Kampflust des Helden; sie hatte ihm während des jüngsten Krieges die Freundschaft des tatenfrohen Blücher erworben. Er kannte die Furcht nicht, er wollte nicht wissen, wie sinnbetörend die Angst nach einer Niederlage wirken kann; in den Kriegsgerichten war sein Urteilsspruch immer der strengste, schonungslos hart gegen Zagheit und Untreue. Niemand vielleicht hat die Bitternis jener Zeit in so verzehrenden Qualen empfunden wie dieser Schweigsame; Tag und Nacht folterte ihn der

Gedanke an die Schande seines Landes. Alle nahten ihm mit Ehrfurcht, denn sie fühlten unwillkürlich, daß er die Zukunft des Heeres in seinem Haupte trage.

Unter den Männern, die ihm bei der Reorganisation des Heeres zur Hand gingen, sind vier gleichsam die Erben seines Geistes geworden, so daß jeder einen Teil von der umfassenden Begabung des Meisters überkam: die Feldherrennaturen Gneisenau und Grolmann, der Organisator Boyen, der Gelehrte Clausewitz, — alle vier, wie Scharnhorst selber arm, genügsam, bedürfnislos, ohne jede Selbstsucht, allein der Sache dienend und bei allem Freimut tief innerlich bescheiden, wie es dem begabten Soldaten natürlich ist; denn das einsame Schaffen des Künstlers und des Gelehrten verführt leicht zur Eitelkeit, der Soldat wirkt nur als Glied des großen Ganzen und kann nicht zeigen, was er vermag, wenn ihn das unerforschliche Schicksal nicht zur rechten Zeit an die rechte Stelle führt. Allzu bescheiden nannte sich Gneisenau selber nur einen Pygmäen neben dem Riesen Scharnhorst. Ihm fehlte die schwere Gelehrsamkeit des Meisters, und er empfand, gleich so vielen Männern der Tat, die Lücken seines Wissens wie ein Gebrechen der Begabung; dafür besaß er in weit höherem Maße die begeisternde Zuversicht des Helden, jenen freudigen Fatalismus, der den Feldherrn macht. Wie stolz und sicher spannte er jetzt seine Segel aus, da er endlich nach den Irrfahrten einer leidenschaftlichen Jugend und nach der langen traurigen Windstille des subalternen Dienstes auf die hohe See des Lebens gelangt war. Jede Aufgabe, die ihm das Schicksal bot, griff er mit glücklichem Leichtsinn an, unbedenklich übernahm der Infanterist das Kommando der Ingenieure und die Aufsicht über die Festungen. Während Scharnhorst bedächtig die Gefahren des nächsten Tages erwog, dachte Gneisenau immer mit glühender Sehnsucht an die Stunde der Erhebung und hieß auch die Narren freundlich willkommen, wenn sie nur mithelfen wollten bei der großen Verschwörung. —

Eine verwandte Natur war Grolmann, hochherzig, hell und freudig, geschaffen für das Schlachtgewühl, für das kühne Ergreifen der Gunst des Augenblicks; doch er sollte die Grausamkeit des Soldatenschicksals schwer erfahren und niemals im Kriege an erster Stelle stehen. In der Weise seines Auftretens schien Boyen dem General am ähnlichsten, ein ernsthafter, verschlossener Ostpreuße, der zu den Füßen von Kant und Kraus gesessen hatte, auch als Poet mit der neuen Literatur in regem Verkehre stand. Nur die feurigen Augen unter den buschigen Brauen verrieten, welche stürmische Verwegenheit in dem einfachen, wortkargen Manne schlummerte. Er hat die organisatorischen Ideen Scharnhorsts nach seiner stillen Art in sich verarbeitet und fortgebildet und nach den Kriegen dem neuen Volksheere seine bleibende Verfassung gegeben. Der jüngste endlich aus diesem Freundeskreise, Karl von Clausewitz, war mehr als die älteren ein vertrauter Schüler Scharnhorsts, tief eingeweiht in die neuen kriegswissenschaftlichen Theorien, womit jener sich trug; nachher hat er sie selbständig ausgestaltet und durch eine Reihe von Werken, deren klassische Form die Schriften des Meisters weit übertraf, der

Lehre vom Kriege ihren Platz in der Reihe der Staatswissenschaften gesichert. Ein großer, wissenschaftlicher Kopf, ein Meister des historischen Urteils war er vielleicht zu kritisch und nachdenklich, um so beherzt wie Gneisenau das Glück der Schlachten bei der Locke zu fassen, aber keineswegs bloß ein Mann der Bücher, sondern ein praktischer, tapferer Soldat, der mit offenen Augen in das Getümmel des Lebens schaute. Soeben kehrte er mit dem Prinzen August aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Dort in Frankreich hatte sich seine Liebe für die jugendliche Wahrhaftigkeit und Frische der Germanen bis zum Enthusiasmus gesteigert; er brachte die Überzeugung mit heim: diese Franzosen seien im Grunde noch immer ein ebenso unmilitärisches Volk wie einst in den Tagen der Hugenottenkriege, da sie vor den deutschen Lansquenets und Reitres zitterten; wie könne der uralte Charakter der Nationen sich in den zehn Jahren verändern? Wie sollten die hundertmal Besiegten auf die Dauer das waffenmächtige Deutschland beherrschen?

Mit solchen Kräften schritt der König an das Werk der Wiederherstellung. Die ganze Armee wurde neu formiert. Sechs Brigaden, zwei schlesische, zwei altpreußische, je eine aus Pommern und den Marken, das war alles, was von dem friderizianischen Heere noch übrig blieb, das war der letzte Anker für Deutschlands Hoffnungen. Der Zopf fiel hinweg, die Truppen erhielten zweckmäßigere Waffen und Kleider, die Künste des Paradeplatzes traten zurück hinter der angestrengten Arbeit des Felddienstes. Alle Vorräte mußten von neuem angeschafft werden; Napoleons Marschälle hatten die Ausplünderung mit solcher Gründlichkeit besorgt, daß die schlesische Artillerie einmal monatelang, aus Mangel an Pulver, ihre Schießübungen einstellen mußte. Eine Untersuchungskommission prüfte das Verhalten jedes einzelnen Offiziers im Kriege, entfernte unerbittlich die Schuldigen und Verdächtigen. Gneisenau forderte in der Zeitschrift „Der Volksfreund", die der wackre Bärsch herausgab, die Freiheit des Rückens für die Armee, fragte bitter, ob der preußische Soldat den Antrieb zum Wohlverhalten auch fernerhin im Holze suchen solle, statt im Ehrgefühle. Seine Meinung drang durch; die neuen Kriegsartikel beseitigten die alten grausamen Körperstrafen. Wie hatte sich doch die Welt verwandelt, daß jetzt preußische Offiziere in der Presse die Mängel des Heerwesens besprechen durften!

In einem anderen Zeitungsaufsatze schilderte Gneisenau sarkastisch, wie bequem es doch für die adeligen Eltern sei, daß ihre Söhne schon im Kindesalter als Junker die Soldaten des Königs befehligen dürften. Er sprach damit nur aus, was alle verständigen Offiziere dachten. Die Beseitigung der Junkerstellen sowie aller anderen Vorrechte des Adels im Heere ergab sich von selbst aus dem Geiste der neuen Gesetzgebung, und da man die Tüchtigkeit der jugendlichen Heerführer Napoleons kennen gelernt, so verlangte mancher Heißsporn die Nachahmung des vielgerühmten freien Avancements der Franzosen. Scharnhorst aber ging seines eigenen Weges; er durchschaute, welche sittlichen Schäden der napoleonische Grundsatz „junge Generale, alte Hauptleute" hervor-

gerufen, wie viele rohe, unsaubere Elemente sich in die unteren Schichten des französischen Offizierskorps eingedrängt und wie bedenklich dort ein zügelloser Ehrgeiz die Bande der treuen Kameradschaft gelockert hatte. Der deutsche Bauernsohn wußte wohl, warum Washington den Amerikanern zugerufen: nehmt nur Gentlemen zu Offizieren — warum König Friedrich Wilhelm I. seinen Offizieren erlaubt hatte, dann nicht zu gehorchen, wenn ihnen etwas gegen die Ehre angesonnen würde. Er wollte den alten aristokratischen Charakter des preußischen Offizierskorps nicht zerstören, sondern nur die Aristokratie der Bildung an die Stelle des adeligen Vorrechts setzen.

Das Reglement vom 6. August 1808 über die Besetzung der Stellen der Portepeefähnriche stellte den Grundsatz auf: im Frieden gewähren nur Kenntnisse und Bildung, im Kriege nur ausgezeichnete Tapferkeit und Umsicht einen Anspruch auf die Offiziersstellen; keine Junker mehr, dafür Portepeefähnriche, die erst im siebzehnten Jahre und nach einer wissenschaftlichen Prüfung zugelassen werden, erst nach einer zweiten Prüfung und auf Vorschlag des Offizierskorps die Epauletten erlangen können. Den Offizieren schärfte der König ein, sie sollten sich ihre ehrenvolle Bestimmung, die Erzieher und Lehrer eines achtbaren Teiles der Nation zu sein, immer vergegenwärtigen. In den unteren Graden bis zum Hauptmann erfolgte das Aufrücken in der Regel nach dem Dienstalter; bei der Auswahl der Stabsoffiziere und bei der Besetzung der höheren Kommandos entschied das Verdienst allein. Durch diese unscheinbaren Vorschriften erhielt der Offiziersstand eine neue Verfassung, die uns heute selbstverständlich erscheint, während sie doch einen unterscheidenden nationalen Charakterzug des deutschen Heerwesens bildet. Jetzt erst wurde das Offizierskorps dem Zivilbeamtentum innerlich gleichartig, durch einen geistigen Zensus über die Mannschaft erhoben. Dem Talente war die Aussicht auf rasches Aufsteigen eröffnet, doch die langsame Beförderung auf den niederen Stufen, die Gleichheit der Bildung und der Lebensgewohnheiten bewirkten, daß sich jeder schlechtweg als Offizier fühlte, ein aristokratisches Standesbewußtsein alle Glieder des Korps durchdrang. Die soziale Schranke, welche in Frankreich den aus der Mannschaft emporgestiegenen Kapitän von seinen gebildeten Kameraden trennte, konnte hier nicht entstehen.

Für niemand wurde die Umgestaltung des Heerwesens so folgenreich wie für die alten Geschlechter vom Landadel, die noch immer den Stamm des Offizierskorps bildeten. Es währte noch viele Jahre, bis die tatsächliche Begünstigung des Adels in der Armee aufhörte. Aber der Grundsatz stand doch fest, daß auch der Edelmann durch den Nachweis wissenschaftlicher Kenntnisse sich das Offizierspatent erwerben mußte, und den neuen schärferen Anforderungen des Dienstes konnten nur Männer von einiger Bildung genügen. Der Staatsdienst bot dem völlig Unwissenden nirgends mehr ein Unterkommen, die Reformer nannten das neue Preußen zuweilen schon einen Staat der Intelligenz. Erst durch Scharnhorst wurde die naturwüchsige Roheit des ostdeutschen Junkertums völlig gebrochen, was dem Kadettenhause Friedrich

Wilhelms I. nur halb gelungen war. Das alte Geschlecht, das die Federfuchser verhöhnte, starb hinweg, der junge Nachwuchs kannte und achtete die Macht des Wissens.

Allen diesen Reformen lag der Gedanke zu Grunde, daß die Armee fortan das Volk in Waffen sein solle, ein nationales Heer, dem jeder Wehrfähige angehöre. Die Werbung wurde abgeschafft, die Aufnahme von Ausländern verboten, nur einzelne Freiwillige von deutschem Blute ließ man zu. Die neuen Kriegsartikel und die Verordnung über die Militärstrafen hoben sogleich mit der Verheißung an, künftig würden alle Untertanen, auch junge Leute von guter Erziehung, als gemeine Soldaten dienen, und begründeten damit die Notwendigkeit einer milderen Behandlung der Mannschaft. Über die Verwerflichkeit der alten Befreiungen vom Waffendienste waren alle denkenden Offiziere einig. Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht war schon vor dem Kriege von Boyen, Lossau und anderen Offizieren verteidigt, von dem Könige selbst reiflich erwogen worden; während des unglücklichen Feldzuges hatte er dann in der Stille seinen Weg gemacht, und jetzt war jedem einsichtigen Soldaten klar, daß der ungleiche Kampf nur mit dem Aufgebote der gesamten Volkskraft wieder aufgenommen werden konnte. Gleich nach dem Frieden bat Blücher seinen lieben Scharnhorst „vor einer National-Armee zu sorgen, niemand auf der Welt muß eximiert sein, es muß zur Schande gereichen, wer nicht gedient hat“. Prinz August sendete noch aus der Kriegsgefangenschaft einen Plan für die Neubildung des Heeres, worin die allgemeine Wehrpflicht als leitender Gedanke obenan stand. Scharnhorst aber wußte, was die meisten der Zeitgenossen ganz vergessen hatten, daß damit nur ein altpreußischer Grundsatz erneuert wurde. Er erinnerte den König daran, sein Ahnherr Friedrich Wilhelm I. habe zuerst unter allen Fürsten Europas die allgemeine Konskription eingeführt; dieser Grundsatz habe Preußen einst groß gemacht und sei in Österreich und Frankreich nur nachgeahmt worden; jetzt erscheine es geboten, zu dem altpreußischen Systeme zurückzukehren und den Mißbrauch der Exemtionen kurzerhand hinwegzufegen; nur so bilde sich eine wahre stehende Armee, eine solche, die man jederzeit in gleicher Größe erhalten könne. Fast genau mit den Worten des alten Soldatenkönigs begann Scharnhorst seinen Entwurf für die Bildung einer Reservearmee also: § 1. Alle Bewohner des Staates sind geborene Verteidiger desselben.

Die preußischen Offiziere faßten den Gedanken der allgemeinen Dienstpflicht von Haus aus in einem freieren und gerechteren Sinne auf als vormals die Bourgeois der französischen Direktorialregierung. Die Besiegten dachten zu stolz, um die Institutionen des Siegers einfach nachzuahmen. Man hatte es ertragen, daß der Befehl des Königs einzelne Volksklassen kraft ihrer Standesprivilegien oder aus volkswirtschaftlichen Rücksichten von der Kantonspflicht befreite. Aber die Vorstellung, daß der Bemittelte sich von der Dienstpflicht loskaufen, ein Untertan für den anderen seine Haut zu Markte tragen solle, war ganz und gar unpreußisch, widersprach allen Traditionen der Armee. Das

französische System der Stellvertretung wurde wohl von einigen Zivilbeamten, aber von keinem einzigen namhaften Offizier empfohlen. Man dachte demokratischer als die Erben der Revolution, verlangte kurz und gut die Wehrpflicht für alle — und nicht bloß als ein Kriegsmittel für den Befreiungskampf, sondern als eine dauernde Institution zur Erziehung des Volkes. Ein Verächter aller müßigen militärischen Künstelei blieb Scharnhorst doch ein streng geschulter Fachmann; er wußte, wie wenig die Begeisterung allein die Ausdauer, die Kunstfertigkeit, die Mannszucht des geübten Soldaten ersetzen kann. Aus seiner reichen Geschichtskenntnis hatte er die Überzeugung gewonnen: je weicher die Sitten würden, um so nötiger sei den Nationen die militärische Erziehung, damit die männlichen Tugenden einfacher Zeiten der Kulturwelt erhalten blieben, die rüstige Kraft des Leibes und des Willens den fein Gebildeten nicht verloren gehe. Mit hellem Jubel ging Gneisenau auf diese mannhafte Anschauung des historischen Lebens ein; er wollte die militärischen Übungen schon in der Volksschule beginnen lassen, dann sei der Heldenruhm der Spartaner für die moderne Menschheit nicht mehr unerreichbar. Allen Freunden Scharnhorsts aus der Seele schrieb Boyen die Verse: Wehrhaft sei im ganzen Lande jeder Mann mit seinem Schwert, denn es ziemet jedem Stande, zu verteid'gen Thron und Herd!

14. Der kriegerische Genius.

Von General Carl v. Clausewitz. Vom Kriege. Hinterlassenes Werk. 5. Aufl. Berlin, 1905.

Jede eigentümliche Tätigkeit bedarf, wenn sie mit einer gewissen Virtuosität getrieben werden soll, eigentümlicher Anlagen des Verstandes und des Gemüts. Wo diese in einem hohen Grade ausgezeichnet sind und sich durch außerordentliche Leistungen darstellen, wird der Geist, dem sie angehören, mit dem Namen des Genius bezeichnet.

Es läßt uns dies schon erraten, wie groß der Anteil ist, welchen die Verstandeskräfte an dem höheren kriegerischen Genius haben. Wir wollen jetzt einen näheren Blick auf ihn werfen.

Der Krieg ist das Gebiet der Gefahr, es ist also Mut vor allen Dingen die erste Eigenschaft des Kriegers.

Der Mut ist doppelter Art: einmal Mut gegen die persönliche Gefahr, und dann Mut gegen die Verantwortlichkeit, sei es vor dem Richterstuhl irgendeiner äußeren Macht, oder der inneren, nämlich des Gewissens. Nur von dem ersteren ist hier die Rede. Der Mut gegen die persönliche Gefahr ist wieder doppelter Art: erstens kann er Gleichgültigkeit gegen die Gefahr sein, sei es, daß sie aus dem Organismus des Individuums oder aus Geringschätzung des Lebens oder aus Gewohnheit hervorgehe, auf jeden Fall aber ist er als ein bleibender Zustand anzusehen. Zweitens kann der Mut aus positiven Motiven hervorgehen, wie Ehrgeiz, Vaterlandsliebe, Begeisterung jeder Art. In diesem Fall ist der Mut nicht sowohl ein Zustand als eine Gemütsbewegung, ein

Gefühl. Es ist begreiflich, daß beide Arten von verschiedener Wirkung sind. Die erste Art ist sicherer, weil sie, zur zweiten Natur geworden, den Menschen nie verläßt, die zweite führt oft weiter; der ersteren gehört mehr die Standhaftigkeit, der zweiten mehr die Kühnheit an; die erste läßt den Verstand nüchterner, die zweite steigert ihn zuweilen, verblendet ihn aber auch oft. Beide vereinigt geben die vollkommenste Art des Mutes.

Der Krieg ist das Gebiet körperlicher Anstrengungen und Leiden; um dadurch nicht zu Grunde gerichtet zu werden, bedarf es einer gewissen Kraft des Körpers und der Seele, die, angeboren oder eingeübt, gleichgültig dagegen macht. Mit diesen Eigenschaften, unter der bloßen Führung des gesunden Verstandes ist der Mensch schon ein tüchtiges Werkzeug für den Krieg, und diese Eigenschaften sind es, die wir bei rohen und halbkultivierten Völkern so allgemein verbreitet antreffen. Gehen wir in den Forderungen weiter, die der Krieg an seine Genossen macht, so treffen wir auf vorherrschende Verstandeskräfte. Der Krieg ist das Gebiet der Ungewißheit; drei Vierteile derjenigen Dinge, auf welche das Handeln im Kriege gebaut wird, liegen im Nebel einer mehr oder weniger großen Ungewißheit. Hier also zuerst wird ein feiner durchdringender Verstand in Anspruch genommen, um mit dem Takte seines Urteils die Wahrheit herauszufühlen. Es mag ein gewöhnlicher Verstand diese Wahrheit einmal durch Zufall treffen, ein ungewöhnlicher Mut mag das Verfehlen ein andermal ausgleichen, aber die Mehrheit der Fälle, der Durchschnittserfolg, wird den fehlenden Verstand immer an den Tag bringen.

Der Krieg ist das Gebiet des Zufalls. In keiner menschlichen Tätigkeit muß diesem Fremdling ein solcher Spielraum gelassen werden, weil keine so nach allen Seiten hin in beständigem Kontakt mit ihm ist. Er vermehrt die Ungewißheit aller Umstände und stört den Gang der Ereignisse.

Jene Unsicherheit aller Nachrichten und Voraussetzungen, diese beständigen Einmischungen des Zufalls machen, daß der Handelnde im Kriege die Dinge unaufhörlich anders findet, als er sie erwartet hatte, und es kann nicht fehlen, daß dies auf seinen Plan oder wenigstens auf die diesem Plane zugehörigen Vorstellungen Einfluß hat. Ist dieser Einfluß auch so groß, die gefaßten Vorsätze entschieden aufzuheben, so müssen doch in der Regel neue an ihre Stelle treten, für welche es dann oft in dem Augenblick an Daten fehlt, weil im Laufe des Handelns die Umstände den Entschluß meistens drängen und keine Zeit lassen, sich von neuem umzusehen, oft nicht einmal so viel, um reifliche Überlegungen anzustellen. Aber es ist viel gewöhnlicher, daß die Berichtigung unserer Vorstellungen und die Kenntnis eingetretener Zufälle nicht hinreicht, unsern Vorsatz ganz umzustoßen, sondern nur ihn wankend zu machen. Die Kenntnis der Umstände hat sich in uns vermehrt, aber die Ungewißheit ist dadurch nicht verringert, sondern gesteigert. Die Ursache hiervon ist, daß man diese Erfahrungen nicht alle mit einem Male macht, sondern nach und nach, weil unsere Entschließungen nicht aufhören, davon bestürmt zu werden, und der Geist, wenn wir so sagen dürfen, immer unter den Waffen sein muß. Soll er

nun diesen beständigen Streit mit dem Unerwarteten glücklich bestehen, so sind ihm zwei Eigenschaften unentbehrlich, einmal ein Verstand, der auch in dieser gesteigerten Dunkelheit nicht ohne einige Spuren des inneren Lichtes ist, die ihn zur Wahrheit führen, und dann Mut, diesem schwachen Lichte zu folgen. Der erstere ist bildlich mit dem französischen Ausdruck coup d'oeil bezeichnet worden, der andere ist die Entschlossenheit.

Weil die Gefechte im Kriege das sind, was zuerst und am meisten den Blick auf sich gezogen hat, in den Gefechten Zeit und Raum wichtige Elemente sind, und es in jener Periode noch mehr waren, wo die Reiterei mit ihren rapiden Entscheidungen die Hauptsache war: so ist der Begriff eines schnellen und treffenden Entschlusses zuerst aus der Schätzung jener beiden Dinge hervorgetreten und hat daher einen Ausdruck zur Bezeichnung bekommen, der nur auf richtiges Augenmaß geht. Viele Lehrer der Kriegskunst haben ihn daher auch mit dieser beschränkten Bedeutung definiert. Aber es ist nicht zu verkennen, daß bald alle im Augenblick der Ausführung gefaßten treffenden Entschlüsse darunter verstanden worden sind, z. B. das Erkennen des wahren Angriffspunktes u. s. w. Es ist also nicht bloß das körperliche, sondern häufiger das geistige Auge, welches mit dem coup d'oeil gemeint ist. Natürlich ist der Ausdruck wie die Sache immer mehr im Gebiete der Taktik zu Hause gewesen, doch kann sie auch in der Strategie nicht fehlen, insofern auch in ihr oft schnelle Entscheidungen erforderlich sind. Entkleidet man diesen Begriff von dem, was ihm der Ausdruck zu Bildliches und Beschränktes gegeben hat, so ist er nichts als das schnelle Treffen einer Wahrheit, die einem gewöhnlichen Blick des Geistes gar nicht sichtbar ist oder es erst nach langem Betrachten und Überlegen wird.

Die Entschlossenheit ist ein Akt des Mutes in dem einzelnen Fall, und wenn sie zum Charakterzug wird, eine Gewohnheit der Seele. Aber hier ist nicht der Mut gegen körperliche Gefahr, sondern der gegen die Verantwortung, also gewissermaßen gegen Seelengefahr, gemeint. Man hat diesen oft courage d'esprit genannt, weil er aus dem Verstande entspringt, aber er ist darum kein Akt des Verstandes, sondern des Gemüts. Bloßer Verstand ist noch kein Mut, denn wir sehen oft die gescheitesten Leute ohne Entschluß. Der Verstand muß also erst das Gefühl des Mutes erwecken, um von ihm gehalten und getragen zu werden, weil im Drange des Augenblicks Gefühle den Menschen stärker beherrschen als Gedanken.

Wir haben hier der Entschlossenheit diejenige Stelle angewiesen, wo sie bei nicht hinreichenden Motiven die Qualen der Zweifel, die Gefahren des Zauderns heben soll. Der nicht sehr gewissenhafte Sprachgebrauch belegt freilich auch die bloße Neigung zum Wagen, Dreistigkeit, Kühnheit, Verwegenheit mit diesem Namen. Wo aber hinreichende Motive in dem Menschen sind, sie mögen subjektiv oder objektiv, gültig oder falsch sein, ist kein Grund, von seiner Entschlossenheit zu reden, denn indem wir das tun, setzen wir uns an seine Stelle und legen Zweifel in die Wagschale, die er gar nicht gehabt hat. Hier kann man nur von Kraft oder Schwäche sprechen.

Diese Entschlossenheit nun, welche einen zweifelhaften Zustand besiegt, kann nur durch Verstand hervorgerufen werden, und zwar durch eine ganz eigentümliche Richtung desselben. Wir behaupten, daß das bloße Beisammensein höherer Einsichten und nötiger Gefühle immer noch nicht die Entschlossenheit macht. Es gibt Leute, die den schönsten Blick des Geistes für die schwierigste Aufgabe besitzen, denen es auch nicht an Mut fehlt, vieles auf sich zu nehmen, und die in schwierigen Fällen doch nicht zum Entschluß kommen können. Ihr Mut und ihre Einsicht stehen jedes einzeln, bieten sich nicht die Hand und bringen darum nicht die Entschlossenheit als ein Drittes hervor. Diese entsteht erst durch den Akt des Verstandes, der die Notwendigkeit des Wagens zum Bewußtsein bringt und durch sie den Willen bestimmt. Diese ganze eigentümliche Richtung des Verstandes, die jede andere Scheu im Menschen niederkämpft mit der Scheu vor dem Schwanken und Zaudern, ist es, welche in kräftigen Gemütern die Entschlossenheit ausbildet; darum können Menschen mit wenig Verstand in unserem Sinne nicht entschlossen sein. Sie können in schwierigen Fällen ohne Zaudern handeln, aber dann tun sie es ohne Überlegung und es können freilich den, welcher unüberlegt handelt, keine Zweifel mit sich selbst entzweien. Ein solches Handeln kann auch hin und wieder das Rechte treffen, aber wir sagen hier wie oben: es ist der Durchschnittserfolg, welcher auf das Dasein des kriegerischen Genius deutet. Wem unsere Behauptung dennoch wunderlich vorkommt, weil er manchen entschlossenen Husarenoffizier kennt, der kein tiefer Denker ist, den müssen wir erinnern, daß hier von einer eigentümlichen Richtung des Verstandes, nicht von einer großen Meditationskraft die Rede ist.

Wir glauben also, daß die Entschlossenheit einer eigentümlichen Richtung des Verstandes ihr Dasein verdankt, und zwar einer, die mehr kräftigen als glänzenden Köpfen angehört; wir können diese Genealogie der Entschlossenheit noch dadurch belegen, daß es eine große Zahl von Beispielen gibt, wo Männer, die in niederen Regionen die größte Entschlossenheit gezeigt hatten, diese in den höheren verloren. Obgleich sie das Bedürfnis haben, sich zu entschließen, so sehen sie doch die Gefahren ein, die in einem falschen Entschluß liegen, und da sie mit den Dingen, die ihnen vorliegen, nicht vertraut sind, so verliert ihr Verstand seine ursprüngliche Kraft, und sie werden nur um so zaghafter, je mehr sie die Gefahr der Unentschlossenheit, in die sie gebannt sind, kennen, und je mehr sie gewohnt waren, frisch von der Faust weg zu handeln.

Bei dem coup d'oeil und der Entschlossenheit liegt es uns ganz nahe, von der damit verwandten Geistesgegenwart zu reden, die in einem Gebiete des Unerwarteten, wie der Krieg es ist, eine große Rolle spielen muß; denn sie ist ja nichts als eine gesteigerte Besiegung des Unerwarteten. Man bewundert die Geistesgegenwart in einer treffenden Antwort auf eine unerwartete Anrede, wie man sie bewundert in der schnell gefundenen Aushilfe bei plötzlicher Gefahr. Beide, diese Antwort und diese Aushilfe, brauchen nicht ungewöhnlich zu sein, wenn sie nur treffen; denn was nach reiflicher und ruhiger

Überlegung nichts Ungewöhnliches, also in seinem Eindruck auf uns etwas Gleichgültiges wäre, kann als ein schneller Akt des Verstandes Vergnügen machen. Der Ausdruck Geistesgegenwart bezeichnet gewiß sehr passend die Nähe und Schnelligkeit der vom Verstande dargereichten Hilfe.

Ob diese herrliche Eigenschaft eines Menschen mehr der Eigentümlichkeit seines Verstandes oder mehr dem Gleichgewicht seines Gemüts zugeschrieben werden muß, hängt von der Natur des Falles ab, wiewohl keines von beiden je ganz fehlen darf. Eine treffende Antwort ist mehr das Werk eines witzigen Kopfes, ein treffendes Mittel in plötzlicher Gefahr setzt vor allen Dingen Gleichgewicht des Gemüts voraus.

Wenn wir nun einen Gesamtblick auf die vier Bestandteile werfen, aus denen die Atmosphäre zusammengesetzt ist, in welcher sich der Krieg bewegt, auf die Gefahr, die körperliche Anstrengung, die Ungewißheit und den Zufall, so wird es leicht begreiflich, daß eine große Kraft des Gemüts und des Verstandes erforderlich ist, um in diesem erschwerenden Element mit Sicherheit und Erfolg vorzuschreiten, eine Kraft, die wir nach den verschiedenen Modifikationen, welche sie von den Umständen annimmt, als Energie, Festigkeit, Standhaftigkeit, Gemüts- und Charakterstärke in dem Munde der Erzähler und Berichterstatter kriegerischer Ereignisse finden. Man könnte alle diese Äußerungen der Heldennatur als eine und dieselbe Kraft des Willens betrachten, die sich nach den Umständen modifiziert; aber so nahe diese Dinge miteinander verwandt sind, so sind sie doch nicht ein und dasselbe, und es ist in unserem Interesse, das Spiel der Seelenkräfte dabei wenigstens etwas genauer zu unterscheiden.

Zuerst gehört es wesentlich zur Deutlichkeit der Vorstellungen, zu sagen, daß das Gewicht, die Last, der Widerstand, oder wie man es nennen will, was jene Kraft der Seele in dem Handelnden herausfordert, nur zum kleinsten Teil unmittelbar die feindliche Tätigkeit, der feindliche Widerstand, das feindliche Handeln ist. Unmittelbar hat die feindliche Tätigkeit auf den Handelnden zuerst nur für seine eigene Person Einwirkung, ohne seine Tätigkeit als Führer zu berühren. Wenn der Feind statt zwei Stunden vier Stunden widersteht, so befindet sich der Führer statt zwei Stunden vier Stunden in Gefahr; dies ist offenbar eine Größe, deren Bedeutung abnimmt, je höher der Führer steht; was will das sagen in der Rolle des Feldherrn — es ist nichts!

Zweitens wirkt der feindliche Widerstand unmittelbar auf den Führer durch den Verlust an Mitteln, der ihm bei einem längeren Widerstande entsteht, und die Verantwortlichkeit, die damit verknüpft ist. Hier, durch diese sorgenvollen Betrachtungen, wird zuerst seine Willenskraft geprüft und herausgefordert. Aber wir behaupten, daß dies bei weitem nicht die schwerste Last ist, die er zu tragen hat, denn er hat es nur mit sich selbst abzumachen. Alle übrigen Wirkungen des feindlichen Widerstandes aber sind auf die Kämpfenden gerichtet, die er anführt, und wirken durch diese auf ihn zurück.

So lange eine Truppe voll guten Mutes, mit Lust und Leichtigkeit kämpft,

ist selten eine Veranlassung da, große Willenskraft in der Verfolgung seiner Zwecke zu zeigen; sowie aber die Umstände schwierig werden — und das kann, wo Außerordentliches geleistet werden soll, nie ausbleiben, so geht die Sache nicht mehr von selbst, wie mit einer gut eingeölten Maschine, sondern die Maschine selbst fängt an, Widerstand zu leisten, und diesen zu überwinden, dazu gehört die große Willenskraft des Führers. Unter diesem Widerstande wird man sich nicht gerade Ungehorsam und Widerrede denken, wiewohl auch diese bei einzelnen Individuen häufig genug vorkommen; sondern es ist der Gesamteindruck aller ersterbenden physischen und moralischen Kräfte, es ist der herzzerreißende Anblick der blutigen Opfer, den der Führer in sich selbst zu bekämpfen hat und dann in allen andern, die unmittelbar oder mittelbar ihre Eindrücke, ihre Empfindungen, Besorgnisse und Bestrebungen in ihn übergehen lassen. So wie die Kräfte in dem einzelnen ersterben, diese nicht mehr vom eigenen Willen angeregt und getragen werden, lastet nach und nach die ganze Inertie der Masse auf dem Willen des Feldherrn; an der Glut in seiner Brust, an dem Lichte seines Geistes soll sich die Glut des Vorsatzes, das Licht der Hoffnung aller andern von neuem entzünden; nur insoweit er dies vermag, insoweit gebietet er über die Masse und bleibt Herr derselben; sowie das aufhört, sowie sein eigener Mut nicht mehr stark genug ist, den Mut aller anderen wieder zu beleben, so zieht ihn die Masse zu sich hinab in die niedere Region der tierischen Natur, die vor der Gefahr zurückweicht und die Schande nicht kennt. Dies sind die Gewichte, welche der Mut und die Seelenstärke des Führers im Kampfe zu überwinden haben, wenn er Ausgezeichnetes leisten will. Sie wachsen mit den Massen, und so müssen also die Kräfte auch zunehmen mit der Höhe der Stellen, wenn sie den Lasten angemessen bleiben sollen.

Die Energie des Handelns drückt die Stärke des Motivs aus, durch welches das Handeln hervorgerufen wird, das Motiv mag nun in einer Verstandesüberzeugung oder in einer Gemütserregung seinen Grund haben. Die letztere darf aber schwerlich da fehlen, wo sich eine große Kraft zeigen soll.

Von allen großartigen Gefühlen, die die menschliche Brust in dem heißen Drange des Kampfes erfüllen, ist, wir wollen es nur gestehen, keines so mächtig und konstant, wie der Seelendurst nach Ruhm und Ehre, den die deutsche Sprache so ungerecht behandelt, indem sie ihn in „Ehrgeiz“ und „Ruhmsucht“ durch zwei unwürdige Nebenvorstellungen herabzusetzen strebt. Freilich hat der Mißbrauch dieser stolzen Sehnsucht gerade im Kriege die empörendsten Ungerechtigkeiten gegen das menschliche Geschlecht hervorbringen müssen; aber ihrem Ursprunge nach sind diese Empfindungen gewiß zu den edelsten der menschlichen Natur zu zählen, und im Kriege sind sie der eigentliche Lebenshauch, der dem ungeheuren Körper eine Seele gibt. Alle anderen Gefühle, wieviel allgemeiner sie auch werden können, oder wieviel höher manche auch zu stehen scheinen: Vaterlandsliebe, Ideenfanatismus, Rache, Begeisterung jeder Art, sie machen den Ehrgeiz und die Ruhmbegierde nicht entbehrlich. Jene Gefühle können den ganzen Haufen im allgemeinen erregen und höher stimmen, geben aber dem Führer

nicht das Verlangen, mehr zu wollen als die Gefährten, das ein wesentlichstes Bedürfnis seiner Stelle ist, wenn er Vorzügliches darin leisten soll; sie machen nicht, wie der Ehrgeiz tut, den einzelnen kriegerischen Akt zum Eigentum des Anführers, welches er dann auf die beste Weise zu nutzen strebt, wo er mit Anstrengung pflügt, mit Sorgfalt sät, um reichlich zu ernten. Diese Bestrebungen aller Anführer aber, von dem höchsten bis zum geringsten, diese Art von Industrie, dieser Wetteifer, dieser Sporn sind es vorzüglich, welche die Wirksamkeit eines Heeres beleben und erfolgreich machen. Und was nun ganz besonders den höchsten betrifft, so fragen wir: Hat es je einen großen Feldherrn ohne Ehrgeiz gegeben oder ist eine solche Erscheinung auch nur denkbar?

Die Festigkeit bezeichnet den Widerstand des Willens in bezug auf die Stärke eines einzelnen Stoßes, die Standhaftigkeit in bezug auf die Dauer. So nahe beide beieinander liegen, und so oft der eine Ausdruck für den anderen gebraucht wird, so ist doch eine merkliche Verschiedenheit ihres Wesens nicht zu verkennen, insofern die Festigkeit gegen einen einzelnen heftigen Eindruck ihren Grund in der bloßen Stärke eines Gefühls haben kann, die Standhaftigkeit aber schon mehr von dem Verstande unterstützt sein will; denn mit der Dauer einer Tätigkeit nimmt die Planmäßigkeit derselben zu, und aus dieser schöpft die Standhaftigkeit zum Teil ihre Kraft.

Wenden wir uns zur Gemüts- oder Seelenstärke, so ist die erste Frage, was wir darunter verstehen sollen.

Offenbar nicht die Heftigkeit der Gemütsäußerungen, die Leidenschaftlichkeit, denn das wäre gegen allen Sprachgebrauch, sondern das Vermögen, auch bei den stärksten Anregungen, im Sturm der heftigsten Leidenschaft, noch dem Verstande zu gehorchen. Sollte dies Vermögen bloß von der Kraft des Verstandes herrühren? Wir bezweifeln es. Zwar würde die Erscheinung, daß es Menschen von ausgezeichnetem Verstande gibt, die sich nicht in ihrer Gewalt haben, noch nichts dagegen beweisen, denn man könnte sagen, daß es einer eigentümlichen, vielleicht einer mehr kräftigen als umfassenden Natur des Verstandes bedürfe. Aber wir glauben der Wahrheit doch näher zu sein, wenn wir annehmen, daß die Kraft, sich auch in den Augenblicken der heftigsten Gemütsbewegung dem Verstande zu unterwerfen, welche wir die Selbstbeherrschung nennen, in dem Gemüte selbst ihren Sitz hat. Es ist nämlich ein anderes Gefühl, das in starken Gemütern der aufgeregten Leidenschaft das Gleichgewicht hält, ohne sie zu vernichten, und durch dieses Gleichgewicht wird dem Verstande erst die Herrschaft gesichert. Dieses Gegengewicht ist nichts anderes als das Gefühl der Menschenwürde, dieser edelste Stolz, dieses innerste Seelenbedürfnis, überall als ein mit Einsicht und Verstand begabtes Wesen zu wirken. Wir würden darum sagen: ein starkes Gemüt ist ein solches, welches auch bei den heftigsten Regungen nicht aus dem Gleichgewicht kommt.

Werfen wir einen Blick auf die Verschiedenartigkeit der Menschen in Beziehung auf das Gemüt, so finden wir erstens solche, die sehr wenig Regsamkeit besitzen, und die wir phlegmatisch oder indolent nennen. Zweitens sehr Reg-

same, deren Gefühle aber nie eine gewisse Stärke überschreiten, und die wir als gefühlvolle, aber ruhige Menschen kennen. Drittens sehr Reizbare, deren Gefühle sich schnell und heftig wie Pulver entzünden, aber nicht dauernd sind; endlich viertens solche, die durch kleine Veranlassungen nicht in Bewegung zu bringen sind, und die überhaupt nicht schnell, sondern nach und nach in Bewegung kommen, deren Gefühle aber eine große Gewalt annehmen und viel dauernder sind. Dies sind die Menschen mit energischen, tief und versteckt liegenden Leidenschaften.

Dieser Unterschied der Gemütskonstitution liegt wahrscheinlich dicht an der Grenze der körperlichen Kräfte, die sich in dem menschlichen Organismus regen, und gehört jener Amphibiennatur an, die wir Nervensystem nennen, die mit der einen Seite der Materie, mit der anderen dem Geiste zugewendet scheint. Wir mit unserer schwachen Philosophie haben in diesem dunkeln Felde nichts weiter zu suchen. Wichtig ist es uns aber, bei der Wirkung einen Augenblick zu verweilen, welche diese verschiedenen Naturen in der kriegerischen Tätigkeit haben, und zu sehen, inwiefern eine große Seelenstärke von ihnen zu erwarten ist.

Die indolenten Menschen können nicht leicht aus dem Gleichgewicht gebracht werden, aber freilich kann man das nicht Seelenstärke nennen, wo es an aller Kraftäußerung fehlt. Es ist aber nicht zu verkennen, daß solche Menschen eben wegen ihres beständigen Gleichgewichtes im Kriege von einer gewissen einseitigen Tüchtigkeit sind. Es fehlt ihnen oft das positive Motiv des Handelns, der Antrieb, und als Folge davon die Tätigkeit, aber sie verderben nicht leicht etwas.

Die Eigentümlichkeit der zweiten Klasse ist, daß sie von kleinen Gegenständen leicht zum Handeln angeregt, von großen aber leicht erdrückt wird. Menschen dieser Art werden eine lebhafte Tätigkeit zeigen, einem einzelnen Unglücklichen zu helfen, aber von dem Unglück eines ganzen Volkes nur traurig gestimmt, nicht zum Handeln angeregt werden. Im Kriege wird es solchen Männern weder an Tätigkeit noch an Gleichgewicht fehlen, aber etwas Großes werden sie nicht vollbringen, es müßte denn sein, daß in einem sehr kräftigen Verstande die Motive dazu vorhanden wären. Es ist aber selten, daß sich mit solchen Gemütern ein sehr starker, unabhängiger Verstand verbindet.

Die aufbrausenden, aufflammenden Gefühle sind an sich für das praktische Leben und also auch für den Krieg nicht sehr geeignet. Sie haben zwar das Verdienst starker Antriebe, aber diese halten nicht vor. Wenn indessen in solchen Menschen die Regsamkeit die Richtung des Mutes und des Ehrgeizes hat, so wird sie im Kriege auf niedrigen Stellen oft sehr brauchbar aus dem bloßen Grunde, weil der kriegerische Akt, über den ein Führer der niederen Stufen zu gebieten hat, von viel kürzerer Dauer ist. Hier reicht oft ein einzelner mutiger Entschluß, eine Aufwallung der Seelenkräfte hin. Ein kühner Anfall, ein kräftiges Hurra ist das Werk weniger Minuten, ein kühner Schlachtenkampf ist das Werk eines ganzen Tages, und ein Feldzug das Werk eines Jahres.

Bei der reißenden Schnelligkeit ihrer Gefühle ist es solchen Menschen doppelt schwer, das Gleichgewicht des Gemüts zu behaupten; daher verlieren sie häufig den Kopf, und dies ist für die Kriegführung die schlimmste ihrer Seiten. Aber es würde gegen die Erfahrung sein, zu behaupten, daß sehr reizbare Gemüter niemals stark, d. h. auch in ihren stärksten Regungen im Gleichgewicht sein könnten. Warum sollte auch das Gefühl für die eigene Würde in ihnen nicht vorhanden sein, da sie in der Regel den edleren Naturen angehören. Dies Gefühl fehlt ihnen selten, es hat aber nicht Zeit, wirksam zu werden. Hinterher sind sie meist von Selbstbeschämung durchdrungen. Wenn Erziehung, Selbstbeobachtung und Lebenserfahrung sie früh oder spät das Mittel gelehrt haben, gegen sich selbst auf der Hut zu sein, um in Augenblicken lebhafter Anregung sich des in ihrer Brust ruhenden Gegengewichtes noch beizeiten bewußt zu werden, so können auch sie einer großen Seelenstärke fähig sein.

Endlich sind die wenig beweglichen, aber darum tief bewegten Menschen, die sich zu den vorigen wie die Glut zur Flamme verhalten, am meisten geeignet, mit ihrer Titanenkraft die ungeheuren Massen wegzuwälzen, unter welchen wir uns bildlich die Schwierigkeiten des kriegerischen Handelns vorstellen können. Die Wirkung ihrer Gefühle gleicht der Bewegung großer Massen, die, wenn auch langsamer, doch überwältigender ist.

Obgleich solche Menschen nicht so von ihren Gefühlen überfallen und zu ihrer eigenen Beschämung fortgerissen werden wie die vorigen, so wäre es doch wieder gegen die Erfahrung, zu glauben, daß sie das Gleichgewicht nicht verlieren und blinder Leidenschaft nicht unterwürfig werden könnten; dies wird vielmehr immer geschehen, sobald ihnen der edle Stolz der Selbstbeherrschung fehlt, oder so oft er nicht stark genug ist. Wir sehen diese Erfahrung am häufigsten bei großartigen Männern roher Völker, wo die geringe Verstandesausbildung immer ein Vorherrschen der Leidenschaft begünstigt. Aber auch unter den gebildeten Völkern und in den gebildetsten Ständen derselben ist ja das Leben voll solcher Erscheinungen, wo Menschen durch gewaltsame Leidenschaften fortgerissen werden, wie im Mittelalter die auf Hirschen angeschmiedeten Wilddiebe durch das Gehölz.

Wir sagen es also noch einmal: Ein starkes Gemüt ist nicht ein solches, welches bloß starker Regungen fähig ist, sondern dasjenige, welches bei den stärksten Regungen im Gleichgewicht bleibt, so daß trotz den Stürmen in der Brust der Einsicht und Überzeugung wie der Nadel des Kompasses auf dem sturmbewegten Schiff das feinste Spiel gestattet ist.

Mit dem Namen der *Charakterstärke* oder überhaupt des *Charakters* bezeichnet man das feste Halten an seiner Überzeugung, sie mag nun das Resultat fremder oder eigener Einsicht sein, und mag sie Grundsätzen, Ansichten, augenblicklichen Eingebungen, oder was immer für Ergebnissen des Verstandes angehören. Aber diese Festigkeit kann sich freilich nicht kund tun, wenn die Einsichten selbst häufigem Wechsel unterliegen. Dieser häufige Wechsel braucht nicht die Folge fremden Einflusses zu sein, sondern er kann aus der eigenen

fortwirkenden Tätigkeit des Verstandes hervorgehen, deutet dann aber freilich auf eine eigentümliche Unsicherheit desselben. Offenbar wird man von einem Menschen, der seine Ansicht alle Augenblicke ändert, wie sehr dies auch aus ihm selbst hervorgehen mag, nicht sagen: er hat Charakter. Man bezeichnet also nur solche Menschen mit dieser Eigenschaft, deren Überzeugung sehr konstant ist, entweder weil sie tief begründet und klar, an sich zu einer Veränderung wenig geeignet ist, oder weil es, wie bei indolenten Menschen, an Verstandestätigkeit und damit an dem Grunde zur Veränderung fehlt, oder endlich, weil ein ausdrücklicher Akt des Willens, aus einem gesetzgebenden Grundsatz des Verstandes entsprungen, den Wechsel der Meinungen bis auf einen gewissen Grad zurückweist.

Nun liegen im Kriege in den zahlreichen und starken Eindrücken, welche das Gemüt erhält, und in der Unsicherheit alles Wissens und aller Einsicht, mehr Veranlassung, den Menschen von seiner angefangenen Bahn abzudrängen, ihn an sich und anderen irre zu machen, als dies in irgendeiner anderen menschlichen Tätigkeit vorkommt.

Der herzzerreißende Anblick von Gefahren und Leiden läßt das Gefühl leicht ein Übergewicht über die Verstandesüberzeugung gewinnen, und in dem Dämmerlicht aller Erscheinungen ist eine tiefe, klare Einsicht so schwer, daß der Wechsel derselben begreiflicher und verzeihlicher wird. Es ist immer nur ein Ahnen und Herausfühlen der Wahrheit, nach welchem gehandelt werden muß. Darum ist nirgends die Meinungsverschiedenheit so groß als im Kriege, und der Strom der Eindrücke gegen die eigene Überzeugung hört nie auf. Selbst das größte Phlegma des Verstandes kann kaum dagegen schützen, weil die Eindrücke zu stark und lebhaft und immer zugleich gegen das Gemüt mit gerichtet sind.

Nur die allgemeinen Grundsätze und Ansichten, welche das Handeln von einem höheren Standpunkt aus leiten, können die Frucht einer klaren und tiefen Einsicht sein, und an ihnen liegt sozusagen die Meinung über den vorliegenden individuellen Fall gewissermaßen vor Anker. Aber das Halten an diesen Resultaten eines früheren Nachdenkens gegen den Strom der Meinungen und Erscheinungen, welchen die Gegenwart herbeiführt, ist eben die Schwierigkeit. Zwischen dem individuellen Fall und dem Grundsatz ist oft ein weiter Raum, der sich nicht immer an einer sichtbaren Kette von Schlüssen durchziehen läßt, und wo ein gewisser Glaube an sich selbst notwendig ist und ein gewisser Skeptizismus wohltätig. Hier hilft oft nichts anderes als ein gesetzgebender Grundsatz, der, außer das Denken selbst gestellt, dasselbe beherrscht; es ist der Grundsatz, bei allen zweifelhaften Fällen bei seiner ersten Meinung zu beharren und nicht eher zu weichen, bis eine klare Überzeugung dazu zwingt. Man muß stark sein in dem Glauben an die bessere Wahrheit wohlgeprüfter Grundsätze, und bei der Lebhaftigkeit der augenblicklichen Erscheinungen nicht vergessen, daß ihre Wahrheit von einem geringeren Gepräge ist. Durch dieses Vorrecht, welches wir in zweifelhaften Fällen unserer früheren Überzeugung geben, durch

dieses Beharren bei derselben gewinnt das Handeln diejenige Stetigkeit und Folge, die man Charakter nennt.

Wie sehr das Gleichgewicht des Gemüts die Charakterstärke befördert, ist leicht einzusehen, daher auch Menschen von großer Seelenstärke meistens viel Charakter haben.

Die Charakterstärke führt uns zu einer Abart derselben, dem E i g e n-s i n n. Sehr schwer ist es oft, im konkreten Falle zu sagen, wo jene aufhört und dieser anfängt, dagegen scheint es nicht schwer, den Unterschied im Begriffe festzustellen. Eigensinn ist kein Fehler des Verstandes; wir bezeichnen damit das Widerstreben gegen bessere Einsicht, und dieses kann nicht ohne Widerspruch in den Verstand als das Vermögen der Einsicht gesetzt werden. Der Eigensinn ist ein F e h l e r d e s G e m ü t s. Diese Unbeugsamkeit des Willens, diese Reizbarkeit gegen fremde Einrede haben ihren Grund nur in einer besonderen Art von Selbstsucht, welche höher als alles andere das Vergnügen stellt, über sich und andere nur mit eigener Geistestätigkeit zu gebieten. Wir würden es eine Art von Eitelkeit nennen, wenn es nicht allerdings etwas Besseres wäre; der Eitelkeit genügt der Schein, der Eigensinn aber beruht auf dem Vergnügen an der Sache. Wir sagen also: die Charakterstärke wird zum Eigensinn, sobald das Widerstreben gegen fremde Einsicht nicht aus besserer Überzeugung, nicht aus Vertrauen auf einen höheren Grundsatz, sondern aus einem widerstrebenden Gefühl entsteht. Wenn diese Definition uns auch, wie wir schon eingeräumt haben, praktisch wenig hilft, so wird sie doch verhindern, den Eigensinn für eine bloße Steigerung der Charakterstärke zu halten, während er etwas wesentlich davon Verschiedenes ist, das derselben zwar zur Seite liegt und an sie grenzt, aber so wenig ihre Steigerung ist, daß es sogar sehr eigensinnige Menschen gibt, die wegen Mangel an Verstand wenig Charakterstärke haben.

Nachdem wir in diesen Virtuositäten eines ausgezeichneten Führers im Kriege diejenigen Eigenschaften kennen gelernt haben, in welchen Gemüt und Verstand zusammen wirken, kommen wir jetzt zu einer Eigentümlichkeit der kriegerischen Tätigkeit, welche vielleicht als die stärkste betrachtet werden kann, wenn es auch nicht die wichtigste ist, und die ohne Beziehung auf die Gemütskräfte bloß das Geistesvermögen in Anspruch nimmt. Es ist die Beziehung, in welcher der Krieg zu Gegend und Boden steht.

Diese Beziehung ist erstens ganz unausgesetzt vorhanden, so daß man sich einen kriegerischen Akt unserer gebildeten Heere gar nicht anders, als in einem bestimmten Raume vorgehend, denken kann; sie ist zweitens von der entscheidendsten Wichtigkeit, weil sie die Wirkungen aller Kräfte modifiziert, zuweilen total verändert; drittens führt sie auf der einen Seite oft zu den kleinsten Zügen der Örtlichkeit, während sie auf der anderen die weitesten Räume umfaßt. Auf diese Weise gibt die Beziehung, welche der Krieg zu Gegend und Boden hat, seiner Tätigkeit eine hohe Eigentümlichkeit. Wenn wir an die andern menschlichen Tätigkeiten denken, die eine Beziehung zu jenem Gegenstande haben, an Garten- und Landbau, an Häuser- und Wasserbauten, an

Bergbau, an Jägerei und Forstbetrieb, so sind alle auf sehr mäßige Räume beschränkt, welche sie bald mit genügender Genauigkeit erforschen können. Der Führer im Kriege aber muß das Werk seiner Tätigkeit einem mitwirkenden Raume übergeben, den seine Augen nicht überblicken, den der regste Eifer nicht immer erforschen kann, und mit dem er bei dem beständigen Wechsel auch selten in eigentliche Bekanntschaft kommt. Zwar ist der Gegner im allgemeinen in demselben Fall, aber erstlich ist die gemeinschaftliche Schwierigkeit doch immer eine solche, und es wird der, welcher ihrer durch Talent und Übung Herr wird, einen großen Vorteil auf seiner Seite haben, zweitens findet diese Gleichheit der Schwierigkeit nur im allgemeinen statt, keineswegs in dem einzelnen Fall, wo gewöhnlich einer der beiden Kämpfenden (der Verteidiger) viel mehr von der Örtlichkeit weiß als der andere.

Diese höchst eigentümliche Schwierigkeit muß eine eigentümliche Geistesanlage besiegen, welche, mit einem zu beschränkten Ausdruck, der Ortssinn genannt wird. Es ist das Vermögen, sich von jeder Gegend schnell eine richtige geometrische Vorstellung zu machen und als Folge davon sich in ihr jedesmal leicht zurechtzufinden. Offenbar ist dies ein Akt der Phantasie. Zwar geschieht das Auffassen dabei teils durch das körperliche Auge, teils durch den Verstand, der mit seinen aus Wissenschaft und Erfahrung geschöpften Einsichten das Fehlende ergänzt und aus den Bruchstücken des körperlichen Blicks ein Ganzes macht; aber daß dies Ganze nun lebhaft vor die Seele trete, ein Bild, eine innerlich gezeichnete Karte werde, daß dies Bild bleibend sei, die einzelnen Züge nicht immer wieder auseinanderfallen, das vermag nur die Geisteskraft zu bewirken, die wir Phantasie nennen. Wenn ein genialer Dichter oder Maler sich verletzt fühlt, daß wir seiner Göttin eine solche Wirksamkeit zumuten, wenn er die Achseln zuckt, daß ein findiger Jägerbursche darum eine ausgezeichnete Phantasie haben solle, so wollen wir gern einräumen, daß nur von einer sehr beschränkten Anwendung, von einem wahren Sklavendienst derselben die Rede ist. Aber wie wenig dies auch sei, es muß doch von dieser Naturkraft entnommen werden, denn wem sie ganz abgeht, dem wird es schwer werden, sich die Dinge in ihrem Formenzusammenhange bis zur Anschauung deutlich vorzustellen. Daß ein gutes Gedächtnis dabei sehr zu Hilfe komme, räumen wir gern ein; ob aber das Gedächtnis dann als eine eigene Seelenkraft anzunehmen ist, oder ob es eben in jenem Vorstellungsvermögen liegt, das Gedächtnis für diese Dinge besser zu fixieren, müssen wir um so mehr unausgemacht lassen, als es überhaupt schwer scheint, diese beiden Seelenkräfte in manchen Beziehungen getrennt zu denken. Daß Übung und Verstandeseinsicht dabei sehr viel tun, ist nicht zu leugnen.

Es ist natürlich, daß auch die Anwendungen dieses Talents sich nach oben hin erweitern. Müssen der Husar und Jäger bei Führung einer Patrouille in Weg und Stein sich leicht finden, und bedarf es dafür immer nur weniger Kennzeichen einer beschränkten Auffassungs- und Vorstellungsgabe, so muß der Feldherr sich bis zu den allgemeinen geographischen Gegenständen einer Provinz

und eines Landes erheben, den Zug der Straßen, Ströme und Gebirge immer lebhaft vor Augen haben, ohne darum den beschränkten Ortssinn entbehren zu können. Zwar sind ihm für die allgemeinen Gegenstände Nachrichten aller Art, Karten, Bücher, Memoiren, und für die Einzelheiten der Beistand seiner Umgebungen eine große Hilfe, aber gewiß ist es dennoch, daß ein großes Talent in schneller und klarer Auffassung der Gegend seinem ganzen Handeln einen leichteren und festeren Schritt verleiht, ihn vor einer gewissen inneren Unbehilflichkeit schützt und weniger abhängig von anderen macht. Ist diese Fähigkeit der Phantasie zuzuschreiben, so ist dies auch fast der einzige Dienst, welcher die kriegerische Tätigkeit von dieser ausgelassenen Göttin fordert, die ihr übrigens eher verderblich als nützlich ist.

Wir glauben hiermit diejenigen Äußerungen der Geistes- und Seelenkräfte in Betracht gezogen zu haben, welche durch die kriegerische Tätigkeit der menschlichen Natur abgefordert werden. Überall erscheint der Verstand als eine wesentlich mitwirkende Kraft, und so wird es denn begreiflich, wie das in seinen Erscheinungen so einfache, wenig zusammengesetzte kriegerische Wirken von Leuten ohne ausgezeichnete Verstandeskräfte nicht auf eine ausgezeichnete Art geleistet werden kann.

Freilich ist man gewöhnt, den einfachen, tüchtigen Soldaten als einen Gegensatz zu denken zu den meditativen oder erfindungs- und ideenreichen Köpfen und den in Bildungsschmuck aller Art glänzenden Geistern; auch ist dieser Gegensatz keineswegs ohne Realität, aber er beweist nur nicht, daß die Tüchtigkeit des Soldaten bloß in seinem Mute bestehe, und daß es nicht auch einer gewissen eigentümlichen Tätigkeit und Tüchtigkeit des Kopfes bedürfe, um nur das zu sein, was man einen guten Degen nennt. Wir müssen immer wieder darauf zurückkommen, daß nichts gewöhnlicher ist als Beispiele von Männern, die ihre Tätigkeit verlieren, sobald sie zu höheren Stellen gelangen, denen ihre Einsichten nicht mehr gewachsen sind; wir müssen aber auch immer wieder daran erinnern, daß wir von vorzüglichen Leistungen reden, von solchen, die Ruf in der Art von Tätigkeit geben, der sie angehören. Es bildet daher jede Stufe des Befehls im Kriege ihre eigene Schicht von erforderlichen Geisteskräften, von Ruhm und Ehre.

Wenn wir schon in den niedrigsten Führerstellen für den, welcher ausgezeichnet sein soll, auch ausgezeichnete Geisteskräfte fordern, und diese mit jeder Stufe steigern, so folgt daraus von selbst, daß wir eine ganz andere Ansicht von den Leuten haben, welche die zweiten Stellen in einem Heere mit Ruhm bekleiden, und ihre scheinbare Einfalt neben dem Polyhistor, dem federtätigen Geschäftsmann, dem konferierenden Staatsmann soll uns nicht irre machen an der ausgezeichneten Natur ihres werktätigen Verstandes. Freilich geschieht es zuweilen, daß Männer den Ruhm, welchen sie sich in niederen Stellen erworben haben, in die höheren mit hinüberbringen, ohne ihn wirklich dort zu verdienen; werden sie nun in diesen nicht viel gebraucht, kommen sie also nicht in die Gefahr, sich Blößen zu geben, so unterscheidet das Urteil nicht so

genau, welche Art von Ruf ihnen zukommt, und so tragen solche Männer oft dazu bei, daß man einen geringen Begriff von der Persönlichkeit faßt, die in gewissen Stellen noch zu glänzen vermag.

Es gehört also von unten herauf zu den ausgezeichneten Leistungen im Kriege ein eigentümlicher Genius. Mit dem Namen des eigentlichen Genius pflegt aber die Geschichte und das Urteil der Nachwelt nur diejenigen Geister zu belegen, die in den ersten, d. h. in den Feldherrnstellen geglänzt haben. Was hier von höheren Geisteskräften gefordert wird, ist Einheit und Urteil, zu einem wunderbaren Geistesblick gesteigert, der in seinem Fluge tausend halbdunkle Vorstellungen berührt und beseitigt, welche ein gewöhnlicher Verstand erst mühsam ans Licht ziehen, und an denen er sich erschöpfen würde. Aber diese höhere Geistestätigkeit, dieser Blick des Genies, würde doch nicht zur historischen Erscheinung werden, wenn die Gemüts- und Charaktereigenschaften, von denen wir gehandelt haben, ihn nicht unterstützten.

Wollen wir nun endlich noch, ohne uns an eine nähere Bestimmung der höheren Seelenkräfte zu wagen, einen Unterschied in der Verstandeskraft selbst gelten lassen nach gewohnten Vorstellungen, wie sie sich in der Sprache fixiert haben, und uns dann fragen, welche Art von Verstand dem kriegerischen Genius am nächsten angehört, so wird uns sowohl der Blick auf den Gegenstand als auf die Erfahrung sagen, daß es mehr die prüfenden als die schaffenden, mehr die umfassenden als die einseitig verfolgenden, mehr die kühlen als die heißen Köpfe sind, denen wir im Kriege das Heil unserer Brüder und Kinder, die Ehre und Sicherheit unseres Vaterlandes anvertrauen möchten.

15. Kaiser Wilhelm I.

Von Otto Fürst v. Bismarck. Gedanken und Erinnerungen. 2. Band. Stuttgart, 1898.

Für die Thronfolge war unter Friedrich Wilhelm III. nur der Kronprinz mit Bewußtsein vorgebildet worden, der zweite Sohn dagegen ausschließlich militärisch. Es war natürlich, daß durch sein ganzes Leben militärische Einflüsse an und für sich stärker auf ihn wirkten als zivilistische. Allein von dem Augenblicke des Antritts der Regentschaft an hatte Prinz Wilhelm den Mangel an geschäftlicher Vorbildung so lebhaft empfunden, daß er keine Arbeit Tag und Nacht scheute, um demselben abzuhelfen. Wenn er „Staatsgeschäfte erledigte", so arbeitete er wirklich, mit vollem Ernst und voller Gewissenhaftigkeit. Er las alle Eingänge, nicht bloß die, welche ihn anzogen, studierte die Verträge und Gesetze, um sich ein selbständiges Urteil zu bilden. Er kannte keine Vergnügung, die den Staatsgeschäften Zeit entzogen hätte. Er las niemals Romane oder sonst Bücher, die nicht Bezug auf seinen Herrscherberuf hatten. Er rauchte nicht, spielte nicht Karten. Wenn nach einem Jagddiner in Wusterhausen die Gesellschaft sich in das Zimmer begab, in dem Friedrich Wilhelm I. das Tabakkollegium zu versammeln pflegte, so ließ er sich, damit die Anwesenden in seiner Gegenwart rauchen durften, eine der langen holländischen

Tonpfeifen reichen, tat einige Züge und legte sie mit einem krausen Gesichte aus der Hand. Als er in Frankfurt, damals noch Prinz von Preußen, auf einem Balle in ein Zimmer geriet, in dem Hasard gespielt wurde, sagte er zu mir: „Ich will doch auch einmal mein Glück versuchen, habe aber kein Geld bei mir, geben Sie mir etwas." Da auch ich kein Geld bei mir zu tragen pflegte, so half der Graf Theodor Stolberg aus. Der Prinz setzte einige Male einen Taler, verlor jedesmal und verließ das Zimmer. Seine einzige Erholung war, nach einem arbeitsvollen Tage in seiner Theaterloge zu sitzen; aber auch dort durfte ich als Minister ihn in dringenden Fällen aufsuchen, um ihm in dem kleinen Zimmer vor der Loge Vorträge zu halten und Unterschriften entgegenzunehmen. Obschon er der Nachtruhe dermaßen bedürftig war, daß er schon über eine schlechte Nacht klagte, wenn er zweimal, und über Schlaflosigkeit, wenn er dreimal erwacht war, so habe ich niemals den leisesten Zug von Verdrießlichkeit wahrgenommen, wenn man ihn unter schwierigen Verhältnissen um 2 oder 3 Uhr weckte, um eine eilige Entscheidung zu erbitten.

Neben dem Fleiße, zu dem ihn sein hohes Pflichtgefühl trieb, kam ihm in Erfüllung seiner Regentenpflicht ein ungewöhnliches Maß von klarem, durch Erlerntes weder unterstützten noch beeinträchtigten gesunden Menschenverstande, common sense, zustatten. Hinderlich für das Verständnis der Geschäfte war die Zähigkeit, mit der er an fürstlichen, militärischen und lokalen Traditionen hing; jeder Verzicht auf solche, jede Wendung zu neuen Bahnen, wie sie der Lauf der Ereignisse notwendig machte, wurde ihm schwer und erschien ihm leicht im Lichte von etwas Unerlaubtem oder Unwürdigem. Wie an Personen seiner Umgebung und an Sachen seines Gebrauches, so hielt er auch an Eindrücken und Überzeugungen fest, unter der Mitwirkung der Erinnerung an das, was sein Vater in ähnlichen Lagen getan hatte oder getan haben würde; insbesondere im französischen Kriege hatte er die Erinnerung an den parallelen Verlauf der Freiheitskriege immer vor Augen. Mit der Frage, ob die Bahn, die er einschlug, gefährlich sei, rechnete er niemals. Wenn er überzeugt war, daß Pflicht und Ehre oder eins von beiden ihm geboten, einen Weg zu betreten, so ging er ihn ohne Rücksicht auf die Gefahren, denen er ausgesetzt sein konnte, in der Politik ebenso wie auf dem Schlachtfelde.

Das Schwergewicht, das nach dem Antritt der Regentschaft der Wille und die Überzeugung des Prinzen von Preußen und späteren Kaisers auf dem außermilitärischen, dem politischen Gebiete darstellte, war das eigenste Produkt der mächtigen und vornehmen Natur, die diesem Fürsten, unabhängig von der ihm zuteil gewordenen Erziehung, angeboren war. Der Ausdruck „königlich vornehm" ist prägnant für seine Erscheinung. Die Eitelkeit kann bei Monarchen ein Sporn zu Taten und zur Arbeit für das Glück ihrer Untertanen sein. Friedrich der Große war nicht frei davon; sein erster Tatendrang entsprang dem Verlangen nach historischem Ruhm. Eine Eitelkeit der Art war dem Kaiser Wilhelm I. durchaus fremd; dagegen war ihm die Furcht vor berechtigter Kritik der Mit- und Nachwelt in hohem Maße eigen. Er war darin ganz

preußischer Offizier, der, sobald er durch höheren Befehl gedeckt ist, ohne Schwanken dem sicheren Tode entgegengeht, aber durch die Furcht vor dem Tadel des Vorgesetzten und der öffentlichen Meinung in zweifelnde Unsicherheit gerät, die ihn das Falsche wählen läßt. Niemand hätte gewagt, ihm eine platte Schmeichelei zu sagen. In dem Gefühle königlicher Würde würde er gedacht haben: wenn einer das Recht hätte, mich ins Gesicht zu loben, so hätte er auch das Recht, mich ins Gesicht zu tadeln. Beides gab er nicht zu.

Monarch und Parlament hatten einander in schweren inneren Kämpfen gegenseitig kennen und achten gelernt; die Ehrlichkeit der königlichen Würde, die sichere Ruhe des Königs hatten schließlich die Achtung auch seiner Gegner erzwungen, und der König selbst war durch sein hohes persönliches Ehrgefühl zu einer gerechten Beurteilung der beiderseitigen Situationen befähigt. Das Gefühl der Gerechtigkeit nicht bloß seinen Freunden und seinen Dienern gegenüber, sondern auch im Kampfe mit seinen Gegnern beherrschte ihn. Er war ein Gentleman ins Königliche übersetzt, ein Edelmann im besten Sinne des Wortes, der sich durch keine Versuchung der ihm zufallenden Machtvollkommenheit von dem Satze noblesse oblige dispensiert fühlte; sein Verhalten in der inneren wie in der äußeren Politik war den Grundsätzen des Kavaliers alter Schule und des normalen preußischen Offiziersgefühls jederzeit untergeordnet. Er hielt auf Treue und Ehre nicht nur Fürsten, sondern auch seinen Dienern bis zum Kammerdiener gegenüber. Wenn er durch augenblickliche Erregung seinem feinen Gefühl für königliche Würde und Pflicht zu nahe getreten war, so fand er sich schnell wieder und blieb dabei „jeder Zoll ein König“, und zwar ein gerechter und wohlwollender König und ehrliebender Offizier, den der G e d a n k e an sein preußisches Portepee auf richtigem Wege erhielt.

Der Kaiser konnte heftig werden, ließ sich aber in der Diskussion von der etwaigen Heftigkeit dessen, mit dem er diskutierte, nicht anstecken, sondern brach dann die Unterredung vornehm freundlich ab. Ausbrüche wie in Versailles bei Abwehr des Kaisertitels waren sehr selten. Wenn er heftig wurde gegen Leute, denen er wohlwollte, wie dem Grafen Roon oder mir, so war er entweder durch den Gegenstand selbst erregt oder durch fremde, außeramtliche Besprechungen vorher an Auffassungen gebunden, die sich sachlich nicht vertreten ließen. Graf Roon hörte dergleichen Explosionen an, wie ein Militär in der Front den Verweis eines hohen Vorgesetzten, den er nicht verdient zu haben glaubt, aber er litt nervös darunter und sekundär auch körperlich. Auf mich haben Ausbrüche von Heftigkeit des Kaisers, die ich seltener erlebte als Roon, niemals kontagiös, eher abkühlend gewirkt. Ich hatte mir die Logik zurechtgelegt, daß ein Herrscher, der mir in dem Maße Vertrauen und Wohlwollen schenkte, wie Wilhelm I., in seinen Unregelmäßigkeiten für mich die Natur einer vis major habe, gegen die zu reagieren mir nicht gegeben sei, etwa wie das Wetter oder die See, wie ein Naturereignis, auf das ich mich einrichten müsse; und wenn mir das nicht gelang, so hatte ich eben meine Aufgabe nicht richtig angegriffen. Dieser mein Eindruck beruhte nicht auf meiner

generellen Auffassung der Stellung eines Königs von Gottes Gnaden zu seinem Diener, sondern auf meiner persönlichen Liebe zu Kaiser Wilhelm I. Ihm gegenüber lag mir persönliche Empfindlichkeit sehr fern, er konnte mich ziemlich ungerecht behandeln, ohne in mir Gefühle der Entrüstung hervorzurufen. Das Gefühl, beleidigt zu sein, werde ich ihm gegenüber ebensowenig gehabt haben, wie im elterlichen Hause. Es hinderte das nicht, daß mich sachliche politische Interessen, für die ich bei dem Herrn entweder kein Verständnis oder eine vorgefaßte Meinung vorfand, in der Stimmung einer durch ununterbrochenen Kampf erzeugten Nervosität zu einem passiven Widerstande gegen ihn geführt haben, den ich heute in ruhiger Stimmung mißbillige und bereue, wie man analoge Empfindungen nach dem Tode eines Vaters hat, in Erinnerung an Momente des Dissenses.

Seinem redlichen Sinne und der Aufrichtigkeit seines Wohlwollens für andere, seiner aus dem Herzen kommenden und von hohem Sinne getragenen Liebenswürdigkeit verdankte er es, daß ihm eine gewisse Leistung leicht wurde und gut gelang, die der Verstandestätigkeit konstitutioneller Regenten und Minister von Zeit zu Zeit viel Mühe macht. Mir selbst ist keine Arbeit unbehaglicher und schwieriger gewesen, als die Herstellung des nötigen Phrasenbedarfes für Thronreden und ähnliche Äußerungen. Wenn Kaiser Wilhelm selbst Proklamationen redigierte oder wenn er eigenhändig Briefe schrieb, so hatten dieselben, auch wenn sie sprachlich inkorrekt waren, doch immer etwas Gewinnendes, oft Begeisterndes. Sie berührten angenehm durch die Wärme seines Gefühls und die Sicherheit, die aus ihnen sprach, daß er Treue nicht nur verlangte, sondern auch gewährte. **Il était de relation sure**; eine von den fürstlichen Gestalten, in Seele und Körper, deren Eigenschaften, mehr des Herzens als des Verstandes, die im germanischen Charakter hin und wieder vorkommende Hingebung ihrer Diener und Anhänger auf Tod und Leben erklären.

16. Bismarck und sein Werk.

Von Gustav Schmoller. Zu Bismarcks Gedächtnis. Von Gustav Schmoller, Max Lenz, Erich Marcks. 3. Aufl. Leipzig, 1899.

Otto von Bismarck stammt aus einem altmärkischen Adelsgeschlecht, das seit der niedersächsischen Kolonisation dort eine Rolle spielte. Die **gens robustissima** nennt ein alter Kosmograph diese Niedersachsen, und die kämpfenden Rittergeschlechter an der Elbe hatten die Riesenkraft der Altvordern stets bewahrt. Noch 1722 nennt Friedrich Wilhelm I. die Bismarcks unter den renitenten Adelsgeschlechtern, denen man den Kitzel der Opposition gegen ihren Landesherrn austreiben müsse. Die Bismarcks waren dann freilich im umfangreichsten Staats- und Heeresdienst die treuesten Diener der Hohenzollern geworden, aber den selbständigen Mannesmut, die kühne, derb zugreifende Energie haben sie sich bewahrt bis heute. Ottos Mutter, eine geborene Mencken, stammte aus ganz anderem Lebenskreise; ihr Großvater war Professor in

Helmstädt gewesen, ihr Vater der bekannte liberal-humane Kabinettsrat Friedrich Wilhelms III., der ganz im Geiste der idealisierenden Aufklärung Feudalismus und Absolutismus bekämpfte. Diese schöne, anmutige Frau gilt in der Tradition der Bismarckschen Familie als besonders klug und energisch; Fürst Bismarck hat ihr nie recht verzeihen können, daß er der Erziehung wegen früh aus dem elterlichen Hause getan wurde. Die Ursache war gewesen, daß die Mittel für einen Hauslehrer nicht vorhanden waren. Das Heimweh des Knaben nach dem Elternhause war aber so stark, daß er noch in späteren Jahren darüber grollte. Vom Vater Bismarcks ist in der Familie überliefert, daß er liebenswürdig und voll Humor gewesen sei. Jedenfalls wird der Sohn so die Vorzüge beider Eltern in sich vereinigt haben; er würde ohne diese schwerlich in seiner Person so viel Geist und Gemüt, so viel Verstand und Humor, so viel gesellschaftliche Liebenswürdigkeit und bestrickende Anmut mit den kernhaften Eigenschaften der Herrengeschlechter der **gens robustissima** vereinigt haben.

Als der wesentlichste Zug seines Charakters erscheint die titanenhafte Willensenergie, der impulsive Drang zu praktischem Handeln, die rastlose Findigkeit und elastische Beweglichkeit, mit der er Größtes und Kleinstes zugleich übersehend, an hundert Stellen zugleich zu handeln verstand, der rücksichtslose, keine Gefahr und keine Hindernisse kennende Mut, mit dem er seine Person und die Kräfte seines Staates da einsetzte, wo er zu handeln entschlossen war. Er war eine geborene Herrschernatur. Schon äußerlich machte er den Eindruck eines olympischen Helden oder germanischen Recken: er war ein Jäger, Reiter, Schwimmer, Fechter, Esser und Trinker, der es mit jedem aufnahm.

Die Arbeitskraft Bismarcks war überall erstaunlich; sie war auch am Schreibtisch und im Parlament kaum von sonst jemandem zu erreichen; seine Gehilfen, von denen er Gleiches forderte, gingen immer rasch an der Überanstrengung zu Grunde. Er selbst war schon 1859 durch das Übermaß der Anforderungen an sich selbst ein halb kranker Mann. Aber jede größere Aufgabe schien ihn wieder zu stärken und über sich selbst hinauszuheben, ihn mit noch größerer Tatkraft und Leistungsfähigkeit auszurüsten. Freilich bewegte sich nun auch seine ganze Ministerlaufbahn in dem Gegensatz zwischen körperlicher Erschöpfung und fieberhafter Überanstrengung. Seine Willensenergie zeigte sich einmal in der bohrenden Zähigkeit, mit der er an den für richtig erkannten Zielen festhielt und zeitweise alle Fasern und alle Nerven auf das im Moment Wichtigste konzentrierte, — dann aber in den orkanartigen Entladungen seiner Kraft, wenn ihm Hindernisse und Feinde in den Weg traten. Sein Haß war so stark wie seine Liebe; hat er doch selbst erklärt, daß ihm der erstere so notwendig zum Leben sei wie die zweite! In den parlamentarischen Debatten hat er oft über Kleinigkeiten, über Dinge, die dem Unbefangenen als Mißverständnisse erscheinen müssen, mit einer Leidenschaft gestritten, daß man nicht mit Unrecht sagte, er habe mit Kanonen nach Spatzen geschossen. Sein Feuergeist konnte, wenn er gereizt war, nur mit Donner und Blitz, mit Keulen-

schlägen und Dolchstichen antworten. Er hätte sich vieles erleichtert, wenn er im ersten Moment so ruhig und objektiv gewesen wäre, wie er es nachher werden konnte; oft hat er freilich die Leidenschaft für Monate und Jahre festgehalten; aber er wäre ohne solche starken, heftigen Gefühle wohl auch nicht der Held gewesen, der, lange ehe er Minister wurde, sagte, er werde sein totkrankes Vaterland **ferro et igni** heilen. Diese Ausbrüche der Leidenschaft hingen mit seinem tiefen und reichen Gemütsleben, seinem feinen Nervensystem, seiner überquellenden geistigen Lebenskraft aufs engste zusammen.

Freilich, sein Gemütsleben, seine innere Wärme und seine Leidenschaft beschränkte sich auf wenige Gegenstände und Personen: Preußen, seinen König, später das deutsche Vaterland hat sein Herz mit der ganzen Glut seiner Empfindung erfaßt, darin übertraf ihn kein anderer der Zeitgenossen. Seine Geschwister, vor allem seine Schwester, seine Gattin, seine Kinder, einzelne Freunde liebte er wie wenige; die schriftlichen Denkmäler aller Zeiten weisen nichts Rührenderes und Herzerquickenderes auf als die Briefe an sie, zumal an seine Schwester. Wer diese Briefe gelesen hat und dann noch behauptet, Bismarck sei nur ein infernalischer, kalter Realist gewesen, dem fehlt alle Menschlichkeit und alle Seelenkenntnis. In seinem glänzenden Humor, in seiner Freude an der Natur, in der Anhänglichkeit an Diener und Lieblingstiere zeigte er ebenfalls sein reiches Gemütsleben. In der Verachtung alles äußeren Scheines, in der steten Sehnsucht nach den stillen Freuden des Landlebens, in der immer wieder ausgesprochenen Bereitschaft, aus den Kämpfen und dem Haß des öffentlichen Lebens sich zurückzuflüchten in das bescheidene Dasein des Landedelmannes, die jedenfalls in den früheren Jahren ernst gemeint war, wenn sie auch von dem berechtigten Ehrgeiz großen Stils immer wieder übertrumpft wurde, in all solchen Zügen dokumentierte sich ein großes, edles, auf die Hauptsachen, auf das Schlichte und Wahre gerichtetes, inneres Leben. Er liebte den derben Spaß und konnte mit fast zynischem Realismus von der Art reden, wie andere den Freuden, die Bacchus und Amor gewähren, huldigen; er war selbst in gewissem Sinne ein derbes Weltkind, dem nichts widerwärtiger war als kopfhängerisches Wesen und der Schein einer nicht vorhandenen Religiosität. Er mißachtete die äußeren Formen des kirchlichen Lebens, er war aber im Innersten ein demütiger, gläubiger Christ und Protestant, der sich in der Hand des Allerhöchsten wußte und von dem Ringen und den Schmerzen dieser Welt meinte, es wäre das Aus- und Anziehen nicht wert, wenn es damit vorbei wäre.

Daß er die Wärme seiner Empfindungen so auf wenige Punkte konzentrierte, steht nicht im Widerspruch, sondern in Übereinstimmung mit der Tatsache, daß er im übrigen die Menschen verachtete und sie mit der Eiseskälte des Schachspielers behandelte, der seine Partie gewinnen will. Große Menschenkenntnis, gesammelt an hoher Stelle, an die sich die Mehrzahl der Menschen schmeichelnd, bettelnd, mit Eitelkeit und allen gemeinen Instinkten herandrängen, hat stets die Menschenverachtung erzeugt. Nur sentimentale

Männer ohne Weltkenntnis und weichherzige Weiber, die keine großen Pflichten im engen Kreise erfüllen, haben ein Herz für jedermann. Wer Großes auf irgendwelchem Gebiet erreichen will, muß sein Herz an bestimmter Stelle zuschließen, um die Kraft für das Wesentliche zu sammeln. Ohne eine gewisse Kälte und Härte ist ein großer Staatsmann so wenig zu denken, als ohne die Kunst, die Menschen unter Umständen zu täuschen und rücksichtslos die guten und schlechten Mittel für die höchsten Zwecke einzusetzen, mit allen virtuosen Künsten der Diplomatie dem Vaterlande zu dienen. Bismarck gleicht hier ganz Friedrich dem Großen, nur daß er, die hergebrachte Manier diplomatischer Täuschung des Feindes verschmähend, mit meist verblüffender Offenheit zuwege ging; er verzichtete damit freilich nicht auf die von ihm genial gehandhabte Kunst, die Feinde Preußens zu überlisten und zu überraschen und auch in der inneren Politik seine Gegner und seine Werkzeuge mit überlegener kalter Berechnung so zu behandeln, so ins Garn zu locken, so auszuspielen, wie es für seine Zwecke nötig war. Wer Derartiges einem leitenden Staatsmanne vorwirft, kennt die Welt nicht. Daß aber mit diesen unentbehrlichen staatsmännischen Eigenschaften gewisse menschliche Schwächen und Einseitigkeiten gegeben sind, wird sich nicht leugnen lassen. Das Wohlwollen gegen andere wird sich meist bei solchen Männern in engen Grenzen bewegen; Anerkennung für fremdes Verdienst ist nicht leicht zu finden; Gerechtigkeit gegen Gegner ist fast nicht möglich; in den Feinden sieht man nur Schurken und Dummköpfe, wie das ein genauer Kenner Bismarcks, Freiherr v. Tiedemann, als wesentliche Charakterzüge hervorhebt. Auch das Nichtverständnis für die katholische Kirche und ihre Priester, für die Bestrebungen der heutigen demokratischen Arbeiterwelt, die starke, teilweise bis zum Hasse gehende Abneigung, die Bismarck für die ihm abholden, anderen politischen Tendenzen folgenden Mitglieder der königlichen Familie hegte, sowie für Diplomaten und Generale, die er als mögliche Nebenbuhler betrachtete, seine Unterschätzung der preußischen Beamten, besonders der „Geheimen Räte", Unterstaatssekretäre und Ministerkollegen, das alles hing wohl damit zusammen.

Aber so viel Bismarck auch durch Menschenverachtung und geringes Wohlwollen gefehlt haben mag, das dürfen wir nie vergessen: die kalte Überlegung war die Bedingung seiner großen staatsmännischen Wirksamkeit. Nur ein Mann, der alle Phrase und alle Pose durchschaute, der frei von jeder Sentimentalität war, konnte Menschen und Verhältnisse so meistern. Seine Kälte und sein ruhiger, überall ins Innerste dringender Scharfsinn war doppelt nötig, da er, doch selbst von den stärksten Leidenschaften beherrscht, diesen ein Gegengewicht geben mußte. Er sagt selbst von sich, er habe oftmals zu rasch und unbesonnen gehandelt; alle, die mit ihm verkehrten, wissen ein Lied darüber zu singen, wie schwer er Widerspruch vertrug, wie er jedenfalls im ersten Moment dagegen leidenschaftlich und ungerecht auffuhr. Aber ebenso bekannt ist, wie er sich zu beherrschen lernte, wie er, wenn man zuerst schwieg, nachträgliche ruhige Einwürfe anhörte, wie er jahrelang mit ihm

verhaßten und verachteten Menschen auszukommen, wie er im großen und kleinen Maß zu halten verstand.

Es liegt vielleicht seine Hauptgröße darin, daß er bei einem titanenhaften Willen und fast herkulischer Leidenschaft so maßvoll zu handeln verstand, auf den Höhepunkten des Erfolges niemals zu weit ging, immer seine Forderungen ängstlich abmaß und den realen Kräften anpaßte. Er entwaffnete eben hierdurch seine heimischen und fremden Gegner, die er durch anderes Benehmen aufs äußerste getrieben und damit wieder gestärkt hätte. Allein seine Mäßigung gegen Österreich und die süddeutschen Staaten hat den Weltfrieden so lange erhalten und das Deutsche Reich möglich gemacht. Allein seine taktvolle Vorsicht gegenüber den kleinen Dynastien hat diese aus Feinden der deutschen Einheit zu ihren Stützen gemacht. Allein seine Mäßigung in der Verfassungsfrage hat den Verfassungskonflikt so glücklich beendigt, daß man heute sagen kann, dieser habe die Monarchie und die Verfassung zugleich befestigt. Er erscheint so häufig als ein vorsichtiger, weiser Kunktator. Im rechten Moment ein kämpfender Löwe, tritt er im folgenden wieder als ein harmlos friedlicher Makler, Nachbar und konstitutioneller Minister auf. Diese seltene Eigenschaft, durch die er seinem Könige und seinem Vaterlande, wie gesagt, vielleicht am meisten nützte, hing ebenso mit der Struktur seines Intellekts als mit dem Wesen seiner Willens- und Gemütskräfte zusammen.

Bismarck wußte unglaublich viel. Er hatte an schöner, historischer allgemeiner Literatur unendlich viel gelesen; er hatte das staunenswerteste Gedächtnis, das ihn bis in sein hohes Alter nie verließ; er hatte das lebendigste, anschaulichste Denken. Daher der Reichtum seiner Bilder, das Lebensvolle seiner Briefe und Denkschriften; er wird einer der größten Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts bleiben. Aber seine Schule war das Leben gewesen, nicht das Lesen in den Akten und Büchern. Alles abstrakte Denken und Schließen war ihm fremd, ja unbehaglich. Er hatte als Student nicht hinter den Büchern gesessen, hatte dann als Landedelmann sich seines Daseins gefreut — wie oft rühmt er sich jener göttlichen Faulheit, mit der er die Zeit in Wald und Wiese durchträumt habe; die Tintenscheu erscheint ihm als die natürliche Eigenschaft des vornehmen, gebildeten Mannes. Er war fast 40 Jahre alt, als er sie in seiner Eigenschaft als Gesandter gründlich überwinden mußte. Alle Menschen, die von Jugend auf nur Bücher studierten, schrieben, drucken ließen, vom Schreiben lebten, mit allgemeinen Ideengängen die Welt lenken zu können glaubten, erschienen ihm verdächtig, auf falschen Wegen. Von ihrer Herrschaft die Welt oder wenigstens den preußischen Staat zu befreien, war ihm eine der wichtigsten Lebensaufgaben. Ich möchte sagen, er habe — im besten Sinne des Wortes — einen Bauernverstand gehabt. Was er nicht selbst gesehen, nicht mit Händen getastet hatte, das existierte gar nicht für ihn. Bei den Beratungen im Staatsrat, wobei ich die einzige Gelegenheit hatte, ihn stunden- und tagelang zu beobachten, war der Haupteindruck für mich der,

wie gänzlich wirkungslos die schönsten, auf allgemeine Theorie gebauten Reden an ihm abprallten. Derartiges machte so wenig Eindruck auf ihn, als wenn die Betreffenden chinesisch gesprochen hätten, während ein einziges praktisches Beispiel, zumal ein solches aus der Sphäre seiner Lebenserfahrung, ihn sofort überzeugte. Die praktische Erfahrung war ihm alles; in der Theorie sah er nie summierte Erfahrung, sondern wertlose Abstraktion, irrende Spekulation. Er hielt eben deshalb nie an irgendeiner Theorie und Meinung starr fest; das praktische Leben und seine Beobachtung änderte und modelte seine Überzeugungen bis ins Alter immer wieder um. Es gab wohl keinen zweiten Mann in Europa, der über einen solchen Reichtum von Beobachtungen und Erfahrungen verfügte; denn wer kannte wie er, fast alle Länder Europas, ihre Regenten und Minister, ihre leitenden Kreise; wer hatte so offenen Auges (trotz seiner Kurzsichtigkeit und des früh gebrauchten Lorgnons) alle denkbaren Zustände, Sitten, Institutionen, alle Spielarten des Volkscharakters, des Klassengeistes so beobachtet? — Das ermöglichte ihm nun eben, stets rasch jede neue Erfahrung in den Schatz des Vorhandenen einzufügen, Menschen und Verhältnisse richtig zu beurteilen und entsprechend zu handeln. Ein starkes Selbstbewußtsein und eine stets schlagfertige, oft mehr durch genialen Instinkt als Überlegung geleitete Entschlußfertigkeit machten ihn dann zu dem handelnden Staatsmann, der in zwei Minuten erledigte, worüber seine Ministerkollegen tagelang gesessen, ohne zu einem Entschluß zu kommen. Daß ihn das niederdrückende Gepäck aller wissenschaftlichen Gründe pro et contra gar oftmals nicht beschwerte, ließ ihn da und dort wohl mal irren, aber erleichterte ihm anderseits alles Handeln unendlich. Und vor allem das praktische Maßhalten, das dem bloßen Mann der Feder und der Schreibstube so oft abgeht, das gelang ihm spielend, weil er so ganz in der Welt der praktischen Erfahrung lebte. Es will mir auch scheinen, daß, wo er als Staatsmann fehlte, es auf dem Gebiete gewesen sei, in dem er nur unvollkommene Erfahrung besaß, so z. B. in der Behandlung der katholischen Kirche und in einem Teil der Arbeiterfrage.

Aus seinen Willens- und Gemütskräften, wie aus der Art seines Verstandes und seiner Bildung ging die energische, impetuose Art seines Handelns hervor. Sie läßt sich als ein ununterbrochener Kampf bezeichnen, den er aber immer wieder auf bestimmte Punkte und Personen, Institutionen und Staaten zu beschränken wußte, der immer das Ziel verfolgte, zu Friedensschlüssen, zu höheren, besseren Formen des politischen Lebens zu kommen, das nationale Dasein zu befestigen und auszugestalten.

Hatte er schon als Student, als Mitglied der Stände, als Journalist vor allem von seiner kühnen, streitbaren Seite sich gezeigt, so wurde er in Frankfurt der Hecht im Karpfenteich, der die stillen Wasser der Eschenheimer Gasse zum Schrecken der Hofburg trübte. Und doch galt er hier, wie auf seinem späteren Gesandtschaftsposten, als der unwiderstehlich liebenswürdige Gesellschafter und Causeur, als der Liebling der Frauen wie der Männer, der Fürsten

wie der Minister. Seine eigentliche Kampfzeit beginnt aber 1862. Er kommt mit dem Ölblatt des Friedens in die erste Sitzung der Kommission des Abgeordnetenhauses, aber der Verfassungskonflikt erreicht jetzt erst seine ganze Schärfe. Er hat nun zugleich mit der Kammer und der öffentlichen Meinung, mit Österreich und den Kleinstaaten, mit den Ministerkollegen und dem König, mit dem übrigen Europa zu ringen und zu kämpfen. Vorher halb krank, schreibt er in jenen Tagen, daß er sich jetzt wieder ganz wohl fühle. Je größer die Gefahr und der Einsatz, desto sicherer fühlt er sich; wenn alle ihn und seine Sache verloren glauben, erhebt er sich zu dem stolzen Sicherheitsgefühl, das absolute innere Ruhe und Fähigkeit kalten Handelns im größten Sturme gibt — zu jenem Gefühl, das nur die Folge des höchsten Selbstvertrauens sein kann und bei dem einen mit Gottesvertrauen, bei dem anderen mit der Leidenschaft des waghalsigen Spielers, unter Umständen mit beiden zugleich verbunden ist, jedenfalls nur ganz wenigen großen Menschen eignet.

Der Kampf Bismarcks mit dem Ausland und dem Parlament ist bekannt; viel weniger noch der mit den anderen Ministern und Räten, mit dem Hof, mit dem Könige selbst. In seiner späteren Zeit waren seine Kollegen die Männer seiner Wahl; in den ersten zehn bis fünfzehn Jahren seiner Regierung mußte er mit den Männern auskommen, die er im Amte getroffen oder die er nach ihrer Karriere, ihren Verdiensten oder sonstigen Ursachen hatte akzeptieren müssen. Ein großer Teil des höheren Beamtentums stand ihm 1862 bis 1876 politisch und sonst fremd, ja feindlich, mit entgegengesetzten Grundanschauungen, gegenüber. Über sein Verhältnis zum Hof und zur königlichen Familie hat Bismarck bekanntlich selbst den Ausspruch getan, seine Leistungen gegenüber Parlament und Ausland seien gering gegenüber denen, durch welche er die hier vorhandenen Schwierigkeiten überwunden habe.

Auch mit seinem königlichen Herrn, dessen treuer Diener er gewiß stets hat sein wollen, konnte er nur nach langen Reibungen, nach Ablehnung jener immer wiederholten Entlassungsgesuche, durch welche er seinen Willen durchsetzte, auf jene ganz einheitliche Linie des Zusammenwirkens kommen, welche die letzten Jahre mit dem idealen Glanze vollendeter Harmonie umgibt. Die beiden großen und willensstarken Männer hatten gewiß seit lange viele Punkte der Übereinstimmung; beide waren im Innersten konservativ, wollten Krone und Armee befestigen, dem preußischen Staate seine gebührende Machtstellung schaffen. Aber daneben waren sie doch grundverschieden, ja Bismarck war dem Könige lange unsympathisch und unheimlich. Wilhelm war so viel älter, milder, gerechter, vorsichtiger, Bismarck so viel jünger, kühner, leidenschaftlicher, trotziger; Wilhelm war, hat man gesagt, das moralische Gewissen seines Kanzlers; dieser schreckte rücksichtslos vor keinem Mittel zurück, er war neben dem König die titanisch-revolutionäre Natur: — was wunder, daß sie oftmals nur nach heftigstem Kampf ineinander sich fanden! — Und der König war ebenfalls von dem stärksten Selbstbewußtsein, er wollte regieren und regierte wirklich; Bismarck konnte unendlich vieles, was er wünschte, nicht durchsetzen.

Nur ein gegenseitiges Nachgeben konnte das dauernde Zusammenwirken ermöglichen. Und unbegreiflich ist es für keinen Kenner der betreffenden Personen, daß ähnliche Konflikte nach 1888 mit den Nachfolgern sich wiederholen mußten, sowie daß hier die Versöhnung nicht auf die Dauer so wie mit dem alten Herrn gelingen konnte.

Daß man diese Konflikte, solange sie schwebten, sorgfältig vor der Außenwelt verbarg, war notwendig und selbstverständlich; denn sie hätten die Feinde Preußens gestärkt, die Stellung der Regierung geschwächt. Ein späteres Geschlecht aber kann an diesen Kämpfen und der Art, wie sie verliefen, nur sein patriotisches und monarchisches Gefühl stärken. Auch wenn sie heute in allen Einzelheiten erzählt würden, so glaube ich, würde die Verehrung und Bewunderung für Bismarck und Kaiser Wilhelm nur steigen; denn man würde sehen, wie sich hier die höchsten politischen und männlichen Tugenden im Kampf und in der Nachgibigkeit des einen gegen den andern erwiesen.

Wo die großen Geschicke eines Volkes und einer Welt auf eines Messers Schneide liegen, da kann es nicht wie in der harmlos friedlichen Kinder- und Familienstube hergehen. Wie Volk und Regierung, Parteien und Minister, so müssen auch die Könige und ihre obersten Räte zeitweise miteinander ringen, wenn die rechten Entschlüsse reifen sollen. Könige, die stets nur befehlen wollen, Minister, die stets nur ja sagen, taugen nichts. Freilich die Voraussetzung eines segensvollen Kampfes, der stärkt und bindet, ist die, welche Bismarck 1879 in seiner Rede gegen Lasker, als dieser ihm vorwarf, den Bürgerkrieg zwischen Stadt und Land zu entzünden, bezeichnete: es muß für die Kämpfenden einen sicheren Boden gemeinsamer, starker, alles beherrschender Gefühle, Ideale und Pflichten geben; der eben ermöglicht das richtige Nachgeben und den heilsamen Friedensschluß. —

Die politische Lage war im September 1862 folgende: Preußen stand in einem Verfassungskonflikt, aus dem nur der Staatsstreich oder die Revolution einen Ausweg zu bieten schien. Preußen und Österreich, zeitweise durch den Kampf gegen gemeinsame Gegner, zeitweise durch schwächliche Romantik darüber getäuscht, daß nur eines in Deutschland herrschen könne, standen sich seit 1848 und 1850 immer feindlicher gegenüber. Neben und zwischen ihnen die Summe von Mittel- und Kleinstaaten, fast alle zu klein zum Leben, zu groß zum Sterben. Der Antagonismus der beiden großen und aller kleinen unter sich und gegen die großen hinderte jede gesunde politische und im ganzen auch die wirtschaftliche Entwicklung. Deutschland war hinter Westeuropa 200 bis 300 Jahre in den politischen und wirtschaftlichen Lebensformen zurück. Immerhin solange Technik und Verkehr sich nur wenig änderten, war das Verharren in den alten Einrichtungen der Stadtwirtschafts- und Territorialpolitik noch erträglich gewesen. Diese Voraussetzung verschwand 1840 bis 1860. Deutschland stand mit seiner Zerrissenheit und Ohnmacht, mit seiner Träumerei und seinem Philistertum, mit all seinen häuslichen und privaten Vorzügen und Tugenden vor dem politischen Untergang. Nicht bloß weil die überlieferten

Lebensformen unerträglich geworden waren, sondern weil die wachsende Macht seiner Nachbarn ihm immer gefährlicher wurde, weil bei der wirtschaftlichen und politischen Neugestaltung, die in Europa und der ganzen Welt mit den ungeheuren Veränderungen der Technik bevorstand, vollends sinken mußte, wer nicht fähig war, wie die Großstaaten, an den Errungenschaften der neuen Zeit teilzunehmen. Die wenigen großen politischen Taten der deutschen Vergangenheit, die Leistungen Friedrichs II., die Freiheitskriege und die Hardenbergschen Reformen, der Zollverein, konnten nicht mehr ausreichen, das ungeheure politische und wirtschaftliche Defizit, vor dem man stand, zu decken. Immer schwächlicher, lethargischer, unfähiger, die großen Aufgaben zu bemeistern, stand Deutschland den großen, politisch längst konsolidierten und darum so überlegenen feindlichen Nachbarn gegenüber, deren leitender politischer Grundsatz seit 400 Jahren die Schwäche und Zerrissenheit Deutschlands war, die, längst ein Stück nach dem andern abreißend oder loslösend, nur auf den Moment zu warten schienen, uns politisch vollends den Gnadenstoß zu geben.

Rußland betrachtete Deutschland und besonders Preußen als halbrussische Domäne und Vormauer gegen die liberalen Westmächte. Hatte doch der russische Kaiser 1848 dem kommandierenden General in Königsberg, ohne Anfrage bei Friedrich Wilhelm IV., die Aufforderung gesandt, gegen Berlin zu marschieren, um den König von seinen liberalen Ministern zu befreien. Die Westmächte wollten Preußen als militärischen Sturmbock gegen Rußland verwenden, aber gönnten ihm sonst jede Schwächung. Frankreich erwartete 1866 sicher den Sieg Österreichs, wollte dann das gefallene Preußen großmütig beschützen, aber um den Preis des linken Rheinufers, das dann zusammen mit halb oder ganz Schlesien verloren gewesen wäre. Den Kulturkampf verdanken wir in erster Linie der Tatsache, daß der päpstliche Stuhl an der französisch-antipreußischen Koalition von 1870 so stark beteiligt war. Kurz, die Gegner drohten von allen Seiten und fanden überall im Inland offene oder geheime Unterstützung. Bei der Weltreichsbildung, die sich 1860 bis 1890 vollzog, bei der ungeheuren technischen und gesellschaftlichen Umwälzung, die mit der Weltwirtschaft, der letzten Verteilung der Kolonien und Absatzmärkte vor sich ging, bei den riesenhaften neuen Interessenkonflikten, die sich bildeten, drohte unserem armen Vaterlande die Gefahr, als Entschädigungsobjekt behandelt, weiterer Teile beraubt, wenn nicht ganz erdrückt und zerrieben zu werden, falls nicht in letzter Stunde der Retter erschien, eine einheitliche deutsche Reichsgewalt aufrichtete, den Dualismus von Preußen und Österreich löste und die Möglichkeit bot, die modernen politisch-wirtschaftlichen Lebensformen bei uns heimisch, aus einem Haufen territorialer Wirtschaftskörper eine staatliche Volkswirtschaft großen Stils zu machen.

Nur politische Träumer und historische Ignoranten können sich einbilden, dieser Ausweg hätte durch konstitutionelles Regieren in Preußen allein, oder gar durch das radikale Rezept einer Auflösung Deutschlands in kleine republi-

kanische Schweizer Kantone gefunden werden können. Nur die kühnste und glücklichste Machtpolitik, gestützt auf die bewährten monarchischen und militärischen Einrichtungen Preußens, konnte mit blitzartiger Schnelligkeit die ganze Welt überraschen, das scheinbar Unmögliche leisten, Deutschlands Einheit unter Preußens Leitung herstellen, Österreich versöhnen, den mißgünstigsten Nachbar isolieren und niederwerfen und dann durch zwanzig Friedensjahre hindurch all den Haß und den Neid, das Mißtrauen und das Rachegefühl der sämtlichen in ihren wichtigsten Interessen durch das Aufsteigen Deutschlands geschädigten Nachbarn und Großmächte beschwichtigen und niederhalten und so die Welt an die Existenz eines mächtigen Deutschen Reiches gewöhnen. Man mag dem Glück, dem Zufall, der göttlichen Vorsehung noch so viel zuschieben, es bleibt eine Politik heroischer Kühnheit und diplomatischer Feinheit und Geschicklichkeit, die in aller Geschichte kaum jemals ihresgleichen gehabt hat und nicht leicht je wieder haben wird. Es ist eine Politik, die uns vor dem Schicksal Griechenlands und Polens bewahrt hat, die für immer hindern wird, daß man die Taten des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen mit denen Gustav Adolfs und Karls XII. vergleicht, die ihrem Vaterlande nur eine kurze, scheinbare Macht verliehen.

Deutschland ist nicht allein durch Bismarck, aber doch vor allem dank seiner genialen Politik ein großes einiges Kulturvolk geworden, das heute in der Welt nicht an erster Stelle, aber doch unter den ersten steht, das die Fähigkeit hat, noch sehr viel höher an Kultur und Macht emporzusteigen. Und das sollte für die Volkswirtschaft und die soziale Entwicklung nicht ohne die größte Bedeutung sein. Ohne diesen politischen Aufschwung würden wir heute an halb mittelalterlichen Zuständen, an entsetzlicher Übervölkerung, an den traurigsten proletarischen Zuständen leiden. Wir wären noch das Volk von Handwerkern, Krämern, Kleinbauern und Taglöhnern, von Philistern und Träumern, und nicht eine stolze, selbstbewußte Nation, deren Großindustrie, Landwirtschaft, Verkehr und Handel, Export und Schiffahrt den meisten anderen Ländern als beneidenswert in Technik und Organisation erscheint, deren Arbeiterschaft und -Bewegung, so viel man über sie klagen mag, doch an der Spitze der europäischen steht.

Der politische, rechtliche und wirtschaftliche Neubau des Deutschen Reiches mußte erfolgen unter dem Druck der schwersten militärischen Rüstung, weil wir von allen Seiten bedroht waren, und in einer Epoche der Umbildung der Gesellschaft, wie man sie seit Jahrhunderten, der Technik, wie man sie fast seit Jahrtausenden nicht erlebt hatte. Es mußte nachgeholt werden, was die westeuropäischen Einheitsstaaten seit vielen Generationen besaßen, und dabei sollte vom bestehenden territorialen Staats- und Verwaltungsrecht, von den berechtigten und unberechtigten Eigentümlichkeiten der kleinen und kleinsten Staaten so viel als möglich geschont und erhalten werden. Und doch gelang der Staatskunst Bismarcks und seiner Gehilfen der Neubau des Reiches: Deutschland wurde in Wirklichkeit ein einheitlicher freier Markt, es erhielt ein ein-

heitliches Maß-, Gewichts- und Geldwesen, eine zentrale Reichsnotenbank und ein einheitliches Bankrecht, eine fast einheitliche Reichspost, ein musterhaftes Telegraphen- und Telephonwesen, verstaatlichte Eisenbahnen und verbesserte Wasserstraßen, eine einheitliche rechtliche Ordnung des Gewerbebetriebes, der Presse, des Patentwesens, des Seeschiffahrtsgewerbes, eine einheitliche Justizverfassung und ein einheitliches bürgerliches Recht; die nationale Handelspolitik, die Ordnung des Konsularwesens, der Erwerb von Kolonien, die Subvention großer Dampferlinien, der Erwerb einer tüchtigen Kriegsmarine, die rasche Förderung einer stetig wachsenden Handelsflotte vollendeten nach außen, was für die wirtschaftliche Entwicklung nach innen geschehen war.

Gewiß hat man bei den unendlichen Schwierigkeiten der Probleme dabei nicht überall rasch und sofort das Richtige getroffen; noch weniger konnten alle Parteien und Klassen mit ihren Sonderinteressen und Sonderwünschen, mit ihren Idealen befriedigt werden. Aber das Wesentlichste ist geschehen und ist geglückt. Und das Wesentlichste ist der feste, gesicherte, nationale Staat mit geordneter zeitgemäßer Verfassung nach innen, mit Ansehen und Macht nach außen. Er ist die erste Lebensbedingung für eine gesunde wirtschaftliche und soziale Entwicklung. Und eben deshalb könnten oder sollten alle Parteien und Klassen zufrieden sein, die Liberalen mit dem, was für die wirtschaftliche Freiheit und Einheit, für Industrie und Handel, die Konservativen mit dem, was für die Macht und Stärkung der Krone, der Armee, der Regierung, für Landwirtschaft und Rittergutsbesitzer, die Arbeiter und die Sozialreformer mit dem, was zur Hebung der unteren Klassen und des Mittelstandes geschehen ist, alle damit, daß keiner Partei und keiner Klasse die freie Betätigung ihrer Interessen, der gesetzliche Kampf für ihre Ideale versagt ist.

Einzelne werfen Bismarck vor, er habe die elementaren und egoistischen Kräfte der Gesellschaft entfesselt, er sei der Arbeiterbewegung, die er durch das allgemeine Stimmrecht gefördert, dann nicht Herr geworden, er habe die begehrlichen Wünsche der Agrarier und der Großindustrie, der Zünftler und der Bauern nach Staatshilfe großgezogen. Darauf ist zu antworten, daß diese Bewegungen mit oder ohne ihn kommen mußten, daß überhaupt niemals und vollends nicht in den Zeiten großer Neugestaltung solche Bewegungen und große soziale Kämpfe fehlen können. Es müssen nur die zentralen Kräfte stärker bleiben als die auseinanderstrebenden, und das hängt immer wesentlich von der Art der Regierung ab. Daß Bismarck diese Bewegungen überall und stets richtig geleitet und beeinflußt habe, will ich nicht behaupten; aber daß er sie als Kanzler und Ministerpräsident stets vom Standpunkt der Gesamtinteressen und der Stärkung der Monarchie aus zu leiten suchte, wird man ihm nicht abstreiten können. Er war in seinem Herzen Landwirt und Agrarier; aber er hat, solange er im Amt war, stets im Interesse der Krone und nicht einer Klasse regiert. Und er hat, indem er der Monarchie eine unvergleichliche Stärkung verlieh, uns zugleich die besten Garantien für die Zukunft geschaffen.

Auch für unsere soziale Zukunft! Denn wenn die Anstoß gebenden Kräfte

und Persönlichkeiten für den sozialen Fortschritt auch gewiß aus dem Volke, der Wissenschaft, dem Streit der Geister und Ideen, aus der Arbeiterbewegung und den sozialen Kämpfen selbst heraus entstehen: Ordnung, Maß und Gestaltung vermag die Revolution, der Radikalismus, der Kampf selbst der Bewegung nicht zu geben. Wo nicht eine populäre Diktatur oder eine feste erbliche Monarchie die Zügel in die Hand nimmt, entsteht nichts Gutes, kein dauernder Fortschritt. Aber auch der populären Diktatur gelingt es selten; sie hat zu viel mit ihrer eigenen Befestigung zu tun; sie leidet an dem Rechtsbruch, durch den sie entstanden ist. Was hat selbst ein Julius Cäsar, was haben Napoleon I. und Napoleon III. Soziales geleistet? Eine feste, große, erbliche Monarchie bleibt immer der sicherste Träger und Exekutor der sozialen Fortschritte der Menschheit, weil sie nach allen Verirrungen zu dem nobile officium des Schutzes und der Hebung der unteren Klassen zurückkehren muß, weil sie, auf gesichertem Boden stehend, am leichtesten den höheren Klassen größere Pflichten auferlegen, die unteren heben und fördern kann, ohne den gegenseitigen Haß unnötig zu steigern, weil sie immer wieder die natürliche Versöhnerin im Kampfe der Klassen ist. Das preußische König- und Beamtentum kann dieser Lebensaufgabe, durch welche beide groß geworden sind, nicht dauernd untreu werden. Schon die Bismarckschen Traditionen, wie die Friedrichs des Großen, halten sie daran fest.

17. Rückblick und Ausblick.

Von Rudolf Lehmann. Erziehung und Erzieher. Berlin, 1901.

Einst hieß Deutschland das Land des Idealismus, und dies Wort wurde von den fremden Völkern mit bewunderndem Aufblick, aber auch mit beleidigendem Spott wiederholt. Fragen wir, woher dieser Idealismus stammt und wie weit hinauf er sich verfolgen läßt, so werden wir auf das Zeitalter der Reformation verwiesen, der tiefsten Bewegung, die das deutsche Geistesleben durchzogen hat. Was sittlicher Idealismus ist, das war seit dem Untergange der antiken Welt noch niemals mit solcher Kraft und Ursprünglichkeit gesagt worden, wie es Luther in Versen und in Prosa, vor allem aber durch seine Persönlichkeit ausgesprochen hat: die Überzeugung, daß das innere Leben wertvoller und wichtiger sei als das äußere, daß man Leib, Gut, Ehre, Kind und Weib dahin geben müsse um der Wahrheit Gottes willen. Und diese Gesinnung, die bei ihm und seinen Zeitgenossen aus dem religiösen Glauben herauswuchs, senkte er tief in die Seele der Besten seines Volkes, daß sie bei seinen Gegnern nicht minder wie bei seinen Freunden Wurzeln schlug und die vernichtenden Stürme des nächsten Jahrhunderts, die Zeit der tiefen Öde überdauerte. —

Aus einer langen Zeit des Niederganges rang sich die deutsche Kultur nicht durch äußere Umwälzungen und Ereignisse, sondern durch künstlerische und philosophische Antriebe und Schöpfungen zu neuem Leben durch. Aus dem

Arbeitszimmer der großen Dichter und Denker empfing sie in der zweiten Hälfte des achtzehnten, in den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts die entscheidenden Impulse. Während das praktische Leben in allen Verhältnissen noch immer unter den Nachwirkungen des Druckes litt, der nach dem Dreißigjährigen Kriege hundert Jahre lang auf unserem Vaterlande gelastet hatte, schwang sich der deutsche Geist zu höherem Fluge auf als je zuvor. Eine Epoche höchster Geisteskultur begann, eine Epoche, in welcher „das Volk der Denker" das künstlerische und intellektuelle Leben Europas führte und entscheidend beeinflußte. Aber während der Idealismus des Reformationszeitalters etwas Tatenfrohes und Streitbares an sich getragen hatte, so war dieser neuen deutschen Kultur von ihrem Ursprung her etwas Weltabgewandtes eigen, das sich teils als resignierte Weltentsagung, teils als stolze Weltverachtung äußerte. Die Außenwelt nach seinen Idealen zu gestalten, war dem deutschen Geiste des achtzehnten Jahrhunderts ein fremder Gedanke. Sein Idealismus überflog die Wirklichkeit in jenem Sinne: sie war ihm „das Gemeine": nur geistige Werte wollte und konnte er schätzen. Am stolzesten und stärksten kam diese Verachtung des praktischen Lebens in Schiller zum Ausdruck. Das Phantasieleben sah er nicht nur als das eigentliche Wertvolle gegenüber der Wirklichkeit an, er schrieb ihm auch eine höhere Realität zu:

„Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!"

ruft er aus; und daran knüpft er die Mahnung:

„In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne blüht nur im Gesang."

Diese und ähnliche Worte kann man als Motto nicht nur über den ganzen Schiller, sondern nahezu über die gesamte klassische Epoche unserer Literatur setzen. Und nicht minder als die Dichtungen unserer Klassiker wiesen die großen philosophischen Systeme, welche wenig später entstanden, von Fichte bis Hegel und Schopenhauer, diesen Zug des starken aber einseitigen Idealismus auf. Nur das geistige Leben galt ihnen als Wirklichkeit: über die Realität des praktischen Lebens setzten sie sich mit selbstherrlicher Nichtachtung hinweg.

Mit diesem idealistischen Charakter der klassischen Epoche eng verknüpft erscheint ihr individualistischer Zug. In dieser Epoche ohne Gemeinschaftsleben galt die Gemeinschaft nichts. Die sittlichen und intellektuellen Werte, die sie anerkannte, konnten nur durch das Leben, die Bildung des einzelnen realisiert werden. Eine souveräne Verachtung der Menge durchzieht namentlich Goethes Werke und die der Romantiker, welche sich an ihn anschlossen. Hier liegt wohl der Grund, warum Goethe, der, selbst im großen Leben stehend, auch innerlich dem Leben näher stand als Schiller, gleichwohl nicht imstande war, dem ein-

seitigen Idealismus des jüngeren Freundes das Gegengewicht zu halten und dem deutschen Geiste eine mehr realistische und praktische Richtung zu geben. Seine sinnes- und tatenfrohe Weltkindschaft wurde nicht verstanden und wirkte nicht auf die weiteren Kreise der Nation. Denn nur aus einer starken und entschiedenen Betonung des Gemeinschaftslebens und seiner Werte konnte eine Zuwendung zum praktischen Wirken, eine Anerkennung oder Bewältigung der realen Lebensmächte hervorgehen.

Die napoleonische Eroberung, die Freiheitskriege und die Anfänge eines politischen Lebens, die sich an diese Ereignisse knüpften, haben zuerst eine neue Richtung angebahnt; aber unter der Ungunst der äußeren, namentlich der politischen Verhältnisse blieb dieselbe einstweilen noch weit entfernt davon, zur tatsächlichen Herrschaft im Leben der Nation zu gelangen. In dem langen Übergangszeitalter, das nunmehr anbrach, blieb der deutschen Bildung der theoretische Charakter nach wie vor aufgeprägt, und nach außen hin zeigte sich die Kehrseite des deutschen Idealismus immer noch in der alten Unzulänglichkeit des praktischen Lebens. Ja, es ist nicht zu verkennen, daß die Ideen des deutschen Klassizismus, der anfangs nur auserwählten Kreisen angehörte, an Größe und Tiefe verloren, als sie in die weiteren Kreise der sogenannten Gebildeten drangen: die Produktivität im großen Stil, die dem deutschen Geiste zu Anfang des Jahrhunderts eigen gewesen war, versiegte und verflachte allmählich: an Stelle der einseitigen Wertschätzung von Kunst und Philosophie trat eine noch weit einseitigere Wertschätzung des Fachgelehrtentums und des rein theoretischen Wissens.

Unterdessen aber erstarkten, zum Teil unter der Oberfläche und gegen den Strom des öffentlichen Lebens, allmählich die Mächte, die den entscheidenden Umschwung herbeiführen sollten. Das theoretische Fachstudium selbst, die Einzelwissenschaft führte auf einem großen Gebiete, dem der Naturwissenschaft, dazu, dem Menschen die Außenwelt zu erschließen und zu unterwerfen: weniger gelehrtes Wissen als nüchterne Beobachtung der Tatsachen, scharfes und klares Denken führte hier zu Erfolgen von ungeahnter Größe. Der Fortschritt der Naturwissenschaft aber hatte jenen gewaltigen Aufschwung der Technik im Gefolge, der die Verkehrsverhältnisse und überhaupt das Verhältnis des Menschenlebens zu seiner natürlichen Umgebung völlig umgestaltete und ein träumerisches Stilleben nur noch in abgelegenen Gebirgstälern, sonst aber nirgends in der Welt zuließ.

Mehr aber vielleicht noch als dies haben zwei Momente sozialer Art zur Umgestaltung deutschen Wesens beigetragen. Das ist einmal die allgemeine Wehrpflicht, die Preußen zum führenden Staate Deutschlands gemacht hat, und die seit 1866 auch in allen übrigen deutschen Ländern besteht. Sie führte auf Zeiten wenigstens den Mann unabweislich ins Leben, sie zwang ihn aus der Stille des Studierzimmers hinaus ins Freie, vor allem: sie lehrte den Wert physischer und sittlicher Eigenschaften schätzen und zeigte die einseitige Wertung der intellektuellen Kräfte in ihrer Unzulänglichkeit. Und daneben

erstarkte allmählich das politische Leben, der Gemeinsinn, der in seinen Anfängen auf die großen Reformen im Beginn des Jahrhunderts zurückging, dann aber namentlich seit dem Jahre 1848 einen kräftigen Aufschwung gewonnen hatte. War die politische Gestaltung, zu welcher diese Bewegung führte, noch so unvollkommen, ja waren die politischen Ideen, in denen sie einen vollkommeneren Ausdruck suchten, noch so einseitig und unzulänglich: immerhin mußte auch dieser erstarkende Gemeinsinn dazu beitragen, dem deutschen Geiste eine Richtung auf die Wirklichkeit zu geben und die einseitige Schwäche einer bloß theoretischen Kultur zu überwinden.

Allen diesen Kräften und Antrieben nun wurde durch die Ereignisse des Jahres 1870/71 freie Bahn gegeben. Es trat ein Umschwung ein, der notwendigerweise das gesamte Leben der Nation ergreifen und umwandeln mußte. Wie der Held seiner nationalsten Dichtung schritt das deutsche Volk vom Forschen und Wissen zum Handeln fort; nicht mehr bloß die Wirklichkeit zu kennen, noch viel weniger aus ihr hinaus in ein ideales Reich der Träume zu fliehen: sie zu beherrschen ist nunmehr das Ziel deutscher Arbeit. Alle Kräfte des Volkslebens sind der Fesseln entledigt, die jahrhundertelang auf ihnen gelastet haben, und streben mit frischer Energie diesem Ziele zu. „Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund." — Gemeinsinn und Gemeinschaftsleben sind erwacht. Die Vorbedingungen für die Entwicklung eines nationalen Lebens im großen, einer nationalen Kultur sind gegeben. Aber nun gilt es freilich, diesem Leben, dieser Kultur einen Inhalt zu geben, der ihrer würdig wäre. Und es ist nicht zu leugnen, daß die Art, wie jene Wandlung des deutschen Lebens vor sich gegangen ist, eine gewisse Gefahr für den Inhalt der deutschen Kultur in sich birgt.

Nicht die stille Macht der Idee, der politischen Überzeugung, sondern die höchste Anspannung äußerer Kräfte hat das Deutsche Reich gegründet. Eine kleine Anzahl außergewöhnlicher Männer, durch den Scharfblick eines charaktervollen Herrschers um seinen Thron versammelt, waren es, die gleichsam über den Kopf und den Willen des Volkes hinweg die Mittel fanden und durchführten, die Ideale des Volkes zu verwirklichen. Der Begründer des neuen Reiches war Bismarck, auf den, wenn auf irgendeinen Staatsmann, das Wort Mommsens von der „genialen Nüchternheit" paßt, Bismarck, der mit der gewaltigen Kraft seines durch und durch auf das Reale gerichteten Herrscherwillens, mit einer vielleicht einzigartigen Klugheit doch eine gewisse Geringschätzung rein geistiger Mächte verband, die bisweilen an Napoleons Verachtung der „Ideologen" erinnert.

Solchen Ereignissen und solchen Männern gegenüber mußte der Wahn verfliegen, als ob man ohne Blut und Eisen Reiche gründen, ohne physische Kräfte die äußere Welt bewegen könne. Deutschland ist in das Stadium der Realpolitik getreten; Fragen der Macht und des Besitzes, Fragen der äußeren Lebensgestaltung sind es, welche die Geister, welche das öffentliche Leben bewegen. Und schon droht die entgegengesetzte Gefahr an Stelle jenes einseitigen

Idealismus: die Unterschätzung der idealen Güter und Werte, die einseitige Überschätzung äußerer Kräfte, der Macht und des Besitzes. Schon scheint es das Geschlecht, das am Ruder ist, nicht selten zu vergessen, daß diese Kräfte, ohne die man freilich die Welt nicht bewegen, das Leben nicht gestalten kann, doch nur dann Großes und Dauerndes schaffen, wenn sie im Dienste des Ideals, als Werkzeuge geistiger und sittlicher Mächte wirken. Möge es in Deutschland nicht dauernd vergessen werden! geistige Verflachung und sittlicher Verfall wären die unausbleiblichen Folgen. Äußerlichkeit und Strebertum, Erfolgsanbetung und charakterlose Unterwürfigkeit machen sich schon jetzt nur allzu breit im öffentlichen Leben. Wäre es aber der Mühe wert, endlich zur nationalen Einheit gelangt zu sein, wenn sie uns die besten unserer nationalen Eigenschaften kosten würde? Wäre es der Mühe wert, äußere Macht zu erlangen, wenn es nur durch die Preisgabe dessen, was unsere innere Kraft ausmacht, geschehen kann? Lohnte es, ein Reich, eine gemeinsame Ordnung zu besitzen, ohne geistigen und sittlichen Inhalt?

Diesen Inhalt nun braucht sich das Volk des neuen Deutschen Reiches nicht zu suchen: es braucht nur zurückzugehen auf das, was seine großen Dichter und Denker geschaffen haben, und was den wahren und besten Inhalt deutschen Wesens und deutscher Kultur ausmacht; es braucht nur diesen Inhalt weiterbildend in das neue Leben hinüberzuführen. Sage niemand, daß diese Gedanken und Schöpfungen veraltet seien: mag einzelnes veralten, im großen und ganzen ist die Welt unserer Klassiker, sind ihre Gestalten wie ihre Gedanken noch heute so lebenskräftig und frisch wie vor hundert Jahren zur Zeit ihrer Entstehung, sind sie auch heute noch nicht nur das Beste und Edelste, was der deutsche Geist, sondern auch mit das Höchste und Größte, was die Menschheit überhaupt hervorgebracht hat. Und wenn wir jenen verhängnisvollen Zug der Weltentsagung abstreifen, der uns vorhin entgegentrat, so bleibt immer die stolze und siegesgewisse Hochhaltung des geistigen Lebens, es bleibt die Wertschätzung der ausgebildeten, in sich selbst starken und sicheren Persönlichkeit: und es bleibt damit gerade das, was uns als Gegengewicht not tut gegen den einseitigen Respekt vor der Wirklichkeit und dem Erfolge, gegen die Neigung sein Innerstes und Bestes preiszugeben, um im äußeren Zusammenschluß an Macht zu gewinnen.

Eine Verbindung von Bismarck und Goethe als Leitstern für die Entwicklung unserer Jugend: erscheint der Gedanke zu groß, zu kühn, zu unmöglich? Hat doch auch Goethe die Tat verherrlicht, als das, was im Anfang war und am Ende ist! Ist doch auch Bismarck eine Persönlichkeit in dem Sinne, wie Goethe und Schiller diesen Begriff dachten und verherrlichten. Eine Verbindung zwischen Bismarck und Goethe — das heißt eine Vereinigung von geistiger Kultur und realistischer Lebensgestaltung, das heißt eine Kultur der Tat und des Gedankens, und das heißt zugleich eine Vereinigung von Gemeinsinn und Individualismus.

So ist es denn klar, worauf die Geschichte unseres Vaterlandes wie der

Charakter der heutigen Zeit mit gleich gebieterischer Deutlichkeit hinweisen. Wir wollen eine Jugend, die dem Kampfe ums Dasein gewachsen ist, die aber unter dem Ziele dieses Kampfes mehr begreift als das bloße physische Dasein und unter dem Siege mehr als Erfolge, die sich messen und wägen lassen. Wir wollen Männer und Frauen, die sich als Glieder einer großen Gemeinschaft fühlen und sich ihr einzuordnen bereit sind, die aber auch ein jeder etwas für sich sind, die ihren persönlichen Wert empfinden und ihn zu verteidigen den Mut und die Kraft haben. Den deutschen Idealismus, der einst unseren Ruhm gebildet hat, wollen wir nicht absterben lassen, sondern ihn aufs neue zu Kräften und zu Ehren bringen, aber es soll kein weltflüchtiger, kein bloß beschaulicher Geist sein, kein Gott, der nur im Busen thront, aber nach außen nichts bewegen kann: sondern ein tatenfroher und kraftvoller Antrieb zum Handeln und Gestalten. Unsere Jugend soll offene Augen und kräftige Arme haben, sie soll die Welt um sich her sehen und doch das Ideal hoch halten; sie soll wissen, daß es niemals erreicht wird, und doch eine Annäherung nicht wertlos wähnen. Auch den individualistischen Trieb, aus dem das deutsche Geistesleben einst seine Kraft gezogen hat, wollen wir nicht absterben lassen. Wir wollen freie und kraftvolle Persönlichkeiten erziehen, die ihr eigenes Leben leben, — aber doch fühlen und wissen, was sie der Gemeinschaft, was sie dem Vaterlande schuldig sind und die, wo es die Pflicht gebietet, ihr eigenes Selbst unterzuordnen, ja zu opfern bereit sind. Wir wollen sie zu einer Wissenschaft erziehen, die auf das Leben zu wirken nicht verschmäht, und zu einer Kunst, die im inneren Bedürfnis des einzelnen wie des Volkes ihren Ursprung hat, die in Wahrheit erhebt und befreit.

Zur Literaturgeschichte und Ästhetik.

18. Zwei Beschreibungen von Statuen im Belvedere zu Rom.

Von Johann Joachim Winckelmann.

a) Der Torso des Herakles.

Bibliothek der schönen Wissenschaften. 1759.

Ich teile hier eine Beschreibung des berühmten Torso im Belvedere mit, welcher insgeheim der Torso von Michael Angelo genannt wird, weil dieser Künstler dieses Stück besonders hochgeschätzt und viel nach demselben studiert hat. Es ist eine verstümmelte Statue eines sitzenden Herkules, wie bekannt ist, und der Meister desselben ist Apollonius des Nestors Sohn von Athen.

Die erste Arbeit, an welche ich mich in Rom machte, war, die Statuen im Belvedere, nämlich den Apollo, den Laokoon, den sogenannten Antinous und diesen Torso, als das Vollkommenste der alten Bildhauerei zu beschreiben. Die Vorstellung einer jeden Statue sollte zwei Teile haben, der erste in Absicht des Ideals, der andere nach der Kunst: und meine Meinung war, die Werke selbst von dem besten Künstler zeichnen und stechen zu lassen. Diese Unternehmung ging aber über mein Vermögen, und würde auf dem Vorschub freigebiger Liebhaber beruhen; es ist daher dieser Entwurf, über welchen ich viel und lange gedacht habe, unbeendigt geblieben, und gegenwärtige Beschreibung selbst möchte noch die letzte Hand nötig haben.

Man sehe sie an als eine Probe von dem, was über ein so vollkommenes Werk der Kunst zu denken und zu sagen wäre, und als eine Anzeige von Untersuchung in der Kunst. Denn es ist nicht genug zu sagen, daß etwas schön ist, man soll auch wissen, in welchem Grade und warum es schön sei. Dieses wissen die Antiquarii in Rom nicht, wie mir diejenigen Zeugnis geben werden, die von ihnen geführt sind, und sehr wenige Künstler sind zur Einsicht des Hohen und Erhabenen in den Werken der Alten gelangt. Es wäre zu wünschen, daß sich jemand fände, dem die Umstände günstig sind, welcher eine Beschreibung

der besten Statuen, wie sie zum Unterrichte junger Künstler und reisender Liebhaber unentbehrlich wäre, unternehmen und nach Würdigkeit ausführen könnte.

Ich füge dieser Betrachtung über die Schönheit eine Erinnerung bei, welche jungen Anfängern und Reisenden die erste und vornehmste Lehre in Betrachtung griechischer Figuren sein kann. Suche nicht die Mängel und Unvollkommenheiten in Werken der Kunst zu entdecken, bevor du das Schöne erkennen und finden gelernt. Diese Erinnerung gründet sich auf eine tägliche Erfahrung, und den meisten, weil sie den Zensor machen wollen, ehe sie Schüler zu werden angefangen, ist das Schöne unerkannt geblieben: denn sie machen es wie die Schulknaben, die alle Witz genug haben, die Schwäche des Lehrmeisters zu entdecken. Unsere Eitelkeit wollte nicht gern mit müßiger Anschauung vorbeigehen, und unsere eigene Genugtuung will geschmeichelt sein; daher wir suchen ein Urteil zu fällen. Sowie aber ein verneinender Satz eher als ein bejahender gefunden wird, ebenso ist das Unvollkommene viel leichter, als das Vollkommene zu bemerken und zu finden, und es kostet weniger Mühe, andere zu beurteilen, als selbst zu lehren. Man wird insgemein, wenn man sich einer schönen Statue nähert, die Schönheit derselben in allgemeinen Ausdrücken rühmen, weil dieses nichts kostet, und wenn das Auge ungewiß und flatternd auf derselben herumgeirrt, und das Gute in den Teilen, mit dessen Gründen, nicht entdeckt hat, bleibt es an dem Fehlerhaften hängen. Am Apollo bemerkt es das einwärts gedrückte Knie, welches mehr ein Fehler des zusammengesetzten Bruchs, als des Meisters ist; am vermeinten Antinous im Belvedere die auswärts gebogenen Beine; am Farnesischen Herkules den Kopf, von welchem man gelesen hat, daß er ziemlich klein sei. Einige irren aus Vorsicht, wenn sie in Betrachtung der Werke der Alten alle Vorurteile zum Vorteile derselben beiseite setzen wollen; sie sollen aber vielmehr vorher eingenommen sich denselben nähern: denn in der Versicherung, viel Schönes zu finden, werden sie dasselbe suchen, und einiges wird sich ihnen entdecken. Man kehre so oft zurück, bis man es gefunden hat; denn es ist vorhanden.

Ich führe dich jetzt zu dem so viel gerühmten und niemals genug gepriesenen Torso eines Herkules; zu einem Werke, welches das schönste in seiner Art und unter die höchsten Hervorbringungen der Kunst zu zählen ist, von denen, welche bis auf unsere Zeiten gekommen sind. Wie werde ich dir denselben beschreiben, da er der schönsten und der bedeutendsten Teile der Natur beraubt ist! Sowie von einer prächtigen Eiche, welche umgehauen und von Zweigen und Ästen entblößt worden, nur der Stamm allein übrig geblieben ist, so mißhandelt und verstümmelt sitzt das Bild des Helden; Kopf, Arme und Beine und das Oberste der Brust fehlen.

Der erste Anblick wird dir vielleicht nichts, als einen verunstalteten Stein entdecken, vermagst du aber in die Geheimnisse der Kunst einzudringen, so wirst du ein Wunder derselben erblicken, wenn du dieses Werk mit einem ruhigen Auge betrachtest. Alsdann wird dir H e r k u l e s wie mitten in allen

seinen Unternehmungen erscheinen, und der Held und der Gott werden in diesem Stücke zugleich sichtbar werden.

Da, wo die Dichter aufgehört haben, hat der Künstler angefangen. Jene schwiegen, sobald der Held unter die Götter aufgenommen und mit der Göttin der ewigen Jugend ist vermählt worden; dieser aber zeigt uns denselben in einer vergötterten Gestalt und mit einem gleichsam unsterblichen Leibe, welcher dennoch Stärke und Leichtigkeit zu den großen Unternehmungen, die er vollbracht, behalten hat.

Ich sehe in den mächtigen Umrissen dieses Leibes die unüberwundene Kraft des Besiegers der gewaltigen Riesen, die sich wider die Götter empörten und in den Phlagräischen Feldern von ihm erlegt wurden; und zu gleicher Zeit stellen mir die sanften Züge dieser Umrisse, die das Gebäude des Leibes leicht und gelenksam machen, die geschwinden Wendungen desselben in dem Kampfe mit dem Achelous vor, der mit allen vielförmigen Verwandlungen seinen Händen nicht entgehen konnte.

In jedem Teile dieses Körpers offenbart sich, wie in einem Gemälde, der ganze Held in einer besonderen Tat, und man sieht, so wie die richtigen Absichten in dem vernünftigen Baue eines Palastes, hier den Gebrauch, zu welcher Tat ein jedes Teil gedient hat.

Ich kann das Wenige, was von der Schulter noch zu sehen ist, nicht betrachten, ohne mich zu erinnern, daß auf ihrer ausgebreiteten Stärke, wie auf zwei Gebirgen, die ganze Last der himmlischen Kreise geruht hat. Mit was für einer Großheit wächst die Brust an, und wie prächtig ist die angehende Rundung ihres Gewölbes! Eine solche Brust muß diejenige gewesen sein, auf welcher der Riese Antäus und der dreileibige Geryon erdrückt worden. Keine Brust eines drei- und viermal gekrönten olympischen Siegers, keine Brust eines spartanischen Kriegers, von Helden geboren, muß sich so prächtig und erhöht gezeigt haben.

Fragt diejenigen, die das Schönste in der Natur der Sterblichen kennen, ob sie eine Seite gesehen haben, die mit der linken Seite zu vergleichen ist. Die Wirkung und Gegenwirkung ihrer Muskeln ist mit einem weislichen Maße von abwechselnder Regung und schneller Kraft wunderwürdig abgewogen, und der Leib mußte durch dieselbe zu allem, was er vollbringen wollen, tüchtig gemacht werden. So wie in einer anhebenden Bewegung des Meeres die zuvor stille Fläche in einer nebligen Unruhe mit spielenden Wellen anwächst, wo eine von der andern verschlungen und aus derselben wiederum hervorgewälzt wird, ebenso sanft aufgeschwellt und schwebend gezogen fließt hier eine Muskel in die andere, und eine dritte, die sich zwischen ihnen erhebt und ihre Bewegung zu verstärken scheint, verliert sich in jene, und unser Blick wird gleichsam mitverschlungen.

Hier möchte ich stille stehen, um unsern Betrachtungen Raum zu geben, der Vorstellung ein immerwährendes Bild von dieser Seite einzudrücken; allein die hohen Schönheiten sind hier in einer unzertrennlichen Mitteilung. Was

für ein Begriff erwächst zugleich hierher aus den Hüften, deren Festigkeit andeuten kann, daß der Held niemals gewankt und nie sich beugen müssen!

In diesem Augenblicke durchfährt mein Geist die entlegensten Gegenden der Welt, durch welche Herkules gezogen ist, und ich werde bis an die Grenzen seiner Mühseligkeiten, und bis an die Denkmale und Säulen, wo sein Fuß ruhte, geführt durch den Anblick der Schenkel von unerschöpflicher Kraft und von einer den Gottheiten eigenen Länge, die den Held durch hundert Länder und Völker bis zur Unsterblichkeit getragen haben. Ich fing an, diese entfernten Züge zu überdenken, da mein Geist zurückgerufen wird durch einen Blick auf seinen Rücken. Ich wurde entzückt, da ich diesen Körper von hinten ansah, so wie ein Mensch, der, nach Bewunderung des prächtigen Portals an einem Tempel, auf die Höhe desselben geführt würde, wo ihn das Gewölbe desselben, welches er nicht übersehen kann, von neuem in Erstaunen setzt.

Ich sehe hier den vornehmsten Bau der Gebeine dieses Leibes, den Ursprung der Muskeln und den Grund ihrer Lage und Bewegung, und dieses alles zeigt sich wie eine von der Höhe der Berge entdeckte Landschaft, über welche die Natur den mannigfachen Reichtum ihrer Schönheiten ausgegossen. So wie die lustigen Höhen derselben sich mit einem sanften Abhange in gesenkte Täler verlieren, die sich hier schmälern und dort erweitern, so mannigfaltig, prächtig und schön erheben sich hier schwellende Hügel von Muskeln, um welche sich oft unmerkliche Tiefen, gleich dem Strome des Mäanders, krümmen, die weniger dem Gesichte, als dem Gefühle offenbar werden.

Scheint es unbegreiflich, außer dem Haupte, in einem andern Teile des Körpers eine denkende Kraft zu zeigen, so lernet hier, wie die Hand eines schöpferischen Meisters die Materie geistig zu machen vermögend ist. Mich däucht, es bilde mir der Rücken, welcher durch hohe Betrachtungen gekrümmt scheint, ein Haupt, das mit einer frohen Erinnerung seiner erstaunenden Taten beschäftigt ist; und indem sich so ein Haupt voll von Majestät und Weisheit vor meinen Augen erhebt, so fangen sich an in meinen Gedanken die übrigen mangelhaften Glieder zu bilden, es sammelt sich ein Ausfluß aus dem Gegenwärtigen, und wirkt gleichsam eine plötzliche Ergänzung.

Die Macht der Schulter deutet mir an, wie stark die Arme gewesen, die den Löwen auf dem Gebirge Cithäron erwürgt, und mein Auge sucht sich diejenigen zu bilden, die den Cerberus gebunden und weggeführt haben. Seine Schenkel und das erhaltene Knie geben mir einen Begriff von den Beinen, die niemals ermüdet sind und den Hirsch mit Füßen von Erze verfolgt und erreicht haben.

Durch eine geheime Kunst aber wird der Geist durch alle Taten seiner Stärke bis zur Vollkommenheit seiner Seele geführt, und in diesem Sturze ist ein Denkmal derselben, welches ihm kein Dichter, die nur die Stärke seiner Arme besingen, errichtet, der Künstler hat sie übertroffen. Sein Bild des Helden gibt keinem Gedanken von Gewalttätigkeit und ausgelassener Liebe Platz. In der Ruhe und Stille des Körpers offenbart sich der gesetzte große

Geist; der Mann, welcher sich aus Liebe zur Gerechtigkeit den größten Gefährlichkeiten ausgesetzt, der den Ländern Sicherheit und den Einwohnern Ruhe geschaffen.

In diese vorzügliche und edle Form einer so vollkommenen Natur ist gleichsam die Unsterblichkeit eingehüllt, und die Gestalt ist bloß wie ein Gefäß derselben; ein höherer Geist scheint den Raum der sterblichen Teile eingenommen und sich an die Stelle derselben ausgebreitet zu haben. Es ist nicht mehr der Körper, welcher noch wider Ungeheuer und Friedensstörer zu streiten hat; es ist derjenige, der auf dem Berge Öta von den Schlacken der Menschheit gereinigt worden, die sich von dem Ursprunge der Ähnlichkeit des Vaters der Götter abgesondert.

So vollkommen hat weder der geliebte Hyllus noch die zärtliche Iole den Herkules gesehen; so lag er in den Armen der Hebe, der ewigen Jugend, und zog in sich einen unaufhörlichen Einfluß derselben. Von keiner sterblichen Speise und groben Teilen ist sein Leib ernährt, ihn ernährt die Speise der Götter, und er scheint nur zu genießen, nicht zu nehmen, und völlig ohne angefüllt zu sein.

O möchte ich dieses Bild in der Größe und Schönheit sehen, in welcher es sich dem Verstande des Künstlers geoffenbart hat, um nur allein von dem Überreste sagen zu können, was er gedacht hat und wie ich denken sollte! Mein großes Glück nach dem seinigen würde sein, dieses Werk würdig zu beschreiben. Voller Betrübnis aber bleibe ich stehen, und sowie Psyche anfing die Liebe zu beweinen, nachdem sie dieselbe kennen gelernt, so bejammere ich den entsetzlichen Schaden dieses Herkules, nachdem ich zur Einsicht der Schönheit desselben gelangt bin.

Die Kunst weint zugleich mit mir, denn das Werk, welches sie den größten Erfindungen des Witzes und Nachdenkens entgegensetzen, und durch welches sie noch jetzt ihr Haupt wie in ihren goldenen Zeiten zu der größten Höhe menschlicher Achtung erheben könnte; dieses Werk, welches vielleicht das letzte ist, in welches sie ihre äußersten Kräfte gewandt hat, muß sie halb vernichtet und grausam mißhandelt sehen. Wem wird hier nicht der Verlust so vieler Hundert anderer Meisterstücke derselben zu Gemüte geführt! Aber die Kunst, welche uns weiter unterrichten will, ruft uns von diesen traurigen Überlegungen zurück und zeigt uns, wie viel noch aus dem Übriggebliebenen zu lernen ist und mit was für einem Auge es der Künstler ansehen müsse.

b) Der Apollo im Belvedere.

Geschichte der Kunst des Altertums. 1764.

Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Altertums, welche der Zerstörung derselben entgangen sind. Der Künstler derselben hat dieses Werk gänzlich auf das Ideal gebaut, und er hat nur eben

so viel von der Materie dazu genommen, als nötig war, seine Absicht auszuführen und sichtbar machen. Dieser Apollo übertrifft alle anderen Bilder desselben so weit, als der Apollo des Homerus den, welchen die folgenden Dichter malen. Über die Menschheit erhaben ist sein Wuchs, und sein Stand zeugt von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elysien, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend und spielt mit sanften Zärtlichkeiten auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder. Gehe mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten und versuche ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, um den Geist mit Schönheiten, die sich über die Natur erheben, zu erfüllen; denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen hat, gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllt. Er hat den Python, wider welchen er zuerst seinen Bogen gebraucht, verfolgt, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seiner Genügsamkeit geht sein erhabener Blick, wie ins Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus; Verachtung sitzt auf seinen Lippen und der Unmut, welchen er in sich zieht, bläht sich in den Nüstern seiner Nase und tritt bis in die stolze Stirne hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebt, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen suchen. In allen uns übrigen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunst verehrt, nähert er sich nicht der Größe, in welcher er sich dem Verstande des göttlichen Dichters offenbarte, wie hier in dem Gesichte des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten der übrigen Götter treten hier wie bei der Pandora in Gemeinschaft zusammen. Eine Stirn des Jupiter, die mit der Göttin der Weisheit schwanger ist, und Augenbrauen, die durch ihr Winken ihren Willen erklären: Augen der Königin der Göttinnen mit Großheit gewölbt. Sein weiches Haar spielt, wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt; es scheint gesalbt mit dem Öl der Götter und von den Grazien mit holder Pracht auf seinem Scheitel gebunden. Ich vergesse alles andere über dem Anblicke dieses Wunderwerks der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erweitern und zu erheben wie diejenigen, die ich wie vom Geiste der Weissagung aufgeschwellt sehe, und ich fühle mich weggerückt nach Delos und in die lykischen Haine, Orte, welche Apollo mit seiner Gegenwart beehrte; denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalions Schönheit. Wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben. Die Kunst selbst müßte mir raten und die Hand leiten, die ersten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben habe, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welche sie krönen wollten, nicht erreichen konnten.

19. Zwei Briefe Lessings an Gleim.

Liebster Freund!

Ich setze in der größten Verwirrung die Feder an. Ich weiß, Sie werden sich alle Posttäge nach einem Briefe von mir umsehen: ich muß Ihnen also nur schreiben, ob ich Ihnen gleich auch itzt noch nichts ganz Zuverlässiges von unserm teuersten Kleiste melden kann.

Herr von Brand ist bei der Armee des Königs gewesen, und vorgestern abends wieder zurückgekommen. Er hat sich genau nach unserm Freunde erkundiget und von dem Obersten von Kleist, seinem Vater, erfahren, daß er sich in Frankfurt noch bis Dato befinde. Er soll nicht mehr als sechs Wunden haben. Der rechtschaffne Mann! Er hat sich, — und das hat nicht allein der Oberste, sondern das haben ihm noch viel andere Offiziere gesagt — an dem unglücklichen Tage außerordentlich hervorgetan. Er hat die ersten Wunden gar nicht geachtet, sondern ist vor seinem Bataillon noch immer zu Pferde geblieben; und als er endlich gestürzt, hat er noch auf der Erde seinen Leuten zugerufen und sie aufs beste angefeuert. Doch auch hier hat alles nichts helfen wollen: er hat müssen auf der Walstatt liegen bleiben und ist so, nebst allen andern schwer Verwundeten, den Russen in die Hände gefallen.

Gestern erhielten wir Nachricht, daß die Russen Frankfurt verlassen hätten. Sie haben sich nach Guben gezogen, um sich mit den Österreichern zu konjugieren. Ich schrieb also sogleich, nebst dem Herrn Professor Sulzer nach Frankfurt. Aber kaum war mein Brief fort, so machte man mir bange, daß ich ihn wohl würde vergebens geschrieben haben. Herr Benino[1] nämlich, der gleichfalls bei der Armee gewesen ist, will da für gewiß erfahren haben — kaum kann ich es Ihnen schreiben, aber ich muß — er will erfahren haben, daß unser liebster Freund an seinen Wunden bereits gestorben. Noch mehr: heute ist ein Journal von dem, was sich von Tag zu Tag während der Anwesenheit der Russen in Frankfurt daselbst zugetragen, hier angekommen, und auch in diesem Journale soll es mit angemerkt stehen, daß ein Major Kleist daselbst begraben worden. Nun hören Sie, womit ich mich noch tröste. Es sind mehr Major Kleiste, und ich weiß auch gewiß, daß noch ein andrer Major Kleist, ich kann mich nicht eigentlich erinnern von welchem Regiment, mit unserm ein gleiches Schicksal gehabt hat. Dieser wird gestorben sein und nicht unser Kleist. Nein, unser Kleist ist nicht gestorben: es kann nicht sein: er lebt noch. Ich will mich nicht vor der Zeit betrüben; ich will auch Sie nicht vor der Zeit betrüben. Lassen Sie uns das Beste hoffen. Mit der rückkommenden Frankfurter Post werden wir alles erfahren. Wenn er noch lebt, so besuche ich ihn. Ich sollte ihn nicht mehr sehen? Ich sollte ihn in meinem Leben nicht mehr sehen, sprechen, umarmen? — Leben Sie wohl. — Ich bin ganz der Ihrige.

Berlin, den 1. September 1759. Lessing.

[1] Ein italienischer Kaufmann in Berlin.

II.

Ach, liebster Freund, es ist leider wahr. Er ist tot. Wir haben ihn gehabt. Er ist in dem Hause und in den Armen des Professor Nicolai gestorben. Er ist beständig, auch unter den größten Schmerzen, gelassen und heiter gewesen. Er hat sehr verlangt, seine Freunde noch zu sehen. Wäre es doch möglich gewesen! Meine Traurigkeit über diesen Fall ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen andern Weg nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann da stehet. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — sehen Sie: manchmal verleitet mich mein Schmerz, auf den Mann selbst zu zürnen, den er angehet. Er hatte drei, vier Wunden schon: warum ging er nicht? Es haben sich Generals mit wenigern und kleineren Wunden unschimpflich beiseite gemacht. Er hat sterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel tue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht gestorben, sagt man: aber er ist versäumt worden. Versäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich rasen soll. Die Elenden, die ihn versäumt haben! —

Ha, ich muß abbrechen. Der Professor wird Ihnen ohne Zweifel geschrieben haben. Er hat ihm eine Standrede gehalten. Ein andrer, ich weiß nicht wer, hat auch ein Trauergedicht auf ihn gemacht. Sie müssen nicht viel an Kleisten verloren haben, die das itzt imstande waren! Der Professor will seine Rede drucken lassen, und sie ist so elend! Ich weiß gewiß, Kleist hätte lieber eine Wunde mehr mit ins Grab genommen, als sich solch Zeug nachschwatzen lassen. Hat ein Professor wohl ein Herz? Er verlangt itzt auch von mir und Ramlern Verse, die er mit seiner Rede zugleich will drucken lassen. Wenn er eben das auch von Ihnen verlangt hat, und Sie erfüllen sein Verlangen — Liebster Gleim, das müssen Sie nicht tun! Das werden Sie nicht tun. Sie empfinden itzt mehr, als daß Sie, was Sie empfinden, sagen könnten. Ihnen ist es auch nicht, wie einem Professor, gleich viel, was Sie sagen, und wie Sie es sagen. — Leben Sie wohl. Ich werde Ihnen mehr schreiben, wenn ich werde ruhiger sein.

Berlin, den 6. September 1759.

Ihr
ergebenster Freund
Lessing.

20. Lessings Bedeutung für das deutsche Drama.

Von Hermann Hettner. Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. II. Buch. 2. Aufl. Braunschweig, 1872.

Dem Deutschen geht das Herz auf, wenn er von Lessing redet. Lessing ist der mannhafteste Charakter der deutschen Literaturgeschichte. Sein Leben und Streben war ein unablässiges Kriegen und Siegen.

Oft liebte Lessing den Krieg nur um des Krieges willen. Aber Lessing wirkte reinigend und fortbildend, auch wo er bloß verneinend war. Das furchtbare Strafgericht, welches er an den Lange, Klotz und Göze vollzog, wurde ein heilsamer Schreck für alle, welche den hehren Tempel der Kunst und Wissenschaft durch schnöden Trödelmarkt oder nichtigen Scheindienst entweihten. Auch im zermalmendsten Spott war Lessing immer nur von dem tiefsten Ernst sittlicher Begeisterung getragen. Gar mancher dünkt sich ein Lessing und ist doch nur ein Thersites.

In allen jenen großartigen Entwicklungskämpfen, durch welche das achtzehnte Jahrhundert die Deutschen so überraschend schnell aus der Schmach der kläglichsten Erniedrigung zum gebildetsten und geistig freisten Volk der Erde emporhob, stand Lessing immer in vorderster Reihe. Nach allen Richtungen pflanzte er das Banner der neuen Zeit auf: so fest und unerschütterlich, daß man im Hinblick auf die Verirrungen der späteren Geschlechter treffend gesagt hat, fortschreiten heiße jetzt in vielen Dingen nichts anderes als auf Lessing zurückgehen. Und diese Wahrheit bleibt ungeschmälert, wenn sich auch zeigen sollte, daß selbst Lessing sich den Schwächen und Schranken der von ihm bekämpften Anschauungen und Überlieferungen noch nicht immer völlig zu entziehen vermochte.

Lessings Krieg und Sieg war die Eroberung unserer klassischen Dichtung, war die Besitznahme der freien Wissenschaft und die Einführung derselben in die allgemeine Sitte und Denkart.

So tief und vielseitig aber die Tätigkeit Lessings war, am unmittelbarsten durchgreifend war dennoch die Machtwirkung seines dramatischen Schaffens und Lehrens.

Was Lessing dem deutschen Drama als Dichter, was er ihm als kritischer Kunstlehrer geworden, erhellt schlagend aus der Tatsache, daß zwischen Gottscheds sterbendem Cato und Goethes und Schillers unsterblichen dramatischen Meisterwerken nur ein Menschenalter liegt. Wie war dieser wundergleiche Umschwung möglich? Es gibt nur eine einzige Antwort. Dieses Menschenalter war das Leben und Wirken Lessings.

Es ist unglaublich, wie roh und verkommen noch immer die deutschen Bühnenzustände bei Lessings erstem Auftreten waren; um so überraschender und bewunderungswürdiger ist es, daß es trotz alledem das Drama war, welches in Deutschland unter allen Dichtarten zuerst ein richtiges und sicheres Stilgefühl gewann.

Freilich rühmte sich Wien schon einer stehenden Bühne. Aber es gab dort nichts als burleske Stegreifspiele; teils von der eigenen Erfindung der Schauspieler, teils nach spanischen, italienischen und französischen Scenarien. Jeder Schauspieler hatte seine eigene ständige Charaktermaske: Prehauser war Hannswurst, Leinhaß Pantalon, Kurz hatte sich einen eigenen Narrencharakter unter dem Namen Bernadon erschaffen, der einen jungen ungezogenen

liederlichen Buben vorstellte. Um die Mitte der vierziger Jahre hatte man es eine Zeit lang mit den sogenannten regelmäßigen Stücken der Gottschedischen Schule versucht und sich zu diesem Behuf mit einigen guten Kräften der Neuberschen Gesellschaft verstärkt. Bald aber wucherte das alte Übel wieder in üppigster Blüte: auch diese regelmäßigen Stücke wurden nur als Unterlage der altgewohnten Hannswurstiaden benutzt und mit Bernadons Lustbarkeiten ausgestattet. Noch 1759 wurde selbst in Miß Sara Sampson an die Stelle des Diener Norton der Hannswurst eingeschoben.

Und in Berlin stand es nicht besser. Friedrich der Große hielt von 1740—1756 eine französische Truppe, welche alle Mittwochabende auf einer kleinen, im Kurfürstensaal des Schlosses eingerichteten Bühne spielte; die Mitglieder waren trefflich: alle beliebtesten Dramen Molières, Corneilles, Racines, Regnards und Marivaux' kamen zur Aufführung. Das deutsche Theater dagegen blieb lediglich dem Zufall und der elendesten Spekulation überlassen. Eckenberg, der sogenannte „starke Mann“, ursprünglich Seiltänzer und Luftspringer, spielte teils im Rathause, teils in Buden auf dem neuen Markt und Spittelmarkt; Peter Hilferding, unter dem Namen Pantalon de Bisognosi bekannt, spielte in einer Bude auf dem Dönhofsplatz. Auch hier nichts als Burlesken und die alten Haupt- und Staatsaktionen. Zuweilen wanderten bessere Truppen zu: aber ohne Dauer und ohne Erfolg. Im Januar 1743 kam Schönemann. Die Truppe war in ihrer Art vorzüglich; es wurde alles Beste gespielt, was damals vorhanden war. Wie aber war die Aufnahme? In einem Brief an Gottsched am 3. Mai 1743 klagt Schönemann, daß das Vorurteil des Königs gegen die deutschen Dichter und Schauspieler nie in Berlin ein deutsches Schauspiel aufkommen lassen werde; das deutsche Schauspiel sei in Verachtung, weil es nicht gelinge, den König zum Besuch desselben zu bewegen. Und welch seltsames Licht wirft es auf Sitte und Bildung, wenn Schönemann in der Vorrede seines 1748 von ihm herausgegebenen Repertoirs mit tiefster Entrüstung erzählt, daß dieselben Herren, „welche seidene Kleider nach französischem Schnitt, reiche Waffen und Federhüte tragen, im Schauspielhause den Tabaksrauch auf die frechste Weise um sich her ausschütten, ganze Wolken desselben auf die Bühne jagen und die spielenden Personen darin einhüllen“; eine Schilderung, welche durch den Bericht in Lessings Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters (1750), daß selbst auf der französischen Hofbühne im Schloß, wenn der König nicht zugegen sei, der Lärm des Amphitheaters und des Parterre den Schauspieler übertäube, traurig bestätigt wird! Ackermann brachte es im Mai 1755 nur auf acht Vorstellungen; die Einnahme betrug kaum vierhundert Taler. Nach dem Tode Eckenbergs und Hilferdings trieben die beiden Schuch, Vater und Sohn, das alte Unwesen ungestört weiter; sechs Hannswurstiaden, berichten die Zeitgenossen, kamen immer auf ein regelmäßiges Stück. „In der größten deutschen Residenzstadt, wo die vortrefflichsten deutschen Genies, ein Sulzer, Moses Mendelssohn, Ramler, Lessing und Nicolai sich aufhalten, sagt Löwen noch in der 1766 geschriebenen Geschichte des deutschen

Theaters, hat mit hoher obrigkeitlicher Erlaubnis gerade die schlechteste Truppe ihre Bühne."

Es ist der Aufschrei eines tief verstimmten Herzens, wenn Lessing im einundachtzigsten Literaturbriefe ausruft: „Wir haben kein Theater, wir haben keine Schauspieler, wir haben keine Zuhörer. Der Franzose hat doch wenigstens noch eine Bühne, da der Deutsche kaum Buden hat. Die Bühne des Franzosen ist doch wenigstens das Vergnügen einer großen Hauptstadt, da in den Hauptstädten der Deutschen die Bude der Spott des Pöbels ist. Der Franzose kann sich doch wenigstens rühmen, oft seinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reiches, die feinste Welt zu unterhalten, da der Deutsche sehr zufrieden sein muß, wenn ihm ein paar Dutzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude schlichen, zuhören wollen. Doch lassen Sie uns recht aufrichtig sein. Daß es mit dem deutschen Drama noch gar so elend aussieht, ist vielleicht nicht einzig und allein die Schuld der Großen, die an ihrem Schutz, an ihrer Unterstützung es mangeln lassen. Die Großen geben sich nicht gern mit Dingen ab, bei welchen sie wenig oder gar keinen glücklichen Fortgang voraussehen. Und wenn sie unsere Schauspieler betrachten, was können ihnen diese versprechen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente; ein Meister Schneider, ein Ding, des noch vor ein paar Monaten Wäschermädchen war. Was können die Großen an solchen Leuten erblicken, das ihnen im geringsten ähnlich wäre und sie auffrischen könnte, diese ihre Repräsentanten auf der Bühne in einem besseren und geachteteren Stand zu setzen?"

Der letzte Grund dieser Erbärmlichkeit war die Erbärmlichkeit der dramatischen Dichtung selbst. Wie kann die Schauspielkunst, wie kann die lebendige Wirksamkeit der Bühne gedeihen, wenn die unerläßliche Grundlage einer guten und volkstümlichen Bühnendichtung fehlt? Wie aber hätten die französischen Übersetzungen, wie hätten vollends die französierenden Nachahmungen aus der Gottschedischen Schule diesen Mangel ersetzen könen? Weil die Bühne auf dem lebendigsten gesellschaftlichen Wechselverkehr mit dem Zuschauer ruht, kann sich, wie die Theatergeschichte aller neuern Völker sattsam bezeugt, auf ihr zwar zeitenweise die platteste Natürlichkeit, nie aber die hohle Gespreiztheit eines gemachten und unwahren Idealismus einbürgern. Den Franzosen waren Corneille und Racine ächte Volksdichter: unter dem Spiegelbild der alten Geschichte und Sage verherrlichte ihre Tragödie die Macht und Größe des eigenen Vaterlandes, die Feinheit französischer Sitte und Bildung, und auch die antikisierende Form war so sehr mit dem vorwiegend romanischen Volksnaturell verwachsen, daß sie bis auf den heutigen Tag in Frankreich noch ihre ungeschwächte Geltung und Anziehungskraft behauptet. Den Deutschen aber waren diese Empfindungen und Darstellungsformen durchaus fremdartig, nur zufällig und willkürlich aufgezwungen. Wie also mußten Übersetzungen wirken, denen die Bibliothek der schönen Wissenschaften mit Recht vorwarf, daß sie „die Sentiments, die ein Franzose edel, prächtig, nachdrücklich gesagt habe, im

Deutschen pöbelhaft gemein, platt und unverständlich ausdrückten?" Wie die deutschen Nachahmungen, von denen es ebendaselbst heißt, daß diejenigen Stücke, welche in Frankreich mittelmäßig und schlecht genannt werden, gleichwohl die besten deutschen ungemein übertreffen? Von Tag zu Tag zeigte es sich immer unabweislicher, daß die dramatische Richtung Gottscheds nur eine gewaltsame, eine totgeboren gelehrte war, ohne Zusammenhang mit dem Leben, ohne packende Kraft und Erhebung. Auch Theaterunternehmer wie Schönemann und Koch und Ackermann sahen sich genötigt, zuweilen wieder zu den alten Haupt- und Staatsaktionen und zu den vielbeliebten Hannswurstiaden zurückzugreifen.

Auf der sogenannten gereinigten Bühne Gottscheds eine erkünstelte Idealität, der alle Volkstümlichkeit, ja alle Naturwirklichkeit fehlte; auf der Volksbühne zwar Volkstümlichkeit und Naturwirklichkeit, aber von Grund aus verpöbelt und aller klärenden Idealität beraubt.

In allen Dichtarten war das bewußte und rastlose Streben rege, den verderblichen und unnatürlichen Gegensatz zwischen der Kunstdichtung, welche in ihrer Idealitätsforderung berechtigt, aber in ihrer einseitigen Anlehnung an die Franzosen und in ihrer vornehmen Abwendung vom Volksleben entartet und verflacht war, und zwischen der Volksdichtung, die in ihrer Eigenart nicht minder berechtigt, aber in ihrer schmachvollen Erniedrigung allen künstlerischen Sinn eingebüßt hatte, wieder aufzuheben und das seiner innersten Natur nach Zusammengehörige und Untrennbare zu seiner naturgemäßen Einheit und Versöhnung zurückzuführen. Und im Drama, wo dieser unnatürliche Gegensatz am schroffsten und empfindlichsten war, hätte derselbe noch länger Bestand haben können?

Lessings großartige Bedeutung in der Geschichte des deutschen Dramas ist, daß er diese große Aufgabe der Versöhnung des künstlerisch Idealen und des eigenartig Volkstümlichen, welche die Bremer Beiträger, die Rabener und Gellert, die Hallesche Dichterschule und selbst Klopstock in den anderen Dichtarten nur höchst unzulänglich gelöst hatten, zur entscheidenden und für immer maßgebenden Lösung brachte. Lessing wurde der Retter und Begründer des deutschen Dramas, weil er die Natur dieser Aufgabe tiefer und klarer erkannte als alle die andern, und weil es ihm gelang, seiner kritischen Einsicht durch dichterische Tat wirksamen Nachdruck zu geben.

Was war durch Lessing für das deutsche Drama Großes und Gewaltiges geschehen!

Mensch sprach wieder zu Mensch. Die Stoffe waren aus der unmittelbarsten Gegenwart und Wirklichkeit geschöpft. In jeder Familie konnte sich die Tragödie Miß Sara Sampsons ereignen; viele verdiente Offiziere teilten damals das Schicksal Tellheims; die Verwicklungen in Emilia Galotti waren ein treuer Spiegel deutschen Fürstenlebens vor der französischen Revolution; Nathan der Weise war das Evangelium der Liebe und Duldung, das der innerste

Kern des gesamten Zeitalters war. Und noch wunderbarer und genialer war der tiefe Griff der Charakterzeichnung. Nicht mehr das starr Schematische, zu welchem der französische Klassizismus die ruhige Einfachheit und Großheit der antik-plastischen Tragik verzerrt hatte, sondern das volle Hineintreten in jene verwickelten, in sich geteilten und von den mannigfachsten, einander oft widersprechenden Zwecken und Stimmungen getragenen Charaktere, in welchen die moderne Tragödie, wie sie ihren ersten und für alle Folgezeit vorbildlichen Ausdruck in Shakespeare gefunden hat, immer ihre tiefsten Motive und Wirkungen suchen muß, weil in dieser Verschiedenheit der Lebens- und Charakterentfaltung die Grundverschiedenheit des Antiken und Modernen überhaupt liegt. Von welcher frischen Naturwirklichkeit ist bereits Mellefont, von welcher dämonisch ergreifenden Kraft ist Marwood, ist die Gräfin Orsina, ist Marinelli, von welcher erquickend schönheitsvollen Heiterkeit ist Nathan; Charaktere, an welche man immer denken sollte, wenn man jenes bescheidene Wort Lessings, daß er kein Dichter sei, gedankenlos nachsprechen hört. Dazu die Strenge der Motivierung, die Raschheit der Handlung, der scharfe, geistreiche und doch so lebenswahre Dialog! Die Wirkung war eine so großartige und mächtige, daß fortan die Zwingherrschaft der verzopften französischen Renaissancetragödie für immer geschwunden war, ja daß sogar schon nach wenigen Jahrzehnten Goethe und Schiller sich gedrungen fühlten, gegen die wilden Übertreibungen und Überstürzungen, zu welchen die Shakespearomanie ihrer eigenen Jugend die künstlerische Richtung und Einsicht Lessings gemißbraucht hatte, wieder an das Maßvolle der französischen Bühne zu erinnern, ohne befürchten zu dürfen, daß mit dem unvergänglich Schönen derselben zugleich auch ihre Unnatur und Verkehrtheit wiederkehre.

Und auch für unsere Schauspielkunst wurde Lessing schöpferisch und zielzeigend; nicht bloß durch die feinen und sachkundigen Fingerzeige, welche alle seine dramaturgischen Zeitschriften auch dem darstellenden Künstler boten, sondern weit mehr noch die lebensvollen Aufgaben, welche seine Dichtungen an den Darsteller stellten. „Von nun an war der Schauspieler", wie Eduard Devrient in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst so schön sagt, „von allem Herkömmlichen, von allen Kunstmustern unmittelbar wieder an die Natur gewiesen; er hatte Menschen, er hatte Leidenschaften, Schwächen und Tugenden darzustellen, Gedanken und Empfindungen auszusprechen, wie er sie kannte, wie er sie im eigenen Leben fand; die Geschichte des deutschen Herzens war Gegenstand seiner Kunst geworden: er brauchte die Natur nicht mehr durch ein französisch geschliffenes Glas zu betrachten, er sah ihr gerade ins Auge; frei aus der bewegten Brust durfte der Schauspieler in deutscher Weise zum deutschen Zuhörer reden." Lessing ist auch der Vater unserer Eckhof und Schröder.

Dennoch hat die dramatische Tat Lessings noch eine sehr bedeutende und verhängnisvolle Schranke.

Im Lustspiel hat Lessing das Höchste erreicht: im Trauerspiel steht er

nicht auf gleicher Höhe. Die Schranke Lessings ist, daß er die tiefe Bedeutung, welche in der modernen Tragödie der Begriff der tragischen Schuld hat, nicht fühlte, nicht kannte.

So groß die Bewunderung Lessings für Shakespeare war, und so unsterbliche Verdienste Lessing sich um die erste durchgreifende Einführung Shakespeares in Deutschland erworben hat, in das innerste Kompositionsgeheimnis Shakespeares ist Lessing doch niemals gedrungen. Dieses eigenste Kompositionsgeheimnis Shakespeares besteht darin, daß er, aus dem vertieften Freiheitsgefühl der modernen protestantischen Weltanschauung erwachsen, durchweg mit allen überweltlichen Schicksalsmotiven, an welchen die antike Tragödie nach Maßgabe des antiken Schiksalsglaubens so reich ist, aufs schärfste gebrochen hat und den tragischen Untergang des Helden immer nur als die naturnotwendige und unabwendbare Folge seiner tragischen Schuld behandelt und darstellt. Wir nennen die Shakespearesche Tragödie Charaktertragödie, weil in ihr jeder seines Glückes Schmied ist, weil die Katastrophe immer nur aus der Schuld quillt, welche der Held mit seiner eigenwilligen, wenn auch aus den edelsten und berechtigtsten Beweggründen entspringenden Auflehnung und Überhebung gegen die Gesetze und Bedingungen der allgemeinen sittlichen Weltordnung auf sich geladen hat. Dieses innerste Wesen der Shakespeareschen Tragödie und deren tiefen Gegensatz gegen die antike Tragödie hat sich Lessing niemals zum Bewußtsein gebracht. Lessing hat Shakespeare immer nur in seinem Gegensatz gegen den französischen Klassizismus, nie in seiner eigensten Größe und epochemachenden Bedeutung betrachtet. Weil Lessing die antike Tragödie und die Tragödie Shakespeares in gleichem Abstand von dem Zopf des französischen Klassizismus erblickte, meinte er nun auch beide Arten der Tragik unter sich selbst übereinstimmend. Er erkannte nicht, daß die volkstümliche moderne Tragödie in der Art ihrer Motivierung durch die weite Kluft der antiken und modernen Weltanschauung auf das bestimmteste von der antiken Tragödie getrennt sei.

Lessings Ansicht von der Natur der tragischen Schuld war die einseitig Aristotelische.

Aristoteles, der Theoretiker der antiken Tragödie, fordert zwar auch eine Schuld, sogar eine bedeutende; aber nicht in jenem tieferen Sinn, daß sie Grund und Hebel der gesamten tragischen Handlung sei, sondern nur als ein unverbrüchliches Bestandteil der dramatischen Charakterzeichnung. Das dreizehnte Kapitel der Poetik, welches diesen Begriff entwickelt, wirft die Frage auf, wie die Natur des tragischen Schicksalswechsels beschaffen sein müsse. Zu diesem Behuf untersucht er zunächst, welche Fälle für die Tragödie unpassend und also von ihr auszuschließen seien. Die Antwort lautet, daß, da die eigentümliche Art der Tragödie darin bestehe, mitleidenswerte und furchtbare Ereignisse darzustellen, es erstens unstatthaft sei, vollendet tugendhafte Männer als aus Glück in Unglück geratend darzustellen, denn dies sei nicht mitleid- und furchterregend, sondern gräßlich und entsetzlich; zweitens sei es unstatthaft,

lasterhafte Männer als aus Unglück in Glück geratend darzustellen, denn dies sei das Untragischste von allem, es errege nicht nur nicht unser Mitleid und unsere Furcht, sondern nicht einmal unsere allgemeine menschliche Teilnahme; und endlich drittens sei es unstatthaft, lasterhafte und durchaus schlechte Männer als aus Glück in Unglück geratend darzustellen, denn spreche hier zwar unsere menschliche Teilnahme, so spreche doch weder unser Mitleid, das sich nur dem unverdient Unglücklichen, noch unsere Furcht, die sich nur einem uns Ähnlichen zuwende. Und aus diesen Verneinungen zieht Aristoteles den Schluß, daß wenn weder der durchaus Tugendhafte noch der durchaus Lasterhafte ein passender tragischer Held sei, nur der zwischen beiden in der Mitte Stehende übrig bleibe. Der tragische Held müsse an sich groß und edel, aber doch mit irgendeiner Schuld („hamartia") behaftet sein; denn ohne eine solche „hamartia" wäre der Umschlag von Glück zum Unglück nur ein „miaron", d. h. wäre der Eindruck seines Leidens nur marternd und peinigend. Die „hamartia" der Aristotelischen Poetik ist also nur ein Vergehen, nur eine Verirrung, ein Fehltritt; einzig deshalb gefordert, weil die Tragödie nur mittlere und gemischte Charaktere brauchen kann, damit der Zuschauer in deren Geschick sich selbst erkenne, mit ihnen leide, und in diesem Mitgefühl von der Furcht erschüttert werde, es könne ihm Gleiches begegnen. Nirgends findet sich bei Aristoteles eine Spur von jener tieferen Wendung, die Katastrophe aus dieser Schuld selbst wie die Wirkung aus der Ursache ableiten zu wollen. Hätte Aristoteles den Begriff der tragischen Schuld in diesem tieferen Sinne gekannt und anerkannt, wie hätte er dann den Eindruck der Tragödie auf den Zuschauer in seiner berühmten Definition derselben (Kap. 6, 2) bloß auf die durch die Erregung von Mitleid und Furcht bewirkte Reinigung und Läuterung der Gemütsbewegung dieser Art beschränken können? Er würde die sittliche Versöhnng und Erhebung, die im Untergang des Schuldigen liegt, bestimmter und nachdrücklicher betont haben; und zwar um so mehr, je offener seine Absicht war, der engherzigen Ansicht Platos, als wirke die Tragödie verweichlichend und entsittlichend, mit seiner Lehre entgegenzutreten.

Gleich Aristoteles kennt auch Lessing die tragische Schuld immer nur als Gegenmittel und Abwehr des Gräßlichen und Schrecklichen, nur als beiherspielendes Verschulden, nur als Fehltritt. Daher auch bei Lessing nirgends die leiseste Spur von der Einsicht in die Notwendigkeit der festen und ursächlichen Verbindung von Schuld und Katastrophe.

Daher jenes tastende Hinübergreifen nach antikisierenden Schicksalsmotiven: daher auch das unkünstlerische Festhalten an der Äußerlichkeit der Intriguentragödie in Miß Sara Sampson und Emilia Galotti; daher auch das lose Gefüge der Komposition in Nathan dem Weisen. Dem Dichter, dem der tragische Hintergrund des antiken Schicksals fehlte, und der sich doch ebenso wenig zum Bewußtsein erhoben hatte, daß die moderne Tragödie dafür des Schicksals Sterne in der eigenen Brust zu suchen habe, war keine andere Art der tragischen Verwicklung zugänglich als die Verwicklung der Intrigue oder des

Zufalls. War doch schon Euripides, welcher, losgelöst von den bindenden Glaubensvorstellungen der Volksreligion, in ähnlichen schwankenden Mittelzuständen lebte, mehrfach denselben Fehlern anheimgefallen!

Und daher auch in Lessing noch jener störende Beigeschmack moralisierender Endzwecke, von welchen sich keiner erlösen kann, dem die Tragödie nichts als die Darstellung einer rührenden und mitleidswürdigen Handlung ist. Allerdings ist der Verfasser der Dramaturgie zu künstlerisch feinfühlig, als daß er Zweck und Wirkung der Tragödie in eine ganz bestimmte einzelne moralische Lehre und Nutzanwendung setzen möchte, ja er meint sogar einmal übereifrig, dem dramatischen Dichter sei es gleichgültig, ob sich aus seiner Fabel eine allgemeinere Lehre folgern lasse oder nicht; aber im innersten Kern ist doch auch ihm jene Reinigung der Leidenschaften, von welcher Aristoteles spricht, nicht die befreiende und versöhnende Erhebung, welche aus dem Anschauen des Sieges der unverrückbaren sittlichen und vernünftigen Weltordnung quillt, sondern nur die Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten. In dieser Betrachtungsweise zeigt sich dasselbe moralisierende Zöpfchen, das Lessing in den Nacken schlug, als er für Goethes Werther ein lehrhaftes Schlußkapitel, „je zynischer, desto besser", verlangte.

Es war ein wichtiger und notwendiger Fortschritt über Lessing hinaus, als endlich auch in Deutschland jene tiefere Erfassung der tragischen Schuld und des Urgrundes aller tragischen Verwicklung und Versöhnung erwachte, welche die Charaktertragödie im Sinn Shakespeares als die einzig berechtigte Kunstform moderner Tragik begriff und verwirklichte.

Auch kein anderer unter den Zeitgenossen Lessings hatte für diese wesentlichste Seite Shakespeares ein Auge. Weder Wieland, der erste deutsche Übersetzer Shakespeares, noch Gerstenberg, dessen „Etwas über Shakespeare" in den Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur das Beste ist, was neben Lessing damals in Deutschland über Shakespeare geschrieben wurde, noch selbst Herder.

Erst Goethe und Schiller haben das Wesen der Shakespeareschen Tragödie wiedergefunden.

21. Lessing und Winckelmann.

Von Johann Gottfried Herder. Kritische Wälder, 1769. Erstes Wäldchen.

Der Laokoon Lessings, ein Werk, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen, geschäftig gewesen, ist in unserer jetzigen kritischen Pestilenz in Deutschland für mich eine der angenehmen Erscheinungen gewesen, um welche Demokritus die Götter bat, als um die Seligkeit seines Lebens. Ich würde dasselbe auch sehr wohlfeil mit der Bildsäule vergleichen können, von der es den Namen hat, wenn nicht die Miene des Vollendeten, des schriftstellerischen epoiese (fecit) eben die wäre, die dieser Laokoon am wenigsten annehmen will.

Die Kunstrichter unserer Zeit haben meistens Laokoon nicht besser zu loben gewußt als auf Winckelmanns Kosten; denn welch ein Lob fließt von den Lippen großer Leute wohl glatter herunter als das auf Kosten eines Dritten? Lessing soll Winckelmannen so viele unverzeihliche Fehler gezeigt, ihn philosophieren gelehrt, ihm die Grenzen und das Wesen der Kunst gewiesen, und insonderheit in seinen Schriften das aufgedeckt haben, daß seine Kenntnis der Alten ein schwankender Grund sei. Wäre das nicht viel? Einem Winckelmann, ihm, der sich so ganz nach den Alten gebildet, der in Griechenland lebet und webet, der in den Alten Kunstkenntnis, bis zum Erstaunen, zeiget, dem Homer, wie er selbst schreibet, täglich sein andächtiges Morgengebet gewesen — diesem Manne zeigen, daß er Homer nicht gelesen, daß er die Griechen nicht kenne: warum? weil sie Lessing kennet, weil Lessing Homer gelesen! Noch ärger, daß Winckelmann kein Philosoph sein soll, weil er nicht auf Lessings Art philosophiert, sondern lieber in der Akademie alter griechischer Weisen, und insonderheit am heiligen Ilissus wandelt. Und dann am ärgsten, Winckelmannen das Wesen der Kunst lehren — o der unseligen Richter, die taub und blödsinnig über die größesten Schriftsteller unserer Zeit nicht anders als im Schlafe, nicht anders als über Schüler urteilen, bei denen Examen zu halten sei, über das, was sie wissen und nicht wissen, zeigen und nicht zeigen, insonderheit, was ihnen gegen diesen und jenen fehle. —

Auch Lessing wiederum hat, wie billig und recht ist, erleuchteten Kunstrichtern zum Vorwurf dienen müssen, die Schärfe ihrer Augen dem Publikum zu zeigen. Wenn der eine ihn zum größten Antiquar unserer Zeiten, zum ersten Lehrer der Kunst machte, so war er dem anderen, ach leider!, ein witziger Kopf, und einem dritten, einem frommen, kritischen Christen, ein Schulphilosoph, ein Ästhetiker aus Baumgartens Schule, der, nach der Sprache unserer neuen Schöndenker, mit ein paar Unzen Baumgartenscher Philosophie den Weltweisen aller Zeiten trotzen wolle. O! mit verstopftem Ohre durch die Chöre quäkender Frösche hindurch, wie Ulysses durch den Gesang der Sirenen!

Für mich hat Laokoon an sich selbst Schönheit genug, ohne daß er erst des Kontrastes mit einem anderen bedürfte. Und der Genius eines Lessings und Winckelmanns sind auch zu verschieden, als daß ich's von mir erlangen könnte, sie gegeneinander abzumessen.

Wo Lessing in seinem Laokoon am vortrefflichsten schreibt, spricht — der Kritikus: der Kunstrichter des poetischen Geschmacks, der Dichter. Wie Sophokles' Philoktet leidet und die Helden Homers weinen, und Virgils Laokoon den Mund öffnen und körperliche Schmerzen auf dem Theater winseln dürfen — wie Virgil, Petron und Sadolet den Laokoon bilden und der Dichter den Künstler und der Künstler den Dichter nachahmen könne — wer spricht hier überall als der Kunstrichter des Poeten? Dieser ist's, der dem Philoktet des Chateaubrun einen Streich gibt, der Spencen und Caylus ihre Fehler zeiget, der Homers poetische Wesen klassifiziert, und poetische von der malerischen Schönheit unterscheidet — überall der Kunstrichter des Dichters: das ist sein Ge-

schäft. Und sein Zweck derselbe. Dem falschen poetischen Geschmack entgegen zu reden, die Grenzen zwoer Künste zu bestimmen, damit die eine der anderen nicht vorgreifen, vorarbeiten, zu nahe treten wolle: das ist sein Zweck. Was er auf diesem Wege von dem Innern der Kunst findet, freilich nimmt er's auf; aber mir noch immer Lessing, der poetische Kunstrichter, der sich selbst Dichter fühlt.

Winckelmann aber ein Lehrer griechischer Kunst, der selbst in seiner Kunstgeschichte mehr darauf bedacht ist, eine historische Metaphysik des Schönen aus den Alten, absonderlich Griechen, zu liefern, als selbst auf eigentliche Geschichte, und also auf eine Kritik des Kunstgeschmacks noch uneigentlicher. Um den falschen Geschmack anderer Zeiten und Völker ist ihm nie als um Hauptzweck zu tun; den züchtigt er bloß, wenn er neben oder unmittelbar vor den Alten ihm zu Gesichte kommt; denn sonst, wie oft hätte er nach seiner hohen, griechischen Idee züchtigen und seine Hand in Nebenstreichen ermüden müssen! Und schreibt er also nicht als Kritikus des Kunstgeschmacks, wie weit entfernter vom Kunstrichter der Poesie? Als Künstler las er die Dichter, als Kunstlehrer brauchet er sie, und würde nicht so haben schreiben können, wenn er auch selbst die Dichter anders und nicht als Künstler gelesen. Er, dem, wie jedem griechischen Künstler, die Schönheit selbst (aber die Kunstschönheit) erschienen war; bezaubert von ihr, suchte er ihre Gestalt also mit Feuer in seinem Geist gemalt, brennend in seinem Auge, und sich in seinem Herzen regend — diese Gestalt der Kunstschönheit, dies Bild der Liebe, suchte er allenthalben, wollte sie auch in bloßem Abglanz sehen, vermutete sie selbst auch in Fußtritten, auch im Bilde des Wassers, auch im Hauche des Zephyrs. Im Gefühl also dieser bildenden, und nicht dichtenden Schönheit, stand er auch vor Virgils Laokoon, wie vor dem Laokoon des Agesander, und so muß er gelesen werden; denn das sind Schranken der menschlichen Natur, auf einmal nur eines sehen zu können, was man will und wie man will. — Dies Eine war bei Winckelmann die Kunst. Soll ich ihm also Kenntnis der Alten absprechen, weil er Homer nicht als Dichter, sondern als Künstler, nicht also des poetischen Wesens seiner Muse wegen, nicht wie Lessing gelesen? Soll ich ihm einen Seitenblick, den er auf die Poesie wirft, um seine Kunst zu erläutern, und gesetzt, dieser Seitenblick träfe auch nicht auf das Innere der Dichtkunst, zum Hauptverbrechen anrechnen? Und soll ich, weil Lessing wiederum alles aus dem Grunde der Seele holt, soll ich ihn für einen spekulativen Witzling, und wenn er einige Male mit seinen munteren Schlüssen zu weit käme, für einen überspannten Kopf halten? Warum können wir denn nicht zween so originale Denker, Winckelmann und Lessing, nehmen wie jeder ist? Auch in der Schreibart sogar haben beide eine griechische Grazie zur Freundin: nur daß sie bei beiden nicht eine Grazie ist.

Winckelmanns Stil ist wie ein Kunstwerk der Alten. Gebildet in allen Teilen, tritt jeder Gedanke hervor, und stehet da edel, einfältig, erhaben, vollendet: er ist. Geworden sei er, wo oder wie er wolle, mit Mühe oder von selbst,

in einem Griechen oder in Winckelmann: genug, daß er durch diesen auf einmal, wie eine Minerva aus Jupiters Haupt, dastehet und ist. Wie also an dem Ufer eines Gedankenmeeres, wo auf der Höhe desselben der Blick sich in den Wolken verliert, so stehe ich an seinen Schriften und überschaue. Ein Feld voll Kriegsmänner, die weit und breit zusammengeworben, die Aussicht erst lange ins Große führen; wenn aber endlich aus dieser Weite das Auge erhabener zurückkommt, so wird es sich an jeden einzelnen Kriegsmann heften, und fragen woher? und betrachten, wer er sei? und alsdann von vielen den Lebenslauf eines Helden erfahren können.

Lessings Schreibart ist der Stil eines Poeten, d. i. eines Schriftstellers, der nicht gemacht hat, sondern, der da machet, der nicht gedacht haben will, sondern uns vordenket; wir sehen sein Werk werdend, wie das Schild Achilles bei Homer. Er scheint uns die Veranlassung jeder Reflexion gleichsam vor Augen zu führen, stückweise zu zerlegen, zusammenzusetzen; nun springt die Triebfeder, das Rad läuft, ein Gedanke, ein Schluß gibt den andern, der Folgesatz kommt näher, da ist das Produkt der Betrachtung. Jeder Abschnitt ein Ausgedachtes, das Tetagmenon eines vollendeten Gedankens; sein Buch ein fortlaufendes Poem, mit Einsprüngen und Episoden, aber immer unstet, immer in Arbeit, im Fortschritt, im Werden. Sogar bis auf einzelne Bilder, Schilderungen und Verzierungen des Stils erstrecket sich dieser Unterschied zwischen beiden: Winckelmann, der Künstler, der gebildet hat, Lessing der schaffende Poet. Jener ein erhabener Lehrer der Kunst, dieser, selbst in der Philosophie seiner Schriften, ein munterer Gesellschafter; sein Buch ein unterhaltender Dialog für unseren Geist.

So dürften beide sein; und wie unterschieden! wie vortrefflich bei dem Unterschiede! Weg also mit der Brille, durch die man von einem zum andern schielen will, um durch Kontrast zu loben! Wer Lessing und Winckelmann nicht lesen kann, wie jeder derselben ist, der soll keinen von beiden, der soll sich selbst lesen! —

22. Die Humanität der Griechen.

Von Johann Gottfried Herder. Briefe zur Beförderung der Humanität. 3. Sammlung. 1794.

Einzelne Blätter, die mir über die Humanität einiger griechischer Dichter und Philosophen in die Hände gekommen sind, sollen Ihnen zu einer anderen Zeit zukommen; jetzt bemerke ich nur, daß, wenn in späteren Zeiten bei irgendeinem Schriftsteller, er sei Geschäftsmann, Arzt, Theolog oder Rechtslehrer, eine feinere, ich möchte sagen, klassische Bildung sich äußerte, diese meistens auch auf klassischem Boden, in der Schule der Griechen und Römer erworben, der Sprößling ihres Geistes gewesen. Wie die griechische Kunst unübertroffen, und in Absicht der Reinheit ihrer Umrisse, des Großen, Schönen und Edlen ihrer Gestalten, allen Zeiten das Muster

geblieben; fast also ist's auch, weniges ausgenommen, mit den Vorstellungsarten des menschlichen Geistes. Was wir kraus sagen und verwickelt denken, gaben sie hell und rein an den Tag; ein kleiner Satz, eine schlicht vorgetragene Erfahrung enthält bei ihnen, wenn man's zu finden weiß, oft mehr als unsere verworrensten Deduktionen; die Probleme, welche die neuere Staatskunst verwickelt vorträgt, sind in der griechischen Geschichte hell und klar auseinandergesetzt und durch die Erfahrung längst entschieden. Die Kritik des Geschmacks endlich, ja die reinste Philosophie des Lebens, woher stammen sie als von den Griechen? In den schönsten Seelen dieser Nation bildeten sie sich; hie und da hat sich ihr Geist schwesterlichen Seelen mitgeteilet. Da also die Griechen bisher den Sturz der Zeiten, der Vertilgung wilder Barbaren und Schwärmer entronnen sind, wird, solange sie uns nicht geraubt sind, wahre Humanität nie von der Erde vertilgt werden.

Das weiche Gefühl mit den Schwächen unseres Geschlechts, das wir gewöhnlicherweise Menschlichkeit nennen, macht die ganze Humanität nicht aus. Zu rechter Zeit, am rechten Ort ziert es den Menschen allerdings; da Sympathie in reinem Verstande, d. i. eine lebhafte, schnelle Versetzung in den Zustand des Fehlenden, Irrenden, Leidenden, Gequälten, der zarteste Kitt der Vereinigung ähnlicher Geschöpfe, und unter Menschen das lindeste Band ihrer Verbindung ist. Nichts stößt mehr zurück als gefühllose, stolze Härte. Ein Betragen, als ob man höheren Stammes und ganz anderer oder gar eigener Art sei, erbittert jeden und ziehet dem Übermenschen das unvermeidliche Übel zu, daß sein Herz ungebrochen, leer und ungebildet bleibt, daß jedermann zuletzt ihn hasset oder verachtet.

So notwendig indessen eine menschliche Lindigkeit und Milde gegen die Fehler und Leiden unserer Nebengeschöpfe bleibt, so muß sie doch, wenn sie zu weich und ausschließend wird, den Charakter erschlaffen und kann eben dadurch die härteste Grausamkeit werden. Ohne Gerechtigkeit besteht Billigkeit nicht; eine Nachsicht ohne Einsicht der Schwächen und Fehler ist eine Verzärtelung, die eiternde Wunden mit Rosen bedeckt und eben dadurch Schmerzen und Gefahr mehrt. Auch ist Humanität ihnen nicht bloß jene leichte Geselligkeit, ein sanftes Zuvorkommen im Umgange, so viel Reize dies auch dem täglichen Leben gewähret. Vielmehr ist sie subjektiv betrachtet ein Gefühl der menschlichen Natur in ihrer Stärke und Schwäche, in Mängeln und Vollkommenheiten, nicht ohne Tätigkeit, nicht ohne Einsicht. Was zum Charakter unseres Geschlechts gehört, jede mögliche Ausbildung und Vervollkommnung desselben, dies ist das Objekt, das der humane Mann vor sich hat, wonach er strebet, wozu er wirket. Da unser Geschlecht selbst aus sich machen muß, was aus ihm werden kann und soll, so darf keiner, der zu ihm gehört, dabei müßig bleiben. Es muß an Wohl und Weh des Ganzen teilnehmen, und seinen Teil Vernunft, sein Pensum Tätigkeit mit gutem Willen dem Genius seines Geschlechts opfern.

Zum Besten der gesamten Menschheit kann niemand beitragen, der nicht aus sich selbst macht, was aus ihm werden kann und soll; jeder also muß den Garten der Humanität zuerst auf dem Beet, wo er als Baum grünet oder als Blume blühet, pflegen und warten. Wir tragen alle ein Ideal in uns und mit uns, was wir sein sollten und nicht sind; die Schlacken, die wir ablegen, die Form, die wir erlangen sollen, kennen wir alle. Und da, was wir werden sollen, wir nicht anders als durch uns und andere, von ihnen erlangend, auf sie wirkend, werden können; so wird notwendig unsere Humanität mit der Humanität anderer eins, und unser ganzes Leben eine Schule, ein Übungsplatz derselben. Was wahrhaftig, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich ist, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dessen befleißigt euch, sagt selbst ein Apostel.

Alle Einrichtungen der Menschen, alle Wissenschaften und Künste können, wenn sie rechter Art sind, keinen anderen Zweck haben, als uns zu humanisieren, d. i. den Unmenschen oder Halbmenschen zum Menschen zu machen, und unserem Geschlecht zuerst in kleinen Teilen die Form zu geben, die die Vernunft billigt, die Pflicht fordert, nach der unser Bedürfnis strebet. Das Gemüt läutert, hebet und stärkt sich durch die Betrachtung: „Wir sind Menschen. Nichts mehr, aber auch nichts minderes als dieser Name saget."

23. Resultat der Vergleichung der Poesie verschiedener Völker alter und neuer Zeit.

Von Johann Gottfried Herder. Briefe zur Beförderung der Humanität. 1793—97.

Die Poesie ist ein Proteus unter den Völkern; sie verwandelt ihre Gestalt nach Sprache, Sitten, Gewohnheiten, nach dem Temperament und Klima, sogar nach dem Akzent der Völker.

Wie Nationen wandern, wie sich die Sprachen mischen und ändern, wie neue Gegenstände die Menschen rühren, wie ihre Neigungen eine andere Richtung, ihre Übungen ein anderes Ziel nehmen, wie in der Zusammensetzung der Bilder und Begriffe neue Vorbilder auf sie wirken, selbst wie die Zunge, dies kleine Glied, sich anders bewegt und das Ohr sich an andere Töne gewöhnt, so verändert sich die Dichtkunst nicht nur bei verschiedenen Nationen sondern auch bei demselben Volke. Die Poesie zu Homers Zeiten war bei den Griechen ein anderes Ding als zu Longins Zeiten, selbst dem Begriff nach. Ganz ein anderes war's, was sich der Römer und der Mönch, der Araber und der Kreuzritter, oder was nach wiedergefundenen Alten der Gelehrte, und in verschiedenen Zeitaltern verschiedener Nationen der Dichter und das Volk sich an Poesie denken. Der Name selbst ist ein abgezogener, so viel fassender Begriff, daß, wenn ihm nicht einzelne Fälle deutlich unterlegt werden, er wie ein Trugbild in den Wolken verschwindet. Sehr leer war daher der Streit über den Vorzug der Alten oder der Neuern, bei welchem man sich wenig bestimmtes dachte.

Er ward noch leerer dadurch, daß man keinen oder einen falschen Maßstab der Vergleichung annahm; denn was sollte hier über den Rang entscheiden? Die Kunst der Poesie als Objekt? Wie viel feine Bestimmungen gehörten dazu, das Höchste der Vollkommenheit in jeder Art und Gattung nach Ort und Zeit, nach Zweck und Mitteln auszufinden, und auf jedes Verglichene unparteiisch anzuwenden! Oder sollte die Kunst des Dichters nach dem Subjekt betrachtet werden, wie viel dieser vor jenem glückliche Gaben der Natur, eine günstigere Lage der Umstände, mehreren Fleiß in Nutzung dessen, was vor ihm gewesen war und um ihn lag, ein edleres Ziel, einen weiseren Gebrauch seiner Kräfte dies Ziel zu erreichen zu seinem Eigentum machte? Welch ein anderes Meer der Vergleichung? So manchen Maßstab der Dichter einer Nation oder verschiedener Völker man aufgestellt hat, so manche vergebliche Arbeit hat man übernommen. Jeder schätzt und ordnet sie nach seinen Lieblingsbegriffen, nach der Art, wie er sie kennen lernte, nach der Wirkung, die der und jener auf ihn machte. Der gebildete Mensch trägt, wie sein Ideal der Vollkommenheit, so auch seinen Maßstab diese zu erreichen in sich, den er nicht gern mit einem fremden vertauschet.

Keiner Nation dürfen wir's also verargen, wenn sie vor allen andern ihre Dichter liebt und sie gegen fremde nicht hingeben möchte; sie sind ja ihre Dichter. In ihrer Sprache haben sie gedacht, im Kreise ihrer Gegenstände imaginiert, sie fühlten die Bedürfnisse der Nation, in welcher sie erzogen wurden, und kamen diesen zu Hülfe. Warum sollte die Nation nicht auch mit ihnen fühlen, da ein Band der Sprache, Gedanken, Bedürfnisse und Empfindungen sie fest aneinander knüpfet?

Italiener, Franzosen, Engländer schätzen ihre Dichter, oft mit ungerechter Verachtung anderer Völker, parteiisch hoch; der einzige Deutsche hat sich verführen lassen, das Verdienst fremder Völker, insonderheit der Engländer und Franzosen, unmäßig zu übertreiben und darüber sich selbst zu vernachlässigen. Es wird den Deutschen immer den Vorwurf einer unentschlossenen Lautgkeit zuziehn, daß die reinsten Dichter und ihre Sprache in Schulen und bei Erziehung der Jugend überhaupt so vergessen und hintangesetzt werden wie keine benachbarte Nation es tut. Wodurch soll sich unser Geschmack, unsere Schreibart bilden? Wodurch unsere Sprache bestimmen und regeln als durch die besten Schriftsteller unserer Nation? Ja wodurch sollen wir Patriotismus und Liebe zu unserem Vaterlande erlangen als durch seine Sprache, durch die vortrefflichsten Gedanken und Empfindungen, die in ihr ausgedrückt, die wie ein Schatz in sie gelegt sind? Gewiß irrten wir nicht nach einem Jahrtausend, in dem unsere Sprache geschrieben ist, in manchen Wortfügungen noch jetzt zweifelnd umher, wenn wir von Jugend auf unsere besten Schriftsteller kennten und sie uns zu Führern wählten.

Indessen soll keine Liebe zu unserer Nation uns hindern, allenthalben das Gute zu erkennen, das nur im großen Gange der Zeiten und Völker fortschreitend bewirkt werden konnte. Jener Sultan freuete

sich über die vielen Religionen, die in seinem Reiche, jede auf ihre Weise, Gott verehrten; es kam ihm wie eine schöne, bunte Aue vor, auf der mancherlei Blumen blühen. So ist's mit der Poesie der Völker und Zeiten auf unserer Erdrunde; in jeder Zeit und Sprache war sie der Inbegriff der Fehler und Vollkommenheiten einer Nation, ein Spiegel ihrer Gesinnungen, der Ausdruck des Höchsten, nach welchem sie strebte (oratio sensitiva animi perfecta). Diese Gemälde (minder und mehr vollkommene, wahre und falsche Ideale) gegeneinander zu stellen, gibt ein lehrreiches Vergnügen. In dieser Galerie verschiedener Denkarten, Anstrebungen und Wünsche lernen wir Zeiten und Nationen gewiß tiefer kennen als auf dem täuschenden trostlosen Wege ihrer politischen und Kriegsgeschichte. In dieser sehen wir selten mehr von einem Volke als wie es sich regieren und töten ließ; in jener lernen wir, wie es dachte, was es wünschte und wollte, wie es sich erfreute, und von seinen Lehrern oder seinen Neigungen geführt ward.

Auf drei Wegen kann man sich eine Übersicht dieses blumen- und fruchtreichen Feldes menschlicher Gedanken verschaffen, und jeder ist betreten worden.

Eschenburgs beliebte Beispielsammlung wählet, seiner Theorie gemäß, den Weg der Gattungen und Arten — für Jünglinge ein lehrreicher Weg bei einem geschickten Führer; denn oft kann ihn ein Name, der sehr verschiedene Dinge bezeichnet, ganz irre leiten. Homers, Virgils, Ariosts, Miltons, Klopstocks Werke tragen einen Namen der Epopöe, und sind doch selbst nach dem Kunstbegriff, der in den Werken liegt, geschweige nach dem Geist, der sie beseelt, ganz verschiedene Produktionen. Sophokles, Corneille und Shakespeare haben als Trauerspieldichter nur den Namen gemein; der Genius ihrer Darstellungen ist ganz verschieden. So bei allen Gattungen der Dichtkunst bis zum Epigramm hinunter.

Andere haben die Dichter nach Empfindungen geordnet, da denn insonderheit Schiller viel Feines und Vortreffliches gesagt hat. Allein wie sehr laufen die Empfindungen ineinander! Welcher Dichter bleibt einer Empfindungsart dergestalt treu, daß sie seinen Charakter, zumal in verschiedenen Werken bezeichnen könnte? Oft rühret er ein Saitenspiel von vielen, ja von allen Tönen, die sich eben durch Disharmonien heben. Die Welt der Empfindungen ist ein Geister-, oft ein Atomenreich; nur die Hand des Schöpfers mag daraus Gestalten zu ordnen.

Die dritte, wenn ich so sagen darf, Naturmethode ist, jede Blume an ihrem Ort zu lassen, und dort ganz wie sie ist, nach Zeit und Art, von der Wurzel bis zur Krone zu betrachten. Das demütigste Genie hasset Rangordnung und Vergleichung. Es will lieber der erste im Dorf sein als der zweite nach Cäsar. Flechte, Moos, Farrenkraut und die reichste Gewürzblume — jedes blühet an seiner Stelle in Gottes Ordnung.

Man hat die Dichtkunst subjektiv und objektiv, nach den Gegenständen, die sie schildert, und nach den Empfindungen, mit denen sie Gegenstände

darstellt, geordnet; ein wahrhafter und nützlicher Gesichtspunkt, der auch zu Charakterisierung einzelner Dichter, z. B. Homers und Ossians, Thomsons und Kleists u. a. der rechte scheinet. Homer nämlich erzählt die Geschichten seiner Vorwelt ohne merkliche besondere Teilnehmung; Ossian singet sie aus seinem verwundeten Herzen, aus seiner traurigfröhlichen Erinnerung. Thomson schildert Jahreszeiten, wie die Natur sie gibt; Kleist singet seinen Frühling mit oft einbrechenden Gedanken an sich und seine Freunde als eine Rhapsodie, von Ansichten, mit Empfindungen beseelet. Indessen auch dieser Unterschied bezeichnet Dichter und Zeiten der Dichtkunst sehr leise; denn auch Homer nimmt Teil an seinen Gegenständen, als Grieche, als Erzähler, wie in den mittleren Zeiten die Balladensänger und Fabliers, wie in neueren Zeiten Ariost und Spenser, Cervantes und Wieland. Ein mehreres zu tun wäre außer seinem Beruf gewesen und hätte seine Erzählung gestöret. In Anordnung und Bezeichnung seiner Gestalten aber singt auch Homer auf die höchste Weise menschlich; wo es uns nicht also scheinet, liegt der Unterschied an der Denkart der Zeiten und ist sehr erklärbar. Ich getraue mich, in den Griechen jede reine menschliche Gesinnung, vielleicht im schönsten Maß und Ausdruck, aufzufinden; nur alles an Ort und Stelle. Aristoteles Poetik hat Fabel, Charaktere, Leidenschaften, Gesinnungen unübertrefflich geordnet.

Zu allen Zeiten war der Mensch derselbe; nur er äußerte sich jedesmal nach der Verfassung, in der er lebte. Sehr mannigfaltig ist die Poesie der Griechen und Römer: in ihren Wünschen und Klagen, in ihren Beschreibungen voll Lust und Freude. So die Poesie der Mönche, der Araber, der Neueren. Den großen Unterschied, der zwischen dem Morgen- und Abendlande, zwischen Griechen und uns eintrat, hat keine neue Kategorie, sondern die Vermischung der Völker, der Religionen und Sprachen, endlich der Fortgang der Sitten, der Empfindungen, der Kenntnisse und Erfahrungen, bewirket; ein Unterschied, der schwerlich mit einem Wort auszudrücken sein möchte. Wenn ich bei einigen Neueren das Wort Dichter aus Reflexion gebrauchte, so war auch dies unvollkommen; denn ein Dichter aus bloßer Reflexion ist eigentlich kein Dichter.

Der Poesie Grund und Boden ist Einbildungskraft und Gemüt, das Land der Seelen. Ein Ideal der Glückseligkeit, der Schönheit und Würde, das in deinem Herzen schlummert, wecket sie auf durch Worte und Charaktere; sie ist der Sprache, der Sinne und des Gemüts vollkommenster Ausdruck. Kein Dichter kann dem Gesetz entgehen, das in ihr liegt; er zeigt, was er hat und nicht habe.

Auch kann man in ihr Ohr und Auge nicht sondern. Die Poesie ist keine bloße Malerei oder Statuistik, die Gemälde, wie sie sind, ohne Absicht darstellen könnte; sie ist Rede und hat Absicht. Auf den inneren Sinn wirket sie, nicht auf das äußere Künstlerauge; und zu jenem innern Sinn gehört bei einem gebildeten oder zu bildenden Menschen Gemüt, moralische Natur,

mithin bei dem Dichter vernünftige und humane Absicht. Die Rede hat etwas unendliches in sich; sie macht tiefe Eindrücke, die ja eben die Poesie durch ihre harmonische Kunst verstärket. Nie kann also der Dichter bloß ein Maler sein wollen. Er ist Künstler vermöge der eindringenden Rede, die das Objekt, das sie malt oder darstellt, auf einen geistigen, moralischen, gleichsam unendlichen Grund, ins Gemüt, in die Seele, malet.

Sollte also nicht auch bei dieser wie bei allen Reihen fortgesetzter Naturwirkungen ein Fortgang unmöglich sein? Ich zweifle daran (den Fortgang recht verstanden) gar nicht. In Sprache und Sitten werden wir nie Griechen und Römer werden, wir wollen es auch nicht sein. Ob aber der Geist der Poesie durch alle Schwingungen und Exzentrizitäten, in denen er sich bisher nationen- und zeitweise periodisch bemühet hat, nicht dahin strebe, immer mehr und mehr, sowie jede Grobheit des Gefühls, so auch jeden falschen Schmuck abzuwerfen und den Mittelpunkt aller menschlichen Bemühungen zu suchen, nämlich die echte, ganze, moralische Natur des Menschen, Philosophie des Lebens? Dieses wird mir durch Vergleichung der Zeiten sehr glaubhaft. Auch in Zeiten des größesten Ungeschmacks können wir uns nach der großen Regel der Natur sagen: tendimus in Arcadiam tendimus! Nach dem Lande der Einfalt, der Wahrheit und Sitten geht unser Weg.

24. Von der Teilnahme der Poesie an öffentlichen Begebenheiten.

Von Joh. Gottfried Herder. Briefe zur Beförderung der Humanität. 1793—97.

1.

Wie kommt es, mein Freund, daß unsere Poesie, verglichen mit der Poesie älterer Zeiten, an öffentlichen Sachen so wenig teilnimmt? Die Poesie der Hebräer in den heiligen Büchern ist ganz patriotisch; die Poesie der Griechen nach ihren Hauptarten nahm in den besten Zeiten sehr vielen, die Poesie der Römer einen bei weitem schon geringeren Anteil an öffentlichen Begebenheiten und Geschäften. Seitdem endlich die Barden und Leiermänner ziehender Heere Trompetern und Paukern ihre Stelle überließen, seitdem —

Doch sofern beantworte ich mir die Frage selbst, auf die ohnedem andere bereits geantwortet haben. Wie kommt's aber, daß auch, seitdem die Dichterei gedruckte Kunst ist, ihr Anteil an der gemeinen Sache zu verschiedenen Zeiten so ungleich gewesen, und jetzt sogar gering zu sein scheinet? Mehrere tapfere Gedichte auch aus unserem Vaterlande von Luther, Opitz, Logau, und nach einem großen Sprunge der Zeiten von Kleist, Gleim, Uz, Klopstock, Stolberg, Bürger u. a. sind uns in Herz und Seele geschrieben; ist diese Muse anjetzt entschlafen? Oder hat sie, wie Baal, etwas anderes zu schaffen, daß sie, vom Geiste der Zeit nicht erweckt, das Geräusch um sich her nicht höret?

Mich dünkt, so ist es; sie hat etwas anderes zu schaffen, schlagen Sie

darüber die neueren Dichter nach. Und doch erwarten wir, wenn wir von einem neuen Dichter hören, zuerst und vor allem ein Wort des Herzens zum Herzen, einen Laut der allgemeinen Stimme, des Wunsches und Strebens der Nationen, den Hauch und Nachklang des mächtigen Zeitgeistes.

Der göttliche Mund der Muse ist in aller Welt gepriesen. Sie darf Dinge sagen, die die Prose nicht zu sagen wagt, und flößet sie unvermerkt in Herz und Seele. Gab sie der Fabel einst jenen lieblichen Ton, jene Süßigkeit, nach welcher wir auch nach Jahrtausenden noch, wie nach einer Erquickung lechzen, wie? und sie sollte der auf uns dringenden Wahrheit wenigstens einen gefälligen Anzug, eine einladende Gestalt nicht zu geben vermögen?

Oft beunruhigen mich in meiner Einsamkeit die Schatten jener alten mächtigen Dichter und Weisen. Jesaias, Pindar, Alcäus, Äschylus stehen als gewaffnete Männer vor mir und fragen: „Was würden wir in euren Zeiten gedacht, gesagt, getan haben?" Luthers edler Schatten schließet sich an sie an, und wenn die Erscheinung vorüber ist, finde ich um mich Öde.

Gewiß, meine Freunde, wir wollen auf alles merken, was uns der göttliche Bote, die Zeit, darbeut. Keiner ihrer edlen Laute soll uns entschlüpfen.

Hold und schön klingen mir hierüber die Töne der Alten, und ich wünschte, daß, wie einst dem Horaz, so auch mir die Muse des Simonides, Alcäus, Stesichorus noch ertönte. Aber sie liegt im Staube, und wir müssen uns nur an dem, was der Vergessenheit entrann, den Geist erheben und das Herz stärken. Mit unbeschreiblicher Freude habe ich in diesen Tagen jenes feine Echo der Griechen, den Horaz, gelesen und wiedergelesen. Er lebte in einer kritischeren Zeit als wir leben, war mit Glück und Person an August und Mäcen gefesselt; und wie edel, wie stolz und unterrichtend ist seine Muse! Sie bricht die Blüte der Zeit und schwebt auf den Fittigen ihres reinsten Lufthauches.

2.

Mich dünkt, Ihre Fragen über den geringen Anteil den die heutige Dichtkunst an den Händeln der Zeit nimmt, haben Sie sich selbst beantworten können, denn der Stoff dazu liegt völlig in Ihrem Briefe.

Schaffen Sie uns den Zustand der Griechen wieder, und Alcäus, Pindar, Äschylus sind mit ihnen auch da. In vielerlei Rücksicht aber würden wir diese Zeiten nicht wünschen; und uns dagegen an unserer dichterischen Anteilnehmung begnügen. So wäre es auch in Ansehung der Zeiten Horaz oder gar der Kreuzzieher und Harfner. Opitz und Logau fühlten die Drangsale des Dreißigjährigen Krieges; wider ihren Willen mußten sie an dem Elende, das er verbreitete, teilnehmen; der Wiederschein seiner Flammen glänzt in ihren Gedichten. Kleist, Uz und Gleim trafen auf die Zeiten der preußisch-österreichischen Kriege; alle drei fanden darin unverwelkliche Lorbeeren, der erste aber auch bei vieler Not, die er als Krieger mit bedrücktem Herzen sah, seinen blutigen Tod. Was diese Dichter uns aus teurer Erfahrung

sangen, warum müßte es uns, durch neue Erfahrung teuer erkauft, wieder ersungen werden? Tönt uns Kleists Stimme nicht noch? Die rührende Stimme seines Grab- und Geburtsliedes, seine Sehnsucht nach Ruhe, sein Abschied hinter Cissides und Paches tönt noch jedem Leser ins Herz, nachdem der Dichter die Gesinnungen seiner Seele mit Leben und Blut versiegelt. So ist's mit den patriotischen Oden Uz', Klopstocks; und der preußische Kriegssänger ist eben sowohl Volks-, Friedens-, Staatssänger geworden, hat bis auf die neuesten Zeiten fast an jeder großen Angelegenheit Anteil genommen, die seinem Gesichtskreise irgend nur nahe lag.

Aber, mein Freund, nach unserer Lage der Dinge halte ich das zu nahe, zu starke Teilnehmen der Dichter an politischen Angelegenheiten beinahe für schädlich. Zu bald nimmt der Dichter einseitige Partei und tut der besten Sache (geschweige einer schwachen, wankenden) mit dem besten Willen Schaden. Dadurch schwächt er die gute Wirkung seiner Gedichte selbst; denn in kurzem ist die Situation der Zeit vorüber; man siehet die Dinge anders an; man behandelt ihn als einen abgekommenen Barden. Also bleibe die Poesie in ihrem reinen Äther, der Sphäre der Menschheit:

Coetusque vulgares et udam
Spernat humum fugiente penna.

In diesem höheren, freieren Raume begegnen sich alle politischen Meinungen als Freundinnen und Schwestern, denn im Elysium wohnt keine Feindschaft.

Wir, meine Freunde, wollen den Garten der Grazien und Musen in der Stille bauen. Verständiger Homer, edler Pindar, und ihr sanften Weisen, Pythagoras, Sokrates, Plato, Aristoteles, Epicur, Zeno, Marc-Antonin, Erasmus, Grotius, Fenelon, St. Pierre, Penn, Franklin sollt die heiligen Mitbewohner unserer friedlichen Gärten werden. Das aufschießende Korn bedarf mancherlei Witterung; die Saat in der Erde will Ruhe und milden erquickenden Regen.

Milden erquickenden Regen wünschet die keimende Saat der Humanität in Europa, keine Stürme. Die Musen wohnen friedlich auf ihren heiligen Bergen, und wenn sie ins Schlachtfeld, wenn sie in die Ratskammern der Großen treten, entbieten sie Frieden. Eine edle würdige Tat zu loben, ist ihnen ein süßeres Geschäft als alle Flüche Alcäus oder Archilochus auf taube Unmenschen herabzudonnern.

Wenn es z. B. in unseren Zeiten einen Regenten gäbe, der an seinem Teil dem barbarischen Menschenerkauf im anderen Weltteil entsagte, und damit anderen Staaten zu ihrem Erröten ein Beispiel gab; wenn er nach Jahrhunderten der erste wäre, der die Sklaverei willkürlicher Fronen und andere erdrückende Lasten seinem Volk entnahm, und ein anderes seiner Völker von eben so drückenden Einschränkungen im Handel befreiete; wenn dieser Regent ein hoffnungsvoller königlicher Jüngling und Einrichtungen dieser Art

nur das Vorspiel seiner Regierung wären, Heil dem Dichter, der solche Taten ohne alle Schmeichelei würdig und schön darstellte! Heil jedem Leser und Hörer, der diesem Sänger einer reinen Humanität mit reinem Herzen zujauchzte!

25. Zum Shakespearestag.

Von Joh. Wolfgang Goethe. 1772.

Mir kommt vor, das sei die edelste von unsern Empfindungen: die Hoffnung, auch dann zu bleiben, wenn das Schicksal uns zur allgemeinen Nonexistenz zurückgeführt zu haben scheint. Dieses Leben, meine Herren, ist für unsre Seele viel zu kurz; Zeuge, daß jeder Mensch, der geringste wie der höchste, der unfähigste wie der würdigste, eher alles müd wird, als zu leben, und daß keiner sein Ziel erreicht, wornach er so sehnlich ausging; denn wenn es einem auf seinem Gange auch noch so lange glückt, fällt er doch endlich und oft im Angesicht des gehofften Zweckes in eine Grube, die ihm Gott weiß wer gegraben hat, und wird für nichts gerechnet. Für nichts gerechnet Ich! der ich mir alles bin, da ich alles nur durch mich kenne! So ruft jeder, der sich fühlt, und macht große Schritte durch dieses Leben, eine Bereitung für den unendlichen Weg drüben. Freilich jeder nach seinem Maße! Macht der eine mit dem stärksten Wandertrab sich auf, so hat der andre Siebenmeilenstiefeln an, überschreitet ihn, und zwei Schritte des letzten bezeichnen die Tagereise des ersten. Dem sei, wie ihm wolle: dieser emsige Wanderer bleibt unser Freund und unser Geselle, wenn wir die gigantischen Schritte jenes anstaunen und ehren, seinen Fußtapfen folgen, seine Schritte mit den unsrigen abmessen.

Auf die Reise, meine Herren! Die Betrachtung so eines einzigen Tapfs macht unsre Seele feuriger und größer als das Angaffen eines tausendfüßigen königlichen Einzugs. Wir ehren heute das Andenken des größten Wanderers und tun uns dadurch selbst eine Ehre an. Von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, haben wir den Keim in uns.

Erwarten Sie nicht, daß ich viel und ordentlich schreibe! Ruhe der Seele ist kein Festtagskleid, und noch zur Zeit habe ich wenig über Shakespeare gedacht; — geahnet, empfunden, wenn's hoch kam, ist das Höchste, wohin ich es habe bringen können. Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte aufs lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert; alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernte ich sehen und, Dank sei meinem erkenntlichen Genius! ich fühle noch immer lebhaft, was ich gewonnen habe. Ich zweifelte keinen Augenblick, dem regelmäßigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Orts so kerkermäßig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unsrer Einbildungskraft; ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte. Und jetzo, da

ich sehe, wie viel Unrecht mir die Herrn der Regel in ihrem Loch angetan haben, wie viel freie Seelen noch drinnen sich krümmen, so wäre mir mein Herz geborsten, wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte und nicht täglich suchte ihre Türme zusammenzuschlagen.

Das griechische Theater, das die Franzosen zum Muster nahmen, war nach innerer und äußerer Beschaffenheit so, daß eher ein Marquis dem Alcibiades nachahmen könnte, als es Corneillen dem Sophokles zu folgen möglich wäre. Erst Intermezzo des Gottesdiensts, dann feierlich politisch, zeigte das Trauerspiel einzelne große Handlungen der Väter dem Volk mit der reinen Einfalt der Vollkommenheit, erregte ganze, große Empfindungen in den Seelen; denn es war selbst ganz und groß. Und in was für Seelen! Griechischen! Ich kann mich nicht erklären, was das heißt; aber ich fühle es und berufe mich der Kürze halber auf Homer und Sophokles und Theokrit; die haben's mich fühlen gelehrt.

Nun sag' ich geschwind hinterdrein: Französchen, was willst du mit der griechischen Rüstung? Sie ist dir zu groß und zu schwer.

Drum sind auch alle französischen Trauerspiele Parodien von sich selbst. Wie das so regelmäßig zugeht, und daß sie einander ähnlich sind wie Schuhe und auch langweilig mitunter, besonders in genere im vierten Akt, das wissen die Herren leider aus der Erfahrung, und ich sage nichts davon.

Wer eigentlich zuerst darauf gekommen ist, die Haupt- und Staatsaktionen aufs Theater zu bringen, weiß ich nicht; es gibt Gelegenheit für den Liebhaber zu einer kritischen Abhandlung. Ob Shakespearen die Ehre der Erfindung gehört, zweifle ich; genug, er brachte diese Art auf den Grad, der noch immer der höchste geschienen hat, da so wenig Augen hinaufreichen und also schwer zu hoffen ist, einer könne ihn übersehen oder gar übersteigen. Shakespeare, mein Freund! wenn du noch unter uns wärest, ich könnte nirgends leben als mit dir. Wie gern wollt' ich die Nebenrolle eines Pylades spielen, wenn du Orest wärest! Lieber als die geehrwürdigte Person eines Oberpriesters im Tempel zu Delphos.

Ich will abbrechen, meine Herren, und morgen weiter schreiben; denn ich bin in einem Ton, der Ihnen vielleicht nicht so erbaulich ist, als er mir von Herzen geht.

Shakespeares Theater ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallt. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Stil zu reden, keine Plane; aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigentümliche unsres Ichs, die prätendierte Freiheit unsres Wollens mit dem notwendigen Gang des Ganzen zusammenstoßt. Unser verdorbener Geschmack aber umnebelt dergestalt unsre Augen, daß wir fast eine neue Schöpfung nötig haben, uns aus dieser Finsternis zu entwickeln.

Alle Franzosen und angesteckte Deutsche, sogar Wieland, haben sich bei

dieser Gelegenheit, wie bei mehreren, wenig Ehre gemacht. Voltaire, der von jeher Profession machte, alle Majestät zu lästern, hat sich auch hier als ein echter Thersit bewiesen. Wäre ich Ulysses, er sollte seinen Rücken unter meinem Zepter verzerren! Die meisten von diesen Herren stoßen auch besonders an seinen Charakteren an. Und ich rufe: Natur, Natur! nichts so Natur als Shakespeares Menschen!

Da hab' ich sie alle überm Hals. Laßt mir Luft, daß ich reden kann! Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in kolossalischer Größe — darin liegt es, daß wir unsre Brüder verkennen — und dann belebte er sie mit dem Hauch seines Geistes, er redet aus allen, und man erkennt ihre Verwandtschaft.

Und was will sich unser Jahrhundert unterstehen, von Natur zu urteilen? Wo sollen wir sie her kennen, die wir von Jugend auf alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an andern sehen? Ich schäme mich oft vor Shakespeare; denn es kommt manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke: das hätt' ich anders gemacht; hinterdrein erkenn' ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakespeare die Natur weissagt, und daß meine Menschen Seifenblasen sind, von Romanengrillen aufgetrieben.

Und nun zum Schluß, ob ich gleich noch nicht angefangen habe. Das, was edle Philosophen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Shakespeare: das, was wir bös nennen, ist nur die andre Seite vom Guten, die so notwendig zu seiner Existenz und in das Ganze gehört, als zona torrida brennen und Lappland einfrieren muß, daß es einen gemäßigten Himmelsstrich gebe. Er führt uns durch die ganze Welt; aber wir verzärtelte unerfahrene Menschen schreien bei jeder fremden Heuschrecke, die uns begegnet: Herr, er will uns fressen!

Auf, meine Herren! Trompeten Sie mir alle edlen Seelen aus dem Elysium des sogenannten guten Geschmacks, wo sie schlaftrunken in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschaften im Herzen und kein Mark in den Knochen haben, und weil sie nicht müde genug zu ruhen und doch zu faul sind, um tätig zu sein, ihr Schattenleben zwischen Myrten und Lorbeergebüschen verschlendern und vergähnen.

26. Über Laokoon.

Von Joh. Wolfgang Goethe. Propyläen. 1797.

Ein echtes Kunstwerk bleibt wie ein Naturwerk für unsern Verstand immer unendlich: es wird angeschaut, empfunden, es wirkt; es kann aber nicht eigentlich erkannt, viel weniger sein Wesen, sein Verdienst mit Worten ausgesprochen werden. Was also hier über Laokoon gesagt ist, hat keineswegs die Anmaßung, diesen Gegenstand zu erschöpfen, es ist mehr bei Gelegenheit dieses trefflichen Kunstwerks als über dasselbe geschrieben. Möge dieses bald wieder

so aufgestellt sein, daß jeder Liebhaber sich daran freuen und darüber nach seiner Art reden könne!

Wenn man von einem trefflichen Kunstwerke sprechen will, so ist es fast nötig, von der ganzen Kunst zu reden; denn es enthält sie ganz, und jeder kann, so viel in seinen Kräften steht, auch das Allgemeine aus einem solchen besonderen Fall entwickeln; deswegen sei hier auch etwas Allgemeines vorausgeschickt.

Alle hohen Kunstwerke stellen die menschliche Natur dar; die bildenden Künste beschäftigen sich besonders mit dem menschlichen Körper; wir reden gegenwärtig nur von diesen. Die Kunst hat viele Stufen; auf jeder derselben können vorzügliche Künstler erscheinen; ein vollkommenes Kunstwerk aber begreift alle Eigenschaften, die sonst nur einzeln ausgeteilt sind.

Die höchsten Kunstwerke, die wir kennen, zeigen uns:

Lebendige, hochorganisierte Naturen. Man erwartet vor allem Kenntnis des menschlichen Körpers in seinen Teilen, Maßen, innern und äußern Zwecken, Formen und Bewegungen im allgemeinen.

Charaktere. Kenntnis des Abweichens dieser Teile in Gestalt und Wirkung. Eigenschaften sondern sich ab und stellen sich einzeln dar; hierdurch entstehen die Charaktere, und es können die verschiedenen Kunstwerke dadurch in ein bedeutendes Verhältnis gegeneinander gebracht werden, sowie auch, wenn ein Werk zusammengesetzt ist, seine Teile sich bedeutend gegeneinander verhalten können. Der Gegenstand ist:

In Ruhe oder Bewegung. Ein Werk oder seine Teile können entweder für sich bestehend, ruhig ihr bloßes Dasein anzeigend oder auch bewegt, wirkend, leidenschaftlich ausdrucksvoll dargestellt werden.

Ideal. Um hierzu zu gelangen, bedarf der Künstler eines tiefen, gründlichen, ausdauernden Sinnes, zu dem aber noch ein hoher Sinn sich gesellen muß, um den Gegenstand in seinem ganzen Umfange zu übersehen, den höchsten darzustellenden Moment zu finden und ihn also aus seiner beschränkten Wirklichkeit herauszuheben und ihm in einer idealen Welt Maß, Grenze, Realität und Würde zu geben.

Anmut. Der Gegenstand aber und die Art ihn vorzustellen sind den sinnlichen Kunstgesetzen unterworfen, nämlich der Ordnung, Faßlichkeit, Symmetrie, Gegenstellung u. s. w., wodurch er für das Auge schön, das heißt anmutig wird.

Schönheit. Ferner ist er dem Gesetz der geistigen Schönheit unterworfen, die durch das Maß entsteht, welchem der zur Darstellung oder Hervorbringung des Schönen gebildete Mensch alles, sogar die Extreme zu unterwerfen weiß.

Nachdem ich die Bedingungen, welche wir von einem hohen Kunstwerke fordern, zum voraus angegeben habe, so kann ich mit wenigen Worten viel sagen, wenn ich behaupte, daß unsre Gruppe sie alle erfüllt, ja daß man sie aus derselben allein entwickeln könne.

Man wird mir den Beweis erlassen, daß sie Kenntnis des menschlichen

Körpers, daß sie das Charakteristische an demselben sowie Ausdruck und Leidenschaft zeige. Wie hoch und ideal der Gegenstand gefaßt sei, wird sich aus dem folgenden ergeben; daß man das Werk schön nennen müsse, wird wohl niemand bezweifeln, welcher das Maß erkennt, womit das Extrem eines physischen und geistigen Leidens hier dargestellt ist.

Hingegen wird manchem paradox scheinen, wenn ich behaupte, daß diese Gruppe auch zugleich anmutig sei. Hierüber also nur einige Worte.

Jedes Kunstwerk muß sich als ein solches anzeigen, und das kann es allein durch das, was wir sinnliche Schönheit oder Anmut nennen. Die Alten, weit entfernt von dem modernen Wahne, daß ein Kunstwerk dem Scheine nach wieder ein Naturwerk werden müsse, bezeichneten ihre Kunstwerke als solche durch gewählte Ordnung der Teile; sie erleichterten dem Auge die Einsicht in die Verhältnisse durch Symmetrie, und so ward ein verwickeltes Werk faßlich. Durch eben diese Symmetrie und durch Gegenstellungen wurden in leisen Abweichungen die höchsten Kontraste möglich. Die Sorgfalt der Künstler, mannigfaltige Massen gegeneinander zu stellen, besonders die Extremitäten der Körper bei Gruppen gegeneinander in eine regelmäßige Lage zu bringen, war äußerst überlegt und glücklich, so daß ein jedes Kunstwerk, wenn man auch von dem Inhalt abstrahiert, wenn man in der Entfernung auch nur die allgemeinsten Umrisse sieht, noch immer dem Auge als ein Zierat erscheint. Die alten Vasen geben uns hundert Beispiele einer solchen anmutigen Gruppierung, und es würde vielleicht möglich sein, stufenweise von der ruhigsten Vasengruppe bis zu der höchst bewegten des Laokoon die schönsten Beispiele einer symmetrisch künstlichen, den Augen gefälligen Zusammensetzung darzulegen. Ich getraue mir daher nochmals zu wiederholen, daß die Gruppe des Laokoon neben allen übrigen anerkannten Verdiensten zugleich ein Muster sei von Symmetrie und Mannigfaltigkeit, von Ruhe und Bewegung, von Gegensätzen und Stufengängen, die sich zusammen teils sinnlich, teils geistig dem Beschauer darbieten, bei dem hohen Pathos der Vorstellung eine angenehme Empfindung erregen und den Sturm der Leiden und Leidenschaft durch Anmut und Schönheit mildern.

Es ist ein großer Vorteil für ein Kunstwerk, wenn es selbständig, wenn es geschlossen ist. Ein ruhiger Gegenstand zeigt sich bloß in seinem Dasein; er ist also durch und in sich selbst geschlossen. Ein Jupiter mit einem Donnerkeil im Schoß, eine Juno, die auf ihrer Majestät und Frauenwürde ruht, eine in sich versenkte Minerva sind Gegenstände, die gleichsam nach außen keine Beziehung haben; sie ruhen auf und in sich und sind die ersten, liebsten Gegenstände der Bildhauerkunst. Aber in dem herrlichen Zirkel des mythischen Kunstkreises, in welchem diese einzelnen, selbständigen Naturen stehen und ruhen, gibt es kleinere Zirkel, wo die einzelnen Gestalten in Bezug auf andere gedacht und gearbeitet sind. Zum Beispiel die neun Musen mit ihrem Führer Apoll ist jede für sich gedacht und ausgeführt, aber in dem ganzen mannigfaltigen Chor wird sie noch interessanter. Geht die Kunst zum leidenschaftlich Bedeu-

tenden über, so kann sie wieder auf dieselbe Weise handeln; sie stellt uns entweder einen Kreis von Gestalten dar, die untereinander einen leidenschaftlichen Bezug haben, wie Niobe mit ihren Kindern, verfolgt von Apoll und Diana, oder sie zeigt uns in e i n e m Werke die Bewegung zugleich mit ihrer Ursache. Wir gedenken hier nur des anmutigen Knaben, der sich den Dorn aus dem Fuße zieht, der Ringer, zweier Gruppen von Faunen und Nymphen in Dresden und der bewegten herrlichen Gruppe des Laokoon.

Die Bildhauerkunst wird mit Recht so hoch gehalten, weil sie die Darstellung auf ihren höchsten Gipfel bringen kann und muß, weil sie den Menschen von allem, was ihm nicht wesentlich ist, entblößt. So ist auch bei dieser Gruppe L a o k o o n ein bloßer Name; von seiner Priesterschaft, von seinem Trojanisch-nationellen, von allem poetischen und mythologischen Beiwesen haben ihn die Künstler entkleidet; er ist nichts von allem, wozu ihn die Fabel macht; es ist ein Vater mit zwei Söhnen, in Gefahr zwei gefährlichen Tieren unterzuliegen. So sind auch hier keine göttergesandten, sondern bloß natürliche Schlangen, mächtig genug, einige Menschen zu überwältigen, aber keineswegs, weder in ihrer Gestalt noch Handlung, außerordentliche, rächende, strafende Wesen. Ihrer Natur gemäß schleichen sie heran, umschlingen, schnüren zusammen, und die eine beißt erst gereizt. Sollte ich diese Gruppe, wenn mir keine weitere Deutung derselben bekannt wäre, erklären, so würde ich sie eine tragische Idylle nennen. Ein Vater schlief neben seinen beiden Söhnen; sie wurden von Schlangen umwunden und streben nun, erwachend, sich aus dem lebendigen Netze loszureißen.

Äußerst wichtig ist dieses Kunstwerk durch die Darstellung des Moments. Wenn ein Werk der bildenden Kunst sich wirklich vor dem Auge bewegen soll, so muß ein vorübergehender Moment gewählt sein; kurz vorher darf kein Teil des ganzen sich in dieser Lage befunden haben, kurz hernach muß jeder Teil genötigt sein, diese Lage zu verlassen; dadurch wird das Werk Millionen Anschauern immer wieder neu lebendig sein.

Um die Intention des Laokoon recht zu fassen, stelle man sich in gehöriger Entfernung mit geschlossenen Augen davor; man öffne sie und schließe sie sogleich wieder, so wird man den ganzen Marmor in Bewegung sehen, man wird fürchten, indem man die Augen wieder öffnet, die ganze Gruppe verändert zu finden. Ich möchte sagen, wie sie jetzt dasteht, ist sie ein fixierter Blitz, eine Welle, versteinert im Augenblicke, da sie gegen das Ufer anströmt. Dieselbe Wirkung entsteht, wenn man die Gruppe nachts bei der Fackel sieht.

Der Zustand der drei Figuren ist mit der höchsten Weisheit stufenweise dargestellt: der älteste Sohn ist nur an den Extremitäten verstrickt, der zweite öfters umwunden, besonders ist ihm die Brust zusammengeschnürt; durch die Bewegung des rechten Armes sucht er sich Luft zu machen, mit der Linken drängt er sanft den Kopf der Schlange zurück, um sie abzuhalten, daß sie nicht noch einen Ring um die Brust ziehe; sie ist im Begriff, unter der Hand wegzuschlüpfen, k e i n e s w e g s a b e r b e i ß t s i e; der Vater hingegen will sich

und die Kinder von diesen Umstrickungen mit Gewalt befreien, er preßt die andere Schlange, und diese, gereizt, beißt ihn in die Hüfte.

Um die Stellung des Vaters sowohl im ganzen als nach allen Teilen des Körpers zu erklären, scheint mir am vorteilhaftesten, das augenblickliche Gefühl der Wunde als die Hauptursache der ganzen Bewegung anzugeben. Die Schlange hat nicht gebissen, sondern sie beißt, und zwar in den weichen Teil des Körpers über und etwas hinter der Hüfte. Die Stellung des restaurierten Kopfes der Schlange hat den eigentlichen Biß nie recht angegeben; glücklicherweise haben sich noch die Reste der beiden Kinnladen an dem hintern Teil der Statue erhalten. Wenn nur nicht diese höchst wichtigen Spuren bei der jetzigen, traurigen Veränderung auch verloren gehen! Die Schlange bringt dem unglücklichen Manne eine Wunde an dem Teile bei, wo der Mensch gegen jeden Reiz sehr empfindlich ist, wo sogar ein geringer Kitzel jene Bewegung hervorbringt, welche wir hier durch die Wunde bewirkt sehen; der Körper flieht auf die entgegengesetzte Seite, der Leib zieht sich ein, die Schulter drängt sich herunter, die Brust tritt hervor, der Kopf senkt sich nach der berührten Seite; da sich nun noch in den Füßen, die gefesselt, und in den Armen, die ringend sind, der Überrest der vorhergehenden Situation oder Handlung zeigt, so entsteht eine Zusammenwirkung von Streben und Fliehen, von Wirken und Leiden, von Anstrengen und Nachgeben, die vielleicht unter keiner andern Bedingung möglich wäre. Man verliert sich in Erstaunen über die Weisheit der Künstler, wenn man versucht, den Biß an einer andern Stelle anzubringen: die ganze Gebärde würde verändert sein, und auf keine Weise ist sie schicklicher denklich. Es ist also dies ein Hauptsatz: der Künstler hat uns eine sinnliche Wirkung dargestellt, er zeigt uns auch die sinnliche Ursache. Der Punkt des Bisses, ich wiederhole es, bestimmt die gegenwärtigen Bewegungen der Glieder; das Fliehen des Unterkörpers, das Einziehen des Leibes, das Hervorstreben der Brust, das Niederzucken der Achsel und des Hauptes, ja alle die Züge des Angesichts seh' ich durch diesen augenblicklichen, schmerzlichen, unerwarteten Reiz entschieden.

Fern aber sei es von mir, daß ich die Einheit der menschlichen Natur trennen, daß ich den geistigen Kräften dieses herrlich gebildeten Mannes ihr Mitwirken ableugnen, daß ich das Streben und Leiden einer großen Natur verkennen sollte. Angst, Furcht, Schrecken, väterliche Neigung scheinen auch mir sich durch diese Adern zu bewegen, in dieser Brust aufzusteigen, auf dieser Stirn sich zu furchen; gern gesteh' ich, daß mit dem sinnlichen auch das geistige Leiden hier auf der höchsten Stufe dargestellt sei; nur trage man die Wirkung, die das Kunstwerk auf uns macht, nicht zu lebhaft auf das Werk selbst über; besonders sehe man keine Wirkung des Giftes bei einem Körper, den erst im Augenblick die Zähne der Schlange ergreifen; man sehe keinen Todeskampf bei einem herrlichen, strebenden, gesunden, kaum verwundeten Körper! Hier sei mir eine Bemerkung erlaubt, die für die bildende Kunst von Wichtigkeit ist: der höchste pathetische Ausdruck, den sie darstellen kann, schwebt auf dem Übergange eines Zustandes in den andern. Man sehe ein lebhaftes Kind, das mit

aller Energie und Lust des Lebens rennt, springt und sich ergetzt, dann aber etwa unterhofft von einem Gespielen hart getroffen oder sonst physisch oder moralisch heftig verletzt wird; diese neue Empfindung teilt sich wie ein elektrischer Schlag allen Gliedern mit, und ein solcher Übersprung ist im höchsten Sinne pathetisch, es ist ein Gegensatz, von dem man ohne Erfahrung keinen Begriff hat. Hier wirkt nun offenbar der geistige sowohl als der physische Mensch. Bleibt alsdann bei einem solchen Übergange noch die deutliche Spur vom vorhergehenden Zustande, so entsteht der herrlichste Gegenstand für die bildende Kunst, wie beim Laokoon der Fall ist, wo Streben und Leiden in einem Augenblick vereinigt sind. So würde z. B. Eurydice, die im Moment, da sie mit gesammelten Blumen fröhlich über die Wiese geht, von einer getretenen Schlange in die Ferse gebissen wird, eine sehr pathetische Statue machen, wenn nicht allein durch die herabfallenden Blumen, sondern durch die Richtung aller Glieder und das Schwanken der Falten der doppelte Zustand des fröhlichen Vorschreitens und des schmerzlichen Anhaltens ausgedrückt werden könnte.

Wenn wir nun die Hauptfigur in diesem Sinne gefaßt haben, so können wir auf die Verhältnisse, Abstufungen und Gegensätze sämtlicher Teile des ganzen Werkes mit einem freien und sicheren Blicke hinsehen.

Der gewählte Gegenstand ist einer der glücklichsten, die sich denken lassen, Menschen mit gefährlichen Tieren im Kampfe, und zwar mit Tieren, die nicht als Massen oder Gewalten, sondern als ausgeteilte Kräfte wirken, nicht von einer Seite drohen, nicht einen zusammengefaßten Widerstand fordern, sondern die nach ihrer ausgedehnten Organisation fähig sind, drei Menschen mehr oder weniger ohne Verletzung zu paralysieren. Durch dieses Mittel der Lähmung wird bei der großen Bewegung über das Ganze schon eine gewisse Ruhe und Einheit verbreitet. Die Wirkungen der Schlangen sind stufenweise angegeben; die eine umschlingt nur, die andere wird gereizt und verletzt ihren Gegner.

Die drei Menschen sind gleichfalls äußerst weise gewählt. Ein starker, wohlgebauter Mann, aber schon über die Jahre der größten Energie hinaus, weniger fähig, Schmerz und Leiden zu widerstehen. Man denke sich an seiner Statt einen rüstigen Jüngling, und die Gruppe wird ihren ganzen Wert verlieren. Mit ihm leiden zwei Knaben, die, selbst dem Maße nach, gegen ihn klein gehalten sind, abermals zwei Naturen, empfänglich für Schmerz. Der jüngere strebt ohnmächtig; er ist geängstigt, aber nicht verletzt; der Vater strebt mächtig, aber unwirksam, vielmehr bringt sein Streben die entgegengesetzte Wirkung hervor; er reizt seinen Gegner und wird verwundet. Der älteste Sohn ist am leichtesten verstrickt; er fühlt weder Beklemmung noch Schmerz; er erschrickt über die augenblickliche Verwundung und Bewegung seines Vaters, er schreit auf, indem er das Schlangenende von dem einen Fuße abzustreifen sucht; hier ist also noch ein Beobachter, Zeuge und Teilnehmer bei der Tat, und das Werk ist abgeschlossen.

Was ich schon im Vorbeigehen berührt habe, will ich hier noch besonders

bemerken, daß alle drei Figuren eine doppelte Handlung äußern und so höchst mannigfaltig beschäftigt sind. Der jüngste Sohn will sich durch die Erhöhung des rechten Armes Luft machen und drängt mit der linken Hand den Kopf der Schlange zurück; er will sich das gegenwärtige Übel erleichtern und das größere verhindern — der höchste Grad von Tätigkeit, der ihm in seiner gefangenen Lage noch übrig bleibt. Der Vater strebt, sich von den Schlangen loszuwinden, und der Körper flieht zugleich vor dem augenblicklichen Bisse. Der älteste Sohn entsetzt sich vor der Bewegung des Vaters und sucht sich von der leicht umwindenden Schlange zu befreien.

Schon oben ist der Gipfel des vorgestellten Augenblicks als ein großer Vorzug dieses Kunstwerkes gerühmt, und hier ist noch besonders davon zu sprechen.

Wir nahmen an, daß natürliche Schlangen einen Vater mit seinen Söhnen im Schlaf umwunden, damit wir bei Betrachtung der Momente eine Steigerung vor uns sähen. Die ersten Augenblicke des Umwindens im Schlafe sind ahnungsvoll, aber für die Kunst unbedeutend. Man könnte vielleicht einen schlafenden jungen Herkules bilden, wie er von Schlangen umwunden wird, dessen Gestalt und Ruhe uns aber zeigte, was wir von seinem Erwachen zu erwarten hätten.

Gehen wir nun weiter und denken uns den Vater, der sich mit seinen Kindern, es sei nun, wie es sei, von Schlangen umwunden fühlt, so gibt es nur *einen* Moment des höchsten Interesses — wenn der eine Körper durch die Umwindung wehrlos gemacht ist, wenn der andere zwar wehrhaft, aber verletzt ist und dem dritten eine Hoffnung zur Flucht übrig bleibt. In dem ersten Falle ist der jüngere Sohn, im zweiten der Vater, im dritten der ältere Sohn. Man versuche noch einen anderen Fall zu finden, man suche die Rollen anders, als sie hier ausgeteilt sind, zu verteilen!

Denken wir nun die Handlung vom Anfang herauf und erkennen, daß sie gegenwärtig auf dem höchsten Punkt steht, so werden wir, wenn wir die nächstfolgenden und ferneren Momente bedenken, sogleich gewahr werden, daß sich die ganze Gruppe verändern muß und daß kein Augenblick gefunden werden kann, der diesem an Kunstwert gleich sei. Der jüngste Sohn wird entweder von der umwindenden Schlange erstickt oder, wenn er sie reizen sollte, in seinem völlig hilflosen Zustande noch gebissen. Beide Fälle sind unerträglich, weil sie ein Letztes sind, das nicht dargestellt werden soll. Was den Vater betrifft, so wird er entweder von der Schlange noch an anderen Teilen gebissen, wodurch die ganze Lage seines Körpers sich verändern muß und die ersten Bisse für den Zuschauer entweder verloren gehen, oder, wenn sie angezeigt werden sollten, ekelhaft sein würden; oder die Schlange kann auch sich umwenden und den ältesten Sohn anfallen; dieser wird alsdann auf sich selbst zurückgeführt, die Begebenheit verliert ihren Teilnehmer, der letzte Schein von Hoffnung ist aus der Gruppe verschwunden, es ist keine tragische, es ist eine grausame Vor-

stellung. Der Vater, der jetzt in seiner Größe und in seinem Leiden auf sich ruht, müßte sich gegen den Sohn wenden, er würde teilnehmende Nebenfigur.

Der Mensch hat bei eigenen und fremden Leiden nur drei Empfindungen: Furcht, Schrecken und Mitleiden, das bange Voraussehen eines sich annähernden Übels, das unerwartete Gewahrwerden gegenwärtigen Leidens und die Teilnahme am dauernden oder vergangenen; alle drei werden durch dieses Kunstwerk dargestellt und erregt, und zwar in den gehörigsten Abstufungen.

Die bildende Kunst, die immer für den Moment arbeitet, wird, sobald sie einen pathetischen Gegenstand wählt, denjenigen ergreifen, der Schrecken erweckt, dahingegen Poesie sich an solche hält, die Furcht und Mitleiden erregen. Bei der Gruppe des Laokoon erregt das Leiden des Vaters Schrecken, und zwar im höchsten Grad; an ihm hat die Bildhauerkunst ihr Höchstes getan; allein teils um den Zirkel aller menschlichen Empfindungen zu durchlaufen, teils um den heftigen Eindruck des Schreckens zu mildern, erregt sie Mitleiden für den Zustand des jüngeren Sohnes und Furcht für den älteren, indem sie für diesen auch noch Hoffnung übrig läßt. So brachten die Künstler durch Mannigfaltigkeit ein gewisses Gleichgewicht in ihre Arbeit, milderten und erhöhten Wirkung durch Wirkungen und vollendeten sowohl ein geistiges als ein sinnliches Ganzes.

Genug, wir dürfen kühnlich behaupten, daß dieses Kunstwerk seinen Gegenstand erschöpfe und alle Kunstbedingungen glücklich erfülle. Es lehrt uns, daß, wenn der Meister sein Schönheitsgefühl ruhigen und einfachen Gegenständen einflößen kann, sich doch eigentlich dasselbe in seiner höchsten Energie und Würde zeige, wenn es bei Bildung mannigfaltiger Charaktere seine Kraft beweist und die leidenschaftlichen Ausbrüche der menschlichen Natur in der Kunstnachahmung zu mäßigen und zu bändigen versteht.

Und zuletzt nur noch ein Wort über das Verhältnis des Gegenstandes zur Poesie.

Man ist höchst ungerecht gegen Virgil und die Dichtkunst, wenn man das geschlossenste Meisterwerk der Bildhauerarbeit mit der episodischen Behandlung in der Äneis auch nur einen Augenblick vergleicht. Da einmal der unglückliche vertriebene Äneas selbst erzählen soll, daß er und seine Landsleute die unverzeihliche Torheit begangen haben, das bekannte Pferd in ihre Stadt zu führen, so muß der Dichter nur darauf denken, wie die Handlung zu entschuldigen sei. Alles ist auch darauf angelegt, und die Geschichte des Laokoon steht hier als ein rhetorisches Argument, bei dem eine Übertreibung, wenn sie nur zweckmäßig ist, gar wohl gebilligt werden kann. So kommen ungeheure Schlangen aus dem Meere, mit Kämmen auf dem Haupte, eilen auf die Kinder des Priesters, der das Pferd verletzt hatte, umwickeln sie, beißen sie, begeifern sie, umwinden und umschlingen darauf Brust und Hals des zu Hilfe eilenden Vaters und ragen mit ihren Köpfen triumphierend hoch empor, indem der Unglückliche unter ihren Wendungen vergebens um Hilfe schreit. Das Volk entsetzt sich und flieht beim Anblick; niemand wagt es mehr, ein Patriot zu sein; und der Zu-

hörer, durch die abenteuerliche und ekelhafte Geschichte erschreckt, gibt denn auch gern zu, daß das Pferd in die Stadt gebracht werde.

So steht also die Geschichte Laokoons im Virgil bloß als Mittel zu einem höhern Zwecke, und es ist noch eine große Frage, ob die Begebenheit an sich ein poetischer Gegenstand sei.

27. Winckelmann.

Von Joh. Wolfgang Goethe. 1805.

Eintritt.

Wenn die Natur gewöhnlichen Menschen die köstliche Mitgift nicht versagt, ich meine jenen lebhaften Trieb, von Kindheit an die äußere Welt mit Lust zu ergreifen, sie kennen zu lernen, sich mit ihr in Verhältnis zu setzen, mit ihr verbunden ein Ganzes zu bilden, so haben vorzügliche Geister öfters die Eigenheit, eine Art von Scheu vor dem wirklichen Leben zu empfinden, sich in sich selbst zurückzuziehen, in sich selbst eine eigene Welt zu erschaffen und auf diese Weise das Vortrefflichste nach innen bezüglich zu leisten.

Findet sich hingegen in besonders begabten Menschen jenes gemeinsame Bedürfnis, eifrig zu allem, was die Natur in sie gelegt hat, auch in der äußeren Welt die antwortenden Gegenbilder zu suchen und dadurch das Innere völlig zum Ganzen und Gewissen zu steigern, so kann man versichert sein, daß auch so ein für Welt und Nachwelt höchst erfreuliches Dasein sich ausbilden werde.

Unser Winckelmann war von dieser Art. In ihn hatte die Natur gelegt, was den Mann macht und ziert. Dagegen verwendete er sein ganzes Leben, ein ihm Gemäßes, Treffliches und Würdiges im Menschen und in der Kunst, die sich vorzüglich mit dem Menschen beschäftigt, aufzusuchen.

Eine niedrige Kindheit, unzulänglicher Unterricht in der Jugend, zerrissene, zerstreute Studien im Jünglingsalter, der Druck eines Schulamtes und was in einer solchen Laufbahn Ängstliches und Beschwerliches erfahren wird, hatte er mit vielen andern geduldet. Er war dreißig Jahre alt geworden, ohne irgendeine Gunst des Schicksals genossen zu haben; aber in ihm selbst lagen die Keime eines wünschenswerten und möglichen Glücks.

Wir finden schon in diesen seinen traurigen Zeiten die Spur jener Forderung, sich von den Zuständen der Welt mit eigenen Augen zu überzeugen, zwar dunkel und verworren, doch entschieden genug ausgesprochen. Einige nicht genugsam überlegte Versuche, fremde Länder zu sehen, mißglückten ihm. Er träumte sich eine Reise nach Ägypten; er begab sich auf den Weg nach Frankreich; unvorhergesehene Hindernisse wiesen ihn zurück. Besser geleitet von seinem Genius, ergriff er endlich die Idee, sich nach Rom durchzudrängen. Er fühlte, wie sehr ihm ein solcher Aufenthalt gemäß sei. Dies war kein Einfall, kein Gedanke mehr, es war ein entschiedener Plan, dem er mit Klugheit und Festigkeit entgegenging.

Antikes.

Der Mensch vermag gar manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leistet er nur, wenn sich die sämtlichen Eigenschaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das letzte war das glückliche Loos der Alten, besonders der Griechen in ihrer besten Zeit; auf die beiden ersten sind wir Neuern vom Schicksal angewiesen.

Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werten Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt, dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?

Wirft sich der Neuere, wie es uns eben jetzt ergangen, fast bei jeder Betrachtung ins Unendliche, um zuletzt, wenn es ihm glückt, auf einen beschränkten Punkt wieder zurückzukehren, so fühlen die Alten ohne weitern Umweg sogleich ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Grenzen der schönen Welt. Hieher waren sie gesetzt, hiezu berufen, hier fand ihre Tätigkeit Raum, ihre Leidenschaft Gegenstand und Nahrung.

Warum sind ihre Dichter und Geschichtschreiber die Bewunderung des Einsichtigen, die Verzweiflung des Nacheifernden, als weil jene handelnden Personen, die aufgeführt werden, an ihrem eigenen Selbst, an dem engen Kreise ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Bahn des eigenen sowohl als des mitbürgerlichen Lebens einen so tiefen Anteil nahmen, mit allem Sinn, aller Neigung, aller Kraft auf die Gegenwart wirkten? Daher es einem gleichgesinnten Darsteller nicht schwer fallen konnte, eine solche Gegenwart zu verewigen. Das, was geschah, hatte für sie den einzigen Wert, sowie für uns nur dasjenige, was gedacht oder empfunden worden, einigen Wert zu gewinnen scheint.

Nach einerlei Weise lebte der Dichter in seiner Einbildungskraft, der Geschichtschreiber in der politischen, der Forscher in der natürlichen Welt. Alle hielten sich am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest, und selbst ihre Phantasiebilder haben Knochen und Mark. Der Mensch und das Menschliche wurden am wertesten geachtet und alle seine inneren, seine äußeren Verhältnisse zur Welt mit so großem Sinne dargestellt als angeschaut. Noch fand sich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerstückelt, noch war jene kaum heilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft nicht vorgegangen.

Aber nicht allein das Glück zu genießen, sondern auch das Unglück zu ertragen waren jene Naturen höchlich geschickt; denn wie die gesunde Faser

dem Übel widerstrebt und bei jedem krankhaften Anfall sich eilig wiederherstellt, so vermag der jenen eigene gesunde Sinn sich gegen inneren und äußeren Unfall geschwind und leicht wiederherzustellen.

Eine solche antike Natur war, insofern man es nur von einem unserer Zeitgenossen behaupten kann, in Winckelmann wieder erschienen, die gleich anfangs ihr ungeheures Probestück ablegte, daß sie durch dreißig Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus dem Wege gerückt, nicht abgestumpft werden konnte. Sobald er nur zu einer ihm gemäßen Freiheit gelangte, erscheint er ganz und abgeschlossen, völlig im antiken Sinne — angewiesen auf Tätigkeit, Genuß und Entbehrung, Freude und Leid, Besitz und Verlust, Erhebung und Erniedrigung, und in solchem seltsamen Wechsel immer mit dem schönen Boden zufrieden, auf dem uns ein so veränderliches Schicksal heimsucht.

Hatte er nun im Leben einen wirklich altertümlichen Geist, so blieb ihm derselbe auch in seinen Studien getreu. Doch wenn bei Behandlung der Wissenschaften im großen und breiten die Alten sich schon in einer gewissen peinlichen Lage befanden, indem zu Erfassung der mannigfaltigen außermenschlichen Gegenstände eine Zerteilung der Kräfte und Fähigkeiten, eine Zerstückelung der Einheit fast unerläßlich ist, so hat ein Neuerer im ähnlichen Falle ein noch gewagteres Spiel, indem er bei der einzelnen Ausarbeitung des mannigfaltigen Wißbaren sich zu zerstreuen, in unzusammenhängenden Kenntnissen sich zu verlieren in Gefahr kömmt, ohne, wie es den Alten glückte, das Unzulängliche durch das Vollständige seiner Persönlichkeit zu vergüten.

So vielfach Winckelmann auch in dem Wißbaren und Wissenswerten herumschweifte, teils durch Lust und Liebe, teils durch Notwendigkeit geleitet, so kam er doch früher oder später immer zum Altertum, besonders zum griechischen zurück, mit dem er sich so nahe verwandt fühlte und mit dem er sich in seinen besten Tagen so glücklich vereinigen sollte.

Freundschaft.

Waren jedoch die Alten, so wie wir von ihnen rühmen, wahrhaft ganze Menschen, so mußten sie, indem sie sich selbst und die Welt behaglich empfanden, die Verbindungen menschlicher Wesen in ihrem ganzen Umfange kennen lernen; sie durften jenes Entzückens nicht ermangeln, das aus der Verbindung ähnlicher Naturen hervorspringt.

Auch hier zeigt sich ein merkwürdiger Unterschied alter und neuer Zeit. Das Verhältnis zu den Frauen, das bei uns so zart und geistig geworden, erhob sich kaum über die Grenze des gemeinsten Bedürfnisses. Das Verhältnis der Eltern zu den Kindern scheint einigermaßen zarter gewesen zu sein. Statt aller Empfindungen aber galt ihnen die Freundschaft unter Personen männlichen Geschlechts, obgleich auch Chloris und Thyia noch im Hades als Freundinnen unzertrennlich sind.

Die leidenschaftliche Erfüllung liebevoller Pflichten, die Wonne der Unzer-

trennlichkeit, die Hingebung eines für den andern, die ausgesprochene Bestimmung für das ganze Leben, die notwendige Begleitung in den Tod setzen uns bei Verbindung zweier Jünglinge in Erstaunen; ja, man fühlt sich beschämt, wenn uns Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen, Redner mit Fabeln, Ereignissen, Gefühlen, Gesinnungen solchen Inhalts und Gehalts überhäufen.

Zu einer Freundschaft dieser Art fühlte Winckelmann sich geboren, derselben nicht allein sich fähig, sondern auch im höchsten Grade bedürftig; er empfand sein eigenes Selbst nur unter der Form der Freundschaft; er erkannte sich nur unter dem Bilde des durch einen Dritten zu vollendenden Ganzen. Frühe schon legte er dieser Idee einen vielleicht unwürdigen Gegenstand unter; er widmete sich ihm, für ihn zu leben und zu leiden, für denselben fand er selbst in seiner Armut Mittel, reich zu sein, zu geben, aufzuopfern, ja er zweifelt nicht, sein Dasein, sein Leben zu verpfänden. Hier ist es, wo sich Winckelmann selbst mitten in Druck und Not groß, reich, freigebig und glücklich fühlt, weil er dem etwas leisten kann, den er über alles liebt, ja, dem er sogar, als höchste Aufopferung, Undankbarkeit zu verzeihen hat.

Wie auch die Zeiten und Zustände wechseln, so bildet Winckelmann alles Würdige, was ihm naht, nach dieser Urform zu seinem Freund um, und wenn ihm gleich manches von diesen Gebilden leicht und bald vorüberschwindet, so erwirbt ihm doch diese schöne Gesinnung das Herz manches Trefflichen, und er hat das Glück, mit dem Besten seines Zeitalters und Kreises in dem schönsten Verhältnisse zu stehen.

Schönheit.

Wenn aber jenes tiefe Freundschaftsbedürfnis sich eigentlich seinen Gegenstand erschafft und ausbildet, so würde dem altertümlich Gesinnten dadurch nur ein einseitiges, ein sittliches Wohl zuwachsen, die äußere Welt würde ihm wenig leisten, wenn nicht ein verwandtes, gleiches Bedürfnis und ein befriedigender Gegenstand desselben glücklich hervorträte; wir meinen die Forderung des sinnlich Schönen und das sinnlich Schöne selbst; denn das letzte Produkt der sich immer steigernden Natur ist der schöne Mensch. Zwar kann sie ihn nur selten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerstreben, und selbst ihrer Allmacht ist es unmöglich, lange im Vollkommenen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben; denn genau genommen kann man sagen, es sei nur ein Augenblick, in welchem der schöne Mensch schön sei.

Dagegen tritt nun die Kunst ein; denn indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gestellt ist, so sieht er sich wieder als eine ganze Natur an, die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu steigert er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, Wahl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufruft und sich endlich bis zur Produktion des Kunstwerkes erhebt, das neben seinen übrigen Taten und Werken einen glänzenden Platz einnimmt. Ist es einmal hervorgebracht, steht es in seiner idealen Wirk-

lichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste hervor; denn indem es aus den gesamten Kräften sich geistig entwickelt, so nimmt es alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in sich auf und erhebt, indem es die menschliche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Tatenkreis ab und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist. Von solchen Gefühlen wurden die ergriffen, die den Olympischen Jupiter erblickten, wie wir aus den Beschreibungen, Nachrichten und Zeugnissen der Alten uns entwickeln können. Der Gott war zum Menschen geworden, um den Menschen zum Gott zu erheben. Man erblickte die höchste Würde und ward für die höchste Schönheit begeistert. In diesem Sinne kann man wohl jenen Alten recht geben, welche mit völliger Überzeugung aussprachen, es sei ein Unglück, zu sterben, ohne dieses Werk gesehen zu haben.

Für diese Schönheit war Winckelmann seiner Natur nach fähig; er ward sie in den Schriften der Alten zuerst gewahr, aber sie kam ihm aus den Werken der bildenden Künst persönlich entgegen, aus denen wir sie erst kennen lernen, um sie an den Gebilden der lebendigen Natur gewahr zu werden und zu schätzen.

Finden nun beide Bedürfnisse der Freundschaft und der Schönheit zugleich an einem Gegenstande Nahrung, so scheint das Glück und die Dankbarkeit des Menschen über alle Grenzen hinauszusteigen, und alles, was er besitzt, mag er so gern als schwache Zeugnisse seiner Anhänglichkeit und seiner Verehrung hingeben.

Hingang.

So war er denn auf der höchsten Stufe des Glücks, das er sich nur hätte wünschen dürfen, der Welt verschwunden. Ihn erwartete sein Vaterland, ihm streckten seine Freunde die Arme entgegen; alle Äußerungen der Liebe, deren er so sehr bedurfte, alle Zeugnisse der öffentlichen Achtung, auf die er so viel Wert legte, warteten seiner Erscheinung, um ihn zu überhäufen. Und in diesem Sinne dürfen wir ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden, die Zerstreuung der Kunstschätze, die er, obgleich in einem anderen Sinne, vorausgesagt, ist nicht vor seinen Augen geschehen. Er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Winckelmann früh hinwegschied, kommt auch uns zugute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen.

28. Drei Briefe von Fr. Schiller.

1. An Gottfried Körner.

Gohlis, am 3. Juli 1785.

Ich habe Lust, Dir heute recht viel zu schreiben, denn mein Herz ist voll. Ohnedem wirst Du mich vielleicht diesen Nachmittag unterwegs erwarten, und weil ich diese Hoffnung nicht erfüllen kann, so soll wenigstens meine Seele Dich begleiten. Die Zeit war vorgestern für meine Wünsche zu kurz, und ich hätte eine Iniuria gegen meine Kameraden begangen, wenn ich Dich als mein Eigentum hätte behandeln wollen. Also mag dieser Brief hereinbringen, was neulich verloren ging.

Bester Freund, der gestrige Tag, der zweite des Julius, wird mir unvergeßlich bleiben, solang ich lebe. Gäbe es Geister, die uns dienstbar sind und unsere Gefühle und Stimmungen durch eine sympathetische Magie fortpflanzen und übertragen, Du hättest die Stunde zwischen halb acht und halb neun vormittags in der süßesten Ahnung empfinden müssen. Ich weiß nicht mehr, wie wir eigentlich darauf kamen, von Entwürfen für die Zukunft zu reden. Mein Herz wurde warm. Es war nicht Schwärmerei, philosophisch feste Gewißheit war's, was ich in der herrlichen Perspektive der Zeit vor mir liegen sah. Mit weicher Beschämung, die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft, sah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichste Verschwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schicksals, die zweite und größere aber durch mich selber zernichtet. Tief, bester Freund, habe ich das empfunden, und in der allgemeinen feurigen Gärung meiner Gefühle haben sich Kopf und Herz zu einem herkulischen Gelübde vereinigt, — die Vergangenheit nachzuholen, und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen. Mein Gefühl war beredt und teilte sich den anderen elektrisch mit. O, wie schön und wie göttlich ist die Berührung zweier Seelen, die sich auf dem Wege zur Gottheit begegnen. Du warst bis jetzt noch mit keiner Silbe genannt worden, und doch las ich in Hubers Augen Deinen Namen, und unwillkürlich trat er auf meinen Mund. Unsere Augen begegneten sich und unser heiliger Vorsatz zerschmolz in unsere heilige Freundschaft. Es war ein stummer Handschlag, getreu zu bleiben, dem Entschlusse dieses Augenblicks, sich wechselweise fortzureißen zum Ziele, sich zu mahnen und aufzuraffen einer den anderen, und nicht stille zu halten bis an die Grenze, wo die menschlichen Größen enden. O, mein Freund! nur unserer innigen Verkettung, ich muß sie noch einmal so nennen, unserer heiligen Freundschaft allein war es vorbehalten, uns groß und gut und glücklich zu machen. Die gütige Vorsehung, die meine leisesten Wünsche hörte, hat mich Dir in die Arme geführt und ich hoffe auch Dich mir. Ohne mich sollst Du ebensowenig Deine Glückseligkeit vollendet sehen können als ich die meinige ohne Dich. Unsere

künftig erreichte Vollkommenheit soll und darf auf keinem anderen Pfeiler als unserer Freundschaft ruhen. — Unsere Unterredung hat diese Wendung genommen, als wir ausstiegen, um unterwegs ein Frühstück zu nehmen. Wir fanden Wein in der Schenke. Deine Gesundheit wurde getrunken. Stillschweigend sahen wir uns an, unsere Stimmung war feierliche Andacht, und jeder von uns hatte Tränen in den Augen, die er sich zu ersticken zwang. Göschen bekannte, daß er dieses Glas Wein noch in jedem Gliede brennen fühle, Hubers Gesicht war feuerrot, als er uns gestand, er habe noch keinen Wein so gut gefunden, und ich dachte mir die Einsetzung des Abendmahls: „Dieses tut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtnis." Ich hörte die Orgel gehen und stand vor dem Altare. Jetzt erst fiel's uns auf die Seele, daß heute Dein Geburtstag war. Ohne es zu wissen, haben wir ihn heilig gefeiert. — Teuerster Freund, hättest Du Deine Verherrlichung in unseren Gesichtern gesehen, in der vom Weine erstickten Stimme gehört, in dem Augenblicke hättest Du sogar Deine Braut vergessen, keinen Glücklichen unter der Sonne hättest Du beneidet. — Der Himmel hat uns seltsam einander zugeführt, aber in unserer Freundschaft soll er ein Wunder getan haben. Eine dunkle Ahnung ließ mich so viel, so viel von Euch erwarten, als ich meine Reise nach Leipzig beschloß, aber die Vorsehung hat mir mehr erfüllt, als sie mir zusagte, hat mir in Euren Armen eine Glückseligkeit bereitet, von der ich mir damals auch nicht einmal ein Bild machen konnte. Kann dieses Bewußtsein Dir Freude geben, mein Teuerster, so ist Deine Glückseligkeit vollkommen.

Ich hätte Dir noch tausenderlei Ideen mitzuteilen, aber bald sind wir ja beisammen, und ich will mir die Freude mündlich machen. O, mein bester Freund, wie schön liegt die Dresdner Zukunft vor meinen Augen, wie fange ich jetzt an, mich meines Lebens zu freuen, weil ich es würdig genießen will. Ich sage mit Julius von Tarent: In meinen Gebeinen ist Mark für Jahrhunderte. Lebwohl, Teuerster.

Ewig Dein Schiller.

2. An Jens Baggesen.

[Zur Erklärung.

Schiller an Gottfried Körner. Jena, 13. Dezember 1791.

Ich muß Dir unverzüglich schreiben, ich muß Dir meine Freude mitteilen, lieber Körner. Das, wonach ich mich schon so lange ich lebe aufs feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los; ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes. Heute erhalte ich Briefe aus Kopenhagen vom Prinzen von Augustenburg und vom Grafen von Schimmelmann, die mir auf drei Jahre jährlich tausend Taler zum Geschenk anbieten, mit völliger Freiheit zu bleiben, wo ich bin, bloß um mich von meiner Krankheit völlig zu erholen. Aber die Delikatesse und Feinheit, mit der der Prinz mir dieses Anerbieten macht, könnte mich noch mehr rühren als das Anerbieten selbst. Ich werde Dir die Briefe in acht oder zehn Tagen schicken. Sie wünschen zwar, daß ich in Kopenhagen leben möchte, und der Prinz schreibt, daß wenn

ich dann angestellt sein wollte, man dazu Rat schaffen würde, — aber dies geht sobald nicht, da meine Verbindlichkeit gegen den Herzog von Weimar noch zu neu ist, und noch vieler anderen Ursachen wegen, aber hinreisen werde ich doch, wenn es auch erst in einem oder zwei Jahren geschieht.

Wie mir jetzt zu Mute ist, kannst Du denken. Ich habe die nahe Aussicht, mich ganz zu arrangieren, meine Schulden zu tilgen, und, unabhängig von Nahrungssorgen, ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße zu lernen und zu sammeln, und für die Ewigkeit zu arbeiten. Ewig Dein S.]

Jena, den 16. Dezember (Freitag) 1791.

Wie werd' ich es anfangen, mein teurer und hochgeschätzter Freund, Ihnen die Empfindungen zu beschreiben, die seit dem Empfang jener Briefe in mir lebendig geworden sind? So überrascht und betäubt, als ich durch ihren Inhalt geworden bin, erwarten Sie nicht viel Zusammenhängendes von mir. Mein Herz allein kann jetzt noch reden, und auch dieses wird von einem so kranken Kopf, als der meinige noch immer ist, nur schlecht unterstützt werden. Ein Herz wie das Ihrige kann ich für den liebevollen Anteil, den es an dem Schicksale meines Geistes nimmt, nicht schöner belohnen, als wenn ich das stolze Vergnügen, das Ihnen die edle und einzige Handlungsart Ihrer vortrefflichen Freunde an sich selbst schon gewähren muß, durch die fröhliche Überzeugung von einem vollkommen erfüllten wohlwollenden Zweck zu der süßesten Freude erhöhe.

Ja, mein teurer Freund, ich nehme das Anerbieten des Prinzen von Holstein und des Grafen Schimmelmann mit dankbarem Herzen an — nicht, weil die schöne Art, womit es getan wird, alle Nebenrücksichten bei mir überwindet, sondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rücksicht erhaben ist, es mir gebietet. Dasjenige zu leisten und zu sein, was ich nach dem mir gefallenen Maß von Kräften leisten und sein kann, ist mir die höchste und unerläßlichste aller Pflichten. Aber meine bisherige äußere Lage machte mir dies schlechterdings unmöglich, und nur eine ferne, noch unsichere Zukunft macht mir bessere Hoffnungen. Der großmütige Beistand Ihrer erhabenen Freunde setzt mich auf einmal in die Lage, so viel aus mir zu entwickeln als in mir liegt, mich zu dem zu machen, was aus mir werden kann — wo bliebe mir also noch eine Wahl übrig? Daß der vortreffliche Prinz, der sich von freien Stücken entschließt, dasjenige bei mir zu verbessern, was mir das Schicksal zu wünschen übrig gelassen hat, durch die edle Art, womit er diese Sache behandelt, zugleich alle Empfindlichkeiten schont, die mir meinen Entschluß hätten schwer machen können, daß er diese wichtige Verbesserung meiner Umstände durch keinen Kampf mit mir selbst erkaufen läßt, erhöht meine Dankbarkeit unendlich und läßt mich die Freude über das Herz ihres Urhebers vereinigt empfinden.

Eine sittlich schöne Handlung aus der Klasse derjenigen, welche diesen Brief veranlaßt, empfängt ihren Wert nicht erst von ihrem Erfolge; auch wenn sie ganz ihres Zwecks verfehlte, bleibt sie, was sie war. Aber wenn diese

Handlung eines großdenkenden Herzens zugleich das notwendige Glied einer Kette von Schicksalen ist, wenn sie allein noch fehlte, um etwas Gutes möglich zu machen, wenn sie, die schöne Geburt der Freiheit, als wäre sie von der Vorsehung schon längst zu dieser Absicht berechnet worden, ein verworrenes Schicksal entscheidet, dann gehört sie zu den schönsten Erscheinungen, die sich einem fühlenden Herzen darstellen können. Wie sehr dieses hier der Fall ist, werd' ich und muß ich Ihnen sagen.

Von der Wiege meines Geistes an bis jetzt, da ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksal gekämpft, und seitdem ich die Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurteilt, sie zu entbehren. Ein rascher Schritt vor zehn Jahren schnitt mir auf immer die Mittel ab, durch etwas anders als schriftstellerische Wirksamkeit zu existieren. Ich hatte mir diesen Beruf gegeben, eh ich seine Forderungen geprüft, seine Schwierigkeiten übersehen hatte. Die Notwendigkeit, ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntnisse und Reife des Geistes gewachsen war. Daß ich dieses fühlte, daß ich meinem Ideale von schriftstellerischen Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen setzte, in welche ich selbst eingeschlossen war, erkenne ich für eine Gunst des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höheren Fortschritts offen hält, aber in meinen Umständen vermehrte sie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das mir lebendig war, sah ich jetzt alles, was ich zur Welt brachte: bei aller geahnten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publikums eilen, der Lehre selbst so bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menschen aufwerfen. Jedes, unter so ungünstigen Umständen nur leidlich gelungene Produkt ließ mich nur desto empfindlicher fühlen, wie viel Keime das Schicksal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meisterstücke anderer Schriftsteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße teilhaftig zu werden, an der allein die Werke des Genius reifen. Was hätte ich nicht um zwei oder drei stille Jahre gegeben, die ich frei von schriftstellerischer Arbeit bloß allein dem Studieren, bloß der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen, und seinem schriftstellerischen Fleiß auch nur die notwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unsrer deutschen literarischen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehen Jahre habe ich mich angestrengt, beides zu vereinigen, aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit. Das Interesse an meiner Wirksamkeit, einige schöne Blüten des Lebens, die das Schicksal mir in den Weg streute, verbargen mir diesen Verlust, bis ich zu Anfang dieses Jahres — Sie wissen wie? — aus meinem Traum geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfing, mir seinen ganzen Wert zu zeigen, wo ich nahe dabei war, zwischen Vernunft und Phantasie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunst gürtete, nahte sich mir der Tod. Diese Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum neuen Leben, um mit geschwächten

Kräften und verminderten Hoffnungen den Kampf mit dem Schicksal zu wiederholen. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt.

Verzeihen Sie mir, teurer Freund, diese Ausführlichkeit über mich selbst: ich will Sie dadurch nur in den Stand setzen, sich selbst den Eindruck zu denken, den der edelmütige Antrag des Prinzen und des Grafen Schimmelmann auf mich gehabt hat. Ich sehe mich dadurch auf einmal fähig gemacht, den Plan mit mir selbst zu realisieren, den sich meine Phantasie in ihren glücklichen Stunden vorgezeichnet hat. Ich erhalte endlich die so lange und so heiß gewünschte Freiheit des Geistes, die vollkommen freie Wahl meiner Wirksamkeit. Ich gewinne Muße, und durch sie werde ich meine verlorene Gesundheit vielleicht wiedergewinnen: wenn auch nicht, so wird künftig Trübsinn des Geistes meiner Krankheit nicht mehr neue Nahrung geben. Ich sehe heiter in die Zukunft — und gesetzt, es zeigte sich auch, daß meine Erwartungen von mir selbst nur liebliche Täuschungen waren, wodurch sich mein gedrückter Stolz an dem Schicksale rächte, so soll es wenigstens an meiner Beharrlichkeit nicht fehlen, die Hoffnungen zu rechtfertigen, die zwei vortreffliche Bürger unseres Jahrhunderts auf mich gegründet haben. Da mein Los mir nicht verstattet, auf ihre Art wohltätig zu wirken, so will ich es doch auf die einzige Art versuchen, die mir verliehen ist, und möchte der Keim, den sie ausstreuten, sich in mir zu einer schönen Blüte für die Menschheit entfalten!

Ich komme auf die zweite Hälfte Ihres Wunsches — teurer, vortrefflicher Freund, warum kann ich diese nicht ebenso schnell erfüllen als die erste? Unter der Unmöglichkeit, die Reise zu Ihnen sobald als Sie wünschen auszuführen, kann gewiß niemand mehr leiden als ich selbst. Urteilen Sie aus dem Bedürfnis meines Herzens nach einer schönen, veredelten Humanität, das hier so wenig befriedigt wird, mit welcher Ungeduld ich in den Kreis solcher Menschen eilen würde, als mich in Kopenhagen erwarten — wenn es hier nur auf meinen Entschluß ankäme. Aber außerdem, daß meine jetzige noch so ganz unentschiedene Gesundheit mich nicht einmal entfernt den Zeitpunkt bestimmen läßt, wo ich eine so wichtige Veränderung mit mir vornehmen könnte, und daß ich wahrscheinlich kommenden Sommer den Gebrauch des Karlsbads werde wiederholen müssen, so stehe ich noch mit dem Herzog von Weimar, an dessen Willen es wenigstens nicht liegt, daß ich nicht einer besseren Muße genieße, in Verhältnissen, die mir auflegen, mich wenigstens noch ein Jahr als ein t ä t i g e s Mitglied der Akademie zu bezeigen, so gewiß ich auch bin, daß ich nie ein n ü t z l i c h e s sein kann. Alsdann wird er aber gewiß meinem Wunsch nicht entgegen sein, die Universität auf einige Zeit zu verlassen. Bin ich erst bei Ihnen, so wird der Genius, der alles Gute in Schutz nimmt, gewiß für das Weitere sorgen.

Bis dahin, teurer Freund, lassen Sie uns einander so nahe sein, als das Schicksal den Entfernten vergönnt. Mich mit Ihnen schriftlich zu unterhalten, und meinen halberstorbenen Geist an Ihrem frischen feurigen Genius zu wärmen, wird stets ein Bedürfnis meines Herzens sein. Nie, so lange ich

bin, vergesse ich Ihnen den freundlichen, den wichtigen Dienst, den Sie mir, wiewohl ohne diese Absicht, bei meinem Wiedereintritt ins Leben geleistet haben. Kaum fing ich an, mich wieder in etwas zu erholen, so erfuhr ich den Vorgang zu Hellebeck und bald darauf zeigte mir Reinhold Ihre Briefe. Es waren frische nektarische Blumen, die ein himmlischer Genius dem kaum erstandenen vorhielt — o, ich werde es Ihnen nie beschreiben, was Sie mir waren — und jenen Vorgang selbst! Er war für den Abgeschiedenen bestimmt, und der Lebende wird sich nie mehr erlauben, ihn zu berühren.

Verzeihen Sie diesen langen Brief, mein vortrefflicher Freund, der leider noch dazu fast nur von mir selbst handelt. Aber zu Eröffnung unserer Korrespondenz mag es hingehen, damit Sie mit einem Mal mit mir bekannt werden und daß ich dann auf immer abgetan sei. Verzeihen Sie auch, daß ich, ganz ohne alle Präliminarien, von allen Rechten der Freundschaft gegen Sie Besitz nehme, die ich erst durch eine Reihe von Proben verdienen lernen sollte. In einer Welt wie diejenige ist, aus der ich jene Briefe erhielt, gelten andere Gesetze als die Vorschriften einer kleinlichen Prudenz, welche die wirkliche regieren. Ihrer teuren Sophie sagen Sie von meiner Lotte und mir alles Herzliche, und daß sie sich bereit halten möge, eine Korrespondentin gütig anzuhören, die sich ihr nächstens darstellen wird. Wie zwei glänzende Erscheinungen schwebten Sie beide, schnell, doch unvergeßlich an uns vorüber. Die Gestalten sind lange verschwunden, aber noch immer folgt ihnen der Blick.

Ewig der Ihrige Schiller.

3. An Goethe.

Jena, den 31. August 1794.

Bei meiner Zurückkunft aus Weißenfels, wo ich mit meinem Freunde Körner aus Dresden eine Zusammenkunft gehabt, erhielt ich Ihren vorletzten Brief, dessen Inhalt mir doppelt erfreulich war; denn ich ersehe daraus, daß ich in meiner Ansicht Ihres Wesens Ihrem eigenen Gefühl begegnete, und daß Ihnen die Aufrichtigkeit, mit der ich mein Herz darin sprechen ließ, nicht mißfiel. Unsere späte, aber mir manche schöne Hoffnung erweckende Bekanntschaft ist mir abermals ein Beweis, wie viel besser man oft tut, den Zufall machen zu lassen, als ihm durch zu viel Geschäftigkeit vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältnis zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem aufmerksamsten Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher als gerade jetzt mit Nutzen zusammenführen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, so viel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandern werden, und mit um so größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben.

Erwarten Sie bei mir keinen großen materialen Reichtum von Ideen; dies ist es, was ich bei Ihnen finden werde. Mein Bedürfnis und Streben ist,

aus wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armut an allem, was man erworbene Erkenntnis nennt, einmal näher kennen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen sein. Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn eben darum schneller und öfter und kann eben darum meine kleine Barschaft besser nutzen und eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Form erzeugen. Sie bestreben sich, Ihre große Ideenwelt zu simplifizieren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen; Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte.

Ihr Geist wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv, und alle Ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination, als ihre gemeinschaftliche Repräsentantin, gleichsam kompromittiert zu haben. Im Grund ist dies das Höchste, was der Mensch aus sich machen kann, sobald es ihm gelingt, seine Anschauung zu generalisieren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen. Danach streben Sie, und in wie hohem Grade haben Sie es schon erreicht! Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisierend, und so schwebe ich als eine Zwitterart zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. Dies ist es, was mir, besonders in früheren Jahren, sowohl auf dem Felde der Spekulation als der Dichtkunst ein ziemlich linkisches Ansehen gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophieren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstraktionen und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte insoweit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Los; leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde tun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerte aus dem Brande geflüchtet.

Sie wollten, daß ich von mir selbst reden sollte, und ich machte von dieser Erlaubnis Gebrauch. Mit Vertrauen lege ich Ihnen diese Geständnisse hin, und ich darf hoffen, daß Sie sie mit Liebe aufnehmen.

Der Ihrige Schiller.

29. Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung.

Von W. v. Humboldt. Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. 2. Ausg. Stuttgart, 1876. Vorerinnerung.

Es gibt ein unmittelbareres und ein volleres Wirken eines großen Geistes als das durch seine Werke. Diese zeigen nur einen Teil seines Wesens. In

die lebendige Erscheinung strömt es rein und vollständig über. Auf eine Art, die sich einzeln nicht nachweisen, nicht erforschen läßt, welcher selbst der Gedanke nicht zu folgen vermag, wird es aufgenommen von den Zeitgenossen und auf die folgenden Geschlechter vererbt. Dies stille und gleichsam magische Wirken großer geistiger Naturen ist es vorzüglich, was den immer wachsenden Gedanken von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk immer mächtiger und ausgebreiteter emporsprießen läßt. Nichts zieht daher die Betrachtung mehr an als jeder, wenn selbst schwache Versuch zu erforschen, wie ein merkwürdiger Mann des Jahrhunderts die Bahn alles Denkens, das Gesetz an die Erscheinung zu knüpfen, über das Endliche hinaus nach dem Unendlichen zu streben, in seiner individuellen Weise durchlief. Dies hat mein Nachdenken über Schiller oft beschäftigt, und unsere Zeit hat keinen aufzuweisen, dessen inneres geistiges Leben in dieser Hinsicht merkwürdiger zu verfolgen wäre.

Schillers Dichtergenie kündigte sich gleich in seinen ersten Arbeiten an; ungeachtet aller Mängel der Form, ungeachtet vieler Dinge, die dem gereiften Künstler sogar roh erscheinen mußten, zeugten die Räuber und Fiesco von einer entschiedenen großen Naturkraft. Er verriet sich nachher durch die bei ganz verschiedenartigen philosophischen und historischen Beschäftigungen immer durchbrechende, auch in diesen Briefen so oft angedeutete Sehnsucht nach der Dichtung, wie nach der eigentümlichen Heimat seines Geistes. Es offenbarte sich endlich in männlicher Kraft und geläuterter Reinheit in den Stücken, die gewiß noch lange der Stolz und der Ruhm der deutschen Bühne bleiben werden. Aber dies Dichtergenie war auf das engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellektualität hervor, die alles ergründend spalten und alles verknüpfend zu einem Ganzen vereinen möchte. Darin liegt Schillers besondere Eigentümlichkeit. Er forderte von der Dichtung einen tieferen Anteil des Gedankens und unterwarf sie strenger einer geistigen Einheit; letzteres auf zwiefache Weise, indem er sie an eine festere Kunstform band, und indem er jede Dichtung so behandelte, daß ihr Stoff unwillkürlich und von selbst seine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte. Auf diesen Eigentümlichkeiten beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakteristisch bezeichnen. Aus ihnen entsprang es, daß er, das Größeste und Höchste hervorzubringen, dessen er fähig war, erst eines Zeitraumes bedurfte, in welchem sich seine ganze Intellektualität, an die sein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Bestimmtheit durcharbeitete. Diese Eigentümlichkeiten endlich erklären die tadelnden Urteile derer, die in Schillers Werken, ihm die Freiwilligkeit der Gabe der Musen absprechend, weniger die leichte, glückliche Geburt des Genies, als die sich ihrer selbst bewußte Arbeit des Geistes zu erkennen meinen, worin allerdings das Wahre liegt, daß nur die intellektuelle Größe Schillers die Veranlassung zu einem solchen Tadel darbieten konnte.

Was jedem Beobachter an Schiller am meisten als charakteristisch bezeichnend auffallen mußte, war, daß in einem höheren und prägnanteren Sinn

als vielleicht je bei einem andern der Gedanke das Element seines Lebens war. Anhaltend selbsttätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn fast nie und wich nur den heftigeren Anfällen seines körperlichen Übels. Sie schien ihm Erholung, nicht Anstrengung. Dies zeigte sich am meisten im Gespräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren schien. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspunkt, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Diskussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. Hierin unterschied sich sein Gespräch am meisten von dem Herderschen. Nie vielleicht hat ein Mann schöner gesprochen als Herder, wenn man, was bei Berührung irgendeiner leicht bei ihm anklingenden Saite nicht schwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf. Alle seltenen Eigenschaften dieses mit Recht bewunderten Mannes schienen, so geeignet waren sie für dasselbe, im Gespräch ihre Kraft zu verdoppeln. Der Gedanke verband sich mit dem Ausdruck, mit der Anmut und Würde, die, da sie in Wahrheit allein der Person angehören, nur vom Gegenstande herzukommen scheinen. So floß die Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch noch dem eigenen Erahnen übrig läßt, und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken bestimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erschöpft war, so ging man zu einer neuen über. Man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun selbst reden, aber man vermißte die Wechseltätigkeit des Gesprächs. Schiller sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu, er beherrschte dies Streben und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung, und daher war sein Gespräch so reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an sich tragen. Die Freiheit tat aber dem Gange der Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunkt führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab.

Sowie Schiller im Gespräch immer dem Gebiete des Denkens neuen Boden zu gewinnen suchte, so war überhaupt seine geistige Beschäftigung immer eine von angestrengter Selbsttätigkeit. Auch seine Briefe zeigen dies deutlich. Er kannte sogar keine andere. Bloßer Lektüre überließ er sich nur spät abends und in seinen leider so häufig schlaflosen Nächten. Seinen Tag nahmen seine Arbeiten ein oder bestimmte Studien für dieselben, wo also der Geist durch die Arbeit und die Forschung zugleich in Spannung gehalten wird. Das bloße von keinem andern unmittelbaren Zweck als dem des Wissens geleitete Studieren, das für den damit Vertrauten einen so unendlichen Reiz hat, daß man sich verwahren

muß, dadurch nicht zu sehr von bestimmterer Tätigkeit abgehalten zu werden, kannte er nicht und achtete es nicht genug. Das Wissen erschien ihm zu stoffartig und die Kräfte des Geistes zu edel, um in dem Stoffe mehr zu sehen als ein Material zur Bearbeitung.

Nur weil er die allerdings höhere Anstrengung des Geistes, welche selbsttätig aus ihren eigenen Tiefen schöpft, mehr schätzte, konnte er sich weniger mit der geringeren befreunden. Es ist aber auch merkwürdig, aus welchem kleinen Vorrat des Stoffes, wie entblößt von den Mitteln, welche andern ihn zuführen, Schiller eine sehr vielseitige Weltansicht gewann, die, wo man sie gewahr wurde, durch genialische Wahrheit überraschte; denn man kann die nicht anders nennen, die durchaus auf keinem äußerlichen Wege entstanden war. Selbst von Deutschland hatte er nur einen Teil gesehen, nie die Schweiz, von der sein Tell doch so lebendige Schilderungen enthält. Wer einmal am Rheinfall steht, wird sich beim Anblick unwillkürlich an die schöne Strophe des Tauchers erinnern, welche dies verwirrende Wassergewühl malt, das den Blick gleichsam fesselnd verschlingt; doch lag auch dieser keine eigene Ansicht zu Grunde. Aber was Schiller durch eigene Erfahrung gewann, das ergriff er mit einem Blick, der ihm hernach auch das anschaulich machte, was ihm bloß fremde Schilderung zuführte. Dabei versäumte er nie, zu jeder Arbeit Studien durch Lektüre zu machen; auch was er in dieser Art Dienliches zufällig fand, prägte sich seinem Gedächtnis fest ein, und seine rastlos angestrengte Phantasie, die in beständiger Lebendigkeit bald diesen, bald jenen Teil des irgend je gesammelten Stoffes bearbeitete, ergänzte das Mangelhafte einer so mittelbaren Auffassung.

Auf ganz ähnliche Weise eignete er sich den Geist der griechischen Dichtung an, ohne sie je anders als aus Übersetzungen zu kennen. Er scheute dabei keine Mühe; er zog die Übersetzungen vor, die darauf Verzicht leisten, für sich zu gelten; am liebsten waren ihm die wörtlichen lateinischen Paraphrasen.

So übersetzte er die Szenen und die Hochzeit der Thetis aus dem Euripides. Ich gestehe, daß ich diesen Chor immer mit großem Vergnügen wieder lese. Der antike Geist blickt, wie ein Schatten, durch das ihm geliehene Gewand. Ich meine indes nicht vorzugsweise diese Übersetzungen, wenn ich von Schillers Eingehen in griechischen Dichtergeist sprach, sondern zwei seiner späteren Stücke. Auch hierin hatte Schiller bedeutende Fortschritte gemacht. Die Kraniche des Ibykus und das Siegesfest tragen die Farbe des Altertums so rein und treu an sich, als man es nur von irgendeinem modernen Dichter erwarten kann, und zwar auf die schönste und geistvollste Weise. Der Dichter hat den Sinn des Altertums in sich aufgenommen, er bewegt sich darin mit Freiheit, und so entspringt eine neue, in allen ihren Teilen nur ihn atmende Dichtung. Beide Stücke stehen aber wieder in einem merkwürdigen Gegensatz gegeneinander. Die Kraniche des Ibykus erlaubten eine ganz epische Ausführung: was den Stoff dem Dichter innerlich wert machte, war die daraus hervorspringende Idee der Gewalt künstlerischer Darstellung über

die menschliche Brust. Diese Macht der Poesie, einer unsichtbaren, bloß durch den Geist geschaffenen, in der Wirklichkeit verfliegenden Kraft, gehörte wesentlich in den Ideenkreis, der Schiller lebendig beschäftigte. Schon acht Jahre, ehe er sich zur Ballade in ihm gestaltete, schwebte ihm dieser Stoff vor, wie deutlich aus den Künstlern aus den Versen hervorgeht:

Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Los des Todes aus dem Lied.

Diese Idee erlaubte aber auch eine vollkommen antike Ausführung; das Altertum besaß alles, um sie in ihrer ganzen Reinheit und Stärke hervortreten zu lassen. Daher ist alles in der ganzen Erzählung unmittelbar aus ihm entnommen, besonders das Erscheinen und der Gesang der Eumeniden. Der Äschylische bekannte Chor ist so kunstvoll in die moderne Dichtungsform, in Reim und Silbenmaß verwebt, daß nichts von seiner stillen Größe aufgegeben scheint. Das Siegesfest ist lyrischer und betrachtender Natur. Hier konnte und mußte der Dichter aus der Fülle seines Busens hinzufügen, was nicht im Ideen- und Gefühlskreise des Altertums lag. Aber im übrigen ist alles im Sinne der homerischen Dichtung ebenso rein als in dem anderen Gedicht. Das Ganze ist nur, wie in einer höheren, mehr abgesondert gehaltenen Geistigkeit ausgeprägt, als dem alten Sänger eigen ist, und erhält gerade dadurch seine größesten Schönheiten.

An einzelnen, aus den Alten entnommenen Zügen, in die aber oft eine höhere Bedeutung gelegt ist, sind auch frühere Gedichte Schillers reich. Ich erwähne hier nur die Schilderung des Todes aus den Künstlern, den „sanften Bogen der Notwendigkeit“, der so schön an die sanften Geschosse bei Homer erinnert, wo aber die Übertragung des Beiworts vom Geschoß auf den Bogen selbst dem Gedanken einen zarteren und tieferen Sinn gibt.

Dem Inhalte und der Form nach waren Schillers philosophische Ideen ein getreuer Abdruck seiner ganzen geistigen Wirksamkeit überhaupt. Beide bewegten sich immer im nämlichen Gleise und strebten dem gleichen Ziele zu, allein auf eine Weise, daß die lebendigere Aneignung immer reicheren Stoffs und die Kraft des ihn beherrschenden Gedankens sich unaufhörlich zu wechselseitiger Steigerung bestimmten. Der Endpunkt, an den er alles knüpfte, war die Totalität in der menschlichen Natur durch das Zusammenstimmen ihrer geschiedenen Kräfte in ihrer absoluten Freiheit. Beide dem Ich, das nur eins und ein Unteilbares sein kann, angehörend, aber die eine Mannigfaltigkeit und Stoff, die andere Einheit und Form suchend, sollten sie durch ihre freiwillige Harmonie schon hier auf einen über alle Endlichkeit hinausliegenden Ursprung hindeuten. Die Vernunft, unbedingt herrschend in der Erkenntnis und Willensbestimmung, sollte die Anschauung und Empfindung mit schonender Achtung behandeln und nirgends in ihr Gebiet übergreifen; dagegen sollten diese sich aus ihrem eigentümlichen Wesen und auf ihrer selbstgewählten Bahn zu einer

Gestalt emporbilden, in welcher jene bei aller Verschiedenheit des Prinzips sich der Form nach wiederfände. Diese nicht auf entdeckbaren Wegen entstehende, sondern wie durch plötzliches Wunder überraschende Übereinstimmung zu vermitteln, den in sich unabweisbaren Widerspruch beider Naturen durch einen in ihrer Wechselbeziehung aufeinander gegründeten Schein aufzuheben und dem Menschen dadurch in der Erscheinung ein Bild desjenigen zu geben, was außer aller Erscheinung liegt, vermag allein die Richtung in ihm, welche wir die ästhetische nennen. Denn sie behandelt den Stoff mit einer auf dem Gebiete der Sinnlichkeit entsprungenen, nicht von der Idee erborgten und dennoch als Freiheit erscheinenden Selbsttätigkeit.

In Anmut und Würde und in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen ist diese Vorstellungsweise ausführlich dargelegt. Niemals vorher sind diese Materien so rein, so vollständig und lichtvoll abgehandelt worden. Es war aber damit unendlich viel nicht bloß für die sichere Scheidung der Begriffe, sondern auch für die ästhetische und sittliche Bildung gewonnen. Kunst und Dichtung waren unmittelbar an das Edelste im Menschen geknüpft, dargestellt als dasjenige, woran er erst zum Bewußtsein der ihm inwohnenden, über die Endlichkeit hinausstrebenden Natur erwacht. So waren beide auf die Höhe gestellt, welcher sie wirklich entstammen. Sie auf dieser vor der Entweihung jeder kleinlichen und herabziehenden Ansicht, jeder nicht aus ihrem reinen Element entsprungenen Empfindung zu sichern, war im eigentlichsten Verstande Schillers beständiges Bemühen und erschien als seine wahre, ihm durch seine ursprüngliche Richtung gegebene Lebensbestimmung. Seine ersten und strengsten Forderungen ergehen daher an den Dichter selbst, von dem er nicht gleichsam bloß abgesondert wirkendes Genie und Talent, sondern eine der Höhe seines Berufes zusagende Stimmung des ganzen Gemüts, nicht bloß eine augenblickliche, sondern eine zum Charakter gewordene Erhebung verlangt. „Ehe er es unternimmt, die Vortrefflichen zu rühren, soll er es zu seinem ersten und wichtigsten Geschäft machen, seine Individualität selbst zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern." Die Rezension der Bürgerschen Gedichte, aus welcher diese Stelle genommen ist, hat Schiller den Vorwurf der Ungerechtigkeit gegen diesen mit Recht geliebten Dichter zugezogen. Allerdings ist sie streng. Denn Bürger wird gewiß jede Phantasie auf das poetischste anregen und jedes Gemüt mit einer ihm ganz eigenen Wahrheit und Innigkeit ergreifen. Schiller gesteht in einem seiner späteren Briefe auch selbst, in jener Kritik das Ideal zu unmittelbar auf einen besonderen Fall angewendet zu haben. Allein an den darin aufgestellten allgemeinen Forderungen würde er darum gewiß nichts nachgelassen haben, und diese verdienen gerade hier, als wahrhaft individuelle und persönliche Ansicht Schillers herausgehoben zu werden. An niemand richtet er diese Forderungen so streng als an sich selbst. Man kann von ihm mit Wahrheit sagen, daß, was auch nur von fern an das Gemeine, selbst an das Gewöhnliche grenzte, ihn niemals berührte, daß er die hohen und edeln Ansichten, die sein Denken erfüllten, auch ganz in

seine Empfindungsweise und sein Leben übertrug und im Dichten mit gleicher Lebendigkeit, auch bei kleinen Produktionen, vom Streben nach dem Ideale begeistert war. Daher findet sich in seinen Werken so weniges, was man matt oder mittelmäßig nennen müßte. Allerdings trug dazu auch das, was ich früher berührte, sehr viel bei, daß nämlich seine Geisteskraft immer mit gleicher Anstrengung arbeitete, und daß es ihm durchaus fremd war, sie bei einer gleichsam erholenden Arbeit eine Abspannung finden zu lassen. Es mag Individualitäten geben, welchen seine ganze Dichtungsweise und seine ganze philosophische Ansicht minder zusagt. Allein nur wenig einzelnes wird man als seiner nicht würdig ausstoßen, indem man das andere enthusiastisch erhebt. Die Strenge seines Urteils über seine frühesten Produktionen spricht eine Stelle in der Bürgerschen Rezension klar und mit Stärke aus, und noch deutlicher die zwei Jahre vor seinem Tode geschriebene Vorerinnerung zu der Sammlung seiner Gedichte. Allein was darin seinen großen und zarten Sinn verletzte, der in dem, was man die zweite Epoche seines Lebens nennen kann, im Don Carlos so hell leuchtend hervortrat und seitdem nie durch einen Flecken getrübt ward, ging nicht die Individualität, nicht die Persönlichkeit des Dichters an. Seine hohe, reine, nach Totalität strebende Ansicht der menschlichen Natur und des Lebens spricht auch aus jenen Produktionen. Das in ihnen Verletzende bedurfte nur einer künstlerischen Berichtigung, entsprang nur aus mißverstandenen Begriffen von poetischer Wahrheit, aus noch nicht hinlänglich gefühlter Notwendigkeit der Unterordnung der Teile unter die Einheit des Ganzen, dann im einzelnen aus nicht gehörig geläutertem Geschmack. Zugleich trugen die gewählten Stoffe dazu bei.

Im Don Carlos befand sich Schiller wie in einer anderen Sphäre. Hier stellte sich ihm der große Gegensatz weltbürgerlicher Ansicht und sich tief dünkender, beengter Staatsklugheit dar und zeigte ihm von aller Erfahrung absehende Ideen im Kampf mit einer Beschränktheit, die Erfahrung ohne Ideen möglich hält. Unmittelbar daran hing das Schicksal in ihren Volks- und Gewissensrechten gekränkter, in gerechtem Abfall begriffener Provinzen, und in dies große politische Interesse war eine in ihrem ersten Aufwallen reine und schwärmerische und schuldlos und zart erwiderte Liebe verwebt. So umgab diesen Stoff der Dichter wie mit einem höher emportragenden Element. Allerdings entsprang die Wahl desselben aus der ihr vorangehenden Stimmung des Gemüts. Diese zeigt sich auch in der veränderten äußeren Form, dem Verlassen der Prosa, zu der er zwar in den ersten Entwürfen zum Wallenstein zurückkehrte, bald aber wieder zum Verse hingerissen, seinen Irrtum, und nun für immer, erkannte. Die erste Szene zwischen Max und Thekla, früher ausgearbeitet als die ihr vorangehenden, widerstrebte dem prosaischen Ausdruck; sie war die erste in Versen.

Der Poesie unter den menschlichen Bestrebungen die hohe und ernste Stellung, von der ich oben gesprochen, anzuweisen, von ihr die kleinliche und trockene Ansicht abzuwehren, welche, jene ihre Würde, diese ihre Eigentümlichkeit

verkennend, sie nur zu einer tändelnden Verzierung und Verschönerung des Lebens machen oder unmittelbar moralisches Wirken und Belehrung von ihr verlangen, ist, wie man sich nicht genug wiederholen kann, tief in deutscher Sinnes- und Empfindungsart gegründet. Schiller sprach, nur auf seine individuelle Weise, darin aus, was seine Deutschheit in ihn gelegt hatte, was ihm aus den Tiefen der Sprache entgegenklang, deren geheimes Wirken er so trefflich vernahm und so meisterhaft wieder zu benutzen verstand. Es liegt in der großen Ökonomie der Geistesentwicklung, welche die ideale Seite der Weltgeschichte gegenüber den Taten und Ereignissen ausmacht, ein gewisses Maß, um welches der einzelne, auch am günstigsten Bevorrechtete sich nur über den Geist seiner Nation erheben kann, um, was dieser ihm unbewußt verlieh, durch Individualität bearbeitet in ihn zurückströmen zu lassen. Die Kunst nun und alles ästhetische Wirken von ihrem wahren Standpunkte aus zu betrachten ist keiner neueren Nation in dem Grade als der deutschen gelungen, auch denen nicht, welche sich der Dichter rühmen, die alle Zeiten für groß und hervorragend erkennen werden. Die tiefere und wahrere Richtung im Deutschen liegt in seiner größeren Innerlichkeit, die ihn der Wahrheit der Natur näher erhält, in dem Hange zur Beschäftigung mit Ideen und auf sie bezogenen Empfindungen und in allem, was hieran geknüpft ist. Dadurch unterscheidet er sich von den meisten neueren Nationen und in näherer Bestimmung des Begriffes der Innerlichkeit wieder auch von den Griechen. Er sucht Poesie und Philosophie, er will sie nicht trennen, sondern strebt sie zu verbinden, und solange dies Streben nach Philosophie, auch ganz reiner, abgezogener Philosophie, das sogar unter uns nicht selten in seinem unentbehrlichen Wirken verkannt und gemißdeutet wird, in der Nation fortlebt, wird auch der Impuls fortdauern und neue Kräfte gewinnen, den mächtige Geister in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unverkennbar gegeben haben. Poesie und Philosophie stehen ihrer Natur nach in dem Mittelpunkte aller geistigen Bestrebungen, nur sie können alle einzelnen Resultate in sich vereinigen, nur von ihnen kann in alles einzelne zugleich Einheit und Begeisterung überströmen, nur sie repräsentieren eigentlich, was der Mensch ist, da alle übrigen Wissenschaften und Fertigkeiten, könnte man sie je ganz von ihnen scheiden, nur zeigen würden, was er besitzt und sich angeeignet hat. Ohne diesen zugleich erhellenden und funkenweckenden Brennpunkt bleibt auch das ausgebreitetste Wissen zu sehr zerstückelt und wird die Rückwirkung auf die Veredlung des einzelnen, der Nation und der Menschheit gehemmt und kraftlos gemacht, welche doch der einzige Zweck alles Ergründens der Natur und des Menschen und des unerklärbaren Zusammenhanges beider sein kann. Das Forschen um der Wahrheit und das Bilden und Dichten um der Schönheit willen, werden zum leeren Namen, wenn man Wahrheit und Schönheit da aufzusuchen flieht, wo ihre verwandten Naturen sich nicht zerstreut an einzelnen Gegenständen, sondern als reine Objekte des Geistes offenbaren. Schiller kannte keine andere Beschäftigung als gerade mit Poesie und Philosophie, und die Eigentümlichkeit

seines intellektuellen Strebens bestand gerade darin, die Identität ihres Ursprungs zu fassen und darzustellen. Die obigen Betrachtungen knüpfen sich daher unmittelbar an ihn an.

Eine Idee, mit der Schiller vorzugsweise gern sich beschäftigte, war die Bildung des rohen Naturmenschen, wie er ihn annimmt, durch die Kunst, ehe er der Kultur durch Vernunft übergeben werden konnte. Prosaisch und dichterisch hat er sie mehrfach ausgeführt. Auch bei den Anfängen der Zivilisation überhaupt, dem Übergange vom Nomadenleben zum Ackerbau, bei dem, wie er es so schön ausdrückt, mit der frommen, mütterlichen Erde gläubig gestifteten Bund verweilte seine Phantasie vorzugsweise gern. Was die Mythologie hiermit Verwandtes darbot, hielt er mit Begierde fest. Ganz den Spuren der Fabel getreu bleibend, bildete er Demeter, die Hauptgestalt in diesem Kreis, indem er sich in ihrer Brust menschliche Gefühle mit göttlichen gatten ließ, zu einer ebenso wundervollen, als tiefergreifenden Erscheinung aus. Es war lange ein Lieblingsplan Schillers, die erste Gesittung Attikas durch fremde Einwanderungen episch zu behandeln. Das Eleusische Fest ist an die Stelle dieses unausgeführt gebliebenen Planes getreten.

Der Trieb nach Beschäftigung mit abstrakten Ideen, das Streben, alles Endliche in ein großes Bild zu fassen und es an das Unendliche anzuknüpfen, lag von selbst und ohne fremden Anstoß in Schiller; es war mit seiner Individualität gegeben. Es entwickelte sich am freiesten und lebendigsten in der zweiten und dritten Periode seines Lebens, wenn man die erste seine drei früheren, die vierte seine letzten Trauerspiele, vom Wallenstein an, einnehmen läßt. Von Don Carlos habe ich in dieser Rücksicht schon gesprochen. Die zuerst in der Thalia abgedruckten philosophischen Briefe, mit welchen die Resignation, die ein Produkt desselben Jahres ist, in dem kühnen Schwunge einer leidenschaftlich philosophierenden Vernunft eine auffallende Verwandtschaft hat, sollten den Anfang einer Reihe philosophischer Erörterungen machen. Aber die Fortsetzung unterblieb, und eine neue Epoche des Philosophierens begann für Schiller in Anmut und Würde, hauptsächlich begründet durch seine Bekanntschaft mit Kantischer Philosophie.

Kant unternahm und vollbrachte das größeste Werk, das vielleicht je die philosophierende Vernunft einem einzelnen Manne zu danken gehabt hat. Er prüfte und sichtete das ganze philosophische Verfahren auf einem Wege, auf dem er notwendig den Philosophien aller Zeiten und aller Nationen begegnen mußte, er maß, begrenzte und ebnete den Boden desselben, zerstörte die darauf angelegten Truggebäude und stellte nach Vollendung dieser Arbeit Grundlagen fest, in welchen die philosophische Analyse mit dem durch die früheren Systeme oft irregeleiteten und übertäubten natürlichen Menschensinne zusammentraf. Er führte im wahrsten Sinne des Wortes die Philosophie in die Tiefen des menschlichen Busens zurück. Alles, was den großen Denker bezeichnet, besaß er in vollendetem Maße und vereinigte in sich, was sich sonst zu widerstreben scheint, Tiefe und Schärfe, eine vielleicht nie übertroffene Dialektik, an die

doch der Sinn nicht verloren ging, auch die Wahrheit zu fassen, die auf diesem Wege nicht erreichbar ist, und das philosophische Genie, welches die Fäden eines weitläufigen Ideengewebes nach allen Richtungen hin ausspinnt und alle vermittelst der Einheit der Idee zusammenhält, ohne welches kein philosophisches System möglich sein würde. Von den Spuren, die man in seinen Schriften von seinem Gefühl und seinem Herzen antrifft, hat schon Schiller richtig bemerkt, daß der hohe philosophische Beruf beide Eigenschaften (des Denkens und des Empfindens) verbunden fordert. Verläßt man ihn aber auf der Bahn, wo sich sein Geist nach einer Richtung hin zeigt, so lernt man das Außerordentliche des Genies dieses Mannes auch an seinem Umfange kennen. Nichts weder in der Natur, noch im Gebiete des Wissens läßt ihn gleichgültig, alles zieht er in seinen Kreis; aber da das selbsttätige Prinzip in seiner Intellektualität sichtbar die Oberhand behauptet, so leuchtet seine Eigentümlichkeit am strahlendsten da hervor, wo, wie in den Ansichten über den Bau des gestirnten Himmels, der Stoff in sich erhabener Natur der Einbildungskraft unter der Leitung einer großen Idee ein weites Feld darbietet. Denn Größe und Macht der Phantasie stehen in Kant der Tiefe und Schärfe des Denkens unmittelbar zur Seite. Wie viel oder wenig sich von der Kantischen Philosophie bis heute erhalten hat und künftig erhalten wird, maße ich mir nicht an zu entscheiden, allein dreierlei bleibt, wenn man den Ruhm, den Kant seiner Nation, den Nutzen, den er dem spekulativen Denken verliehen hat, bestimmen will, unverkennbar gewiß. Einiges, was er zertrümmert hat, wird sich nie wieder erheben; einiges, was er begründet hat, wird nie wieder untergehen, und was das Wichtigste ist, so hat er eine Reform gestiftet, wie die gesamte Geschichte der Philosophie wenig ähnliche aufweist. So wurde die bei dem Erscheinen seiner Kritik der reinen Vernunft unter uns kaum noch schwache Kunde von sich gebende spekulative Philosophie von ihm zu einer Regsamkeit geweckt, die den deutschen Geist hoffentlich noch lange beleben wird. Da er nicht sowohl Philosophie, als zu philosophieren lehrte, weniger Gefundenes mitteilte, als die Fackel des eigenen Suchens anzündete, so veranlaßte er mittelbar mehr oder weniger von ihm abweichende Systeme und Schulen, und es charakterisiert die hohe Freiheit seines Geistes, daß er Philosophien, wieder in vollkommener Freiheit und auf selbstgeschaffenen Wegen für sich fortwirkend, zu wecken vermochte.

Eine solche Erscheinung konnte an Schiller nicht unbemerkt vorübergehen. Ihn, der immer über seiner jedesmaligen Beschäftigung schwebte, der die Poesie selbst, für welche die Natur ihn bestimmt hatte und die sein ganzes Leben durchdrang, doch auch wieder an etwas noch Höheres anknüpfte, mußte eine Lehre anziehen, deren Natur es war, Wurzel und Endpunkt des Gegenstandes seines beständigen Sinnens zu enthalten. Plötzlich emporgegangen und jahrelang unbeachtet, wurde sie außerdem gerade in der Zeit und der Gegend, wo sich Schiller damals befand, mit einem Enthusiasmus ergriffen, der noch in der Erinnerung erfreut. Auf welche Weise Kant von Schiller ge-

würdigt ward, hat Schiller in mehreren Stellen seiner Schriften geäußert, noch mehr aber durch die Tat gezeigt. Er eignete sich die neue Philosophie, seiner Natur gemäß, an. In den eigentlichen Bau des Systems ging er wenig ein; er heftete sich aber an die Deduktion des Schönheitsprinzips und des Sittengesetzes. Hier mußte es ihn mächtig ergreifen, das natürliche, menschliche Gefühl in seine Rechte eingesetzt und in seiner Reinheit philosophisch begründet zu finden. Gerade hier hatten die unmittelbar vorher herrschend gewesenen Theorien die wahren Gesichtspunkte verrückt und das Erhabene entadelt. Dagegen fand Schiller seinem Ideengange nach die sinnlichen Kräfte des Menschen teils verletzt, teils nicht hinlänglich geachtet und die durch das ästhetische Prinzip in sie gelegte Möglichkeit freiwilliger Übereinstimmung mit der Vernunfteinheit nicht genug herausgehoben. So geschah es, daß Schiller, als er zuerst Kants Namen öffentlich aussprach, in *Anmut und Würde*, als sein Gegner auftrat.

Es lag in Schillers Eigentümlichkeit, von einem großen Geiste neben sich nie in dessen Kreis herübergezogen, dagegen in dem eigenen, selbstgeschaffenen durch einen solchen Einfluß auf das mächtigste angeregt zu werden, und man kann wohl zweifelhaft bleiben, ob man dies in ihm mehr als Größe des Geistes oder als tiefe Schönheit des Charakters bewundern soll. Sich fremder Individualität nicht unterzuordnen ist Eigenschaft jeder größeren Geisteskraft, jedes stärkeren Gemüts, aber die fremde Individualität ganz als verschieden zu durchschauen, vollkommen zu würdigen und aus dieser bewundernden Anschauung die Kraft zu schöpfen, die eigene nur noch entschiedener und richtiger ihrem Ziele zuzuwenden, gehört wenigen an und war in Schiller hervorstechender Charakterzug. Allerdings ist ein solches Verhältnis nur unter verwandten Geistern möglich, deren divergierende Bahnen in einem höher liegenden Punkte zusammentreffen, aber es setzt von seiten der Intellektualität die klare Erkenntnis dieses Punktes, von seiten des Charakters voraus, daß die Rücksicht auf die Person gänzlich zurückbleibe hinter dem Interesse an der Sache. Nur unter dieser Bedingung gehen Bescheidenheit und Selbstgefühl, wie es die Bestimmung ihres idealischen Zusammenwirkens ist, wahrhaft in Unbefangenheit über. So nun stand Schiller auch Kant gegenüber. Er nahm nicht von ihm; von den in *Anmut und Würde* und den *ästhetischen Briefen* durchgeführten Ideen ruhen die Keime schon in dem, was er vor der Bekanntschaft mit Kantischer Philosophie schrieb; sie stellen auch nur die innere ursprüngliche Anlage seines Geistes dar. Allein dennoch wurde jene Bekanntschaft zu einer neuen Epoche in Schillers philosophischem Streben; die Kantische Philosophie gewährte ihm Hilfe und Anregung. Ohne große Divinationsgabe läßt sich ahnen, wie ohne Kant Schiller jene ihm ganz eigentümlichen Ideen ausgeführt haben würde. Die Freiheit der *Form* hätte wahrscheinlich dabei gewonnen.

Bei der Art, wie ich hier von der Form rede, meine ich natürlich nicht den Stil. Diesen hat im Historischen und Philosophischen, wie im Poetischen

Schiller sich ganz eigen geschaffen. Was er in einer Stelle seiner Schriften über die Art sagt, wie die Sprache den Ausdruck umhüllen soll, das hat er selbst in hohem Grade erreicht. Wer einen Stil zu würdigen versteht, der nicht den gleichsam schon fertigen Gedanken nüchtern auszudrücken strebt (ein notwendig mißlingendes Bemühen, da der Gedanke erst im Ausdruck seine Vollendung erhält), sondern mit dem er, in jedem Augenblick selbsttätig erzeugt, zugleich hervorzuspringen scheint, der wird den Schillerschen bewundern. Denn indem er den Stempel der Originalität an sich trägt, gibt er zugleich die Regel des, nur auf jedes eigene Weise, allgemein zu Erringenden.

Was ich hier von Schillers Stil sage, gilt in noch viel prägnanterem Sinne von denjenigen seiner Gedichte, welche vorzugsweise der Ausführung philosophischer Ideen gewidmet sind. Sie erzeugen die Idee, umkleiden sie nicht bloß mit einem dichterischen Schmuck. Sie erfüllen dadurch die Forderung dieser Gattung der Poesie. Der Leser gewinnt die Überzeugung, daß die sich ihm darbietende Idee jenseits einer Kluft liege, über welche der Verstand keine Brücke zu schlagen, die nur die dichterisch begeisterte Einbildungskraft zu überspringen vermag. Der Dichter, der immer nur hervorbringt, was er selbst empfindet, muß, um jene Überzeugung zu bewirken, erst in sich die geeignete Stimmung erzeugen, er muß die Kraft besitzen, die Idee, als gedacht, rein in der dichterischen Darstellung aufgehen zu lassen und seinen Stoff in die Sphäre des Unendlichen hinüberführen, in welcher allein, nicht auf dem Gebiet des Verstandes, die poetischen Kräfte mit den erkennenden zusammentreffen. Schiller klagt irgendwo, daß es noch kein wahres didaktisches Gedicht gäbe. Aber einige der seinigen können, gerade in der von ihm aufgestellten Idee, dafür gelten. Unter diesen spricht vielleicht der Spaziergang, in dem sich Schiller zugleich in malerischen Naturschilderungen selbst übertroffen hat, am meisten die Phantasie und das allgemeine Gefühl an. Sonst möchte man in dieser Gattung einige frühere: Die Götter Griechenlands, Die Künstler, späteren vorziehen, welche der Ausführung der darin angeregten Ideen auf philosophischem Wege nachfolgten. Denn in Schiller selbst entwickelten sich, wie es in einem Dichter nicht anders sein konnte, die philosophischen Ideen aus dem Medium der Phantasie und des Gefühls.

Schillers historische Arbeiten werden vielleicht von einigen nur als Zufälligkeiten in seinem Leben und als durch äußere Umstände hervorgerufen angesehen. Dazu, daß sie eine größere Ausdehnung erhielten, trugen diese Ursachen unleugbar bei, allein an sich mußte Schiller durch seine Geisteseigentümlichkeit ebensowohl zu historischem als philosophischem Studium hingezogen werden. Das Talent des Geschichtschreibers ist dem poetischen und philosophischen nahe verwandt, und bei dem, welcher keinen Funken dieser beiden in sich trüge, möchte es sehr bedenklich um den Beruf zum Historiker aussehen. Dies gilt aber nicht bloß von der Geschichtschreibung, sondern auch von der Geschichtsforschung. Im Sammeln der Tatsachen, im Studium der Quellen, soweit es ihm vergönnt war, in sie hinabzusteigen, war Schiller sehr genau und sorgfältig.

Auch bei seinen poetischen Arbeiten versäumte er nie, sich die historische oder Sachkunde, welche sie erforderten, zu verschaffen. Wenn ihm etwas in dieser Art mißlang, so lag es gewiß nicht an der Emsigkeit seines Strebens, sondern am Mangel von Hilfsmitteln, an seiner Kränklichkeit und anderen zufälligen Umständen. Nur muß man einzelne faktische Unrichtigkeiten nicht immer als Instanzen gegen die Allgemeinheit dieser Behauptung ansehen. Er eignete sich bei diesen Studien zu poetischen Arbeiten natürlich vorzugsweise das Ganze des Eindrucks an.

Mit welcher Liebe er sich dem Geschichtsfache widmete, geht aus einem seiner Briefe an Körner hervor. Nur wo er historische Arbeiten bloß für äußere Zwecke, wie für die Horen, übernehmen mußte, wurden sie ihm lästig. Sonst war, auch gerade in dieser späteren Zeit, die Lust zur Geschichte nicht in ihm erloschen. Er sprach mir noch, als ich ihn das letztemal im Herbst 1802 sah, mit leidenschaftlicher Wärme von dem Plane einer Geschichte Roms, den er sich für höhere Jahre aufsparte, wenn ihn vielleicht das Feuer der Dichtung verlassen hätte. In der Tat kommt wohl keine andere Geschichte dieser an dramatischer Größe gleich. Besonders wurde Schiller so lebendig durch die Idee ergriffen, wie sich die größesten welthistorischen Verhängnisse im Altertum und der neueren Zeit gerade an die Örtlichkeit dieser Stadt anknüpften. Man erinnert sich hierbei an Goethes schönen Ausspruch, daß sich von Rom aus die Geschichte ganz anders, als an jedem Orte der Welt liest. „Anderwärts liest man von außen hinein, in Rom glaubt man von innen hinaus zu lesen; es lagert sich alles um uns her und geht wieder aus von uns."

Schillers philosophische und historische Bestrebungen können nicht bloß als eine vielseitige Geistesbildung, noch weniger aber als ein unsicheres Umhersuchen nach seinem wahren Beruf, sondern beide nur als mit der poetischen aus einer und eben derselben tiefen, reichen und mächtigen Urquelle in ihm hervorbrechend erscheinen. Wie in den Körpern die Stoffe nach Wahlverwandtschaften verschiedenartige Verbindungen eingehen, so war in Schiller die Dichtung innig an die Kraft des Gedankens gebunden. Sie strömte darum nicht weniger frei aus der Anschauung und dem Gefühle hervor. Sie schöpfte vielmehr gerade aus dieser, die Einbildungskraft schon durch den zu überwindenden Kontrast steigernden Verbindung ein Feuer, eine Tiefe und Stärke, wie sie auf diese Weise kein anderer älterer noch neuerer Dichter bewiesen hat. Gedanke und Bild, Idee und Empfindung treten immer in ihm in Wechselwirkung, und in den gelungenen Stellen durchdringen sie einander, ohne von ihrer Eigentümlichkeit aufzugeben.

Sein Dichten ging aus einer doppelt energischen Kraft hervor. Alles Künstlerische und Dichterische trägt zwar den Charakter des Freiwilligen an sich, darum aber fällt doch auch dem Künstler und Dichter nicht ganz ohne Mühe ihr glücklich Los. Auch sie bedürfen der Arbeit, nur einer Arbeit ganz eigener Natur und diese war Schillern gerade durch die Vorzüge seiner Eigentümlichkeit erschwert. Sein Ziel war ihm höher gesteckt, weil er das Ziel aller

Dichtung klarer vor sich sah, ihre verschiedenen Bahnen sicherer übermaß, das ganze Getriebe des geistigen Wirkens, wenn dieser Ausdruck auf das Walten der höchsten Freiheit übergetragen werden kann, heller durchschaute. Er erkannte das Ideal in seiner ganzen, von ihm aber immer erhebend, nicht niederdrückend empfundenen Größe, und indem er nach seiner eigenen lichtvollen Einteilung durchaus zur Klasse der sentimentalischen Dichter gehörte, so steigerte seine Individualität noch den Begriff dieser Gattung. Zugleich schwebend über seinen eigenen und den Leistungen anderer, war er nicht bloß Schöpfer, sondern auch Richter und forderte Rechenschaft von dem poetischen Wirken auf dem Gebiete des Denkens. Es war daher doppelt zu bewundern, daß die den Dichter unbewußt und unerklärbar mit sich fortreißende wahre Naturkraft darum nichts an ihrer Macht in ihm verlor. Hier aber wie in allem wirkte wieder die Totalität seiner Natur. Niemand drang so sehr als er auf die absolute Freiheit des sinnlichen Stoffes, auf seine vollendete und von der Idee ganz unabhängige Ausbildung vor der Anschauung und der Phantasie, und daß er dies tat, war nicht etwa Folge theoretischer Ideen. Er schöpfte vielmehr diese erst selbst aus dem gleichen, ihn beherrschenden, mächtigen inneren Drange. Was anderen sentimentalischen Dichtern begegnete, eben darum, weil sie dies waren, in ihren Werken weniger plastisch zu sein, ihnen weniger sinnliche Gestaltung zu geben, konnte für ihn nie eine Klippe werden. Vielmehr war er wieder in höherem Grade naiv, als es die entschiedene Hinneigung zur sentimentalischen Gattung zuzulassen schien. Seine sich selbst überlassene Natur führte ihn mehr der höheren Idee zu, in welcher sich der Unterschied zwischen jenen Gattungen wieder von selbst verliert, als sie ihn in eine von beiden verschloß, und wenn er dieses Vorrecht mit einigen der größesten Dichtergenies teilte, so gesellte sich dazu noch in ihm, daß er schon in die Idee selbst die Forderung absoluter Freiheit des sich idealisch bildenden Sinnenstoffes legte.

Das bloß Rührende, Schmelzende, einfach Beschreibende, kurz die ganze unmittelbar aus der Anschauung und dem Gefühl genommene Gattung der Dichtung findet sich bei Schiller in unzähligen einzelnen Stellen und in ganzen Gedichten. Ich brauche hier nur an die Ideale, Des Mädchens Klage, den Jüngling am Bach, Thekla, Eine Geisterstimme, An Emma, Die Erwartung u. a. m. zu erinnern, die nur den empfangenen Eindruck wiederzugeben scheinen, und in denen man Schillers intellektuelle Eigentümlichkeit nur wie in einem sanften Wiederschein erkennt. Die wundervollste Beglaubigung vollendeten Dichtergenies aber enthält das Lied von der Glocke, das in wechselnden Silbenmaßen, in Schilderungen der höchsten Lebendigkeit, wo kurz angedeutete Züge das ganze Bild hinstellen, alle Vorfälle des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens durchläuft, sie aus jedem entspringenden Gefühle ausdrückt und dies alles symbolisch immer an die Töne der Glocke heftet, deren fortlaufende Arbeit die Dichtung in ihren verschiedenen Momenten begleitet. In keiner Sprache ist mir ein Gedicht bekannt, das in einem

so kleinen Umfange einen so weiten poetischen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefsten menschlichen Empfindungen durchgeht, und auf ganz lyrische Weise das Leben mit seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen, wie ein durch natürliche Grenzen umschlossenes Epos zeigt. Die dichterische Anschaulichkeit wird aber noch dadurch vermehrt, daß jenen der Phantasie von fern vorgehaltenen Erscheinungen ein als unmittelbar wirklich geschilderter Gegenstand entspricht, und die beiden sich dadurch bildenden Reihen zu gleichem Ende parallel nebeneinander fortlaufen.

Wenn man sich vergegenwärtigt, was ich über Schillers rastlose Geistestätigkeit und die enge Verbindung seines dichterischen Genies mit der mächtigen Kraft gesagt habe, die in ihm alles in das Gebiet ihres Denkens zog, so wird man jetzt besser die Epoche verstehen, die ich im vorigen als die kritische in seiner poetischen Laufbahn ansah. Jede große poetische Arbeit fordert eine Stimmung und Sammlung des Gemüts, die Schiller, als er nach Jena zurückkehrte, seit Jahren vermißte. Zum Teil lag die Schuld wohl in dem Plane zum Wallenstein, den er lange bei sich trug, ehe er wirklich Hand an die Arbeit legte. Dieser Stoff war in seinem Umfange zu gewaltig und seiner Beschaffenheit nach zu spröde, um nicht der größesten Zurüstungen vor seiner Ausführung zu bedürfen. Wer dieses Gedicht richtig zu würdigen versteht, wird erkennen, daß es eine wahre poetische Riesenarbeit ist: selbst Schillers formender Geist vermochte diesen weit ausgreifenden Stoff doch nur in drei zusammenhängenden Stücken zu bezwingen. Allein auch die Forderungen, welche Schiller an seine theatralischen Werke machte, hatten sich gesteigert; da das schöpferische Genie augenblicklich feierte, trat desto geschäftiger die richtende Kritik und nicht ohne Besorgnisse an ihre Stelle. In allem künstlerischen Schaffen verlangt die Zuversicht das Beispiel des schon wirklich Gelungenen. Dies fehlte Schillern hier, nicht nach dem Urteile seiner Nation, aber nach seinem eigenen. Die früheren Stücke konnten ihm nicht als Beglaubigung des Talentes gelten, dessen Entwicklung ihm jetzt allein seiner und der Kunst würdig schien. Don Carlos war durch äußere Umstände in einem langen Intervalle gedichtet worden, und die Einheit und Glut der ersten Auffassung hatten die Länge der Arbeit nicht überdauert. So glaubte Schiller am Anfange einer neuen Laufbahn zu stehen, und wirklich drückte er, da er sich einmal der Fesseln entledigt hatte, die seinen neuen Aufflug hemmten, der Tragödie ein Gepräge auf, mit dem sie niemals vorher die Bühne vertreten hatte. Zugleich fiel dies in eine Zeit, wo Schillers inneres Bestreben vorzüglich ein philosophisches war. Denn es ist nicht zu verkennen, daß zur Zeit, unmittelbar nach der Arbeit am Don Carlos, er bemüht war, die in ihm rege gewordenen philosophischen Ideen zur Klarheit und Bestimmtheit zu bringen. Schon die Wahl des Don Carlos zum Gegenstand einer Tragödie war, wie man aus den Briefen über ihn sieht, nicht frei vom Anteil dieses inneren, auf Ideen gerichteten Triebes, und dies in seiner Art einzige, im einzelnen mit der ganzen Fülle des Schillerschen Genies ausgestattete, wenngleich in der Form und Zusammenfügung des Ganzen

nicht, gleich den späteren, gelungene Stück verrät die Spuren dieses Ursprungs. Ein innerer, auf Ideen gerichteter Trieb war es in der Tat; da er aber in dem Erscheinen der Kantischen Philosophie Nahrung fand, und nachdem er sich einmal in Anmut und Würde in bestimmter Klarheit auszusprechen begonnen hatte, lag die vollendete Ausbildung des in diesem Aufsatze angedeuteten und teilweise ausgeführten Systems als eine innere Aufgabe in Schiller, die, seiner Individualität nach, gelöst sein mußte, ehe er in ein anderes Gebiet übergehen konnte. Es war ihm unmöglich, etwas Unklares oder Ungewisses in seinem Geiste zurückzulassen, solange er nicht die Hoffnung aufgeben mußte, es zur Klarheit und Gewißheit zu bringen; die Ideen, welche die Grundsäulen seines ganzen intellektuellen Strebens ausmachten, mit denen er sein poetisches Schaffen, das Element seines Lebens, unauflöslich verschwistert sah, sobald es ihm Gegenstand der Betrachtung und des Nachdenkens wurde, mußten bis zu ihren Endpunkten hin rein ausgesponnen vor ihm liegen. Beharrlichkeit der Ausdauer war ein charakteristischer Zug bei jeder Arbeit in Schiller, und so ruhte er nicht eher, bis die ihm von seiner innersten Natur gestellte Aufgabe in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen gelöst war. Bis dahin aber konnte er auch nichts anderes ergreifen. Was seinen Geist anzog, beschäftigte ihn immer ausschließlich und ganz.

Es ist sehr merkwürdig, wie in der Periode, von welcher hier die Rede ist, die beständig in Schiller fortlebende Sehnsucht nach dramatischer Dichtung, langsam, aber immer allmählich sich Luft machend, die Oberhand über das philosophische Streben gewann. Im ersten Jahre seiner Rückkehr nach Jena beschäftigten ihn noch ausschließlich die ästhetischen Briefe und gelegentliche historische Arbeiten. Dann blühte die Poesie, zuerst nur in kleineren lyrischen und erzählenden Gedichten, ihm auf, und die Philosophie näherte sich in den Abhandlungen über naive und sentimentalische Dichtung in mehr leichter und heiterer Form der nun schon herrschend werdenden Arbeit der Phantasie. Endlich begann der Wallenstein. So trat Schiller wie in ein leichteres, ihm eigentümlicheres Element, in die glänzende dichterische Periode seiner letzten Jahre, die dann durch nichts weiter unterbrochen wurde. Sein, wie er uns auch schmerzlich bewegt, großer und schöner Tod führte ihn mitten in einer schon herrlich zurückgelegten und mit immer weiter strebender Kraft verfolgten Laufbahn hinweg.

In jene Periode der Rückkehr Schillers zur dramatischen Dichtung fällt auch der Anfang seines vertrauteren Umgangs mit Goethe, und gewiß als die am stärksten und bedeutendsten mitwirkende Ursache. Der gegenseitige Einfluß dieser beiden großen Männer aufeinander war der mächtigste und würdigste. Jeder fühlte sich dadurch angeregt, gestärkt und ermutigt auf seiner eigenen Bahn, jeder sah klarer und richtiger ein, wie auf verschiedenen Wegen dasselbe Ziel sie vereinte. Keiner zog den anderen in seinen Pfad herüber oder brachte ihn nur ins Schwanken im Verfolgen des eigenen. Wie durch ihre

unsterblichen Werke haben sie durch ihre Freundschaft, in der sich das geistige Zusammenstreben unlösbar mit den Gesinnungen des Charakters und den Gefühlen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht. Mehr aber darüber zu sagen, würde teils überflüssig sein, teils verbietet es eine natürliche und gerechte Scheu. Schiller und Goethe haben sich in ihren Briefen selbst so klar und offen, so innig und großartig über dies einzige Verhältnis ausgesprochen, daß so Gesagtem noch etwas hinzuzufügen von niemand versucht werden kann.

In dem Briefwechsel mit mir gibt es Stellen, wo Schiller seinem Dichterberufe zu mißtrauen scheint. Solche augenblickliche Aufwallungen sowie der sonderbare Mißgriff, sich mehr für epische als dramatische Dichtung geboren zu halten, werden niemanden irre machen, der mit dem menschlichen Kopf und Herzen vertraut ist. Nie hat einer, wenn man Momente einzelner Verstimmung ausnimmt, so klar und entschieden gewußt, was er durch seine Natur wollen und suchen mußte, nie einer sein Streben und sein Gelingen so richtig und unbefangen gewürdigt als Schiller; nie war einem mehr als ihm unsicheres Umhertappen nach seiner naturgemäßen Bestimmung fremd und verhaßt. Seine Bestimmung war aber offenbar die dramatische Dichtung. Die Schärfe der Einbildungskraft, die alles auf *einen* Punkt hinführt, die Fähigkeit, auf einen gewaltigen Effekt hinzuarbeiten, die höchste Spannung in der Wirklichkeit hervorzubringen und die erhabenste Lösung in der Idee daran zu knüpfen, welches alles durch Schillers Individualität unmittelbar gegeben war, sagt vorzugsweise dieser Dichtungsart zu, deren Charakter sich nach Goethes treffender Bemerkung daraus ableiten läßt, daß sie ihren Gegenstand in die Gegenwart versetzt. Denn auch sie sammelt ihre ganze Wirkung auf *einen* Endpunkt, verfolgt mehr eine Linie, als sie sich auf eine Fläche verbreitet, und steht wie auch der Gedanke in engerem Bunde mit der *Zeit* als mit dem mehr der Anschauung zusagenden *Raume*. Wenn Schiller dies und selbst den dichterischen Genius in ihm augenblicklich zu verkennen schien, so war es in den besten Momenten dieses Mißtrauens die Höhe des Ideals, die den Blick schwindeln macht, und die immer am Erreichen des erwünschten Zieles zweifelnde Heftigkeit der tiefen inneren Sehnsucht.

Was seine späteren dramatischen Werke vorzugsweise auszeichnet, ist erstlich ein sorgfältigeres und richtiger verstandenes Streben nach einem Ganzen der Kunstform, dann eine tiefere Bearbeitung der Gegenstände, durch die sie in eine größere und reichere Weltumgebung treten und höhere Ideen sich an sie anknüpfen, endlich eine mehr vollendete Austilgung alles Prosaischen durch einen reineren Schwung des Poetischen in Darstellung, Gedanken und Ausdruck. In allen Punkten ist der Begriff der von einem Gedicht zu fordernden Kunst in ihnen gesteigert, und indem die lebendige poetische Form den Stoff vollkommener durchdringt, wird dieser wieder auch in höherem Sinn Natur. In mehreren Stellen seiner Briefe gibt Schiller die größere Rücksicht auf die Form des *Ganzen* als den eigentlichen von ihm gemachten Fortschritt an

und tadelt das Hängen am einzelnen und die durch Vorliebe geleitete Behandlung der Teile. Viel früher aber spricht er dies höchste Erfordernis eines Kunstwerkes wundervoll klar und schön in den Künstlern aus. Was er unter einer solchen Behandlung eines dramatischen Stoffes verstand, zeigte er gleich an dem schwierigsten in dieser Hinsicht, am Wallenstein. Alles Einzelne in der großen, so unendlich Vieles umfassenden Begebenheit sollte der Wirklichkeit entrissen und durch dichterische Notwendigkeit verbunden erscheinen: alle Grundlagen, auf welche der kühne Held sein gefahrvolles Unternehmen stützen wollte, alle Klippen, an welchen es scheiterte, die politische Lage der Fürsten, der Gang des Krieges, der Zustand Deutschlands, die Stimmung des Heers, sollte vor den Augen des Zuschauers dichterisch und anschaulich dargestellt werden. Selten hat ein Dichter größere Forderungen an sich und seinen Stoff gemacht, wenn man Shakespeare ausnimmt, nicht leicht ein zweiter eine solche Welt von Gegenständen, Bewegung und Gefühlen in einer Tragödie umfaßt.

Die auf Wallenstein folgenden Stücke zeigen, daß Schiller in gleicher Art fortarbeitete. In der Tat bestand sein Leben darin, daß er als Dichter übte, was er irgendwo vom idealisch gebildeten Menschen überhaupt sagt, soviel Welt, als er mit seiner Phantasie zu erfassen vermochte, mit der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen in sich zu ziehen und in die Einheit der Kunstform zu verschmelzen. Daher sind seine Tragödien nicht Wiederholungen eines zur Manier gewordenen Talents, sondern Geburten eines immer jugendlichen, immer neuen Ringens mit richtiger eingesehenen, höher aufgefaßten Anforderungen der Kunst. Der Dichter führt nicht neue Wahrheiten ans Licht, sammelt nicht Tatsachen. Er wirkt in der Art, wie er schafft; der Phantasie aller Zeiten führt er Gestalten vor, die erheben und bilden, er leistet dies in der Form, in die er seine Gegenstände kleidet, in den Charakteren, mit welchen er die Menschheit idealisch bereichert, in seinem eigenen aus allen seinen Werken widerstrahlenden Bilde. So begeisternd und bildend durch Erhebung und Rührung wird auch Schiller lange und mächtig auf seine Nation fortwirken.

Er wurde der Welt in der vollendetsten Reife seiner geistigen Kraft entrissen und hätte noch Unendliches leisten können. Sein Ziel war so gesteckt, daß er nie an einen Endpunkt gelangen konnte, und die immer fortschreitende Tätigkeit seines Geistes hätte keinen Stillstand besorgen lassen; noch sehr lange hätte er die Freude, das Entzücken, ja wie er es in einem Briefe bei Gelegenheit des Plans zu einer Idylle so unnachahmlich beschreibt, die Seligkeit des dichterischen Schaffens genießen können. Sein Leben endete vor dem gewöhnlichen Ziele; aber so lange es währte, war er ausschließlich und unablässig im Gebiete der Ideen und der Phantasie beschäftigt; von niemand läßt sich vielleicht mit so viel Wahrheit sagen, daß „er die Angst des Irdischen von sich geworfen hatte, aus dem engen, dumpfen Leben in das Reich des Ideales geflohen war"; er lebte nur von den höchsten Ideen und den glänzendsten Bildern umgeben, welche der Mensch in sich aufzunehmen und aus sich hervorzubringen vermag. Wer so die Erde verläßt, ist nicht anders als glücklich zu preisen.

30. Schillers philosophische Studien.

Von Eugen Kühnemann. Schiller. München, 1905.

Es gehört zu den größten Ruhmeszeugnissen für jenen Höhepunkt menschlichen Philosophierens, der in Kant erreicht war, daß einem starken Mann und großen Dichter die Hinwendung zu ihm zu dem unentbehrlichen Mittel wurde, um sich selbst und das eigene Leben zu finden. Selten hat sich die Philosophie so unmittelbar als Lebenskraft offenbart. Aber wir lernen hier auch, wie nicht von ungefähr in der Arbeit eines solchen Mannes dichterische Werke entstanden, die über den Wandel der Zeiten hinweg ihren Wert behalten. Er hatte es sich ernst sein lassen um das tiefste Wissen der Zeit. Wenn seine reifen Dichtungen auf seiner schwer errungenen Anschauung menschlicher Dinge ruhen, so ruhen sie, wie Göthe es von dem großen Stil in der Kunst verlangte, auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis.

Die philosophischen Studien sind für Schiller von einer sehr viel größeren Wichtigkeit geworden als die geschichtlichen. Man könnte sich zur Not denken, daß er durch das Geschichtsstudium nicht hindurchgegangen wäre. Die zunehmende Reife der Jahre und die wachsende Erfahrung hätten ihm vielleicht auch ohne das die Sicherheit der Wirklichkeitsanschauung zugeführt. Mit dem Philosophiestudium steht es anders. Nur durch die Philosophie wurde Schiller, was er ist. Die philosophischen Studien stehen recht in dem Angelpunkte seines Lebens. Wer wie er die Grundlagen der sittlichen Weltordnung in seinen Werken in Frage sah, in die allerletzten Tiefen des sittlichen Seins der Menschheit hineinleuchtete, der brauchte die Sicherheit in diesen Dingen. Sie fand er in seiner philosophischen Arbeit. Er bewies in dem Zug zu ihr die unfehlbare Instinktsicherheit der großen Natur. Haben wir doch den Beweis dafür! Die geschichtlichen Studien dienten ihm immer zugleich für den äußeren Zweck, Lebensunterhalt und bürgerliche Achtung zu erwerben. Aber als er frei wurde und keinem Meister zu folgen brauchte außer der Stimme in seinem Innern, da gab er sich ganz an das philosophische Studium hin. Fast unmittelbar nach jenem Wort zu Körner, er rüste sich nun, um für die Ewigkeit zu arbeiten, folgt das andere, Schillers Neujahrsgeschenk an sich selbst am 1. Januar 1792: „Ich treibe jetzt mit großem Eifer Kantische Philosophie —. Mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt, sie eher nicht zu verlassen, bis ich sie ergründet habe, wenn mich dieses auch drei Jahre kosten könnte."

So ist auch Schillers Stellung in der Geschichte der Philosophie eine andere als in der Entwicklung der Geschichtsschreibung. Er zählt durchaus, wenn auch in einem eingeschränkten Gebiete der Wirkung, als eine ihrer großen Gestalten. Seine philosophischen Schriften behaupten bis heute den vollgültigen Wert wissenschaftlicher Arbeiten. Das Verhältnis ist ein ganz eigenes. Sie sind in ebenso vollem Sinne original, wie sie Schriften eines treuen Kantianers sind. Schiller ist in das Tiefste und Innerste der Kantischen Geistesarbeit eingedrungen. Mit der Sicherheit des Genies lernt er von ihr in jedem Gebiete

gerade die tragenden Grundbegriffe. Daher ruht sein eigenes Schaffen auf dem gesicherten Grunde des Systems. Dabei aber stellt sich die eigene Lehre als eine vollkommen selbständige Entwicklung dar. Es ist ein Fall, wie er sich vielleicht kaum zum zweiten Male wiederholt. Man möchte von seinen Schriften sagen, — sie sind ganz Kant, — es ist nicht e i n Gedanke, der nicht in den reinen Entwicklungen seiner Grundideen läge —, aber zugleich: sie sind ganz und allein Schiller. Alles ist Ausgestaltung von Ideen, die schon früher in ihm vorbereitet waren, und alles war nur möglich als Gabe dieser einzigartigen Persönlichkeit. Das Rätsel löst sich, wenn wir auf die verschiedene Artung der Männer sehen. Schiller tritt neben Kant wie neben den Kritiker der Prophet. Kant entwickelt uns die Begriffe, auf denen unser Denken und Erkennen ruht. Schillers ganze Arbeit richtet sich auf das Leben. Er gibt uns die Ideen, die unserm Leben einen Wert geben. Er arbeitet die Form des Lebens heraus, in der das Menschentum seine volle Entwicklung fände. Seine Gedanken sind nicht nur Einsicht, sondern auch sittliche Überzeugung, ja Glaube. Sie sind der reine Ausdruck seiner großen Natur. Daher sind sie ganz sein eigen, und nur die Begriffsformen empfing er von Kant. Sofern es sich um die Entwicklung eines neuen Glaubens handelt, tritt hier im tiefsten Sinne des Worts eine religiöse Botschaft zu der rein wissenschaftlichen Leistung Kants, aber mit jenem entscheidenden Wesenszug, daß Glaube und Botschaft zugleich im vollsten Sinne nüchterne und zutreffende Erkenntnisse sind. Dies ist das einzigartige Wesen und die unverlierbare Bedeutung des deutschen Idealismus, wie er in Schiller der sittlich-künstlerischen Fragen sich bemächtigt: indem und nur dadurch daß er zur tiefsten Erkenntnis des Menschenlebens vordringt, stellt er ein neues Ideal über ihm auf. Man hat diesen Idealismus nicht verstanden, solange man glaubt, daß es sich hier um Gebilde subjektiver Begeisterung handele. Man hat auch Schiller nicht verstanden, solange man von ihm glaubt, er verkünde nur begeistert, was ihm schön und gut vorkommt, möglichst überstiegene schwärmerische Forderungen, und wir könnten dann darüber, etwa als reifere Männer, anderer Meinung sein. Es handelt sich um tief eindringende und klar bewiesene Wissenschaft und Erkenntnis. Schillers Lehre ist die Philosophie des Menschenlebens und will als solche verstanden sein.

Die philosophische Arbeit erstreckt sich über einen Zeitraum von vier Jahren. Sie beginnt noch als ein Stück Diensttätigkeit des Professors in Jena. Diese erste Epoche schließt mit der Abhandlung „über Anmut und Würde". Sie wird fortgesetzt während des Jahrs, das er in der schwäbischen Heimat zubrachte. Damals sammelte sich alles um den Gedanken von der künstlerischen Kultur und ihrer Bedeutung im Ganzen des menschlichen Lebens. Sie wird vollendet nach der Rückkehr nach Jena, in der ersten Zeit der Freundschaft mit Goethe. Jetzt stehen alsbald die großen Studien über Arten und Bedeutung der Poesie im Mittelpunkt. Immer mehr rückt Schiller, von den allgemeinsten Prinzipien beginnend, auf die besonderen Anliegen des eigenen

künstlerischen Berufes zu. Ja, die ganze Entwicklung seiner Philosophie empfängt ihr Gesetz offenbar von dem Bedürfnis des Künstlers, der sich selber sucht. Er erarbeitet sich die Klarheit über die Bedeutung des Künstlerischen, also auch über die Sendung des Künstlers in der menschlichen Kultur überhaupt und schreitet von hier zur tiefen Ableitung des eigenen dichterischen Charakters fort, den er dem Goetheschen gegenüberstellt. So wird die Philosophie für ihn, was sie seit Sokrates für die Menschheit ist, das große Mittel der Selbsterkenntnis. Es ist das Zeichen der mächtigen Naturen, der im tiefsten Sinne des Wortes philosophischen, daß sie über sich selbst nicht anders zur Ruhe kommen können, als indem sie die Welt begreifen, — sich in der Welt und die Welt in sich.

Vor allem war es die Kantische Freiheitslehre, die durch den Zug innerer Verwandtschaft Schillers Bekenntnis zu Kant wie mit Naturgewalt entschied. Nur dem Menschen ist gegeben, sein Leben mit vollem Bewußtsein zu stellen in den Dienst einer Aufgabe, im Dienste dieser Aufgabe sein ganzes Dasein selbst zu regeln und so sich selber das Gesetz zu geben. Wer sich aber selber das Gesetz gibt, ist frei. Für Schiller war es doch, als spräche man ihm die innerste Erfahrung des eigenen Lebens aus. So hatte er sein ganzes Dasein nur als einen Dienst der mit ihm angeborenen Aufgabe begriffen, hatte, selbst als Krankheit und Tod an seinen natürlichen Kräften zehrten, nicht abgelassen von der Idee, unter der ihm sein Leben stand. Nichts war ihm vertrauter als das Gesetz, das ihm selber gegeben war. Man ahnt, was es für ihn bedeutete, wenn er schrieb: „Es ist gewiß von keinem sterblichen Menschen kein größeres Wort noch gesprochen worden als dieses Kantische, was zugleich der Inhalt seiner ganzen Philosophie ist: Bestimme dich aus dir selbst."

Der Adel des Menschentums, der die Menschen über die bloße Natur erhebt, liegt ganz in dieser Eigenheit, daß die Menschen, die für den Naturforscher so gut wie alles Wirkliche nur Fälle von Naturgesetzen sind, doch zugleich in dieser anderen Beziehung stehen und das Gesetz ihres Lebens in sich selber tragen, sich selber geben. Es ist die Welt der Geschichte, die sich hier auftut. Als der eigentliche Inhalt ihrer Arbeit erscheint das Reich der Menschheit, d. h. das Reich, in dem die wahre Gemeinschaft der Menschen verwirklicht ist in den Persönlichkeiten, die sich selber bestimmen durch das Bewußtsein der sittlichen Gesetze. Der Menschheitswert ist es, der über die geschichtliche Bedeutung der Persönlichkeiten, der Völker und der Kulturen entscheidet.

Dieses Neben- und Ineinanderbestehen von Freiheit und Naturnotwendigkeit, von menschlicher Selbstbestimmung bei allgemeiner Naturbestimmtheit ist ein so großes Wunder, daß Kant nicht müde wird, hier die Grenzen zu hüten und über der Reinheit der sittlichen Selbstbestimmung zu wachen. Der wesentliche Zug alles sittlichen Lebens ist der Ernst. Wir wollen uns hier keinen schmeichlerischen Vorstellungen hingeben und die Größe der Forderung zu unserer Bequemlichkeit herabziehen. Von Natur wünschen wir alle im starken Zwange der angeborenen Neigung Glück und Behagen. Aber nur wo

das Bewußtsein der Aufgabe oder des Gesetzes und sonst nichts unsere Handlungen bestimmt, da ist jene wunderbare, das Menschentum im Menschen ausmachende Selbstbestimmung durch die Idee: da allein ist die sittliche Freiheit und Tat. Hier haben die Neigungen nicht hineinzureden. Um das einzuschärfen, wählt Kant die Wendung, daß in der sittlichen Entscheidung die Achtung für das Gesetz allein, gegen die Neigung und mit Niederschlagung aller Neigungen, unseren Willen bestimmen soll.

An dieser Stelle setzen die eigentümlichen Weiterbildungen Schillers ein. Er ist, was die Sache angeht, völlig einig mit Kant. In dieser Beziehung hat man das Verhältnis oft falsch geschildert. Aber er kann die Darstellungsweise nicht billigen, die ihm auf einen dumpfen Knechtsinn berechnet scheint, als trete das sittliche Gesetz wie ein hölzerner Schulmeister drohend an den Menschen heran, da doch das Gegenteil Kants eigene Meinung ist. Denn er verkündet hier ja die Freiheit des Menschen. Den tiefsten Gedanken Kants will er wahren und ihm besseren Eingang schaffen bei allen freien und großgesinnten Gemütern. Dies ist der Nerv seines Widerspruchs: „Womit hatten es die Kinder des Hauses verschuldet, daß er nur für die Knechte sorgte?“ Er blickt auf das sittliche Ziel, auf den sittlich vollendeten Menschen. Das ist der, der sich in der Tugend gefestigt hat, der seiner Vernunft mit Freude gehorcht, dem die sittliche Denkart zur Natur geworden ist. Ihm wird also die Pflicht ein Gegenstand der Lust und Neigung sein. Wenn es auch wahr ist, daß die Entscheidung durch das Bewußtsein des Gesetzes allein die sittliche Handlung ausmacht, so ist doch der vollendete Mensch erst jener, in dem der Widerstreit aufgehoben zwischen Neigung und Pflicht, Wunsch und Gesetz. Mit niemals aussetzender Freudigkeit lebt er die große Aufgabe seines Lebens; ja dies Leben in seiner Aufgabe ist ihm der Quell seiner Lebenslust selber. Der so in sich einige Mensch ist der wahre und volle Mensch.

Unmittelbar entwickelt sich der kritische Gedanke Kants bei Schiller zu einem Ideal des Menschentums, aber ohne daß dem kritischen Gedanken etwas an seiner Tiefe und Schärfe verloren geht. So unmittelbar setzt sich denn auch die rein theoretische Einsicht in die Erkenntnis und Botschaft von Lebenswerten um. Schiller gibt dem Ideal später den Namen der Totalität. Es ist das Ideal des ganzen und vollen Menschen, das Ideal der Persönlichkeit im tiefsten Sinne des Wortes. Wir alle kennen kein anderes, Schillers Großtat bleibt, wie er dies Ideal aus den notwendigen Elementen alles Menschenlebens so einfach und überzeugend ableitet als die Form der Vollendung. Beständig arbeitet das Leben, uns zu zersplittern und zu zerstückeln. Jetzt erdrückt es uns in übermäßiger Last äußerer Pflichten. Dann strebt es vergebens, sich wiederherzustellen in betäubenden Vergnügungen. Es gibt so wenige, denen ihr Ernst zugleich ihre Lust ist und ihre Pflicht ihre Freude. So aber ist es in der vollendeten menschlichen Persönlichkeit. Sie lebt allein das Gesetz des eigenen Daseins und ist darin ein neuer Anfang der Menschheit aus sich selbst. In sich selber ruhend findet sie im Dienste der in ihr geborenen Pflichten allein

die Wonne des Lebens. Ihr ganzes arbeitsames und schöpferisches Leben ist ihre Freude. Hier ist Form und Fülle, Gesetz und Leben eins und zugleich.

Damit stellt Schiller das höchste Ziel der Bildung und Kultur über dem Leben auf. Es vereinigt in sich die höchste Zucht mit der höchsten Natürlichkeit, mit der grenzenlosesten Empfänglichkeit das unablässige Gestalten und verbindet mit der Fülle ursprünglichen Lebens die vollkommenste Kultur in festen und dauernden Gedanken. Wirklich würde in diesem Ziel alles Leiden und alle Verzweiflung des Lebens sich lösen. Kein anderes haben unter schweren Seufzern, in harter Arbeit alle jene gesucht, in denen die bessere Menschheit nach Leben rang. Hier heißt es, die ganze Tiefe des Schillerschen Idealismus ermessen. Er berauscht nicht sich und uns in schönen, schwärmerischen, jugendtaumeligen Gefühlen, sondern er gibt uns den festen und sicheren Standpunkt zum Leben.

Dies sollten die Deutschen begreifen: Schillers Philosophie ist Lebensphilosophie. Sie ist auch eine Philosophie für das Leben. Er arbeitet im Hinblick auf das Bild der vollendeten menschlichen Kultur. Diese ruht auf dem Gedanken des ganzen Menschen, der Persönlichkeit. Sich zu ihr zu gestalten ist die Sehnsucht, die im Grunde alles Lebens ruht.

Nicht an irgendwelcher Willkür in der Führung der Gedankenreihen bemerkt man, daß hier ein Dichter philosophiert. An Strenge der Entwicklung behaupten seine Schriften den vollgültigen Wert wissenschaftlicher Erkenntnis. Man merkt den Dichter höchstens an dem Kreise der Interessen, dem er sich zuwendet, an der inneren Vertrautheit mit der ganzen Fülle künstlerischen Lebens, die er mitbringt und sich hier wissenschaftlich verdeutlicht. Schon in der Abhandlung „über Anmut und Würde" ist er doch eigentlich bereits mit dem Material des Dramatikers beschäftigt, mit dem Bilde oder der künstlerischen Erscheinung des handelnden Menschen, wie wir ihn unter den Ansprüchen der Pflicht und den Schlägen des Schicksals erblicken. In der schönen Seele sind Pflicht und Neigung zu voller Übereinstimmung gebracht. Sie übt den Dienst der Pflicht, als wäre es die freiwillige Leistung ihrer Natur. In dem erhabenen Charakter behauptet sich unter allem Ansturm des Leidens und der Schicksale die Überlegenheit des sittlichen Willens. Anmut und Würde sind der Ausdruck der beiden Lebensweisen in der Erscheinung. So gewinnt Schiller im Hinblick auf das Ziel des Menschentums das Verständnis für seine Erscheinungen. Eine Fülle der feinsten Deutungen teilt er in dieser Schrift mit. Hier treten auch zum erstenmal die beiden Grundgedanken des Schönen und des Erhabenen nebeneinander auf. Das letztere bekommt seine Wichtigkeit für Schiller durch den heroischen Zug seiner Natur. Die Idee des schönen Menschentums kam ihm in jener Auflehnung seiner hellen Seele gegen die allzu gedrückte Darstellung Kants.

Der wertvollste Gedanke, in dem die Grundidee Schillers sich am fruchtbarsten entfaltet, ist der von der künstlerischen Kultur und ihrer Bedeutung in der Menschenkultur überhaupt. Das Ziel, auf das er hier blickt, ist das zum

Kunstwerk geadelte Leben. Das glänzende Bild des Griechentums, wie er es sieht, gibt die Richtung an. Dort war Form und Fülle, Arbeit und Lebensfreude eins. Die ungebrochene Ganzheit des menschlichen Daseins prägte sich in allen Erscheinungen des Lebens aus. Und diese Ganzheit wiederzugewinnen ist Schillers leitender Gedanke. In Ausführungen von überwältigender Wucht schildert er die Zersplitterung und Verkümmerung, in der wir verdammt sind zu leben. Der Aufgaben sind so viele geworden, und jede verlangt eine außerordentliche Ausbildung einzelner Kräfte. Der stumpfsinnige Gelehrte, der abgehetzte Geschäftsmann, der überscharfe Denker und wie die Spezialisten alle heißen — sie sind die sprechenden Typen unserer modernen Kultur; teils in Regeln eingespannt und durch sie geknechtet, teils — besonders bei den Massen — noch ganz in der Gewalt blinder Triebe verbringen wir die Tage in angestrengter Arbeit, um uns abends in einem ideenlosen Taumel der Sinne zu berauschen. Zwischen Überanstrengung und Betäubung verläuft unser Leben. Hier tritt die Schönheit als die große Helferin ein. Sie erquickt unser Gefühl in beseligender Freude. Aber zugleich erschließt sie unserem schauenden Blick die Tiefe der Dinge und des Lebens. Hier ist Begreifen und Genießen, Verstand und Sinn, Arbeit und Erholung, Form und Fülle eins. So gibt die Schönheit dem Menschen die Ganzheit seiner Kräfte, sie gibt ihm die Einheit in sich selbst, gibt dem Knecht der Kultur sein Menschentum wieder. Sie ist die Wiederherstellerin der ursprünglich einigen Natur.

Damit ist uns inmitten all der wirren Zustände, die uns zerteilen, der Weg zur Vollendung, zur Einheit in uns selber aufgetan. Wir empfangen im Spiel der Kunst die Ganzheit des Menschentums, die unser Ziel ist.

In Schillers Sinne könnte man sagen: im Genie lebt unter uns der wieder vollendete Mensch. Alle Genialität ruht auf jener eigentümlichen Einheit der Kräfte, die in den großen Schöpfern der Kunst am klarsten hervortritt. Das Genie hat das sichere Gefühl für die Dinge: sein Gefühl aber ist das tiefste Begreifen. Es hat Eingebungen, aber es sind Eingebungen eines Gottes, d. h. Eingebungen der Wahrheit selbst. Es empfängt, aber sein Empfangen ist Gestalten. Es grübelt nicht, sondern erfährt in seinem erregten Gefühl Offenbarungen. In ihnen offenbart sich die tiefste Gesetzlichkeit der Welt. Daher ist auch das schöpferische Leben sich selber Freude genug. Daher hören hier die Beschränktheiten des bloß buchstabierenden Verstandes auf, ebenso die Ängstlichkeiten der in kalten Regeln gebundenen Moral und die Roheiten des stumpfen sinnlichen Vergnügens. Es ist das Ende der Pedanterie und der Philistrosität. An die Stelle der Geschäftsroutine und der Konvention tritt der volle Mensch. In diesem Sinne kündet Schiller das Evangelium von dem in genialem Geiste zu führenden Leben. Der Genialitätshauch, der künstlerische Geist im vollen Sinne des Worts, bringt in alle die traurigen Menschenfragmente die Menschlichkeit, in die kümmerlich einseitigen Beschäftigungen das Leben. Da bewegen sich in dem intuitiven Verstande die Begriffe mit der unmittelbaren Lebendigkeit von Anschauungen. Da wird der stumpfe Genuß

zur sinnvollen Freude und die Tat der Pflicht zu einer freien Darstellung schöner Menschlichkeit. Es ist ein Gedanke von ewiger Wahrheit, den Schiller gefunden hat. Es unterscheidet die Menschen, ob sie als dürftige Facharbeiter sich vernutzen lassen oder in der Einseitigkeit ihrer Arbeit sich die volle Menschlichkeit bewahren. Wir können nicht alle Genies sein, aber ein Hauch der Genialität kann unsere Arbeit beseelen. Allemal geschieht das bei denen, welchen ihr Arbeiten, Handeln und Leben zum Kunstwerk wird: es geschieht durch den Beisatz der künstlerischen Artung und Begabung. Und wo sie das Leben durchdringt, stellt sich in den Menschen selber die innere Einheit her. In seinen Leistungen tritt ein lebendiger Mensch uns entgegen. Und nur ein solcher wirkt und entzündet Leben. Jeder Tag bestätigt diese Schillersche Philosophie.

Kein Künstler hat wohl jemals die Bedeutung des künstlerischen Bestandteils im Menschenleben so klar und tief gesehen wie Schiller. Denn das ist das Große seiner Philosophie, daß er Kunst und Schönheit auffaßt nach ihrer Stellung und Bedeutung in der Gesamtkultur. Keineswegs aber würdigt er nun etwa die Kunst zum dienenden Mittel für anderweitige Kulturzwecke herab. Die Schönheit ist Schönheit, die Kunst ist Kunst, und damit sind sie genug. Wer durch sie Erkenntnis verbreiten oder Besserung bewirken will, macht sie, welche Herrinnen sind, zur Magd und entwürdigt sie. Der Punkt ist wichtig, da in der allgemeinen Auffassung noch immer die Vorstellung weit verbreitet ist, Schiller habe selber in seiner Kunst das Instrument für moralische Wirkungen gesehen und sei in seinem Dichten so etwas wie ein Prediger gewesen. Dies würde ihn in Gegensatz bringen zu seiner eigensten Meinung. Er will Künstler sein und weiter nichts. Tiefer als irgend jemand vor ihm hat er die Kunst als ein selbständiges und in sich geschlossenes Reich erkannt. Ja, er ist der erste, der, über Kant hinausgehend, das Wesen der künstlerischen Stellung zu den Dingen wirklich begriffen hat. Die Kunst ist die Welt des schönen Scheins. Sie soll sich weder für Wirklichkeit geben noch Wirklichkeit bezwecken. Sobald sie eins von beiden tut, wird sie falsch und unrein. Das Phantasiebild, das sie ist, soll sie in seiner ganzen Fülle und Wahrheit gestalten — dies ist ihre Aufgabe; eine andere hat sie nicht. Je reiner sie diese löst, um so voller gibt sie den Menschen die Wohltat, welche sie ist: im reinen Schauen zum Genuß der menschlichen Ganzheit zu kommen.

So frei die Schillersche Lehre von Moralistentum ist, so frei ist sie auf der andern Seite von unreifer Schönheitsschwärmerei. Wohl handelt er vom Leben in der Schönheit und gibt ihm eine beinahe religiöse Bedeutung. Aber nur Unverstand oder Unkenntnis können hier sprechen von der einseitig ästhetisierenden Richtung jener Zeit. Keineswegs nämlich soll die Ästhetisierung des Lebens dorthin gebracht werden, wo sie nicht hingehört. Es ist gerade das Eigentümliche der Schillerschen Anschauung, daß er im Gebiete der Wissenschaft wie in dem der Pflicht den vollen Ernst und die volle Strenge der menschlichen Aufgaben wahrt. Niemand ist unduldsamer als er gegen jeden Versuch einer Verschwommenheit in „schönen" Gefühlen. Der sichere Überblick

über die verschiedenartigen Aufgaben und Kräfte der menschlichen Kultur ist das Große an der idealistischen Philosophie Schillers und jener Zeit. Gerade nur dadurch, daß er dem Sittlichen und dem Erkennen ihr volles Recht wahrt, kommt er zur Einsicht in die Bedeutung der ästhetischen Kultur. Durch sie erreichen wir es, daß wir ganze Menschen bleiben in allen einseitigen Ansprüchen und Entwicklungen. Denn es gibt bei allem wissenschaftlichen und sittlichen Ernst die Möglichkeit eines Menschenlebens in genialem Geiste, in schöpferischer Tat. Wenn Schiller so viel von ästhetischer Erziehung spricht, so ist der Sinn dieses Gedankens nicht, daß er uns zum Schwelgen in lebensfremder Kunstvergötterung veranlassen will, sondern er will uns bei den großen Ansprüchen, mit denen das Leben an uns herantritt, lehren, in den Anspannungen und Genüssen nicht die Frische und Fülle des Gefühls, nicht unsere lebendige Menschheit zu verlieren. Hierzu befähigt uns die Entwicklung der ästhetischen Anlage, die ästhetische Erziehung. So betrachtet Schiller die ästhetische Entwicklung der Seele im Zusammenhang mit den allgemeinen Aufgaben der Kultur. Wir kennen keine Art, diese schwierigen Dinge abzuleiten, welche im guten Sinne des Worts moderner und für uns lehrreicher wäre als die Schillers.

Er ist der Philosoph der sich kultivierenden Seele und der große Kündiger der schweren Kämpfe und Schäden, welche die Kulturarbeit uns bringt. Sie sind seitdem nur härter und schwieriger geworden, aber im Wesen dieselben geblieben. Darum ist diese Philosophie heute wahr wie am ersten Tage. Sogar die naheliegenden Einwürfe hat er bereits gehoben, die von der schädlichen Wirkung ästhetischer Verfeinerung genommen werden. Er unterscheidet die lösende und die anspannende, die schmelzende und die energische Wirkung der Schönheit, je nachdem sie der einseitig gespannten Seele die Fülle oder der erschlafften die Energie des Gefühls zurückgibt. Der schädliche Erfolg tritt ein, wenn sie eine dieser Wirkungen an unrechter Stelle übt. Überall gibt ihm das Bild der gesunden Ganzheit des Menschen, der Tüchtigkeit zu allen Lebensgeschäften den Maßstab der Entwicklung ab. So ist seine Philosophie der rechte Ausdruck jener höchsten Epoche deutscher Geistesarbeit. Damals gab die große deutsche Dichtung, wie Goethe es gelegentlich aussprach, den Menschen ein höheres Bewußtsein ihrer selbst und der menschlichen Dinge und brachte dadurch mit sich die Möglichkeit eines höheren Menschentums. Dies zu tun hat als die große Sendung der Kunst in der Kultur Schiller erkannt und ausgesprochen. Er deutete Goethe und sich selber das, was sie taten.

Es kann nicht fehlen, daß Schiller ein neues Bewußtsein gewinnt auch über den eigenen künstlerischen Beruf. Auch die eigene Arbeit steht ihm im Dienst der ästhetischen Erziehung. Die Tragödie gehört aber nicht in die Welt des Schönen im engeren Sinne des Worts, sondern in die Welt des Erhabenen hinein. Sie ist für die Menschheit ein Mittel, ihr Bewußtsein der Lebenszusammenhänge auszusprechen, wie sie sie empfindet, und dadurch dem Menschen das volle Lust- und Wehgefühl seines Daseins zu geben. Sie zeige

uns die ganze furchtbare Gefahr des Lebens, die unerbittliche Notwendigkeit, das unentrinnbare Verhängnis, zeige uns das Leben als die furchtbare und in ihrer Furchtbarkeit erhabene Sache, die es ist; dann gibt sie uns in der tragischen Erschütterung das Gefühl von der Größe des Menschseins, da wir eines solchen Riesenkampfes mit einem unendlich überlegenen Gegner gewürdigt sind, und führt uns durch den Anblick der unablässigen Zerstörung auf die unzerstörbare Freiheit, das Beharrliche in unserem Busen, zurück. Zu der Bekanntschaft mit den uns umlagernden Gefahren „verhilft uns das furchtbar herrliche Schauspiel der alles zerstörenden und wieder erschaffenden und wieder zerstörenden Veränderung — des bald langsam untergrabenden, bald schnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetischen Gemälde der mit dem Schicksal ringenden Menschheit, der unaufhaltsamen Flucht des Glücks, der betrogenen Sicherheit, der triumphierenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unschuld, welche die Geschichte in reichem Maße aufstellt und die tragische Kunst nachahmend vor unsere Augen bringt". Wenn Schiller also zum Trauerspiel zurückkehrt, wird er der Dichter vom Leben in seinen tragischen Schicksalsgedanken sein und wird das Bild davon herauszubringen suchen in seiner furchtbaren Wahrheit. Keine Kunstübung hat er ingrimmiger — so ingrimmig wie die Lüge — gehaßt als die, die man ihm selber gelegentlich schuld gibt, welche Menschen und Leben in dem abgegriffenen Sinne des Worts „idealisiert" und „verschönt" und uns durch glänzende Gaukelbilder über den Ernst der Dinge hinwegtäuscht. „Hinweg mit der falsch verstandenen Schonung und dem schlaffen verzärtelten Geschmack, der über das ernste Angesicht der Notwendigkeit einen Schleier wirft und, um sich bei den Sinnen in Gunst zu setzen, eine Harmonie zwischen dem Wohlsein und Wohlverhalten lügt, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen. Stirn gegen Stirn zeige sich uns das böse Verhängnis." Schiller selber war es, der verlangte, man solle in der Kunst das irreführende Wort der Schönheit ersetzen durch die Wahrheit im vollen Sinne. Unter dem „Idealisieren" versteht er nichts anderes, als daß man dem Gegenstande den Charakter der inneren Notwendigkeit gibt. Die unentrinnbare Notwendigkeit der Schicksalsentwicklung soll uns aus der Tragödie mit furchtbarer Wahrheit ansprechen. In künstlerischen Dingen läßt er überhaupt keine anderen Gesetze gelten als die der Wahrheit, Notwendigkeit und Stetigkeit. So ist denn auch für ihn die innere Wahrheit des Lebensbildes alles. Indem wir des Lebens inne werden als des furchtbaren großen Kampfes, in den wir gestellt sind, werden wir aufgerufen zu dem Gefühl der machtvoll ernsten Sache des Menschseins; alle energischen Kräfte unseres Wesens, d. h. eigentlich unser wahres Wesen wird wach. „Denn der Mensch ist das Wesen, welches will." In diesem Sinne durchdringt die mächtige Willensenergie auch die Schillersche Tragödie, aber nur als der Gefühlston der rein künstlerischen Anschauung.

Mit der gleichen Größe tiefdringender Erkenntnis hat Schiller die eigene Stellung in der Geschichte der Dichtung und den eigenen dichterischen Cha-

rakter entwickelt. Die große Abhandlung „über naive und sentimentale Dichtung" ist eigentlich ganz ein Zwiegespräch Schillers mit Goethe. In denkwürdiger Weise bezeugt sie, wie große Menschen sich in und mit der Weltgeschichte begreifen. Mit der Anschauung vom geschichtlichen Werdegang der Menschheit geht Schiller die Einsicht in das Wesen der eigenen Dichtung auf. In jeder menschlichen Entwicklung wiederholen sich die Kulturstufen der sich bildenden Seele, die Schiller hier unterscheidet: im Beginn die glückliche Einfalt und Unschuld der Kindheit oder des naiven Menschen, dann das Hineintreten in all die Anspannungen und Peinlichkeiten der Kulturarbeit und demnach der Zwiespalt des um seine Einheit gebrachten Lebens, endlich am Ziel die neue Einheit der geistreichen und vollendeten Bildung, der in sich ruhenden und sich selber das Gesetz gebenden Persönlichkeit. Die Dichtung gibt der Menschheit den vollständigen Ausdruck. Sie gibt wieder wie sie sich in ihrem Leben fühlt, entweder also die uranfängliche Natürlichkeit und Ursprünglichkeit des noch in sich einigen Herzens oder aber die Kämpfe der Seele, die um ihre Vollendung ringt. Hier ergeben sich die Töne der modernen Empfindungsweise im Gegensatz zu der schönen Einfalt der antiken Poesie. In der Satire singt der Dichter von dem peinlichen Abstand zwischen Wirklichkeit und Ideal; er klagt um das unwiederbringlich verlorene Glück der Kindheit und Unschuld in der Elegie; er schwelgt in der Idylle in dem Bilde einer unschuldigen und glücklichen Menschheit. Dies unterscheidet die Dichtercharaktere, ob sie ihre Größe haben in der unmittelbaren Lebensfülle der Darstellung oder in der ideellen Macht des die Darstellung durchdringenden persönlichen Gefühls.

Man mag zweifeln, ob die Schillersche Unterscheidung so ohne weiteres auf die Einteilung in antike und moderne Poesie zu übertragen ist. Jedenfalls hat er zum erstenmal einen allgemeinen philosophischen Gesichtspunkt für die Unterscheidung dichterischer Begabung gefunden. In einem großartigen Zusammenhang erscheint hier die Poesie als Ausdruck für das Lebensgefühl der Menschheit in den Epochen ihrer Bildung. Völlig falsch ist es zu sagen, er habe die Reflexionspoesie einschmuggeln und den Dichternamen denen sichern wollen, die Gedanken geben statt Gestalten. Nur von reiner Dichtung ist die Rede: aber in der dichterischen Darstellung weist er auf die Verschiedenheit des Gefühlsgrundes hin, auf dem sie ruht. Wirklich wird man gerade diese Empfindungstöne erkennen in der Poesie derer, die man als die eigentlichen „modernen" Dichter betrachtet. Das Christentum mit seinem neuen Ernst für die Seele und das Leben macht hier den großen Abschnitt der Entwicklung. Da erscheint Dante als der große Satiriker des Weltgerichts, mit der Wehmut um die verlorene Geliebte und dem Aufblick in die seligen Gefilde der heiligen Idylle. Milton schreibt die Idylle des Paradieses, getönt durch den Gram der Wehmut um das ewig Verlorene, und wie der lebendige Abstand des gegenwärtigen Elends gegen das unendlich Gute steht sein Satan gegen Gott. Die moderne Zerrissenheit der Seele klingt in tausend Spielarten der Satire, Elegie und Idylle bei Byron, Heine, Musset, deren

dichterisches Wesen Schiller im voraus wie ein Prophet erschaut zu haben scheint. Grillparzer würde in den Zusammenhang gehören; auch für die Gegenwart gewinnen wir hier neues Licht. Alle diese Männer sind zweifellos ganze Dichter gewesen.

Vor allem hat Schiller sich selbst in dieser Entwicklung wirklich begriffen. Satiriker, Elegiker und Idylliker zugleich hat er in seinen Jugenddramen den schmachvollen Fall der Wirklichkeit, den Gram des Verlorenen, das glänzende Bild des flüchtigen Glücks gestaltet. Er hat das Recht zu seiner Art, so gewiß in ihr das Lebensgefühl der ringenden Menschheit einen notwendigen und wahren Ausdruck gewinnt. Notwendigkeit und Wahrheit seiner Darstellung weisen den großen Künstler aus. So steht Schillers Art mit eigenem Recht neben der naiven Natur und Lebensfülle der Goetheschen Dichtung. Schiller begreift sich als den Dichter der Menschheit, die ihre Vollendung sucht. Je tiefer er die Wahrheit ihrer peinlichen Kämpfe greift, um so größer wird er sein.

Seine ganze Lebensanschauung bewegt sich um diesen Gedanken von den Stufen der Bildung und der Kultur. Es ist eine Lebensanschauung voll herber Männlichkeit. An dieser Stelle müssen die Deutschen ihren falschen Begriff vom Schillerschen Idealismus einmal gründlich verlernen. Der Idealismus besteht nicht darin, daß Schiller sich an Traumwünschen berauscht oder daß er gar das Bild einer schönen Traummenschheit an Stelle der wirklichen setze und uns dadurch glänzendes Genügen vorgaukele. Gerade weil Schiller unseres idealen Ziels so gewiß ist, der Ganzheit des Menschentums, gerade darum sieht er das wirkliche Leben, genau wie es ist, in seiner Enge und Niedrigkeit. Er sieht es mit der unerbittlichen Klarheit des im Leben hart erprobten Realisten. Nur bleibt ihm die Größe des Mutes, der das alles als die notwendige Kehrseite des Lebenskampfes begreift. Um so heißer sollen wir nach der Vollendung ringen. Vor uns liegt das Ziel der Einheit in einer neuen Natur — nicht hinter uns, wie Rousseau meinte. Wir sollen nicht weichlich klagen, sondern uns stählen zur Arbeit. Je reicher sich die Zwecke in der Kultur entwickeln, um so mehr stoßen die Interessen der Menschen aneinander, um so mehr entwickeln sich jene Selbstigkeiten, Mißtrauen, Neid, Verleumdung, Verfolgung, — alles, was das Leben häßlich macht. Niemand hat das in seiner Notwendigkeit sicherer begriffen als Schiller. Es gibt eine Stelle in der Abhandlung „über naive und sentimentale Dichtung", die so recht deutlich macht, wie männlich klar er alle diese Dinge nahm. „Nichts von Klagen über die Erschwerung des Lebens, über die Ungleichheit der Konditionen, über den Druck der Verhältnisse, über die Unsicherheit des Besitzes, über Undank, Unterdrückung, Verfolgung; allen Übeln der Kultur mußt du mit freier Resignation dich unterwerfen, mußt sie als die Naturbedingungen des einzig Guten respektieren; nur das Böse derselben mußt du, aber nicht bloß mit schlaffen Tränen beklagen."

Alle Jugendlichkeiten der Anschauung hat Schiller in dieser Epoche seines

Lebens überwunden. Der große Sinn in der Richtung auf letzte notwendige Ziele ist geblieben. Auch in der Auffassung des Menschen streift er die letzte jugendliche Befangenheit ab. Es hat etwas Eigenes, daß gerade mit dem Kapitel über die Verschiedenheit menschlicher Charaktere die letzte Schillersche Abhandlung schließt. So leitet sie gleichsam selber zum Drama hinüber. Noch im Carlos hat Schiller unmittelbares Verständnis nur für die Idealisten gezeigt. Jetzt stellt er den Idealisten und den Realisten als die beiden möglichen Menschentypen einander gegenüber, in der denkbar feinsten Charakteristik, sorgfältig und beinahe umständlich alle Züge erschöpfend, ruhig abwägend; keinem gibt er den Vorzug. Sie haben beide das gleiche Recht und Unrecht. Sie wären erst zusammen der vollkommene Mensch. Nunmehr würdigt Schiller unbefangen die größere Hälfte des Menschengeschlechts und kehrt auch in dieser Hinsicht gereift zum Drama zurück.

Das Bild der Kultur, wie Schiller es gibt, ist immer wahrer geworden. Noch spricht es mächtig zu jedem, der in den Peinlichkeiten der Arbeit wenigstens das Gefühl des Mangels bewahrt. Mehr als je bedürfen wir heute den Schillerschen Ruf. Wir brauchen, was uns die volle Menschlichkeit und ihren Genuß wiedergibt; wir brauchen die ästhetische Erziehung. In mancherlei Weise sind wir um sie bemüht. Schiller zeigt uns die ästhetische Erziehung in ihrem innerlichen Zusammenhang mit den großen Aufgaben der Kultur. Wir sollen nur einmal einsehen, wie tief er unsere Mannesnöte begriff —, daß er aber dabei nicht den Glauben verlor. Weil er kein anderes Ziel kennt als das ganzer Menschen, ganzer Männer, ist er ein unvergleichlicher nationaler Erzieher. Unsere Zeit braucht einen neuen Idealismus.

31. Die Führer der romantischen Schule.

Von Wilhelm Dilthey. Leben Schleiermachers. Berlin, 1870.

Die dichterischen Talente, die in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts jung waren, sahen sich dem Höhepunkte unserer Literatur gegenüber. Mitten in die Kämpfe um die Verwirklichung eines edleren Lebensideals, um die Gestaltung einer befriedigenden Weltansicht fiel ihre Jugend. Ein höheres Bewußtsein der dichterischen Kraft von sich selber, von ihren Vorfahren, ihren Richtungen war in Kant und Schiller ausgegangen. Man bemerkt, wie die in Göttingen und Berlin verbreiteten gelehrten literarhistorischen Kenntnisse nun von den Schlegel, Wackenroder, Tieck unter dem Gesichtspunkt dieser neuen Betrachtungsart zu einem wahren Verständnis griechischer, englischer, spanischer Kunst gestaltet wurden. Und zwar leitete sie hierbei Schillers Richtung auf die Form. So ergab sich, daß diese ganze junge Generation im Studium von Lebens- und Weltansichten, ästhetischer Technik, der Kunstmittel und Dichtart der größten Poeten aufwuchs. Anstatt daß sie sich mit unbefangenem Lebenssinn dem Eindruck der Welt selber hingegeben hätte, verarbeitete sie in sich die verschiedenen Arten die Welt anzuschauen und dichterisch

darzustellen. Anstatt daß sie einen neuen vollen Lebensgehalt, in welchem allein schöpferisches Gestalten gegründet ist, mit gesunden Sinnen aus Menschen und Schicksalen selber empfangen hätte, bildete sie Ansichten von den Ansichten, unter welchen anderen die Welt erschienen war. Die Bedingungen, unter denen sie lebten, bestimmten sie dazu, in der Ausbildung der von Herder und Goethe entworfenen Weltanschauung einige bedeutsame Fortschritte zu tun, kraft jenes schon in Winckelmann und Herder beginnenden Nachverständnisses vergangener geistiger Erscheinungen sich die höchsten Gestaltungen des dichterischen Lebens der Menschheit eigen zu machen, eine Kunst dieses Verstehens auszubilden, welche alle Gebiete geschichtlicher Forschung neu belebte, der Lebensarbeit unserer großen Literaturepoche Breite der Wirkung zu geben und ihre Ergebnisse auf die verschiedensten wissenschaftlichen Gebiete überzuführen: aber dieselben Bedingungen versagten ihnen, einen wahrhaft positiven Lebensgehalt in sich zu sammeln, der in realen Gestalten und in festen Zügen menschlicher Schicksale sich in der Phantasie entfaltet hätte. Das war die Doppelseitigkeit ihrer geschichtlichen Lage.

Trotzdem verdanken wir der Dichtung dieser Generation ureigene Töne elementaren Empfindungslebens, die nie verklingen werden: Erneuerung der Formen, Laute und Stimmungen aller größten Epochen unseres Geschlechtes, eine geheimnisvolle Tiefe der Naturempfindung, Entfesselung unseres Lebens in der Gesellschaft, mannigfaltigen Genuß der Natur. Das Gemütsleben einer Epoche scheint nur in bestimmten Kunstgattungen, gleichwie in einer Muttersprache, voll und frei hinströmenden Ausdruck zu finden; während diese sich blühend entfalten, verkümmern die übrigen. Die Anschauung des Menschen fand in der italienischen Renaissance ihren vollen Ausdruck in der bildenden Kunst, während wir heute keine andere Darstellungsform haben, in welche sie wahrhaft einginge, als das bildsame, dem Zusammenhang innerster Vorgänge sich anschmiegende Wort. Die Musik, die Sprache der gegenstandlosen Stimmung und Phantasie, ward die Kunst der Epoche, in welcher die junge dichterische Generation lebte. Tiecks Lieder erscheinen zuweilen wie ein Versuch, Worte rein musikalisch zu verknüpfen: das Märchen wurde die Schöpfung einer allein von solchen Stimmungen geleiteten Einbildungskraft; das Drama ward durch Tieck, der Roman durch Novalis ins Märchen verwandelt. Ein neues Hülfsmittel, das Musikalische in der Dichtung zu verstärken, der formlosen Musik der Verse Tiecks gerade gegenüberliegend, entdeckte man in den romanischen Formen, welche ganz Klang und Modulation sind.

Schon Wilhelm Schlegel gestand diesen Grundzug in seiner Freunde und der eigenen Dichtung zu. „Wie Goethe, als er zuerst auftrat, und seine Zeitgenossen, Klinger, Lenz, ihre ganze Zuversicht auf die Darstellung der Leidenschaften setzten, und zwar mehr ihres äußeren Ungestüms als ihrer inneren Tiefe, so, meine ich, haben die Dichter der letzten Epoche die Phantasie, und zwar die bloß spielende, müßige, träumerische Phantasie, allzusehr zum herrschenden Bestandteil ihrer Dichtung gemacht."

Wir verdanken aber vor allem dieser jungen Generation ungemeine Fortschritte der deutschen Forschung. Aus der Poesie erhebt sich jetzt die Wissenschaft. Vergleicht man die Bestrebungen Friedrich Schlegels, vermöge des Studiums der Dichtungen in den Geist der geschichtlichen Epochen einzudringen, mit dem, was um ihn geschah, so ist deutlich, wie die ganze Richtung seiner Genossen ihm entgegenkam, wie von allen Seiten Dichtung und Forschung geschäftig waren, das innerste Gemüt und Phantasieleben vergangener Zeiten nachzuerleben, wiederzuerwecken. In diesem Kreise bildete sich Schleiermachers bewußtes Verfahren, die Individualität eines Werkes, eines Schriftstellers zu verstehen, und entwickelte sich seine Einsicht, daß die Phantasie das Organ alles Verständnisses sei, daß durch sie allein uns Individualität gegeben sei. Ganz im Geiste der Genossen war Schleiermachers geniale Darlegung über die Bedeutung der Phantasie für die menschliche Sittlichkeit. „Ich wollte," schreibt er, „der Teufel holte die Hälfte alles Verstandes in der Welt; meine Quota will ich auch hingeben, wiewohl ungern: und wir könnten dafür nur den vierten Teil der Phantasie bekommen, die uns fehlt auf dieser schönen Erde." Und wenn er in den Schwingungen des Gefühls die erste Offenbarung der Gottheit an uns entdeckte, so war auch das im Sinne der Freunde.

Die Brüder Friedrich und August Wilhelm Schlegel, Ludwig Tieck und Friedrich von Hardenberg-Novalis treten als die Führer dieser jungen Generation hervor.

a) Die Brüder Schlegel.

Den 10. März 1772 war Friedrich Schlegel in Hannover geboren. Sein Vater, der berühmte Kritiker und Dichter J. E. Schlegel, Generalsuperintendent in Hannover, war eine bedeutende Natur, doch in all seinem Tun und Lassen von seinen ansehnlichen Lebensbeziehungen fest bestimmt. Er mußte zuerst erleben, daß August Wilhelm, der fünf Jahre ältere Sohn, von der Theologie zur Philologie überging, daß in diesem dann die ästhetischen Familienneigungen durchbrachen und er sich keiner festen Lebensstellung fügen wollte. Damals war es zwischen dem starren Vater und dem aufbrausenden Sohn zu Erörterungen gekommen, die sie innerlich trennten: Jahre lang wechselten sie keine Zeile. Und Friedrich, der zeitlebens mit dem Soll und Haben auf gespanntestem Fuß gelebt hat, war zum Kaufmann bestimmt worden, fühlte sich aber zwischen Hauptbüchern und Rechnungen so tief unselig, daß man ihn ins Elternhaus zurücknehmen mußte. Während dieser unglücklichen Zeit mögen sich einige bizarre Züge in Friedrichs Charakter ausgebildet haben, eine Grübelei, welche zuweilen in trübe Empfindungen wie rettungslos versinkt, Regellosigkeit in Lektüre und Studien, ein maßloses Vorandrängen zum Großen, ein sonderbarer Haß gegen die Ordnung im Kleinen, welcher vor allem sein Leben zerrütten sollte. Etwa fünfzehn oder sechzehn Jahre alt, entschied er sich noch zu studieren. Als ein wahres Sprachgenie durchlief er in wenigen Jahren die Gymnasialstudien. Mit der Gewalt eines ganz neuen

Eindrucks traten vor diese nach dem Großen dürstende Jünglingsseele die Griechen. Er lebte in ihren Schriftstellern und der alten Geschichte; auch ihre bildende Kunst ging ihm, soweit hier sein nach innen gewandter Geist reichte, vor den Mengsschen Abgüssen in Dresden auf. Und dazu trug ihn in diesen begeisterten Jahren eine aus Kinderzeiten mit ihm heraufgewachsene Neigung zu der Tochter eines der ersten Beamten in Hannover, eines berühmten Schriftstellers, mit welchem sein Vater befreundet war. Es waren glückliche Zeiten, in welchen so die Ordnung des ansehnlichen Hauses und frische große Eindrücke sänftigend wirkten auf seine regellose, gar wenig zu dauerndem Glück geeignete Natur.

Ich finde nicht, was ihn, als er nun im Frühjahr 1790 die Landesuniversität Göttingen bezog, zum Studium der Rechte bestimmt hat. Ganz sichtlich aber ist wie diese Berufswahl die Regellosigkeit seiner Entwicklung steigerte. Er saß in den Kollegien von Heyne und Bouterwek, las Historiker, Redner und tragische Schriftsteller der Alten nicht mit der Pünktlichkeit und strengen Methode eines philologischen Studenten, sondern mit den wechselnden Interessen eines Liebhabers. Zugleich war er nunmehr ein Jahr mit seinem Bruder August Wilhelm vereinigt, und es war ein Gegenstand der Bewunderung und der Verzweiflung für seinen grüblerischen schweren Geist, diese glänzende, geordnete, in Arbeit und Genuß rastlose Natur vor sich tätig zu sehen. Er dachte später mit Beschämung daran zurück, wie verschlossen, in leidenschaftlichen Verstimmungen, ungeregelt in seinem einsamen Lesen und Planmachen, „kränklichen Herzens" ihn sein Bruder damals gefunden, wie sonderbar er der glänzenden Göttinger Gesellschaft, in welcher sein Bruder sich wohl fühlte, erschienen sein möge. Seine Jugendneigung nahm ein Ende, das ihn tief verstimmte. Schon damals spielte er mit dem Gedanken eines freiwilligen Todes. Wie viele der neuen Generation, die unter dem Eindruck Goethes und der Revolution aufwuchs, wie Tieck, Hölderlin, verzehrte er sich in ungemessenen Ansprüchen an das Leben.

Die Anregungen, welche diese beiden innerlichst verschiedenen Naturen bis dahin empfangen hatten, waren gemeinsame gewesen. Sie treten in Friedrichs Briefen an Wilhelm deutlich hervor. Heyne und Bouterwek lenkten sie auf Literaturgeschichte und gaben ihnen ein reiches Material für dieselben; mit beiden Lehrern waren sie auch in persönlichem Verkehr. So erhielten sie Anstoß und Förderung durch die literarhistorische Gelehrsamkeit, die in Göttingen heimisch war. Aber innerlich bestimmt, begeistert geleitet waren sie von der großen Richtung der genialen Anschauung, deren Häupter Winckelmann und Herder waren. Friedrich bestimmte des Bruders, seine eigene Aufgabe dahin, für Poesie zu leisten, was Winckelmann für bildende Kunst getan, und sprach damit, nach seiner Art, in einer kecken Verallgemeinerung aus, was sein Bruder schon begonnen hatte.

In W i l h e l m waren poetische Gabe und ein unvergleichliches Übersetzergenie zuerst hervorgetreten: Bürger, scheint es, hat das Verdienst, ihn in

diesem Punkt mit seinen Gaben bekannt gemacht und auf Versuche, Shakespeare zu übertragen, geführt zu haben; daß er dann in Göttingen noch mit Dante und Petrarca denselben Versuch machte, veranlaßte wohl Bouterwek. Noch aber beherrschten ihn die schlaffen Grundsätze der damaligen Übersetzer. Und für den Ehrgeiz eines Jünglings, der Goethes und Schillers Zeitgenosse war, wollte Übersetzen wenig bedeuten. Zuweilen mußte Friedrich ihn aufrichten, indem er ihn „daran erinnerte", daß es nur an ihm liege ein großer Mensch zu werden. „Die Kraft, in die innerste Eigentümlichkeit eines großen Geistes einzudringen, hast du an dir oft unmutig mit dem Namen Übersetzertalent gebrandmarkt und an Goethen, der sie nur in weiterem Umfang gezeigt hat, bewunderst du sie als Wahrzeichen eines großen Geistes." Erst in der Charakteristik Dantes brach er sich dann eine neue Bahn, in der Richtung der genialen Anschauung weiterschreitend. In unserer, vielleicht in aller Literatur war dies Genie in Kritik und Nachdichtung, in allem Nachschaffen und Nachverstehen unvergleichlich. Herders Gabe erschien wieder in einer sprachmächtigen, genauen, formenstrengen Natur.

Wilhelm Schlegel erschien als ein Weltmann, von den gewandtesten Formen, voll des sichersten Selbstgefühls, von sprudelndem Witz. Wie man ihn näher sah, trat sein dichterisches Naturell hervor: und er zeigte sich als ein Stimmungsmensch, weich, von einer fast weiblichen Bestimmbarkeit; das Glück machte ihn sanft und harmonisch, alles Liebenswürdige in ihm trat dann am fühlbarsten hervor. Dissonanzen gegenüber brauste er auf. Bei der Arbeit und in Geschäften freilich war nichts von seinem poetischen Naturell zu merken. Hier leiteten ihn ganz ernste Genauigkeit, kluge Gewandtheit, unbeirrbarer Ordnungssinn. Er war einer der fleißigsten Menschen und verstand auch ungünstigen Stunden Ergebnisse abzugewinnen, daher Friedrich, wenn er in solchen Zeiten ihn beobachtete, fand, er habe die Arbeit des Arbeitens. So vollendete er seine zahllosen kritischen und historischen Aufsätze mit Genauigkeit, auf die Stunde, ohne je auf ein tieferes Verständnis warten zu müssen. Es ist nicht schwer, in der sorgfältigen und etwas breiten Eleganz derselben diese Technik zu bemerken. Dagegen geht Friedrich immer von Gesichtspunkten aus, welche durch lange innere Gedankenarbeit und Lektüre erworben wurden und meist fehlte ihm dann im Niederschreiben das geordnete Material und die Genauigkeit. Neben diesen Arbeiten entstanden Wilhelms Dichtungen in Stunden glücklicher Stimmung und sie erhielten ihn in einer beständigen Empfänglichkeit für alles Poetische, in unmittelbarem Verständnis desselben. Darin liegt seine geschichtliche Bedeutung, daß sich hier zum erstenmal eine dichterische Natur im Vollbesitz der streng wissenschaftlichen Hilfsmittel der Literargeschichte befand. So erwuchs ihm das höchste Vermögen der Nachbildung, das die europäische Literatur kennt, und eine tiefdringende ästhetisch-historische Auffassung, durch welche die philosophische Tiefe Friedrichs glücklich ergänzt wurde. Seinen Charakter, seine geistige Stellung spiegeln seine Dichtungen. Ein Schimmer vornehmer Bildung liegt über ihnen, Wohllaut der edelsten Sprache; in Gedichten

wie Wiedersehen, Zueignung von Romeo und Julie, die Stunde vor dem Abschied findet seine überfließende, fast weibliche Zärtlichkeit den schönsten Ausdruck. Man findet in seinen Versen überhaupt keine Gewalt persönlichen Leidens und Genießens, man möchte sagen kein eigenes Schicksal, nichts als das stolze Selbstgefühl des Dichters und eine weiche Hingebung, die in fremdem Leben lebt. Ganz ihm eigen war dann die Strenge der Form, welche selbst auf Goethe förderlich wirkte. Auch das entsprang aus seinem innersten Leben und klang vielfach wieder in der Poesie der Zeitgenossen, daß er die Verherrlichung aller vergangenen und gegenwärtigen Kunst in den Kreis der Dichtung aufnahm. Alles an ihm durchdringt sein ungemeiner Formensinn, im Guten und Bösen, seinen Charakter wie seine Erscheinung, seine Poesie und Forschung.

Von anderen ihm eigentümlichen Ausgangspunkten aus suchte sich Friedrich seinen Weg in derselben Richtung der genialen Anschauung. Moralische Probleme hatten seinen in sich arbeitenden Geist zuerst beschäftigt. Dann hatte er schon im letzten Winter in Göttingen den Gedanken gefaßt, „in einem Bilde vereinigt den eigentümlichen Charakter der römischen Nation in der Darstellung eines ihrer Heroen und in ihrer Katastrophe zugleich zu geben“. Es war offenbar der Plan, dessen flüchtige Skizze seine Charakteristik Cäsars ist. Er erkannte, wirksamer als Moral oder das Idealschöne der Künste müsse die Darstellung einer Vollkommenheit werden, welche in die verwickelten Verhältnisse hineingeschaffen sei. Und so schloß er sich an Herders Verfahren an, das Menschliche im Geschichtlich-Bestimmten aufzusuchen, die Grundzüge der Nationen, die Ableitung der Individuen zu entdecken. In diesem Sinne mahnte er auch Wilhelm, die Biographie Dantes, in welchem der Bruder ein verborgenes Heiligtum entdeckt habe, nicht liegen zu lassen, damit er sich nicht an diesem herrlichen Haupte, an sich selbst und an der Kunst versündige. In der Poesie achtete er allein den Gehalt; die Korrektheit erschien ihm als die Tugend der Mittelmäßigen. Er fand in sich selber nur Sinn für das Große, eine verzehrende „Sehnsucht nach dem Unendlichen“, und fühlte um sich, in seiner Nation, in Friedrich, Goethe, Winkelmann den Atem einer großen Zeit, in welcher Dinge geschehen würden wie nie im Menschengeschlecht. Mit diesem schrankenlosen Streben war ein seltsames Unvermögen verknüpft, methodisch zu ordnen, was er aufnahm, und so dessen, was sich in ihm bewegte, Herr zu werden. Von früh auf schrieb er wenig, las viel und ungeregelt, hierin das Gegenteil seines Bruders. Daher fehlte ihm die Leichtigkeit des Ausdrucks. Ja noch mehr, trotz der heftigen und ruhelosen Bewegung in seiner Gedankenwelt gestaltete sie sich nicht in seiner Seele, sondern schien sich nur zu immer neuen Unformen, Nebeln gleich, auszudehnen und zusammenzuziehen. So war in der Tat sein Geist wenig geeignet für den Beruf des Schriftstellers. Freilich schien damals (und immer wiederholte sich diese vergebliche Hoffnung) dies Schwere, dies Trübe über seinem Geist sich zu lichten. „Meine verborgensten Kräfte — schrieb er im Frühjahr 1792 — sind lebendig, alles in mir ist rege geworden.“ Er

hatte bis dahin nichts als Arbeit, Ehrgeiz, verworrenes, aber höchst energisches Ringen mit den Problemen gekannt.

Die Art, wie er die Kunst ansah, wies ihn darauf, sich nunmehr auf die Alten zu konzentrieren, und bestimmte den Gesichtspunkt, unter welchem die Geschichte der griechischen Poesie eine ganz allgemeine Bedeutung für ihn gewann. Die Griechen sind das einzige Volk von natürlichem Kunstsinn, von Geschmack. „Das Problem unserer Poesie scheint die Vereinigung des Wesentlich-Modernen mit dem Wesentlich-Antiken: Goethe, der erste einer ganz neuen Kunstperiode, hat den Anfang gemacht, sich diesem Ziel zu nähern." Damit es erreicht werde, muß das Gesetz des Dichterisch-Schönen da, wo es sich aus angeborenem Kunstsinn entwickelte, studiert werden. „Die Geschichte der griechischen Poesie ist eine vollständige Naturgeschichte des Schönen und der Kunst; daher ist mein Werk Ästhetik. Diese ist bisher noch nicht erfunden; sie ist das philosophische Resultat der Geschichte." Er schlug damit den fruchtbarsten Weg zur Begründung unserer Einsicht in die Natur des dichterischen Vermögens ein. In diesem Geist ergriff er die ehedem dem Bruder gestellte Aufgabe; er begann seine Geschichte der griechischen Poesie.

Diese Geschichte bleibt Friedrich Schlegels exakteste Arbeit; neben ihr dürfen überhaupt nur das indische Werk und etwa die Abhandlung über den Boccaccio den Anspruch erheben, als durchgeführte Untersuchungen zu gelten. Sie war nach Heynes literargeschichtlichen Blicken, nach den epochemachenden Prolegomenen Fr. August Wolfs der erste Versuch einer wahren Literaturgeschichte auf der nunmehr erreichten Höhe.

Friedrich Schlegel war einer der vorahnenden, vorbereitenden Geister; seine persönlichen Anregungen, seine Arbeiten bilden mit anderen den fruchtbaren Boden, auf welchem die großen spekulativen Systeme sowie die sprachphilosophischen, literarhistorischen, geschichtlichen Forschungen sich unter uns erhoben haben.

b) Ludwig Tieck.

In Ludwig Tieck trat nun das reichste dichterische Vermögen dieser jungen Generation zu dem sich bildenden Kreise. Ihm gab die Natur eine ungemeine Anlage mit, Stimmungen bis zur tiefsten Erschütterung aller Gemütskräfte in sich durchzuleben und aus ihnen Gestalten zu erzeugen vermöge einer leicht und willkürlich bildenden Phantasie. Es geschieht öfters, daß eine solche außerordentliche Kraft alles, was sich ihr von Elementen des Lebens nähert, als Stoff verzehrt und daß so die wahrhafte und tiefe persönliche Entwicklung, welche die Größe des Dichters so gut als die des Denkers ausmacht, mitten in der Fülle des Lebens- und Gedankenreichtums doch nicht zustande kommt. Irre ich nicht, so war dies bei Tieck der Fall.

Er war ein Kind jenes jungen Berlin, in dessen Gesellschaft die Lebensansichten der Goetheschen Dichtung Wahrheit werden sollten. Auf dem berühmten Gedikeschen Gymnasium gaben damals die jungen Lehrer, die der

neuen Zeit angehörten, Anleitung, Gedichte, ja ganze Dramen anzufertigen; die Theaterleidenschaft war epidemisch. Auf abgelegenen Plätzen im Tiergarten führten die Primaner Ugolino und ähnliche Dramen auf, und später war ihre Bühne in Reichhardts Hause, einem der ersten Sammelplätze des jungen Berlin; hier wurde vor und hinter den Kulissen gespielt. Ludwig war überall in diesem Treiben der erste. Es ist kein Zweifel, daß es in seiner Macht gestanden hätte, der größte deutsche Schauspieler zu werden: eine edle schlanke Gestalt, eine umfangreiche, klangvolle Stimme und ein höchst ausdrucksvolles Gesicht standen seiner genialen Gabe, Stimmungen und Zustände nachzuerleben und nachzugestalten, zu Gebote. Damals hob seine lebenslange Leidenschaft für die Bühne und Shakespeare an, welche rätselhaft ist, wenn man seine Unfähigkeit zu dramatischen Schöpfungen bemerkt, aber sehr erklärlich, wenn man das ganz einzige nachschaffende Talent des Schauspielers in ihm ins Auge faßt. Die jungen Lehrer, Rambach, Bernhardi, welche mit dem Genie auf gleichem Fuße verkehrten, waren gewissenlos genug, dasselbe für ihre literarischen Taglöhnerarbeiten in Dienst zu nehmen. Er selbst hatte von Kind auf an Götz von Berlichingen, Ugolino und den düstersten Tragödien Shakespeares seine Phantasie genährt. Er lernte nun, ehe er noch zu leben begonnen hatte, das Furchtbarste in seiner Weise nachempfinden und mit starken Farben wiedergeben. Er nahm es wie ein Alltägliches, fast wie Märchen, die man Kindern erzählt, und es war eine gerechte Vergeltung, daß er auch in zukünftigen Tagen es nie anders als in einer Art von Märchenstil darstellen sollte. Als Schülerarbeit hatte er einem etwas einfältigen Freund, namens Schmohl, die grausenhafte Erzählung Abdallah in die Hände geschoben, und jetzt arbeitete er in Rambachs Dienst in derselben Weise weiter. Erwägt man diese ganze seltsame Jugendentwicklung, diese Frühreife, welche Aufgaben und Genüsse eines halben Lebens vorwegnahm, Götz und die Räuber als erste Lektüre, eine fast noch kindliche Phantasie von Räuber- und Schauergeschichten erfüllt, eine fessellose Entwicklung, ja eine Überreizung der Einbildungskraft, bevor ernste Studien, ein stetiger Lebensplan und ein fester Wille sich gebildet hatten: dann muß man in dieser Verkettung von Ursachen die ganze Richtung jener ungemeinen dichterischen Kraft, die Tieck mitgegeben war, vorausbestimmt sehen. Es war notwendig, daß er einem Wechsel übermütiger Laune und tiefster Melancholie verfiel. Es mußte sich in ihm etwas von der Art des Schauspielers bilden, welcher die ganze Fülle menschlicher Stimmungen, Gemütserschütterungen, Lebensstoffe verbraucht, ohne von ihnen wahrhaft und zusammenhängend gebildet zu werden, und unwiderstehlich zerrüttete diese Übermacht des Stimmungs- und Phantasielebens noch in der Kraft der Jugend sein Nervensystem und seine Gesundheit. Die dämonische Gewalt der Phantasie ward der innerste Kern seiner Dichtung.

So darf man sagen, wenn man seine ganze dichterische Laufbahn überblickt: er schien die Dichtung seiner Zeit zu beherrschen, weil jedes große Lebens- und Bildungselement, wie es im Lauf der Zeit auftauchte, sein Genie

des Stimmungslebens und der Phantasie befruchtete: der Sinn für das Wunderbare und Grausenvolle, dann Goethes unendliche Kunst dichterischen Anschauens und Gestaltens in der Prosa des Wilhelm Meister und in der Lyrik, später die Naturphilosophie, die religiöse Bewegung, im Alter noch die sozialen Probleme und die neue Form der Novelle. Aber dieses alles drang nicht in die Tiefe seiner Bildung, keine jener Strömungen wurde in den Lauf einer bedeutenden persönlichen Entwicklung aufgenommen. Tiecks Dichtungen zeigen allenthalben den Anempfinder im großen Stil. In den höchsten Flug seiner Imagination mischt sich eine unbezwingliche Neigung für das Alberne, das furchtbarste Schicksal erscheint bei ihm nicht tragisch; aus der feinsten, man möchte sagen schlauen Menschenbeobachtung erwächst ihm keine innere zu vollem Abschluß geführte Gestaltung eines bedeutenden Charakters, und aus unaufhörlichen Formstudien nicht jene wahre innere Form, welche eben nur der Ausdruck eines positiven dichterischen Gehaltes ist.

Er begann mit naturalistischen Dichtungen. Das erste, was von ihm gedruckt erschien, war der Schluß zur Geschichte vom berühmten Räuber Matthias Klostermeier; in ihr hatte Rambach einen Menschen dargestellt, den nur die mangelhafte Einrichtung der Welt hinderte, ein Alexander oder Cäsar zu werden. Dann trat er noch einmal in derselben Weise für den Lehrer und Freund ein, als diesem die Erfindungskraft versagte, und stattete „die eiserne Maske" mit einem Schluß aus, der mit ganz neuen Folterqualen des Gewissens und Schrecknissen des Untergangs Rambachs Leistung überbot. Solche Dinge erfüllten seinen Kopf, als er den Abdallah dichtete, 1793, als er den Plan des Lovell entwarf, 1792. Das Schema beider Dichtungen ist im Geisterseher: eine feurige, edle, von Leidenschaften beherrschte, von der Phantasie geleitete Natur fällt einem Verführer zum Opfer, der ein Netz ausgesuchter Künste über sie ausbreitet. Eine wilde pantheistische Philosophie durchdringt alles, wie sie seit Werther in den jungen Köpfen spukte. „Die Welt ist ein Gesang, wo ein Ton den andern verschlingt und vom nächsten verschlungen wird." Die Gestalten und Stimmungen des William Lovell lasteten vier Jahre lang auf seiner Seele, und seine eigenen Schilderungen von den beinahe sein Leben bedrohenden körperlich-seelischen Zuständen dieser Zeit werden jetzt durch Wackenroders Briefe bestätigt. „Wann wirst Du von dieser unseligen Krankheit genesen? Unaufhörlich stürmst Du auf die Gesundheit Deines Körpers und Deiner Seele los: wie kannst Du etwas andres als Unbehagen empfinden?" In einer Nacht, nach zehnstündiger Vorlesung des Genius von Große, einer eben erschienenen Gespenstergeschichte, sprang er vom Bett auf, seine Gefährten zu wecken, mit dem Ruf „ich werde rasend" und verfiel in Phantasien. In solcher Überreizung entsprang das furchtbare Gefühl von der völligen Fremdartigkeit der ganzen Welt, dem er später, besonders in den Märchen, einen so wunderbaren Ausdruck gab.

Allmählich drang dann auf den jungen Dichter jene ganze Reihenfolge literarischer Eindrücke ein, welche auch der Jugend der beiden Schlegel die

Richtung gegeben hatte. Auch er studierte in Göttingen Literatur, ward von der Beschäftigung mit Shakespeare und seinen Zeitgenossen, welche durch die englischen Kritiker damals Mode geworden war, ergriffen und in die spanische Literatur eingeführt. Daran knüpfte sich eine andere den Schlegel damals noch fremde Richtung des Arbeitens. Sein Jugendfreund Wackenroder war durch E. J. Koch in die gelehrte Beschäftigung mit unserer alten deutschen Literatur eingeführt worden; auch hier ward ein bis dahin in gelehrter Stille, Genauigkeit und Trockenheit gepflegtes Studium durch die dichterische Empfänglichkeit der jungen Generation zu einem freien Wiederverständnis erhoben; auf den Bibliotheken von Göttingen, Kassel und Wolfenbüttel, vor den Häusern von Albrecht Dürer und Hans Sachs stieg vor dem geistigen Auge des edlen Wackenroder und seines allmählich von ihm für diese Zeiten gewonnenen Freundes die versunkene Welt jener Tage wieder empor, und ihre Phantasie bevölkerte unwillkürlich mit ihren Gestalten die altertümlich anmutenden Straßen von Nürnberg. Und nun trat zu dem allen der für Tiecks Kunst entscheidende Eindruck in Wilhelm Meister; diese Heiterkeit der Betrachtung, diese Kunst der Darstellung unterwarf sich von da ab alle Stoffe und Stimmungen in seinen bleibenden Werken.

So bildete sich, indem diese Eindrücke auf seine schon fertige dichterische Individualität einwirkten, die ihm eigene dramatische und erzählende Kunstart. Was er von Shakespeares dramatischer Form in sich aufzunehmen vermochte, zeigt die Abhandlung über den Sturm. Hier findet er, daß Shakespeare vielleicht an den Traumbildern das Verfahren der Phantasie beobachtet habe; er hebt die Vermischung von Lachen und Weinen hervor, die Einfügung von Liedern und Musik in den Gang der Handlung. Viel inniger indes verschmolz sich die von Goethe geschaffene Prosa mit dieser dichterischen Individualität.

Den ersten Stoff für diese Formen in Schauspiel und Erzählung führte ihm abermals eine Art von literarischer Taglöhnerarbeit zu, und nichts ist bezeichnender für sein ungemeines Talent und seinen unbestimmten Charakter. Er hatte für Nicolai die Fortsetzung einer Sammlung von Erzählungen übernommen, welche von Musäus, dem Verfasser der Volksmärchen, begonnen war. Ganze Waschkörbe französischer Geschichten hatte ihm der Verleger als Stoff in seine Wohnung gesandt. So waren psychologische Erzählungen aus der Gesellschaft, Vorläufer der späteren Novellen, und Märchen entstanden; aber sie dienen zunächst nur dem gewöhnlichen Bedürfnis und verdienen nicht, heute von irgend jemandem wiedergelesen zu werden. Man glaubt nicht selten in der Gesellschaft Kotzebuescher Gestalten zu sein; freilich eines unterscheidet Tieck auch hier: diese haltlosen Naturen nehmen ihre Entschlüsse nicht wie selbstverständlich hin, sondern sie unterliegen einem unnennbaren Grauen über ihre innere Unfreiheit. Tiecks Bedeutung begann erst, als er die Märchenstoffe mit seinem dämonischen Stimmungsleben erfüllte und über diese Welt den

ruhigen Glanz der schönsten Prosa Goethes ausbreitete, oder auch sie in die phantastischen Formen seines Lustspiels kleidete.

Die ganze dichterische Generation Tiecks hat nichts Vollendeteres hervorgebracht als die erzählenden Märchen, welche so entstanden und seit 1796 hervortraten, wie Ekbert, die Elfen, der Runenberg. Denn allen größeren Entwürfen fehlt die innere oder äußere Vollendung. Naturpoesie, der tiefste Zug dieser Epoche, die Stimmungen eines träumenden Pantheismus finden hier die Form, welche sie ganz zu erfüllen vermögen. Wie die aufgeregte Einbildungskraft eines einsamen Wanderers im nächtigen Walde aus den Schatten, die über seinen Weg fallen, gespenstige Bilder zu formen geschäftig ist, so erheben sich in diesen Märchen aus den Tiefen der Natur die Gestalten, die, während sie sich verwandeln vor unseren Blicken, mit denselben geheimnisvollen Augen immerfort uns anschauen, den Augen des alle Schrecken und alle Lust der Welt in sich tragenden Pan. Die Natur, wie sie Tieck erschien, ist eine dämonische Phantasie. Unter ihrem Stern sind seine Menschen geboren, ihre Seele ist ein Spiel elementarer Stimmungen, Andacht und Grauen, Wanderlust und Heimatlosigkeit, eine grenzenlose, gegenstandlose Wehmut: solche dunkle Gewalten bilden ihren inneren Kern. Fernab stehen die sittlichen, die geschichtlichen Mächte, Wille und Weltverstand. Diese Menschen wollen nicht, die Natur in ihnen bewegt sich. —

c) Friedrich von Hardenberg-Novalis.

Sehr anders der zweite Dichter der Romantik, Friedrich von Hardenberg. Er war mit Friedrich Schlegel in einem Jahr geboren, aber in ganz anderen Lebensverhältnissen. Diese sind, seiner Dichtung gleich, ein Nachklang der Goetheschen in einer einfacheren, stilleren Sphäre. In Weißenfels, wo sein Vater im Oberbergkollegium saß, und auf den Gütern der Eltern und des Oheims wuchs er auf. Bilder eines festen, glücklichen, bedeutenden Daseins umgaben ihn überall, und die Bahn seines Lebens war vorgezeichnet. Es erschien nach den patriarchalischen Gewohnheiten dieser in Thüringen sitzenden Beamtenaristokratie selbstverständlich, daß er sich irgendeinem Fach der Verwaltung widmete, mit aller Muße für seine persönliche Ausbildung, mit der ruhigen Aussicht auf eine seinen Talenten und seinen Familienverbindungen entsprechende Stellung. Nach innen schien seine Existenz durch die schlichte herrnhutische Frömmigkeit der Familie bestimmt. So kam er, achtzehn Jahre alt, in die philosophisch dichterische Gärung von Jena; nur kurze Zeit faßte ihn der Wirbelwind, der dort so viele Jünglinge in eine literarische Bahn hineinriß; er sammelte sich bald wieder in dem Entschluß, durch juristische, mathematische, chemische Studien sich für seine künftige Stellung in der Verwaltung vorzubereiten, ohne dabei den philosophischen und dichterischen Aufgaben zu entsagen.

Im Jahre 1792 traf er in Leipzig mit Friedrich Schlegel zusammen,

der einiges von ihm früher schon im Druck gelesen hatte, anderes jetzt im persönlichen Verkehr mitgeteilt erhielt und damals schon ihm eine bedeutende, vielleicht große dichterische Zukunft voraussagte. „Rasch bis zur Wildheit, immer voll tätiger unruhiger Freude — launenhaft, heftig, treu", nennt er den neuen Genossen, der ihm in seinen Irrungen in der Tat ein treulicher Berater war. Aus ihrem Zusammenleben erwuchs in manchem Streit eine vertraute Jugendfreundschaft.

Er war noch nicht lange in die kursächsische Verwaltung in Tennstädt eingetreten, als er 1795 auf dem benachbarten Gute Grüningen Sophie von Kühn sah. Sie zählte erst dreizehn Jahre, aber der Eindruck ihres Wesens riß alle hin, die sie sahen. Sie willigte ein, ihm anzugehören, ein friedliches Glück schien sich vor ihm auszubreiten. Da trat im Sommer 1796 ihr furchtbares Leiden hervor, und als sie im März 1797 erlag, war das Schicksal seines Lebens entschieden. „Wenn ich bisher in der Gegenwart und in der Hoffnung irdischen Glückes gelebt habe, so muß ich nunmehr ganz in der echten Zukunft und im Glauben an Gott und Unsterblichkeit leben."

Als eben die ersten Spuren von Sophiens Leiden sich zeigten, Ende Juli 1796, besuchte Friedrich Schlegel den Freund von Reichhardts Sommersitz in Giebichenstein aus. Schon damals fand er ihn völlig verändert, ganz in „Herrnhuterei", in „absoluter Schwärmerei". „Gleich nach dem ersten Tage hat mich Hardenberg mit der Herrnhuterei so weit gebracht, daß ich nur auf der Stelle hätte fortreisen mögen"; aber er muß ihn dann wieder „trotz aller Verkehrtheit, in die er nun rettungslos versunken" lieb haben. So hatten, ehe noch das Unglück seines Lebens über ihn hereinbrach, die religiösen Überzeugungen seiner Familie die Herrschaft wieder über ihn erlangt. Frommer Glaube hatte seine Blicke in die Ewigkeit gerichtet, bevor der Tod der Geliebten ihn der Erde entfremdete. Ein sonderbarer Entschluß, dem Ottiliens in den Wahlverwandtschaften ähnlich, erhob sich in seiner Seele: er wollte sterben, durch keine andere Gewalt als die seiner Sehnsucht, vermöge der Macht seines Willens, der den Tod begehrte. Der idyllische Reiz der Welt, in welcher er lebte, lenkte diesen Willen seiner beweglichen Seele tausendfach ab, aber aus der Stimmung, welche demselben zu Grunde lag, entwickelte sich ein Phantasieleben in der jenseitigen Welt. Mit Absicht, mit täglich sich wiederholender Anstrengung nährte er in sich, wie einst die Heiligen taten, diese Bilder. Die Verkettung all seiner Empfindungen mit der jenseitigen Welt, mit der abgeschiedenen Geliebten zehrte an seinem Leben.

Ich glaube, daß aus der Vertiefung in die Schmerzen dieser ersten Zeit der Entwurf der Hymnen an die Nacht entstand. In jedem Fall sind sie die Frucht und das wahrhafte Abbild dieser Leiden. Sie haben etwas, das mehr Grauen erwecken könnte als die schrecklichste Geschichte. Wie ein lang hingezogener, rätselhafter Klageton, der mitten in der Nacht vernommen wird, scheint dieser Ausdruck der Todessehnsucht aus dem gepreßten Herzen des Einsamen hervorzubrechen.

Sie führen in die Dichtung der jungen Generation ein neues Element ein. Von der Nichtigkeit und dem Leiden des Daseins reden Schriften aller Zeitalter. Die Schmerzen, welche auf allem Lebendigen lasten, prägen dem Antlitz der Welt einen Zug auf, der es uns gänzlich rätselhaft erscheinen läßt. Daher ist die menschliche Phantasie unermüdlich, eine andere künftige Gestalt unseres Daseins zu entwerfen. Die Ewigkeit, in welche die Hymnen hinausschauen, ist eine Schöpfung jener pantheistischen Hingabe an die Natur, in welche Todessehnsucht und der christliche Gedanke der Wiedervereinigung sich wundersam mischen. Jenseits des Landes, wo das Licht in ewiger Unruhe hauset, dehnt sich zeitlos, raumlos das Reich jener Nacht aus, deren dämmernde Schatten in Dunkel und Schlaf sich über die Menschen ausbreiten. Ihre kristallene Woge quillt tief unter dem menschlichen Treiben, gemeinen Sinnen unvernehmlich. Wer von ihr trank, ist der Nacht ewig eigen: ihm wird Vergessenheit aller Schmerzen, Einigung mit den Geliebten, unaussprechliche Begeisterung. So kam einst über den Dichter in der Zeit seiner unsäglichen Schmerzen aus blauer Ferne, von den Höhen seiner alten Seligkeit, Schlummer des Himmels, Nachtbegeisterung; er stand am Hügel der Geliebten, der Hügel ward zur Staubwolke und durch die Wolke sah er ihre verklärten Züge. „In ihren Augen ruhte die Seligkeit; ich faßte ihre Hände."

Mannigfache heilsame Einwirkungen knüpften ihn wieder mit festeren Banden an das Leben. Im Sommer 1797 war Friedrich Schlegel bei seinem Bruder in Jena und so fand, es scheint dicht vor Friedrichs Abreise, zwischen Wilhelm Schlegel und Hardenberg hier die erste Begegnung statt; dieser fühlte sich wohl in Wilhelm Schlegels Hause: „Das Liebste", schreibt Friedrich im Anfang August, „in allen Euren Briefen war mir beinahe, daß Ihr Hardenberg so lieb gewonnen habt. Vielleicht schicke ich Euch das nächste Mal seinen Brief über Euch." Dann regten ihn Ritters bedeutende Arbeiten über Galvanismus, die er nun in Jena auch kennen lernte, außerordentlich an. Und als er gegen das Ende des Jahres nach Freiberg ging, unter Werners Anleitung sich weiter zu bilden, begann ihm ein ganz neues Leben in mineralogischen und geologischen Studien und den naturphilosophischen Spekulationen, die sich an sie schlossen. So entstand der Entwurf der Lehrlinge von Sais.

Abermals schlug hier Hardenberg einen neuen Ton an, der in der Dichtung der jungen Generation vielfach weiterklingen sollte. Er unternahm die Ideen seiner Epoche über das Naturganze dichterisch auszusprechen. In diesem Versuch traf er mit Schelling zusammen. Daß der eine wie der andere von demselben abstanden, lag schon in dem Unvermögen der Dichtung, solche Aufgabe zu lösen. Das Fragment Hardenbergs, wie es vorliegt, gestattet, den Grundgedanken zu entdecken; er liegt in einer tiefsinnigen Zusammenfassung der Naturansicht Fichtes, an den Hardenberg, seit er in Jena ihn gehört, sein Denken anschloß. Wie im Ofterdingen ist die Idee auch hier in einem eingeflochtenen Märchen vorgebildet. Man kann nichts Anmutigeres lesen, als das Märchen von Rosenblütchen und Hyazinth, wie sie sich liebten, ohne es

selber recht zu wissen, wie Veilchen und Erdbeere und die Tierchen des Gartens ihr Glück sahen und ausplauderten; aber der wunderliche Hyazinth hing seltsamen Dingen nach, und als einst aus fremden Landen ein Mann kam, seinen langen weißen Bart auseinandertat und bis tief in die Nacht erzählte, da war alle Ruhe vorbei und Hyazinth machte sich auf, im Tempel der Isis das Antlitz der Natur selber zu schauen. Nach langen Wanderungen kam er an; er stand vor der himmlischen Jungfrau; da hob er den Schleier — und Rosenblütchen sank in seine Arme. Im lieblichsten parodischen Scherz ist hier der Gehalt der Dichtung ausgesprochen. Ihr Hintergrund ist der Tempel von Sais und das verschleierte Bild, ihre Helden die Lehrlinge der Tempelschule. In dem Lehrer ist Werner gefeiert, die anschauende Kraft in ihm, die Schärfe und Übung seiner Sinne, die Rastlosigkeit seiner Empirie, sein umfassender klassifikatorischer Geist. Unter den Schülern erhebt sich nun der Kampf der Naturansichten. Was ist die Natur? Mannigfache Antworten kreuzen sich: ein wundersames Gemüt, das sich nur dem Dichter aufschließt — ein der Ordnung entgegenschreitendes Ganze — eine furchtbare verschlingende Macht, gewissermaßen ein entsetzliches Tier — aufblühende Vernunft. Und unter den Streitenden steht in sich gekehrt der Held des Romans, der Lehrling, welcher bestimmt ist, nach dem Tode des Lehrers das große Wunder zu entschleiern. Es ist Novalis selber. „So wie dem Lehrer ist mir nie gewesen. Mich führt alles auf mich selbst zurück. Mich freuen die wunderlichen Haufen und Figuren in den Sälen, allein mir ist, als wären sie nur Bilder, Hüllen, Zierden, versammelt um ein göttlich Wunderbild und dieses liegt mir immer in Gedanken. Sie such ich nicht, in ihnen such ich oft. Es ist als sollten sie den Weg mir zeigen, wo in tiefem Schlaf die Jungfrau steht, nach der mein Geist sich sehnt. Und wenn kein Sterblicher nach jener Inschrift dort den Schleier hebt, so müssen wir Unsterbliche zu werden suchen; wer ihn nicht heben will, ist kein echter Lehrling zu Sais." Hier bietet sich die Lösung dar. Dem Schüler Fichtes erscheint das Ich als die entschleierte Natur, das Ich in seinem unsterblichen Charakter, das heißt als vernünftiger Wille. Ein Distichon Hardenbergs spricht deutlich: „Einem gelang es, er hob den Schleier der Göttin von Sais. Aber was sah er? Er sah, Wunder des Wunders, sich selbst." —

In der Mitte des März 1801 ward Friedrich Schlegel nach Weißenfels zu Hardenberg gerufen, welchen auf der Schwelle des Glücks der Tod überfiel. „Gestern", berichtet Friedrich an seinen Bruder den 27. März 1801, „kam ich von Weißenfels zurück, wo ich vorgestern mittag, den 25., Hardenberg sterben sah. Es ist gewiß, daß er keine Ahnung von seinem Tode hatte und überhaupt sollte man kaum möglich glauben, so sanft und schön zu sterben. Er war, so lange ich ihn sah, von einer unbeschreiblichen Heiterkeit." So ging er hinweg in der Götterdämmerung der Jugend, die Seele erfüllt von Plänen des Glücks und der Poesie, als ob er, gleich seinem Helden, nur einen größeren Schauplatz betrete. Wer kann sagen, was ihm noch geglückt wäre?

32. Die Szene der Todesfurcht in Kleists Prinzen von Homburg.

Von Rudolf Lehmann.

Das Verständnis für Heinrich von Kleist ist seit einem Menschenalter erheblich gewachsen. Bei seinen Lebzeiten litt der unglückliche Dichter tief darunter, daß er weder Verständnis noch Teilnahme für sein Wesen und Wollen fand, und noch lange Jahrzehnte nach seinem Tode standen Publikum und Kritik, wiewohl man sich der Kraft und Schönheit vieler Stellen seiner Dichtungen nicht mehr verschloß, seiner Eigenart im ganzen verständnislos gegenüber. Erst das wachsende psychologische Interesse der neueren Zeit hat es vermocht, da wo man früher grillenhafte Willkür oder krankhafte Absonderlichkeiten zu finden wähnte, dichterische Absicht und tieferen Zusammenhang zu entdecken und in der herben Strenge seiner Charakterzeichnung die künstlerische Notwendigkeit zu sehen.

Gilt das Gesagte von Kleists Dichtungen im allgemeinen, so findet es nun besondere Anwendung auf die vielberufene Szene der Todesfurcht im Prinzen von Homburg, oder wie der Literarhistoriker Julian Schmidt sie einst nannte, „jene greuliche Szene der Todesfurcht, in der sich der Prinz zu den Füßen seiner Geliebten windet“. Auch jetzt freilich noch wirkt die Szene in ihrer unerbittlichen Schroffheit auf viele, zumal jugendliche Leser zunächst befremdend, und gar leicht wird sich in die Erschütterung, die sie zurückläßt, ein peinliches Gefühl mischen. Daher hört man auch jetzt noch nicht selten die Meinung äußern, daß die ganze Szene zum mindesten auf Übertreibung beruhe, daß sie an das Häßliche streife und in der Entwicklung des Stücks, wie es Heinrich von Treitschke ausdrückt, „ein Mißklang sei, der das herrliche Gedicht störe.“

Wer freilich die Rolle des Prinzen von einem großen Schauspieler, etwa von Josef Kainz, hat spielen sehen, wer es gesehen hat, wie da das blühende Leben zuckend sich vor dem Sterben windet, wie Todesschauer seinen Leib durchbeben, wie er das Haupt im Schoße der mütterlichen Freundin verbirgt und wie die Finger zitternd einen Halt suchen, sich in ihrem Gewande festkrampfen, der wird unter dem Zauber der Darstellung sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß diese Situation, diese Empfindungen wahr gedacht sein müssen, um so wahr gespielt werden zu können. Daher lohnt es sich wohl der Mühe zu untersuchen, ob nicht auch hier aus dem tieferen Verständnis des Dichters sich die Rechtfertigung seiner künstlerischen Absicht ergibt, und vielleicht wird eine nähere Betrachtung zeigen, daß dieselbe ebenso innerlich wahr, wie für die Grundgedanken und die Entwicklung des Dramas notwendig ist.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die Situation, um die es sich handelt. Der Prinz von Homburg hat dem Schlachtplane des großen Kurfürsten und dem ihm erteilten Befehl zuwider zu früh in den Gang der Schlacht bei Fehrbellin eingegriffen, aber gerade durch diesen pflichtwidrigen Eingriff das Schicksal des Tages entschieden und die Schlacht gewonnen. Er kehrt als Sieger

heim, voll froher Hoffnung auf Feldherrnehren und auf das höchste Lebensglück, das ihm die Liebe der Prinzessin Natalie, der Nichte des Kurfürsten, zu verheißen scheint. Allein er sieht sich bitter enttäuscht: der Kurfürst, entrüstet über sein eigenmächtiges Vorgehen, läßt ihn verhaften und vor ein Kriegsgericht stellen. Der Prinz ist befremdet und erstaunt, aber nicht erschreckt. Er ist überzeugt, daß das ganze Verfahren nur ein Schein sei. Ja selbst das Todesurteil, welches der Gerichtshof fällt, erschüttert ihn nicht, er ist sicher, daß der Kurfürst ihn begnadigen wird. Erst durch die dringende Warnung seines besten Freundes in Unruhe versetzt, verläßt er das Gefängnis, um sich von seiner Tante, der Kurfürstin, Gewißheit über sein Schicksal zu verschaffen, das er kaum fürchtet. — Da, so erzählt er der mütterlichen Freundin,

„Auf dem Wege, der mich zu Dir führte,
Sah ich das Grab beim Schein der Fackeln öffnen,
Das morgen mein Gebein empfangen soll!“

Und nun, da ihm auf so schreckenvolle Weise das Bild des gewissen, unmittelbar bevorstehenden Todes vor die Augen geführt ist, verläßt ihn alle Fassung:

„O meine Mutter, also sprächst du nicht
Wenn dich der Tod umschauerte wie mich!
Du scheinst mit Himmelskräften, rettenden,
Du mir, das Fräulein, deine Frau'n, begabt,
Mir alles ringsumher; dem Troßknecht könnt' ich,
Dem schlechtesten, der deiner Pferde pflegt,
Gehängt am Halse flehen: Rette mich!
Nur ich allein auf Gottes weiter Erde
Bin hilflos, ein Verlaßner, und kann nichts!“

Und er versteigt sich zu den berüchtigten Worten:

„Mag er mich meiner Ämter doch entsetzen,
Mit Kassation, wenn's das Gesetz so will,
Mich aus dem Heer entfernen: Gott des Himmels!
Seit ich mein Grab sah, will ich nichts als leben,
Und frage nichts mehr, ob es rühmlich sei!“ — —

Das Unvermittelte, Unerwartete, das die Kritiker an dieser Szene rügen, worin besteht es?

Zunächst darin, daß sie im schroffsten Widerspruch zu unserer ganzen Tragödienkonvention steht. Denn eine solche Konvention ist vorhanden: sie beherrscht nicht nur die Form, sondern auch den Inhalt unseres modernen Trauerspiels. Sie ist nicht so eng, nicht so kleinlich und darum nicht so innerlich unwahr, wie diejenige, welche einst die Entwicklung der französischen Tragödie einengte, aber sie besteht darum nicht minder. Auch wäre es gewagt, ihr jede Existenz-

berechtigung absprechen zu wollen. Aber die Schranken, welche die literarische Überlieferung zieht, stehen niemals unverrückt fest; ihre Tragweite hängt immer zum großen Teil von dem Maße der schöpferischen Kraft des einzelnen Dichters ab: was bei einem mittelmäßigen, wenn auch noch so geschickten Bühnenschriftsteller unleidlich ist, macht ein Shakespeare erträglich: denn er zwingt uns durch die unmittelbare Wirkung, uns auch widerwillig der Gewalt der Naturwahrheit zu beugen.

Konventionell ist z. B. in unseren Dramen die Behandlung der Liebe; konventionell auch die Art wie ein Held, zumal ein kriegerischer, auf der Bühne sich darzustellen hat, und zu dieser Konvention des Bühnenheldentums gehört es, daß der Held jederzeit eine vollkommene Todesverachtung zu zeigen hat. „Sterben ist nichts!" Dies Wort des Schillerschen Dramas könnte dem Herkommen nach als Devise unserer sämtlichen Trauerspielhelden dienen. Nun liegt es im Wesen der Tragödie begründet, ja die Tragödie ist nur aus der Anschauung heraus verständlich, daß das „Leben nicht der Güter höchstes", und „ein freier mut'ger Tod" unter Umständen dem Leben vorzuziehen sei. Allein etwas anderes ist es für einen Dichter, diese Anschauung im Zuschauer zu erwecken, etwas anderes sie durch einen Helden jederzeit vertreten zu lassen. Die Alten, deren Tragödie der Form nach viel strenger durch die Überlieferung beherrscht wurde als die unsrige, waren hinsichtlich des Inhalts viel liberaler und jederzeit bereit der Wahrheit des realen Lebens das Wort zu führen. Uns freilich befremdet eine Empfindung, wie die Klage Antigones, daß sie den Todesweg wandeln müsse, noch jung, „unvermählt, ungeleitet, unbeweint" auch da, wo sie auf die Handlungsweise der Heldin keinen Einfluß ausübt, und doch, wer kann sich der innersten Wahrheit dieser ergreifenden Szene verschließen? Wir dagegen gestatten dem Helden höchstens einen flüchtigen Moment der Wehmut darüber, daß er von der „schönen freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens scheiden" muß, und selbst der unbefangenste aller modernen Dichter hält es am Schlusse seines Trauerspieles für geboten, diesen Ton in den der konventionellen Todesfreudigkeit umschlagen zu lassen.

Von jener elegischen Wehmut Antigones freilich unterscheidet sich der Todesschauer, dem der Prinz von Homburg so erschütternden Ausdruck verleiht, schneidend. Und es ist kein Wunder, daß der Ton der Szene, der so völlig mit allem Herkommen in Widerspruch steht, zunächst befremdet und aufschreckt. Allein ist die Szene wahr, ist sie innerlich notwendig, so werden wir uns willig dem Eindruck der Dichtung hingeben müssen: in solchem Falle behält der Dichter nachträglich immer recht. Diese Wahrheit und Notwendigkeit freilich ist es gerade, welche das herkömmliche Urteil in Frage stellt. Nicht eine künstlerisch gebotene Durchbrechung der Konvention zugunsten der Wahrheit, sondern eine willkürliche Überschreitung zugunsten einer bizarren Laune will die Kritik hier finden.

Wie steht es nun zunächst mit der künstlerischen Notwendigkeit der Szene? Diese Frage zu beantworten müssen wir einen Blick auf den Fortgang der

Handlung werfen, zu dem sie führt. Die Prinzessin Natalie, „dem Erwählten treu", wagt einen Fußfall vor ihrem Oheim, dem Kurfürsten. Sie erzählt ihm von dem Zustande, in dem sie den Prinzen gesprochen:

„In den Gemächern eben jetzt der Tante,
Wohin, im Mantel, schau, und Federhut
Er unterm Schutz der Dämmerung kam geschlichen;
Verstört und schüchtern, heimlich, ganz unwürdig,
Ein unerfreulich jammernswürd'ger Anblick."

Der Kurfürst ist durch die Schilderung erschüttert: er bietet dem Prinzen Begnadigung und Freiheit an, allein unter der Bedingung, daß er den Spruch des Kriegsgerichts für ungerecht erklären kann. Der Brief des Kurfürsten bringt den Jüngling zur Besinnung:

„Daß er mir unrecht tut, wie's mir bedingt wird,
Das kann ich ihm nicht schreiben. — —
Bei Gott! So setz' ich hin: Du tust mir recht!"

Aus dieser Einsicht in sein Unrecht geht dem Prinzen der Mut auf, sich „versöhnt und heiter" dem Rechtsspruche zu unterwerfen, den Tod, der ihm erkannt ist, heldenmütig zu erdulden. —

Dieser flüchtige Blick auf die Handlung lehrt, daß zur Motivierung des äußeren Verlaufs die Szene der Todesfurcht fast überflüssig erscheint und ohne die geringste Schwierigkeit durch eine andere weniger anstößige hätte ersetzt werden können. Der Prinz könnte empört über das Unrecht sein, das ihm widerfährt, ohne daß der Tod ihm im mindesten Schrecken einzuflößen brauchte, und der Kurfürst würde aus dieser Denkweise des Prinzen sicherlich zu demselben Schritte veranlaßt werden, der den Gang des Dramas in seiner jetzigen Gestalt entscheidet. Allein bei Kleist hat sich der Prinz die Frage nach Recht oder Unrecht gar nicht vorgelegt; der Brief des Kurfürsten bringt ihn überhaupt erst zur Überlegung der Rechtsfrage. Bis dahin beherrschten ihn ausschließlich Gefühle und Stimmungen, erst Lebensfreude und Hoffnung, dann Verzweiflung und Todesangst. Weshalb hat der Dichter diesen Weg gewählt, der für den ersten Blick die Einheit und Geschlossenheit des ganzen Dramas zu beeinträchtigen scheint? Man vergegenwärtige sich, um das zu erkennen, die Stimmung, welche im zweiten Akte des Dramas herrscht und auch den Helden beherrscht: es ist durchweg kampfesfreudiger Todesmut; das Leben wird eingesetzt um des Lebens willen, und für den Opfertod Frobens hat der Prinz nur die Worte:

„Er ist belohnt. Wenn ich zehn Leben hätte,
Könnt ich sie besser brauchen nicht als er!"

Wenn der Prinz in dieser Stimmung bliebe, was wäre ihm dann der Tod? Gegen das T o d e s u r t e i l freilich könnte er sich immer noch auflehnen,

solang er es für ungerecht hielte. Allein würde der Kampf, den ihm die Unterwerfung kostet, ihn selbst oder den Zuschauer so bis ins innerste Mark aufwühlen, wenn es sich nicht um einen höchsten Preis handelte, wenn wir das schwere Ringen nicht erlebten, durch welches er den endlichen Triumph erreicht? Nur dadurch, daß wir sehen, wie der Held das Leben liebt, gewinnen wir den Maßstab für die Größe seiner Handlungsweise, wenn er es dennoch wegwirft zugunsten eines großen Gedankens, einer erhabenen Pflicht. Denn das Gegengewicht dieses Gedankens bildet hier nicht, wie etwa bei Max Piccolomini, eine andere gleich hohe und gleich bindende Verpflichtung, noch auch wie in der Jungfrau von Orleans die mächtige Leidenschaft der Liebe. Dem strengen und großen Pflichtgefühl steht hier nur das Leben gegenüber, und wir müssen den ganzen Wert empfinden, den es für den Helden hat, wenn wir den Kampf begreifen und den Sieg würdigen sollen.

Allein mag die Szene für den Gesamtgang der Handlung noch so notwendig sein, wenn sie innerlich unwahr ist, so ist sie doch verwerflich und das Drama, das auf sie gebaut ist, nicht minder. Und gerade dieses behaupten die meisten Einwürfe, welche sich gegen den Dichter richten. Was Natalie einmal sagt: „Zu solchem Elend, glaubt' ich, sänke keiner, den die Geschicht' als ihren Helden preist" hat das allgemeine Urteil wiederholt. Tiefer blickende Beurteiler haben es zwar nicht in Abrede stellen wollen, daß auch ein Krieger, ein Offizier in einem unbewachten Augenblick Furcht vor dem Tode empfinden könne; allein sie haben diese Frage für unwesentlich erklärt: die Hauptsache sei, daß ein Held, ein märkischer Offizier, eine solche Furcht niemals in der Weise äußern werde, wie der Prinz es hier tut. Allein man wird nun doch gerade im Gegenteil behaupten müssen, daß hier alles darauf ankommt, „ob es überhaupt menschlich", ob es für einen Helden möglich ist, so wie der Prinz zu empfinden. Ist es das, so können wir immerhin zugeben, daß ein Offizier im wirklichen Leben schwerlich solchen Empfindungen so unumwunden Ausdruck geben wird, denn diese äußere Unwahrscheinlichkeit wäre nicht größer als die, welche jeder dramatische Monolog enthält. Auch sie beruhte darauf, daß ein an sich wahrer psychologischer Prozeß aus dem inneren Leben des Helden in das äußere verlegt ist, und wenn Kleist, der bekanntlich eine starke Abneigung gegen Monologe hat, dem Prinzen jenen Aufschrei der Todesfurcht nicht in Form eines Selbstgesprächs in den Mund legt, wenn er ihn Trost und Zuflucht an dem Herzen der befreundeten Frau suchen und finden läßt, so wird man das vielmehr als eine Milderung des Peinlichen empfinden. Das ist ja des wahren Dichters Werk, daß er dem Ausdruck verleihet, was sonst im stillen Innern der Menschenbrust vorgeht: freilich kann gerade das Tiefste, was er aus diesem Schacht zutage fördert, auf den ersten Anblick befremdlich erscheinen; eben weil wir nicht gewohnt sind, es am hellen Lichte des Tages zu sehen.

Wie steht es nun in dieser Hinsicht mit dem Kampfe zwischen menschlicher Schwäche und Heldenmut, aus dem der schließliche Sieg des Prinzen von Homburg hervorgeht? Alles Lebende empfindet Grauen vor der Vernichtung. Die

Vorstellung des Todes, der Verwesung, erweckt physischen Schauer, der um so lebhafter wird, je lebhafter sie vor die Phantasie tritt, je näher sie in die Gegenwart gerückt ist. Glaubt man im Ernst, daß der kriegerische Held von diesem Gesetze eine Ausnahme mache? Daß ihm der Gedanke der Vernichtung, wenn er ihm unmittelbar nahe tritt, keine Erregung abgewinne? Auf unsere Soldaten, die im 70er Kriege doch wahrlich Heldentaten genug vollbracht haben, würde das Wort Mut nicht anwendbar sein, denn wer irgend jenen Kampf mit durchgefochten hat, berichtet, daß auch dem Tapfersten das Herz schlägt, wenn das Bataillon zuerst in den Bereich der feindlichen Kugeln kommt und der nächste Moment den Tod bringen kann. Die Gewohnheit freilich kann gegen dieses Gefühl abstumpfen; sie kann dem Tode gegenüber unempfindlich machen, allein eine solche Stumpfheit ist noch kein Heldenmut.

Was aber ist es denn, was den Helden macht, wenn es nicht eine angeborene Gleichgültigkeit gegen den Tod ist? Offenbar dies, daß jenes natürliche Gefühl aufgehoben wird durch eine andere mächtigere Leidenschaft. Eine solche kann Haß und Zorn sein, vor allem aber Begeisterung für einen großen Gedanken, für das Vaterland, für die Ehre! Nur in diesem Falle sprechen wir von Heldentum, und nur darum erscheint uns ein wahrer Held als bewunderungswürdig, nicht weil durch eine Absonderlichkeit der Natur ihm eine Empfindung fehlt, welche uns andere Menschen hemmt und schwächt, sondern weil er sie überwunden hat durch eine erhabene Gesinnung, die ihn beherrscht. Alles Heldentum also geht aus einem inneren Kampfe hervor. Freilich ist der Widerstand der natürlichen Todesfurcht stärker oder schwächer, je nach dem Temperament des einzelnen, und eben dies gibt einen Maßstab für die Größe des Gedankens, den er ankämpft und für die Kraft der Begeisterung, die ihn erfüllt.

Was also hat der Dichter des Prinzen von Homburg gewollt? Er hat jenen Kampf zwischen menschlicher Schwäche und Heldentum aus dem inneren Leben des Helden in das äußere verlegt und führt ihn nun in seinen einzelnen Phasen bis zum schließlichen glorreichen Siege vor. Ein junger Offizier, voller Ehrgeiz und Feuer, so sehen wir den Prinzen in der Schlacht das kühnste wagen: „Du hast mir, Glück, die Locke schon gestreift. Ich hasche dich im Feld der Schlacht!“ Liebesglück und Kriegerehre sind es, die ihn begeistern, nicht Patriotismus und Pflichtgefühl, nicht die Sache, der er dient; selbst seine Liebe zum Kurfürsten, seinem „Vetter Friedrich“, trägt den Charakter rein persönlicher Zuneigung. Zuerst ist es die falsche Nachricht von dem Tode des Fürsten, die ihm über seine persönlichen Gefühle hinaus wenigstens vorübergehend den Gedanken an das Vaterland erweckt. „Ein Engel will ich mit dem Flammenschwert an Eures Throns verwaisten Stufen stehen!“ ruft er den weinenden Frauen zu. Aber er handelt überall rein impulsiv, ohne Überlegung, ohne innere Zucht. Da ist es kein bloßer Zufall, daß er die Schlachtordnung des Kurfürsten überhört und daß er sie nicht beachtet, als sie ihm im entscheidenden Moment von den Freunden vorgehalten wird. Die Befürchtung, daß er zu spät kommen

könnte, um selbst noch Lorbeeren zu ernten, ist mächtiger in ihm als das Pflichtgefühl des Offiziers; sie spricht vernehmlicher als das Verständnis für die Feldherrnpläne des Kurfürsten. Auch als ihm statt des gehofften Lohnes strenge, aber gerechte Strafe zuteil wird, vermag ihm das nicht die Augen zu öffnen; er versteht die Handlungsweise des Kurfürsten jetzt so wenig wie vorher seine taktischen Pläne. Nun sieht er sich unerwartet am Rande des gähnenden Grabes; ein ruhmloser, häßlicher Tod steht ihm vor Augen. Diesem Schreckbilde steht nichts gegenüber, was ihn entschädigen, was ihn über den Tod erheben könnte. Es fehlt jenes Gegengewicht gegen das natürliche Todesgrauen, das den Helden macht; weiß er doch nicht, warum er sterben soll! Sieht er doch in dem, was ihn bedroht, nichts als eine „öde" Gewalttat unter der äußeren Form eines rechtlichen Verfahrens: woher sollte er Heldenmut zum Sterben schöpfen? Allein der Kurfürst weiß ihn zu heilen. Indem er den Jüngling selbst zum Richter seiner Tat aufruft, wird ihm erst klar, was er gesollt, was er getan hat: vor seinem inneren Auge erhebt sich ein neues Bild, ein Ideal selbstloser Pflichterfüllung und Vaterlandsliebe. Nun weiß er, daß er nicht umsonst stirbt, daß auch der ruhmlose Tod, der ihm bevorsteht, ein Tod für das Vaterland ist und einen „glorreichen Sieg über den verderblichsten der Feind' in uns, den Trotz, den Übermut" bedeutet. Und hieraus wächst ihm wahre Heldenkraft. Es ist keine stumpfe Gleichgültigkeit, auch nicht mehr jugendlich blindes Ungestüm, der die Gefahr verachtet, es ist männlicher Ernst und Heldenmut, mit dem er den Entschluß verkündigt:

„Ich will das heilige Gesetz des Kriegs,
Das ich verletzt im Angesicht des Heers
Durch einen freien Tod verherrlichen!"

Nun kann der Kurfürst ihm verzeihen, und selbst der Siegespreis, der ihm auf dem Schlachtfelde versagt geblieben ist, wird ihm zuteil; wie in Schillers Ballade „als Lohn der Demut, die sich selbst bezwungen". Es ist ein typisches Bild vom Werden des Helden, das Kleist in diesem herrlichen Drama entrollt; und die Szene der Todesfurcht ist es, die uns den Schlüssel zu dem tiefsten Wesen dieses Vorganges gibt.

33. Die Kunst der dramatischen Charakteristik.

Von Gustav Freytag. Die Technik des Dramas. 10. Aufl. Leipzig, 1905.

Die Bildung der dramatischen Charaktere bei den Germanen zeigt deutlicher, als der Bau ihrer Handlung, den großen Fortschritt, welchen das Menschengeschlecht seit dem Erscheinen der dramatischen Kunst bei den Griechen gemacht hat. Sowohl die natürliche Anlage unseres Volkes als seine Stellung über den Jahrtausenden einer verschütteten Welt und die dadurch gebotene Ausbildung des geschichtlichen Sinnes erklären diese Verschiedenheit. Seit dem neueren Drama die Aufgabe wurde, durch Poesie und Schauspielkunst auf der

Bühne den Schein eines individuellen Lebens bis zur Täuschung genau darzustellen, hat die Schilderung der Charaktere eine Bedeutung für die Kunst gewonnen, welche sie in der alten Welt nicht hatte.

Die poetische Kraft des dramatischen Dichters erweist sich am unmittelbarsten in Erfindung der Charaktere. Beim Aufbau der Handlung, bei der Einrichtung für die Bühne helfen ihm andere Eigenschaften; eine sichere Bildung, ein männlicher Zug in dem eigenen Wesen, gute Schule und Erfahrung; wo aber die Fähigkeit zu scharfer Zeichnung der Charaktere gering ist, wird vielleicht ein bühnengerechtes, nie ein bedeutendes Werk geschaffen werden. Macht dagegen eigentümliche Erfindung die einzelnen Rollen anziehend, da darf man gute Hoffnung hegen, wenn auch das Zusammenwirken der Gestalten zum Gesamtbilde noch sehr mangelhaft ist. Deshalb ist gerade bei diesem Teil des künstlerischen Schaffens durch Lehre weniger zu helfen, als bei jedem andern. Die Poetik des griechischen Denkers, wie sie uns erhalten ist, enthält über die Charaktere nur wenige Zeilen. Auch in unserer Zeit vermag die Technik nichts als dürftige Vorschriften aufzustellen, die den Schaffenden nicht einmal wesentlich fördern. Was diese Regeln für die Arbeit geben können, trägt der Dichter im Ganzen sicher in sich, und was er nicht hat, vermögen sie nicht zu geben.

Das Charakterisieren des Dichters beruht auf der alten Eigenschaft des Menschen, jedes Lebendige als geschlossene Persönlichkeit zu empfinden, in welcher eine Seele, gleich der des Beobachters, als Bewegendes vorausgesetzt und darüber das Besondere, Eigenartige des fremden Daseins als reizvoll genossen wird. In diesem Drange bildet der Mensch, lange bevor ihm sein poetisches Schaffen zu einer gelehrten Kunst wird, alles, was ihn umgibt, in Persönlichkeiten um, denen er mit geschäftiger Einbildungskraft viel von dem eigenen menschlichen Wesen verleiht. Aus Donner und Blitz wird ihm eine Göttergestalt, welche auf dem Streitwagen über den hohlen Himmelsboden daherfährt, den feurigen Speer schleudernd; die Wolken wandeln sich in Himmelskühe und Schafe, aus welchen eine göttliche Gestalt die Himmelsmilch auf die Erde schüttet. Auch die Geschöpfe, welche neben dem Menschen die Erde bewohnen, empfindet er als menschenähnliche Persönlichkeiten, so den Bären, Wolf, Fuchs. Ebenso legt noch jeder von uns dem Hund, der Katze Vorstellungen und Empfindungen unter, welche uns geläufig sind, und nur weil uns solches Auffassen des Fremdartigen durchaus Bedürfnis und Vergnügen ist, werden uns die Tiere so heimisch. Unablässig äußert sich derselbe Personen bildende Trieb. Auch im Verkehr mit Menschen, alltäglich, bei jeder ersten Bekanntschaft eines Fremden, formen wir aus den wenigen Lebensäußerungen, die uns von ihm zugehen, aus einzelnen Worten, dem Ton seiner Stimme, dem Ausdruck seines Gesichtes das Bild einer geschlossenen Persönlichkeit, zunächst dadurch, daß wir die unvollständigen Eindrücke blitzschnell aus dem Vorrat der Phantasie, nach der Ähnlichkeit mit früher Beobachtetem ergänzen. Spätere Beobachtungen derselben Person mögen das Bild, welches uns in die Seele gefallen

ist, umformen, reicher und tiefer ausbilden; aber schon bei dem ersten Eindruck, wie gering die Zahl der eigenartigen Züge sei, empfinden wir diese als ein folgerichtiges, streng geschlossenes Ganze, in welchem wir das Eigentümliche auf der Grundlage des gemeinsamen Menschlichen erkennen. Dieses Gestalten ist allen Menschen, allen Zeiten gemein, es wirkt in jedem von uns mit der Notwendigkeit und Schnelle einer ureigenen Kraft, es ist jedem eine stärkere oder schwächere Fähigkeit, jedem ein reizvolles Bedürfnis.

Auf dieser Tatsache beruht die Wirkung des dramatischen Charakterisierens. Die erfindende Kraft des Dichters bringt den kunstvollen Schein eines reichen individuellen Lebens hervor, weil er einige — verhältnismäßig wenige — Lebensäußerungen einer Person so zusammenstellt, daß die von ihm als Einheit verstandene und empfundene Person auch dem Schauspieler und dem Zuhörer als ein eigenartiges Wesen verständlich wird. Selbst bei den Hauptheldén eines Dramas ist die Zahl ihrer Lebensäußerungen, welche der Dichter in der Beschränkung durch Zeit und Raum zu geben vermag, ist die Gesamtzahl der charakterisierenden Züge doch nur gering; vollends bei den Nebenfiguren müssen vielleicht zwei, drei Andeutungen, wenige Worte den Schein eines selbständigen höchst eigentümlichen Lebens hervorbringen. Wie ist das möglich? Deshalb, weil der Dichter das Geheimnis versteht, durch seine Arbeit den nachschaffenden Sinn der Hörer anzuregen. Denn auch das Verstehen und Genießen eines Charakters wird nur dadurch erreicht, daß die Selbsttätigkeit des empfangenden Zuschauers dem Schaffenden hilfreich und kräftig entgegenkommt. — Also, was Dichter und Schauspieler in der Tat geben, sind an sich einzelne Striche, aber durch sie vermag ein scheinbar reich ausgestattetes Bild, in welchem wir eine Fülle von eigentümlichem Leben ahnen und voraussetzen, hervorzuwachsen, weil Dichter und Schauspieler die erregte Einbildungskraft des Hörers zwingen, selbstschöpferisch mitzuarbeiten.

Die Art und Weise der dramatischen Charakterbildung durch die Dichter zeigt die größte Mannigfaltigkeit. Sie ist zunächst nach Zeiten und Völkern verschieden. Sehr verschieden bei Romanen und Germanen. Das Behagen an charakterisierenden Einzelheiten ist von je bei den Germanen größer gewesen, bei den Romanen größer die Freude an der zweckvollen Gebundenheit der dargestellten Menschen durch eine kunstvoll verschlungene Handlung. Tiefer faßt der Deutsche seine Kunstgebilde, ein reicheres inneres Leben sucht er an ihnen zur Darstellung zu bringen, das Eigentümliche, ja Absonderliche hat für ihn großen Reiz. Der Romane aber empfindet das Beschränkte des Einzelnen vorzugsweise vom Standpunkt der Konvenienz und Zweckmäßigkeit, er macht die Gesellschaft, nicht wie der Deutsche das innere Leben des Helden zum Mittelpunkt, ihn freut es, fertige Personen, oft nur mit flüchtigem Umriß der Charaktere, einander gegenüber zu stellen; ihre verschiedenen Tendenzen sind es, wodurch sie im Gegenspiel zueinander anziehend werden. Auch da, wo genaue Darstellung eines Charakters, wie bei Molière, die besondere Aufgabe ist, und wo die Einzelheiten der Charakteristik hohe Bewunderung abnötigen, sind diese

Charaktere, der Geizige, der Heuchler, meist innerlich fertig, sie stellen sich mit einer zuletzt ermüdenden Eintönigkeit in verschiedenen gesellschaftlichen Beziehungen vor, sie werden trotz der Vortrefflichkeit der Zeichnung unserer Bühne immer fremder werden, weil ihnen das höchste dramatische Leben fehlt, das Werden des Charakters. Wir wollen auf der Bühne lieber erkennen, wie einer geizig wird, als wie er es ist.

Was also dem Germanen die Seele füllt, einen Stoff wert macht und ihn zu schöpferischer Tätigkeit reizt, ist vorzugsweise die eigenartige Charakterbewegung der Hauptfiguren, ihm gehen in schaffender Seele leicht zuerst die Charaktere auf, zu diesen erfindet er die Handlung, aus ihnen strahlt Farbe, Licht und Wärme auf die Nebenfiguren; den Romanen lockt stärker die fesselnde Verbindung der Handlung, die Unterordnung des Einzelwesens unter den Zwang des Ganzen, die Spannung, die Intrigue. Dieser Gegensatz ist alt, er dauert noch in der Gegenwart. Dem Deutschen wird es schwerer, zu den tief empfundenen Charakteren die Handlung aufzubauen, dem Romanen verschlingen sich leicht und anmutig die Fäden derselben zu einem kunstvollen Gewebe. Diese Eigentümlichkeit bedingt auch einen Unterschied in der Fruchtbarkeit und in dem Wert der Dramen. Die Literatur der Romanen hat wenig, was sie den höchsten Leistungen des germanischen Geistes an die Seite setzen kann; aber den schwächeren Talenten unseres Volkes gedeiht bei ihrer Anlage häufig kein brauchbares Theaterstück. Einzelne Szenen, einzelne Personen erwärmen und fesseln, dem Ganzen fehlt die saubere, spannende Ausführung. Den Fremden gelingt das Mittelgut besser; auch da, wo weder die dichterische Idee noch die Charaktere Anspruch auf dichterischen Wert haben, unterhält noch die kluge Erfindung der Intrigue, die kunstvolle Verbindung der Personen zu bewegtem Leben. Während bei den Germanen jenes höchste Dramatische: das Durcharbeiten der Empfindung in der Seele bis zur Tat, seltener, aber dann wohl einmal mit unwiderstehlicher Kraft und Schönheit in der Kunst zutage kommt, findet sich bei den Romanen weit häufiger und fruchtbarer die zweite Eigenschaft des dramatischen Schaffens: die Erfindung des Gegenspiels, die wirkungsvolle Darstellung des Kampfes, welchen die Umgebung des Helden gegen die Beschränktheiten desselben führt.

Ferner aber ist bei jedem einzelnen Dichter die Art des Charakterisierens eine verschiedene, sehr verschieden der Reichtum an Gestalten, ebenso die Sorgfalt und Deutlichkeit, womit ihr Wesen dem Zuhörer dargelegt wird. Auch hier ist Shakespeare der reichste und tiefste der Schaffenden, nicht ohne eine Eigentümlichkeit, welche uns zuweilen in Verwunderung setzt. Wir sind geneigt anzunehmen und wissen aus vielen Nachrichten, daß sein Publikum nicht vorzugsweise aus den Scharfsinnigen und Gebildeten Altenglands bestand, wir sind also berechtigt vorauszusetzen, daß er seinen Charakteren ein einfaches Gewebe geben und ihre Stellung zu der Idee des Dramas nach allen Seiten hin genau darlegen werde. Das geschieht nicht immer. Zwar bleibt der Hörer bei den Haupthelden Shakespeares nie über wichtige Motive ihres Handelns

in Ungewißheit, ja die volle Kraft seiner Dichtergröße kommt gerade dadurch zur Erscheinung, daß er in den Hauptcharakteren die Vorgänge der Seele von der ersten aufsteigenden Empfindung bis zum Höhepunkte der Leidenschaft mit gewaltig packender Kraft und Wahrheit auszudrücken weiß, wie kein anderer. Auch die vorwärts treibenden Gegenspieler seiner Dramen, zum Beispiel Jago, Shylock, verfehlen nicht, den Zuschauer zum Vertrauten ihres Wollens zu machen. Und wohl darf man sagen, daß die Charaktere Shakespeares, deren Leidenschaft doch die höchsten Wellen schlägt, zugleich mehr als das Gebilde irgendeines Dichters gestatten, tief hinab in ihr Inneres zu blicken. Aber diese Tiefe ist für die Augen des darstellenden Künstlers wie für den Zuhörer zuweilen unergründlich, und seine Charaktere sind in ihrem letzten Grunde durchaus nicht immer so durchsichtig und einfach, wie sie flüchtigen Augen erscheinen, ja mehre von ihnen haben etwas besonders Rätselhaftes und schwer Verständliches, welches ewig zur Deutung lockt und doch niemals ganz erfaßt werden kann.

Nicht nur solche wie Hamlet, Richard III., Jago, in denen besonderer Tiefsinn oder ein nicht leicht verständlicher Grundzug des Wesens und einzelne wirkliche oder scheinbare Widersprüche auffallen, sondern auch solche Charaktere, welche bei oberflächlicher Betrachtung die geradlinige Straße bühnengemäß dahinschreiten.

Man prüfe die Urteile, welche in Deutschland seit hundert Jahren über die Charaktere im Julius Cäsar abgegeben worden sind, und die freudige Beistimmung, mit welcher unsere Zeitgenossen die edlen Wirkungen dieses Stückes aufnehmen. Der warmherzigen Jugend ist Brutus der edle, das Vaterland liebende Held; ein ehrlicher Erklärer aus dem Gelehrtenzimmer sieht in Cäsar den großen, festen, allen überlegenen Charakter; ein Politiker von Fach freut sich der ironischen rücksichtslosen Strenge, womit der Dichter von der Einleitung an seinen Brutus und Cassius als unpraktische Toren, ihre Verschwörung als ein kopfloses Wagnis unfähiger Aristokraten behandelt hat. Der Schauspieler von Urteil endlich findet in demselben Cäsar, den ihm sein Erklärer beredt als Musterbild eines Machthabers geschildert hat, einen innerlich bis zum Tode erkrankten Helden, eine Seele, in welcher bereits der Größenwahn das kräftige Gefüge zerfressen hat. Wer hat recht? Jeder von ihnen. Und doch hat jeder auch die Empfindung, daß die Charaktere durchaus nicht aus ungehörigen Bestandteilen gemischt, künstlich zusammengesetzt, oder irgendwie unwahr sind. Jeder von ihnen fühlt deutlich, daß sie vortrefflich geschaffen, auf der Bühne höchst wirksam leben, am meisten der Schauspieler selbst, wenn ihm auch das Geheimnis der Dichterkraft Shakespeares nicht ganz verständlich würde. Wenn er aber dieses Geheimnis erkennt, so wird er mit einer Ehrfurcht darauf blicken, die eben so groß sein mag als jene Pietät der Griechen, welche dem Genius des Sophokles einen Altar stiftete.

Denn Shakespeares Art der Charakterbildung stellt in ungewöhnlicher Größe und Vollkommenheit dar, was dem Schaffen der Germanen überhaupt

eigen ist gegenüber der alten Welt und gegenüber den Kulturvölkern, welche nicht mit deutschem Leben durchsetzt sind. Dies Germanische aber ist die Fülle und liebevolle Wärme, welche jede einzelne Gestalt zwar genau nach den Bedürfnissen des einzelnen Kunstwerks formt, aber auch das ganze außerhalb des Stückes liegende Leben derselben überdenkt und in seiner Besonderheit zu erfassen sucht. Während der Deutsche behaglich die Bilder der Wirklichkeit mit den bunten Fäden der spinnenden Phantasie überzieht, empfindet er die wirklichen Grundlagen seiner Charaktere, das tatsächliche Gegenbild mit menschenfreundlicher Achtung und mit dem möglichst genauen Verständnis seines gesamten Inhalts. Dieser Tiefsinn, die liebevolle Hingabe an das Individuelle und wieder die hohe Freiheit, welche mit dem Bilde wie mit einem werten Freunde zweckvoll verkehrt, haben seit alter Zeit den gelungenen Gestalten der deutschen Kunst einen besonders reichen Inhalt gegeben, darum ist in ihnen ein Reichtum von Einzelzügen, ein gemütlicher Reiz und eine Vielseitigkeit, durch welche die Geschlossenheit, wie sie dramatischen Charakteren notwendig ist, nicht aufgehoben, sondern in ihren Wirkungen höchlich gesteigert wird.

Der Brutus des Shakespeare ist ein hochsinniger Mann, aber er ist als Aristokrat in Genuß erzogen, er ist gewöhnt, zu lesen und zu denken, er hat die Begeisterung, Großes zu wagen, nicht die Umsicht und Klugheit, es durchzuführen. Cäsar ist ein majestätischer Held, der ein siegvolles großes Leben durchgesetzt und seinen eigenen Wert in einer Zeit des Eigennutzes und anspruchsvoller Schwäche erprobt hat; aber mit der hohen Stellung, die er sich über den Köpfen seiner Zeitgenossen gegeben hat, ist die Großmannssucht in ihn gekommen, Schauspielerei und heimliche Furcht; der feste Mann, der sein Leben hundertmal gewagt hat und nichts mehr fürchtet als den Schein der Furcht, ist insgeheim abergläubisch, bestimmbar, der Einwirkung schwacher Menschen ausgesetzt. Der Dichter verbirgt das nicht, er läßt die Charaktere an jeder Stelle genau das sagen, was ihnen bei solcher Beschaffenheit zukommt; aber er behandelt ihr Wesen als selbstverständlich und erklärt es nicht, weil es ihm nicht durch kühle Berechnung deutlich geworden ist, sondern mit Naturgewalt aus allen Voraussetzungen aufgestiegen.

Dem Bewunderer Shakespeares macht diese Größe der dichterischen Anschauung bald hier bald da Schwierigkeiten. Im ersten Teil des Cäsar z. B. tritt Casca kräftig in den Vordergrund; in der sinkenden Handlung des Stückes erfährt man kein Wort über ihn; er und die andern Mitverschwornen sind dem Dichter offenbar gleichgültiger als dem Hörer. Wer näher zusieht, findet wohl den Grund und begreift, daß der Dichter diese Gestalt, welche er zuerst so wohlwollend hervorhebt, gleich darauf ohne Umstände beiseite wirft; ja der Dichter deutet das in dem Urteil an, welches ausnahmsweise diesmal Brutus und Cassius über den Casca fällen. Ihm und dem Stück ist der Mann nur ein unbedeutendes Werkzeug.

In vielen Nebenrollen steht der große Dichter auffallend schweigsam, mit einfachen Strichen bewegt er sie in ihrer Befangenheit vorwärts; das Ver-

ständnis ihres Wesens, das wir angelegentlich suchen, bleibt zuletzt nicht zweifelhaft, es wird aber nur klar aus Streiflichtern, welche von außen auf sie fallen. So sind z. B. die Gemütswandlungen der Anna (aus Richard III.) während der berühmten Werbeszene an der Bahre in einer Weise gedeckt, welche kein anderer Dichter wagen dürfte, und die ohnedies knappe Rolle wird dadurch eine der schwersten. Ähnliches gilt von vielen Gestalten, welche aus Böse und Gut gemischt, als Helfer einer Handlung auftreten. Bei solchen Nebenrollen überläßt er dem Schauspieler vieles; durch die Aufführung vermag der Künstler manche scheinbare und wirkliche Härten in neue Schönheiten zu verwandeln. Ja manchmal hat man die Empfindung, daß er deshalb erklärendes Beiwerk einzelner Rollen unterließ, weil er für bestimmte Schauspieler schrieb, deren Persönlichkeit vorzugsweise gemacht war, die Rolle zu ergänzen. In anderen Fällen sieht man deutlich einen Mann, der mehr als andere dramatische Schriftsteller, als Schauspieler und Zuschauer gewöhnt ist, die Menschen in der vornehmen Gesellschaft zu betrachten, und der hinter den Formen guter Sitte die charakteristischen Beschränktheiten zu verdecken und durchzulassen versteht; so ist der größte Teil seiner Hofleute gebildet. Durch solche Schweigsamkeit, durch schroffe Übergänge, scheinbare Lücken mutet er dem Schauspieler mehr zu als jeder andere; zuweilen sind seine Worte nur wie der punktierte Grund einer Stickerei, wenig ist herausgebildet, aber alles liegt darin, genau angedeutet und zweckmäßig für die höchsten Wirkungen der Bühne empfunden; dann erblickt der Zuschauer überrascht bei guter Darstellung ein reiches rundes Leben, wo er beim Lesen über eine Fläche hinwegsah. — Selten begegnet dem Dichter, daß er in der Tat zu wenig für einen Charakter tut; so tritt die kleine Rolle der Cordelia auch bei guter Darstellung nicht in das richtige Verhältnis, welches sie im Stück haben sollte. Manches in den Charakteren erscheint uns allerdings fremdartig und einer Erläuterung bedürftig, was den Zeitgenossen durchsichtig und schnell verständlich war, als ein Abbild ihres Lebens und ihrer Bildung.

Das Größte dieses Dichters aber ist, wie bereits früher gesagt wurde, die ungeheure treibende Kraft, welche in seinen Hauptcharakteren arbeitet. Unwiderstehlich ist die Gewalt, mit welcher sie ihrem Schicksal entgegen, bis zu dem Höhepunkt des Dramas aufwärts stürmen, fast in allen ein markiges Leben und starke Energie der Leidenschaft. Und sind sie auf der Höhe angelangt, von welcher ab die Befangenen durch übermächtige Gewalten abwärts gezogen werden, hat die Spannung sich in einem verhängnisvollen Tun für den Augenblick gelöst, dann kommen in mehreren Stücken ausgeführte Situationen und Einzelschilderungen, das Höchste, was die neuere Poesie des Dramas hervorgebracht hat. Die Dolch- und Bankettszene in Macbeth, die Brautnacht in Romeo und Julia, das Hüttengericht in Lear, der Besuch bei der Mutter im Hamlet, Coriolanus am Altar des Aufidius sind Beispiele. Zuweilen scheint, wie gesagt wurde, von diesem Momente an die Anteilnahme des Dichters an den Charakteren geringer zu werden, selbst im Hamlet, in welchem die Kirch-

hofszene — wie berühmt ihre tiefsinnigen Betrachtungen auch sind — und der Schluß gegen die Spannung der ersten Hälfte abfallen. Beim Coriolanus freilich liegen die beiden schönsten Szenen in der zweiten Hälfte des Stückes, ebenso im Othello die gewaltigsten; das letztere Stück hat aber andere technische Besonderheiten.

Wenn Shakespeares Art zu charakterisieren schon für die Schauspieler seiner Zeit zuweilen dunkel und schwer war, so ist natürlich, daß wir seine Eigentümlichkeiten sehr lebhaft empfinden. Denn kein größerer Gegensatz ist denkbar als die Behandlung der Charaktere bei ihm und bei den tragischen Dichtern der Deutschen: Lessing, Goethe, Schiller. Während wir bei Shakespeare durch die Verschlossenheit mancher Nebencharaktere daran erinnert werden, daß er der epischen Zeit des Mittelalters noch nahe stand, haben unsere dramatischen Charaktere bis zum Überfluß die Eigenschaften einer lyrischen Bildungsperiode, eine fortlaufende, breite und behagliche Darstellung innerer Zustände, über welche die Helden mit einer zuweilen unheimlichen Selbstbeobachtung nachdenken, dazu Sentenzen, welche den jedesmaligen Standpunkt des Charakters zu der sittlichen Ordnung zweifellos deutlich machen. Bei den Deutschen ist nichts Dunkles und, Kleist ausgenommen, wenig Gewaltsames.

Von den großen Dichtern der Deutschen hat Lessing am besten verstanden, seine Charaktere in dem Wellenschlage heftiger dramatischer Bewegung darzustellen. Unter den Kunstgenossen wird die poetische Kraft des einzelnen wohl zumeist nach seinen Charakteren geschätzt, und gerade im Charakterisieren ist Lessing groß und bewunderungswert; der Reichtum an Einzelheiten, die Wirkung schlagender Lebensäußerungen, welche sowohl durch Schönheit als Wahrheit überraschen, ist bei ihm in dem beschränkten Kreise seiner tragischen Figuren größer als bei Goethe, gehäufter als bei Schiller. Die Zahl seiner dramatischen Grundformen ist nicht groß; um das zärtliche, edle, entschlossene Mädchen, Sara, Emilia, Minna, Recha, und ihre schwankenden Liebhaber, Melfort, Prinz, Tellheim, Templer, stellen sich die dienenden Vertrauten, der würdige Vater, die Buhlerin, der Intrigant, alle nach den Fächern der damaligen Schauspielertruppen geschrieben. Und doch gerade in diesen Typen ist die Mannigfaltigkeit der Abwandlungen bewunderungswürdig. Er ist ein Meister in der Darstellung solcher Leidenschaften, wie sie sich in einem bürgerlichen Leben äußerten, wo das heiße Ringen nach Schönheit und Adel der Seele so wunderlich neben rohem Begehren stand. Und wie bequem ist alles auch für den Schauspieler empfunden, keiner hat ihm so aus der Seele gearbeitet, ja einzelnes, was beim Lesen zu unruhig und zu theatralisch aufgeregt scheint, tritt erst durch die Darstellung in ein gutes Verhältnis.

Noch lange werden Lessings Stücke eine hohe Schule des deutschen Darstellers sein, und die liebevolle Achtung der Künstler wird sie auch dann noch auf unserem Theater bewahren, wenn einst eine männlichere Bildung die Zuschauer empfindlicher machen wird gegen die Schwäche der Umkehr und Katastrophe in Minna von Barnhelm und Emilia Galotti. Denn darin irrte noch der kräftige

Mann, daß heftige Leidenschaft hinreiche, den poetischen Charakter zum dramatischen zu machen, während es vielmehr auf das Verhältnis ankommt, in welchem die Leidenschaft zur Willenskraft steht. Seine Leidenschaft schafft Leiden und erregt im Zuschauer zuweilen ein abweisendes Mitleid. Noch schwanken seine Hauptpersonen — und dies ist nicht sein Kennzeichen, sondern das der Zeit — durch stürmische Bewegung hin- und hergetrieben, und wo sie zu verhängnisvoller Tat kommen, fehlt dieser zuweilen die höchste Berechtigung. Die tragische Entwicklung in Miß Sara Sampson beruht darauf, daß Melfort die Nichtswürdigkeit begeht, seiner frühern Geliebten ein Stelldichein mit Miß Sara zu vermitteln, in Emilia Galotti wird die Jungfrau vom Vater aus Vorsicht erstochen.

Denn die Freiheit und der Adel, mit welchen die Personen bei den Dichtern des vorigen Jahrhunderts ihre Seelenstimmungen ausdrücken, ist nicht begleitet von einer entsprechenden Meisterschaft im Handeln; nur zu häufig empfindet man eine Zeit, in welcher der Charakter auch der Besten nicht fest gezogen und zu Metall gehärtet war durch eine starke öffentliche Meinung, durch den sicheren Inhalt, welchen das politische Leben im Staate dem Manne gibt. Willkür in den sittlichen Gesichtspunkten und empfindsame Unsicherheit stören auch genialer Kraft die höchsten Kunstwirkungen. Das ist den Dramen Goethes oft vorgeworfen worden, hier sei nur der Fortschritt angedeutet, welcher durch ihn und Schiller in den dramatischen Wirkungen eingeführt wurde.

Goethe ist in den charakterisierenden Einzelheiten seiner Rollen nicht reichlicher als Lessing, — Weislingen, Clavigo, Egmont sind sogar dramatisch dürftiger als Melfort, Prinz, Tellheim — seine Figuren haben nichts von dem heftig pulsierenden Leben, dem Unruhigen, ja Fieberhaften, welches in den Bewegungen der Charaktere Lessings zittert, nichts Gekünsteltes beunruhigt, die unverwüstliche Anmut seines Geistes adelt auch noch das Verfehlte. Erst Goethe und Schiller haben den Deutschen das geschichtliche Drama aufgeschlossen, den höheren Stil in Behandlung der Charaktere, welcher für große tragische Wirkungen unentbehrlich ist, wenn auch Goethe diese Wirkung nicht vorzugsweise durch Gewalt der Charaktere, noch durch die Handlung erreichte, sondern durch die unübertreffliche Schönheit und Erhabenheit, mit welcher er das Gemüt seiner Helden in Worten ausklingen läßt. Da besonders, wo aus seinen dramatischen Personen die herzliche Innigkeit lyrischer Empfindung durchtönen durfte, zeigt sich gerade in kleinen Zügen ein Zauber der Poesie, den kein Deutscher sonst auch nur annähernd erreicht hat. So wirkt die Rolle des Gretchen.

Es ist nicht zufällig, daß solche höchste Schönheit in Goethes Frauencharakteren wirksam wird; die Männer treiben zum großen Teil nicht vorwärts, sie werden getrieben, ja sie beanspruchen zuweilen eine Teilnahme, die sie sich auf der Bühne nicht verdienen, und erscheinen fast wie werte Freunde des Dichters selbst, deren gute Eigenschaften nur ihm bekannt sind, während sie in der Gesellschaft, zu welcher er sie geladen hat, nicht ihre starke Seite her-

vorkehren. Auch was den Faust zu unserem größten Dichterwerk macht, ist nicht die Fülle des dramatischen Lebens, am wenigsten in der Rolle des Faust selbst. Wenn aber die treibende Kraft der Goetheschen Helden nicht stark genug ist, um erhabene Wirkungen, gewaltige Kämpfe möglich zu machen, so ist die dramatische Bewegung derselben in einzelnen Szenen doch knapp, weise und höchst bühnengerecht, namentlich ist die Fügung seiner Dialoge bewundernswert. Denn es sind die Szenen, welche zwischen zwei Personen verlaufen, das Schönste in den Dramen Goethes; Lessing weiß auch drei Charaktere in leidenschaftlichem Gegenspiel mit höchster Wirkung zu beschäftigen; Schiller aber beherrscht mit überlegener Sicherheit eine große Zahl auf der Bühne.

Die Art und Weise der Charakterschilderung ist bei Schiller in der Jugend sehr anders, als in den Jahren seiner Reife. Es ist ein großer Fortschritt, aber er ist auch nicht ganz ohne Einbuße. Von der Empfindungsweise schöner Seelen, welche er in den Räubern ins Ungeheuerliche, später ins Heldenhafte erhob, bis zu einer dem Shakespeare ähnlichen festen Geschlossenheit der Charaktere im Demetrius, welche Umwandlung!

Durch mehr als ein halbes Jahrhundert hat Pracht und Adel der Charaktere Schillers die deutsche Bühne beherrscht, und lange haben die schwachen Nachahmer seines Stils nicht verstanden, daß die Fülle seiner Diktion nur deshalb so große Wirkungen hervorbrachte, weil unter ihr ein Reichtum von dramatischem Leben wie unter einer Vergoldung bedeckt liegt. Dies kräftige Leben der Personen ist bereits in seinen ersten Stücken sehr auffallend, ja es hat in Kabale und Liebe so bedeutenden Ausdruck gewonnen, daß nach dieser Richtung in den späteren Werken nicht immer ein Fortschritt sichtbar wird. Dem Verse und höheren Stil hat er wenigstens die markige Kürze, den bühnengemäßen Ausdruck der Leidenschaft, manche Rücksicht auf die Darsteller nachgesetzt. Immer voller und beredter wurde ihm der Ausdruck der Empfindungen durch die Sprache.

Auch seine Charaktere — am meisten die reichlich ausgeführten — haben jene besondere Eigenschaft seiner Zeit, ihr Denken und Empfinden dem Hörer in vielen Momenten der Handlung eindringlich zu berichten. Und sie tun es in der Weise hochgebildeter und beschaulicher Menschen, denn an die leidenschaftlichste Empfindung hängt sich ihnen sofort ein schönes, oft ausgeführtes Bild, und der Stimmung, welche so aus ihrem Innern heraustönt, folgt eine Betrachtung — wie wir alle wissen, oft von hoher Schönheit —, durch welche die sittlichen Grundlagen des aufgeregten Gefühls klar gemacht werden, und die Befangenheit der Situation durch eine Erhebung auf höheren Standpunkt wenigstens für Augenblicke aufgehoben erscheint. Es ist offenbar, daß solche Methode des dramatischen Schaffens der Darstellung starker Leidenschaften im allgemeinen nicht günstig ist, und sie wird sicher in irgendeiner Zukunft unseren Nachkommen seltsam erscheinen; aber ebenso sicher ist, daß sie die Art zu empfinden, welche den gebildeten Deutschen am Ende des vorigen Jahrhunderts eigentümlich war, so vollständig wiedergibt, wie keine andere Dichtweise, und

daß gerade darauf ein Teil der großen Wirkung beruht, welche Schillers Dramen noch jetzt auf das Volk ausüben. Allerdings nur ein Teil, denn die Größe des Dichters liegt gerade darin, daß er, welcher seinen Charakteren auch in bewegten Momenten so viele Ruhepunkte zumutet, dieselben doch in höchster Spannung zu erhalten weiß; fast alle haben ein starkes, begeistertes inneres Leben, einen Inhalt, mit welchem sie der Außenwelt sicher gegenüberstehen. In dieser Befangenheit machen sie zuweilen den Eindruck von Nachtwandlern, denen die Störung durch die Außenwelt Verhängnis wird, so die Jungfrau, Wallenstein, Max, Thekla, oder die wenigstens eines mächtigen Anstoßes an ihr inneres Leben bedürfen, um zu einer Tat zu kommen, so Tell, selbst Cäsar und Manuel. Deshalb ist auch die leidenschaftliche Bewegung der Hauptcharaktere Schillers im letzten Grunde nicht immer dramatisch, aber diese Unvollkommenheit wird oft verdeckt durch das reiche Detail und die schöne Charakteristik, mit welcher gerade er die helfenden Nebenfiguren ausstattet. Endlich ist der größte Fortschritt, welchen die deutsche Kunst durch ihn gemacht, daß er in gewaltigen tragischen Stoffen seine Personen zu Teilnehmern einer Handlung macht, welche nicht mehr die Beziehungen des Privatlebens, sondern die höchsten Interessen der Menschen, Staat, Glauben, zum Hintergrunde hat. Für junge Dichter und Darsteller freilich wird seine Schönheit und Kraft immer gefährlich sein, weil das innere Leben seiner Charaktere überreichlich in der Rede ausströmt; er tut darin so viel, daß dem Schauspieler manchmal wenig zu schaffen übrig bleibt, seine Dramen bedürfen weniger der Bühne als die eines anderen Dichters.

34. Idealistische und realistische Richtung in der bildenden Kunst.

Von Gustav Theodor Fechner. Vorschule der Ästhetik. 2. Teil. Leipzig, 1876.

Wodurch ist es begründet, daß die Kunst, indem sie ihre Form der Wirklichkeit entlehnt, sich gleichwohl nicht streng an die letztere hält?

Von vorn herein stellen sich doch die bildenden Künste die Aufgabe, etwas von dem, was nicht Kunst ist, abzubilden, warum bilden sie es nicht getreu ab?

Bei der Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, feste Grenzen in Beantwortung unserer Frage zu ziehen, kann es nicht befremden, wenn sie hin- und hergeschoben werden, bald so, daß das Hauptgewicht noch auf den Anschluß an die Natur, bald so, daß es auf die Abweichungen von der Natur fällt. In der Tat kann man, je nachdem das Hauptgewicht auf letztere oder erstere Seite gelegt wird, zwei verschiedene Richtungen in Auffassung und folgweise Ausführung der Kunst unterscheiden, die wir kurz als idealistische und naturalistische oder realistische einander gegenüberstellen, und in der freilich großen Unbestimmtheit, die ihr allgemeiner Gegensatz noch übrig läßt, zuvörderst durch die geläufigsten Ausdrücke sich aussprechen lassen wollen, ehe wir bestimmtere Anhaltspunkte der Betrachtung suchen.

Selbstverständlich und ohne daß hierüber schon ein Streit bestände, wird

man der Kunst Abweichungen von der Natur nach allen Beziehungen gestatten müssen, nach welchen sie dieselbe nicht erreichen kann. Weder der Bildhauer noch Maler vermag seinen Gestalten Fleisch und Blut zu verleihen, der Maler eine Landschaft nicht so herzustellen, daß man in dieselbe wirklich hineintreten kann, und selbst den Schein der Tiefe nur unvollständig zu erzeugen; der Bildhauer nicht allen Feinheiten der Haut und des Haares nachzukommen, und beide den Moment nicht anders als dauernd vorzustellen, u. s. w. Auch werden unerfüllbare Forderungen in dieser Hinsicht weder von Idealisten noch Realisten gestellt.

Wenn nun die Kunst nach so vielen und wichtigen Beziehungen notwendig hinter der Natur zurückbleibt, so läßt sich von vorn herein fragen: wozu überhaupt noch Kunst der Natur gegenüber? Wirklich hat Plato aus diesem Gesichtspunkte die Kunst weit hinter die Natur zurückgestellt. So viel die Natur hinter der Idee, bleibe die Kunst hinter der Natur zurück; denn so wenig ein Naturgegenstand seine Idee, sein Musterbild, vollständig erreiche, so wenig der Künstler die Natur. Auch weist er deshalb (im Phädros) dem Dichter und dem nachbildenden Künstler eine sehr niedere, erst die sechste, Rangstufe unter den himmelentstammten Seelen an, welche Stufen nach Maßgabe der Erkenntnis des wahrhaft Seienden geordnet sind.

Inzwischen, so sehr die heutigen Idealisten im übrigen noch von Platos Ideenlehre beeinflußt werden, lassen sie doch diese Erniedrigung der Kunst gegen die Natur auf Grund ihrer Abweichung davon nicht gelten; vielmehr, anstatt der Kunst solche zum Nachteil zu rechnen, suchen sie einen Hauptvorzug der Kunst vor der Natur darin; gebieten dem Künstler, er solle die Natur gar nicht so treu als möglich wiedergeben, sich vielmehr mit einer nur durch höhere Rücksichten gebundenen Freiheit über sie erheben, wahrnehmen lassen, daß es ein Kunstwerk, ein Geisteswerk, kein Naturwerk sei, was man vor sich hat: die Durchdringung der idealen schöpferischen Tätigkeit des Künstlers mit dem von der Natur gebotenen realen Stoffe, die Beherrschung, Überwältigung desselben durch den Geist, bedinge erst den Adel, den Wert, ja den Begriff des wahren Kunstwerkes, und selbst notwendige Abweichungen der Kunst von der Natur sollen hienach weiter getrieben werden, als sie notwendig sind, z. B. Statuen sollen nicht bemalt werden, obwohl sie bemalt werden könnten, der Schein eines täuschenden Relief in der Malerei absichtlich vermieden werden, die naturwahre Detailausführung beschränkt werden, bedeutungslose Nebenteile weggelassen werden, die Gegenstände teils enger zusammengerückt, teils weiter auseinander gehalten werden, als in der Natur oder äußeren Wirklichkeit. Was habe der Mensch davon, die gemeine Wirklichkeit durch die Kunst noch einmal wiedergegeben zu sehen? vielmehr gelte es, von den Dingen der Wirklichkeit zum Ideal derselben aufzusteigen und damit das reine Wissen derselben auszuprägen, was die Natur außer der Kunst darzustellen immer verweigere. In diesem Übersteigen der Natur durch die geistige Tätigkeit des Künstlers im Sinne von höheren, allgemeineren, wertvolleren Ideen, nicht in der Wieder-

gabe der Naturdinge, wie sie die Welt der Zufälligkeiten uns vor Augen stellt, hiermit vielmehr in dem, was der Geist des Künstlers dem Kunstwerke gibt, als was er dazu von der Natur empfängt, liege die Aufgabe der Kunst, der Wert und die Bedeutung des Kunstwerkes. Höher sich versteigend faßt der Idealist wohl die Aufgabe des wahren Künstlers dahin, er solle als Organ der göttlichen Schöpfertätigkeit oder inspiriert durch sie, das göttliche Schöpferwerk der Natur in freieren höheren Schöpfungen fortsetzen, und damit gleichsam eine höhere Natur über die Natur bauen.

Im ganzen darf man wohl sagen, daß die Auffassung der Kunst, deren hauptsächlichste Stichwörter im Vorigen wiedergegeben sein dürften, unter den philosophischen Ästhetikern, den durch sie geschulten Kunstkennern und dem von diesen beeinflußten Laienpublikum bei weitem vorherrscht. Dagegen fällt nun freilich sehr ab, wie sich manche alte Künstler die Aufgabe der Kunst dachten und dazu stellten. Rührend war mir in dieser Beziehung folgendes, für die realistische Auffassung charakteristisches Geschichtchen zu lesen, was ich hier wörtlich wiedergebe:

„Ein kunstfertiger Steinmetz in Speyer hatte ein schönes Bild aus Marmor sauber und rein nach Kaiser Rudolf gehauen, dessen überraschende Ähnlichkeit jeder, der es sah, eingestand. Der Künstler oder Meister war aber auch dem Könige lange nachgegangen und hatte so die Gestalt sich eingeprägt und abgenommen, daß er selbst die Runzeln des kaiserlichen Antlitzes gezählt hatte. So stand das Bild manche Jahre; als der Künstler aber vernahm, daß das Alter dem Herrn eine Runzel mehr gefurcht hatte, machte er sich auf bis ins Elsaß, um den Kaiser selber wiederzusehen, und als er die Sache richtig erfand, ging er heim wieder gen Speyer und überarbeitete sein Standbild von neuem, dem Kaiser getreulich und ähnlich. Später setzte man dieses Bild auf des Kaisers Grab."

Unstreitig nun kann man sagen: das war ein Steinmetz und kein Künstler, und sein Werk kein wahres Kunstwerk, sondern nichts mehr und Besseres als eine steinerne Photographie. Aber auch Albrecht Dürer geht ganz in den Sinn dieses Steinmetzen ein, indem er erklärt: „Du sollst wissen, je genawer man dem Leben und der Natur mit Abnehmen nachkummt, je pesser und künstlicher dein Werk wird", und Leonardo da Vinci gibt in seinem Traktat von der Malerei Regeln wie folgt: „Ein Maler muß von der Art einer jeden Sache, die ihm in das Gesicht fällt, die allerbeste erwählen und es wie ein Spiegel machen, der so viele Farben annimmt, als die Sachen besitzen, die man ihm vorhält. Wenn er nun also mit sich umgeht, wird er gleichsam die andere Natur zu sein scheinen"; — und weiter: „die vornehmste Intention eines Malers soll darin bestehen, wie er es angreifen möge, daß die Körper auf der ebenen Oberfläche seiner Tafel erhoben und abgesondert erscheinen: und derjenige, welcher andere hierinnen übertrifft, verdient großes Lob." Nach Leonardo sollen also die Werke des besten Künstlers nichts mehr als Spiegelbilder der schönsten *wirklichen* Formen sein, und er scheint noch nichts von

der Regel, daß man das Relief in der Malerei nicht zu weit treiben dürfe, gewußt zu haben.

Wie dem auch sei, so sehen wir in vorigen Beispielen die realistische Auffassung und Richtung der Kunst schlicht und naiv genug der idealistischen gegenüber vertreten. Hiernach wird überhaupt die Nachahmung der Natur durch die Kunst als Hauptgesichtspunkt derselben festgehalten. Anstatt den Gegenständen im Kunstwerke den Stempel des eigenen Geistes aufzudrücken oder einen Ausdruck göttlicher Ideen damit zu prätendieren, soll der Künstler nur darauf ausgehen, die Natur, insoweit es überhaupt ein Interesse hat sie wiederzugeben, durch möglichst objektive Darstellung so wahr, klar und eindringlich als möglich für den Beschauer herauszustellen. Insofern es aber auch einen Reiz oder Zweck haben könne, mythologische oder Glaubensgegenstände darzustellen, seien sie doch immer möglichst in den Formen und nach den Bedingungen der Wirklichkeit darzustellen.

Es ist nicht ohne Interesse, daß wir Aussprüche von unsern zwei größten Dichtern haben, welche sich zwischen der idealistischen und realistischen Richtung teilen. Schiller sagt in seiner Abhandlung über das Pathetische: „Der letzte Zweck der Kunst ist die Darstellung des Übersinnlichen"; Goethe hingegen in den Propyläen: „Die vornehmste Forderung, die an den Künstler gemacht wird, bleibt immer die, daß er sich an die Natur halten, sie studieren, sie nachbilden, etwas, das ihren Erscheinungen ähnlich ist, hervorbringen soll".

Nun läßt sich zwar auch das Übersinnliche, auf das Schiller die Kunst anweist, realistisch in Formen gemeiner Wirklichkeit darstellen, doch besteht nicht nur die natürliche Neigung, sondern kann man auch Recht und Pflicht entsprechend finden, mit Übersteigen der gemeinen Wirklichkeit in der Idee sie auch in den Formen zu übersteigen.

Fragen wir nun nach der Entscheidung zwischen beiden gegensätzlichen Auffassungen der Kunst, so wird sich eine solche überhaupt nicht geben, sondern nur eine Verständigung dazwischen suchen und ein Kompromiß dazwischen finden lassen. Handelt es sich dabei doch überall nur um ein Mehr oder Weniger, wozwischen zugestandenermaßen die Grenze nicht scharf bestimmbar oder wozwischen sie nach Umständen verschiebbar ist. Auch kommen sich von vornherein beide Ansichten bis zu gewissen, nur nicht bestimmt formulierbaren und fixierbaren, Grenzen entgegen.

In der Tat, der besonnene Idealist verlangt ja nicht, daß der Künstler alles aus seinem Geiste produziere, vielmehr daß er die Natur als Unterlage und Ausgangspunkt zu seinen Schöpfungen benutze. Bekannt ist, was Raphael in diesem Sinne an den Grafen Castiglione schrieb: „Ich muß viele Frauen gesehen haben, die schön sind; daraus bildet sich dann in mir das Bild einer einzigen". Also vermochte Raphael die ideale Schönheit seiner Madonnen nur auf Grund der vorgegebenen realen Schönheiten zu schaffen; und unstreitig je mehr schöne Frauen und je schönere Frauen er in der Wirklichkeit sah, desto schönere Ideale vermochte er zu schaffen; aber das Schaffen dieser Einen, mit

der keine der einzelnen übereinkam, die Vollendung dessen, was in der Natur nur angestrebt schien, blieb doch eine Tat seines eigenen Geistes.

Von anderer Seite verlangt der besonnene Realist nicht, daß man die Natur ganz treu kopiere, und würde man das auch weder bei Albrecht Dürer noch bei Leonardo finden; er verlangt vielmehr, daß der Künstler doch irgendwie reinigend, zurechtlegend, auswählend sich zur Wirklichkeit verhalte; und schon der Realist Aristoteles verlangte in diesem Sinne nicht eine reine, sondern eine reinigende Nachahmung der Natur durch die Kunst. Auch erhebt sich Goethe in mehr als einem Ausspruche über die Vertretung eines rohen Realismus.

Vor allem nun ist festzuhalten, daß jede Abweichung der Kunst von der Natur noch eines anderen Motivs bedarf, als daß die Kunst überhaupt von der Natur abzuweichen, das Kunstwerk den Stempel des schaffenden Künstlergeistes aufzuweisen habe, um sich als Kunstwerk zu beweisen, da sonst jede Phantasterei in der Kunst gerechtfertigt wäre. Jede Abweichung der Kunst von der Naturwahrheit hat gewisse Nachteile, die nur zu dulden sind, wenn sie durch größere oder höhere Vorteile überwogen werden, wonach es gilt, sich Nachteile und Vorteile klar zu machen. Wird nun auch die letzte praktische Abwägung beider immer Sache des Künstler- und Kennergefühles bleiben, so wird es doch Sache klarer Einsicht sein, die dazu gehörigen Gewichte besonders vor Augen zu haben. Denn so schwer es sein mag, eine Wage sicher zu gebrauchen, ist sie doch gar nicht zu gebrauchen, wenn man nicht einmal die zur Abwägung dienenden Gewichte kennt. Sprechen wir zuerst von den Nachteilen.

Indem alle Werke der bildenden Kunst etwas über ihre sinnliche Erscheinung hinaus *bedeuten* und ihren Hauptinhalt in dieser Bedeutung haben, besteht ein Teil der Abweichungen der Kunst von der Natur darin, daß sie uns die natürlichen Mittel zur Anknüpfung gegebener Bedeutungen unvollständig, verkürzt, abgeschwächt wiedergibt, so, wenn die Plastik bei den Statuen die Farbe, die Malerei von den Gestalten das Relief wegläßt, beide von einer ganzen Handlung nur einen Moment geben. Ein anderer Teil der Abweichungen besteht darin, daß uns die Kunst Erscheinungen mit anderer Bedeutung oder andere Erscheinungen für gegebene Bedeutungen bietet, als wir durch die Wirklichkeit außerhalb der Kunst aneinander zu knüpfen gelernt haben, so, wenn eine würdige Menschengestalt Gott, eine Taube den heiligen Geist, ein stilisiertes Pferd ein Pferd bedeuten soll.

Die Nachteile der Abweichungen erster Art liegen darin, daß danach mit dem sinnlichen Eindrucke zugleich die Anknüpfungspunkte für die Bedeutung dieses Eindruckes abgeschwächt, verkürzt wiedergegeben werden, womit die Kraft und Vollständigkeit des Eindruckes von zwei Seiten zugleich leidet.

Wenn ich ein Gesicht in Wirklichkeit vor mir sehe, so verraten mir nicht nur die bleibenden, sondern auch die wechselnden Züge desselben das Leben der Seele dahinter; das gemalte hat bloß bleibende dafür, und indes der Charakterausdruck einer Gestalt vollständig nur in dem Verhältnis hervortritt, in welchem ihre Teile gegeneinander vorspringen und zurücktreten, gibt uns das gemalte

Bild hievon nur einen abflachenden Schein. Die Statue anderseits läßt die Farbe weg, in der doch so viel von Charakteristik und Schönheit der lebendigen Gestalt liegt.

Die Nachteile der Abweichungen zweiter Art sind diese. Wir kommen vom natürlichen Leben zur Kunst; aus jenem sind uns die Bedeutungen der Dinge geläufig geworden, nicht aus dieser. Indem nun die Kunst von der natürlichen Ausdrucksweise der Bedeutungen oder natürlichen Bedeutung der Erscheinungen abweicht, empfinden wir entweder einen Widerspruch zwischen der gewollten Bedeutung und dem Ausdruck, der wie jeder Vorstellungswiderspruch mißfällt, oder es entsteht eine Schwäche oder Unsicherheit des Eindruckes, oder wir knüpfen gar eine andere als die vom Künstler gewollte Bedeutung an. Kurz wir sind über die Bedeutung der Erscheinungen durch das natürliche Leben, die Wirklichkeit orientiert, finden uns durch jede Abweichung davon mehr oder weniger desorientiert und unterliegen den davon abhängigen Nachteilen.

Zu diesen Nachteilen negativer Natur tritt noch der Verlust positiver Vorteile, die unter Umständen durch die treue Wiedergabe zu erreichen wären.

An wie viele Gegenstände der Wirklichkeit knüpft sich doch für uns ein lebendiges Interesse der Art, daß wir uns gern sei es genau erinnern möchten, wie wir sie gesehen, oder sie genau so zu sagen von Angesicht kennen lernen möchten, wenn wir sie nicht gesehen; und der Kunst vermögen wir diesen Vorteil zu verdanken, wenn sie sich diesen Dank nur verdienen will; aber jede Abweichung derselben von der Natur über das Unvermeidliche hinaus verkürzt den Anlaß zu diesem Danke. Das Beispiel des durch den alten Meister gefertigten Kaiserbildnisses legt uns diesen Gesichtspunkt nahe. Selbst Vertreter der idealistischen Richtung möchte es mehr interessieren, dieses getreuliche Konterfei zu sehen, was den Kaiser, so menschlich als er war, dargestellt, als ein idealisiertes Schemen desselben, worin der Künstlergeist die Gestalt des Kaisers im Sinne seiner höheren Idee von demselben auszuprägen gesucht, und jedes Fältchen, was nicht zu diesem idealen Kaiser zu passen schien, wegließ. Nun mag man darauf zurückkommen, solche treue Nachbildungen seien vielmehr Sache der Photographie als der Kunst, und man wird in gewissem Sinne Recht haben, nur damit den Vorzug, den die Photographie in gewisser, ich sage damit nicht in aller, Beziehung vor der Kunst vorausbehält, nicht wegbringen. Wirklich ziehen wir deshalb oft die Photographie, bei der wir wissen, woran wir sind, dem Bilde, bei dem wir das nie recht wissen können, vor und möchte es wünschenswert sein, zum besten Bilde von einer uns interessierenden Persönlichkeit noch eine gute Photographie derselben zu haben, stimmt dies schon nicht zu der oft gehörten Äußerung, daß jedes gute Bild uns mehr von dem uns interessierenden Wesen der dargestellten Persönlichkeit gibt, als die beste Photographie. Was aber von diesem Ausspruche richtig ist, hängt nicht sowohl an Abweichungen des Bildes von der Natur, als daran, daß der Künstler einen besonders charakteristischen und glücklichen Moment der Natur sei es nach der Wirklichkeit selbst oder den Bedingungen der Wirklichkeit, die wir bei Be-

sprechung unserer Frage überall mit zur Natur rechnen, besser wählen, als der Photograph zufällig treffen kann; ja das Sitzen einer Person vor dem photographischen Apparate ist wohl eine der ungünstigsten Bedingungen, den günstigsten Moment treffen zu lassen.

Ich habe sagen hören, daß man dem Landschafter, der eine wirkliche Gegend zum Motiv seiner gemalten nimmt, selbst mit Rücksicht auf das Interesse, was jemand an der wirklichen nehmen mag, doch Abweichungen insoweit gestatten könne, als in der nie ganz scharfen Erinnerung die Abweichungen nicht spürbar werden. Aber im Gegenteil verkürzt er gerade dadurch den Vorteil, den das treue Gemälde bieten könnte, das in der Erinnerung undeutlich Gewordene deutlich herzustellen und aufzubewahren. Ich sage nicht, daß Landschaften in jenem Sinne nicht gemalt werden sollen, insofern Kunstlandschaften überhaupt mehr bestimmt sind, uns schöne Gegenden zu schenken, als an wirkliche zu erinnern; insofern sie aber den Anspruch machen, letzteres zu tun, haben sie zum Zweck auch das Mittel zu wollen.

Muß man nicht auch im sprachlichen Gebiete zugeben, daß uns der Inhalt einer Geschichte noch einmal so sehr interessiert, wenn wir wissen, so ist sie geschehen, als wenn wir wissen, so ist sie nicht geschehen; daß bei dem Lesen eines historischen Romanes ein störendes Gefühl der Ungewißheit mitgeht, wie viel wahr und wie viel nicht wahr sei; ja wohl manchen Roman, der sich den Anschein gab, eine wahre Geschichte zu sein, haben wir aus der Hand gelegt, sowie wir merkten oder erfuhren, er wolle uns nur täuschen. Dieses Interesse an der Wiedergabe der Wirklichkeit steigert sich nach Maßgabe als sie uns näher selbst betraf. Nun kann ein Kunstwerk, wenn schon nicht allein auf dieses Interesse spekulieren, soll es den Namen eines Kunstwerkes verdienen, doch unter Umständen einen Teil seiner Wirkung ihm verdanken, hierauf allerdings mit spekulieren.

Kurz, die Aufbehaltung, Vergegenwärtigung, Wiedergabe dessen, was ins menschliche Leben an irgendeinem Punkte bedeutungsvoll eingriff, die Befriedigung des Verlangens, das was uns durch seine Wirklichkeit interessierte, auch für die Erinnerung so wie es wirklich war, treu aufbehalten zu sehen, ist zwar nicht die alleinige, nicht allein zu berücksichtigende, noch höchste, aber insofern mitzählende Aufgabe der Kunst, als die Wirkung vieler Leistungen der Kunst durch Mitbefriedigung dieses Interesses zur Höhe auch an Stärke gewinnen kann.

Ganz abgesehen aber von dem sozusagen stofflichen oder persönlichen Interesse, was jemand an dem Gegenstande einer Kunstdarstellung nehmen mag, macht es dem Menschen an sich ein eigentümliches Vergnügen, die Natur durch freie Tätigkeit des Menschen treu wiedergespiegelt zu sehen, so daß das dadurch gewonnene Spiegelbild ein Interesse haben kann, wenn der Gegenstand selbst keins hat. Über die Natur dieses Vergnügens kann man freilich in Zweifel sein, und an Mehrerlei dabei denken.

Liegt der Grund in der Freude an der überwundenen Schwierigkeit der

Wiedergabe? Und eine Schwierigkeit der treuen Wiedergabe besteht doch. Gewiß ist, daß überhaupt jede Überwindung einer Schwierigkeit durch Wissen, Kraft oder Geschick des Menschen uns ein Gefühl der Bewunderung und hiemit des Gefallens abgewinnt. Zwar läßt sich dagegen einwenden, daß uns ein Kunstwerk gerade am besten gefällt, wenn wir einer überwundenen Schwierigkeit darin gar nicht gewahr werden, es sich vielmehr leicht und wie von selbst gemacht zu haben scheint. Inzwischen wissen wir doch recht wohl, daß das Kunstwerk sich nicht von selbst gemacht hat und hat machen können; und jedenfalls der Kenner findet darin, daß es doch in gewissem Sinne diesen Eindruck macht, den besten und einzigen Beweis, daß die Schwierigkeit wirklich vollständig überwunden ist; auch beim Laien aber könnte ein Gefühl davon unbewußt die Freude an dem Werke mitbestimmen.

Oder liegt der Grund vielmehr in der Befriedigung eines eingeborenen Nachahmungstriebes, der bei Kindern und Wilden noch deutlich genug zutage tritt — denn manche sind ja wahre Affen — der zwar später in der Hauptsache von Erziehungseinflüssen und höheren Rücksichten überwogen wird, doch sich noch unwillkürlich bei fehlenden Gegenmotiven geltend macht, wie wenn wir bei Schilderung einer Bewegung sie unwillkürlich gestikulierend nachahmen, der Kegelschieber ein Stück hinter der Kugel herläuft u. s. w., auch wohl noch in der Macht der Mode erkennbar ist, und überhaupt beiträgt, Gemeinsamkeiten in der Menschheit zu erzeugen? Könnte nun nicht der eingeborene instinktive Trieb zur Nachahmung mit einem ebenso instinktiven Gefallen daran in Beziehung stehen, was wenn auch von vornherein weniger rege und leichter von Gegenmotiven überwuchert als der Trieb, doch bei recht vollkommener Nachahmung zum Durchbruch käme.

Vielleicht tragen alle diese Gründe zum Gefallen an der gelungenen Nachahmung bei. Doch überlassen wir der Psychologie, genauer auszuklügeln, was das Hauptbestimmende dabei ist, und halten uns hier einfach an die Tatsache.

Schon Hogarth weist auf dieselbe und ihre Gründe hin, indem er sagt: „Es steckt wirklich in unserer Natur von Kindheit an eine Liebe zur Nachahmung, und das Auge wird oft durch Nachäffung vergnügt sowohl als auch in Erstaunen gesetzt, und ergötzet sich an der Genauigkeit der Kopien."

In der Tat erscheint es uns das Lustigste, was es gibt, die Stimme und Gebärden eines Menschen durch einen andern genau nachgeahmt zu sehen, so lange wir nicht unser moralisches Gefühl durch die Absicht des Spottes dabei verletzt finden; ja, das sozusagen instinktive Gefühl der Lust an der gelungenen Nachahmung kann selbst die moralische Unlust an dem Zwecke derselben so überbieten, daß wir sie uns gefallen lassen, wenn der Spott nicht gar zu bösartig ist. Warum aber sollte das Gefallen an gelungener Nachahmung, was sich außerhalb der Kunst geltend macht, nicht auch in der Kunst sich geltend machen? Und wozu die Frage! Fraglos macht es sich geltend.

Denn wer möchte in Abrede stellen, gibt er sich anders klare und unbefangene Rechenschaft von den Gründen seines Eindruckes, daß die Lust, einen

Schauspieler zu sehen, der seine Rolle ganz aus dem Leben greift, das Gefallen an einem niederländischen Genrebild, was eine Schenkensszene getreu nach den Bedingungen der Wirklichkeit auf der Leinwand wiederspiegelt, an einer Landschaft, in welcher der Natur ihre feinsten Tinten abgelauscht sind, wesentlich m i t — ich hüte mich wohl zu sagen, a l l e i n — auf der Freude an der gelungenen N a c h a h m u n g der Natur beruht, nicht b l o ß darauf beruht, daß eine interessierende Szene uns vorgeführt wird, da uns vielmehr die Szene in der Natur selbst oft wenig interessieren würde, auch nicht b l o ß auf der stilvollen Behandlung derselben, da sich vielmehr der Stil sehr zu hüten hat, nicht Abänderungen zu treffen, wodurch diese Freude zu sehr verkürzt wird. Wenn es aber Bilder gibt, worin sie doch sehr verkürzt ist, so müssen sie es, um noch zu gefallen und Gefallen zu verdienen, durch andere Vorzüge vergüten, wie umgekehrt der Mangel andrer Vorzüge teilweise durch den hier betrachteten vergütet werden kann. Alles darauf zu geben, fällt uns ja nicht ein.

Mag man nun auch diesem Vergnügen an sich selbst, so wie es sich außerhalb der Kunst beweist, keine hohe Bedeutung beilegen, und der Kunst nicht zumuten, es nackt für sich zu erzeugen, so ist es mit diesem wie mit andern Elementen oder Bedingungen des Gefallens, deren sich die Kunst zur Hervorbringung einer gefallenden Totalwirkung bedient, die auch für sich kein Kunstwerk geben, und doch im Zusammenwirken mit anderen und Eingehen in höhere Bedingungen des Gefallens mächtig zur Steigerung desselben im ganzen beitragen. So auch, indem die gelungene Naturnachahmung sich mit anderen Elementen des Gefallens verbindet, etwa beiträgt, eine, wenn selbst an sich nur wenig wertvolle oder interessierende Idee anschaulich auszuprägen, vermag sie das Gefallen zugleich durch ihren eigenen Lustwert zu erhöhen, und zwar mehr zu erhöhen, als nach ihrem Lustwert für sich vorauszusetzen.

Auch würde es unrecht sein, zu sagen, daß man das Gefallen an der gelungenen Nachahmung der Natur erst absondern müsse, um die reine Kunstfreude zu haben; es gehört vielmehr ganz eigentlich dazu; und jeder Kenner wie Laie wird bei seiner Schätzung eines Kunstwerkes dadurch mitbestimmt, ja oft hauptsächlich dadurch bestimmt.

Natürlich kann uns die Natur selbst das betreffende Vergnügen nicht machen, weil eben erst die Nachahmung der Natur es macht; und hierin liegt ein Vorteil der nachahmenden Kunst vor der dadurch nachgeahmten Natur selbst, den ich als solchen nicht nur von den Idealisten ganz verkannt, sondern überhaupt fast niemals recht gewürdigt finde, indem auch die Realisten, welche das Wesen der Kunst hauptsächlich in Nachahmung der Natur suchen, den Wert der Nachahmung vielmehr nur im Werte der abgespiegelten Natur als in dem Werte der Abspiegelung suchen, oder beides wenigstens nicht klar als unterscheidbare Momente vor Augen haben. Sagt doch Herbart, um der Nachahmung der Natur durch die Kunst den ästhetischen Wert abzusprechen: „Die Nachahmung ist höchstens ebenso schön als das Urbild." Im Gegenteil kann vielmehr ein Schauspieler die Rolle eines Bösewichts oder Narren sehr schön geben;

man muß nur berücksichtigen, daß die Schönheit einer künstlerischen Darstellung sich nicht bloß nach der Beschaffenheit und den eigenen Verhältnissen ihres Gegenstandes, sondern auch nach dem Verhältnisse der Darstellung zum Gegenstande richtet.

Durch welches Motiv immer die Kunst veranlaßt werden kann, von der Naturwahrheit abzuweichen, so trägt deren Verletzung an sich selbst überhaupt nirgends etwas zum Gefallen bei; vielmehr befriedigt jedes Kunstwerk um so mehr, je mehr die treue Nachahmung der Natur noch mit den durch die Kunst bezweckten höheren Vorteilen vereinbar ist, nur daß diese Vereinbarung nicht über gewisse Grenzen hinausreicht.

Und was ist es nun, was die aufgezählten mannigfachen Nachteile der Abweichung der Kunst von der Natur so weit zu kompensieren und selbst zu überbieten vermag, daß eine Kunst gegenüber der Natur nicht nur bestehen, sondern nach gewissen Beziehungen sie zu ergänzen, nach andern zu übertreffen vermag?

Mit einer einfachen Phrase aus den Begriffen der Kunst und Schönheit heraus wird sich die Antwort wieder nicht geben lassen; sondern wie die Nachteile werden die gegenüberstehenden Vorteile in Betracht zu ziehen sein. Vor allem aber ist einer wichtigen Selbsthilfe der Kunst jenen Nachteilen gegenüber zu gedenken.

Die Nachteile, welche davon abhängen, daß wir von vornherein nur im natürlichen Leben, nicht im Kunstleben heimisch und orientiert sind, lassen sich, wenn nicht ganz aufheben, doch dadurch mindern, daß wir uns im Kunstleben heimisch *machen*, wodurch eine neue Orientierung entsteht, welche die natürliche Orientierung bis zu gewissen Grenzen ersetzen kann. In dieser Hinsicht wie noch nach anderen Hinsichten haben die Kenner allerdings ganz recht, daß der Mensch durch Kunst zum Genusse der Kunst, zum Urteil über Kunst, erzogen werden müsse. Das *Leben* in der Kunst muß in der *Wirkung* der Kunst notwendig in Rechnung gebracht werden, sonst vernachlässigt oder unterschätzt man einen Hauptfaktor dieser Wirkung.

In der Tat, durch das Leben in der Kunst lernen wir Bedeutungen, welche die Kunst gewissen Formen geradezu oktroyiert, fast ebenso geläufig daran knüpfen, als an die Formen der Natur, und lassen uns selbst die größten Naturwidrigkeiten, wie Centauren, Minotauren, Sirenen, Sphinxe, Satyrn mit Bocksfüßen, Gestalten über den Wolken, Engel mit Flügeln, marmor- und gipsweiße Statuen, gefallen, ohne dadurch gestört zu werden. Gehören sie nicht in die natürliche Welt, so gehören sie eben in die Kunstwelt, und haben darin ihre Leistungen so gut als die natürlichen Geschöpfe in der natürlichen Welt; Leistungen, ohne welche die Kunst manche ihrer höheren Aufgaben gar nicht erfüllen könnte. Aber nur in der Kunst selbst lernt man sich damit befreunden, indem man ihre Bedeutung darin verstehen lernt oder einfach sich an die gegebene Bedeutung derselben gewöhnt. Und eben so kommt man bald dahin, der Kunst alles zu erlassen und nichts zu vermissen, was ihr zu leisten unmöglich oder nur

zu schwer fällt; anderseits Freude an der Überwindung von Schwierigkeiten zu finden, welche der in die Kunst Uneingeweihte nicht kennt, sowie an dem historischen Fortschritte in dieser Überwindung, den er ebensowenig kennt. Aus all dem aber erwächst dem Kunstfreunde und Kenner ein wesentlich anderer Maßstab der Schätzung eines Kunstwerkes als nach dem bloßen Grade seiner Übereinstimmung mit einem Naturwerk, der zusammen mit dem stofflichen Interesse den alleinigen oder Hauptmaßstab für den in die Kunst Uneingeweihten bildet.

Jedoch besteht nicht darin die rechte Bildung durch die Kunst für die Kunst, noch die rechte Gewöhnung, sich überhaupt irgendwelche Naturwidrigkeiten von ihr gefallen zu lassen, da vielmehr die Gewöhnung ebensogut eine schlechte als eine rechte sein kann, sondern erstens sich die notwendigen gefallen zu lassen, zweitens die nicht notwendigen gefallen zu lassen, welche wesentliche Vorteile einbringen; sonst würden trotz der Gewöhnung Nachteile aus folgenden Gesichtspunkten bleiben.

Erstens: Bedeutungen, welche die Kunst uns oktroyiert, stehen im Konflikt mit solchen, welche wir aus dem natürlichen Leben schöpfen, notwendig an Kraft gegen diese zurück, da wir in der Natur in der Regel, in der Kunst nur ausnahmsweise leben, und erfahren selbst im Zusammenhange der Kunstbetrachtung eine stille Gegenwirkung von denselben. Zweitens: die Gewöhnung, uns gewisse Abweichungen von der Natur gefallen zu lassen, kann zwar das Mißbehagen heben oder mindern, was aus Verletzung der Naturwahrheit erwächst, aber uns für den Verlust des Vergnügens, was uns die treue Wiedergabe nach der Natur macht, nicht entschädigen. Drittens: Abweichungen der Kunst von der Natur, die auf keinen haltbaren Motiven beruhen, d. h. keine Vorteile einbringen, welche die Nachteile vergüten, können zwar in einer gewissen Schule, einem gewissen Volke, durch eine gewisse Zeit geduldet, geläufig und genehm werden, aber können sich nicht allgemein und auf die Dauer in der Kunst halten, weil ein Prinzip der Gemeinsamkeit und Haltbarkeit fehlt. Ein darauf eingerichteter Geschmack behält also statt objektiver Berechtigung nur subjektive Gültigkeit und die Schätzung der Kunstwerke, die demselben huldigen, ist vergänglich.

Demnach wird die Kunst zwar mit darauf fußen können, ja müssen, daß das Leben in der Kunst die Nachteile ihrer Abweichungen von der Natur bis zu gewissen Grenzen zum Verschwinden bringt, aber unversöhnte Nachteile würden bleiben, wenn sie nicht dieselben mit positiven Vorteilen überböte.

Am wenigsten aber entgehen diesen Nachteilen Künstler, welche entweder kein Bewußtsein derselben haben oder keine Nachteile darin sehen; und zum Beweise, daß es nicht an solchen fehlt, will ich von genug zu Gebote stehenden Beispielen nur ein von gewisser Seite eben so niedliches als von der anderen krasses anführen.

Der bekannte Landschaftsmaler Ed. Hildebrandt hatte in seinem großen Landschaftsbilde, benannt „Am Weiher“ einigen am Wasser stehenden Störchen

widernatürlich dicke Beine gegeben. Als man ihn darauf aufmerksam machte und es „unnatürlich" fand, erwiderte er: „Ich weiß sehr wohl, daß die Störche in der Wirklichkeit dünnere und auch längere Beine haben, aber was kann ich dafür, daß die Natur dies getan? Man kann von mir nicht verlangen, daß ich ihre Fehler nachmache."

Wie man nun auch sonst Schönheit definieren mag, jedenfalls soll ein möglichst reines Wohlgefallen dadurch erzeugt werden. Jeder aber wird zugeben, daß die Unlust aus dem Widerspruche zwischen der Erscheinung der Beine und der Bedeutung als Storchbeine oder aus der Unsicherheit über die Bedeutung ob Storch oder Nichtstorch, hier jeden Lustvorteil überbieten mußte, den man etwa durch eine an sich schönere Form des Storches, sollte auch eine solche durch Verdickung seiner Beine erzielbar sein, erlangen konnte.

Indem wir uns nun zu den positiven Vorteilen, welche durch den Nachlaß von der vollen Naturwahrheit erreichbar sind, wenden, steigen wir dabei von mehr äußerlichen und niedern zu mehr innerlichen und höhern auf.

Die Natur bietet uns wegen der Unmöglichkeit oder Schwierigkeit, einen Gegenstand oder ein Ereignis aus einem Raum, einer Zeit in die andere zu versetzen, der Anschauung unzählige Schwierigkeiten dar, welche sich durch die Kunst bis zu gewissen Grenzen überwinden lassen, indem sie den Gegenständen leicht transportable, aus beliebiger Nähe zu beschauende, leicht zu vervielfältigende Abbilder substituiert, und von den in der Wirklichkeit flüchtig vorübergehenden Ereignissen den interessantesten oder wertvollsten Moment festhält. Das alles aber kann nur geschehen, indem sie von der Naturwirklichkeit die eine oder andere Seite Preis gibt, Großes ins Kleine zieht, die Tiefe auf die Fläche projiziert, die Bewegung auf den Moment reduziert, das pulsierende Leben auf die tote Leinwand oder in den starren Stein bannt. So kann man eine wirkliche Landschaft nicht ins Zimmer hängen, die entfernte nicht herbeizaubern, den günstigsten Standpunkt dazu nicht so leicht finden, dem Moment schönster Beleuchtung keine Dauer verleihen; die gemalte Landschaft gewährt uns mit allem, worin sie gegen die natürliche zurücksteht, diese großen Vorteile vor derselben; und von welcher Masse interessanter Szenen sieht man die interessantesten Momente in den Räumen eines Museums für immer aufbehalten.

Das sind in der Tat nur äußere aber immerhin sehr wichtige Vorteile der Kunst, die allein schon hinreichen würden, sie mit allen ihren n o t w e n d i g e n Unvollkommenheiten zu rechtfertigen und wodurch wirklich viele m ö g l i c h s t getreue Nachahmungen der Kunst gerechtfertigt werden, bei denen die Kunst eben nichts von Naturweisheit preisgibt, als was sie wegen Unzulänglichkeit ihrer Mittel nicht erreichen kann oder wegen verhältnismäßig zu großer Kosten an Zeit, Raum, Mühe, Mitteln zu erreichen verzichtet. Zu solchen möglichst getreuen Naturnachahmungen gehören nicht nur die Illustrationen von naturgeschichtlichen und ethnographischen Werken, sondern auch Veduten von Gegenden und Porträts von Personen, bei denen es uns mehr interessiert, möglichst genau

zu wissen, wie sie sind als wie sie ein Künstler aus höheren Schönheitsrücksichten hat darstellen wollen. Gehört nun auch all das noch nicht ins höhere Kunstgebiet oder Kunstgebiet in dem engeren Sinne, von dem man sprechen kann, so gehen doch die meisten vorigen Vorteile beim Eintritt in dasselbe nicht verloren, sondern treten mit hinein, verdienen also auch im engern Kunstgebiete keinesfalls unterschätzt zu werden. Fragt man aber endlich nach den höheren Vorteilen, die durch freiere Abweichungen erreichbar sind, so werden wir nicht nur nichts Falsches sagen, sondern es auch mit ziemlich hergebrachten Ausdrücken sagen, wenn wir antworten:

Die Kunst kann uns dadurch, daß sie den sklavischen Anschluß an die Natur aufgibt, in eine höhere, reinere, klarere Welt erheben als die gemeine Wirklichkeit, in eine Welt, worin das Wesen, die Idee, die reine Natur der Dinge, die in der Wirklichkeit nur getrübt, gestört, verworren, unvollkommen oder gar nicht sichtbar ausgeprägt erscheint und seitens der Wissenschaft nur der verstandesmäßigen Einsicht unterliegt, uns unmittelbar anschaulich entgegen leuchtet, in einer Form entgegenleuchtet, welche den Geist leicht anspricht, zu wohltuender Betätigung anregt und unmittelbar mit Lust erfüllt. Damit gewinnen wir auf Kosten der Naturwahrheit, was man höhere Wahrheit nennen kann und nennt. Nur bedarf eine solche Zusammenfassung der ganzen höheren Leistung der Kunst in wenig Worte noch einer genaueren Auslegung und Ausbreitung des Allgemeinen in das darunter befaßte Besondere. Beschränken wir uns auf die Hauptpunkte in dieser Hinsicht.

Die Natur bietet uns vieles, was durch ursächliche, teleologische, ethische, gemütliche, begriffliche, kurz ideelle Beziehungen irgend welcher Art verknüpft ist, so in Zeit und Raum auseinanderliegend oder so durch andere Gegenstände verdeckt oder durch Zufälligkeiten und Nebendinge gestört dar, daß diese Beziehungen sich in der Anschauung nicht leicht noch rein, wenn überhaupt geltend machen können. Insofern es aber ein Interesse oder einen Wert für die Menschen haben kann, sich dieser Beziehungen der Wirklichkeit geistig zu bemächtigen, kann die Kunst dadurch, daß sie die Gegenstände der Wirklichkeit in demgemäß abgeänderter Weise zusammenstellt, zusammenzieht, von Hindernissen der Anschauung, störenden Zufälligkeiten, unwesentlichen Nebendingen und unwichtigen Details frei darbietet, jenem Bedürfnisse entgegenkommen.

Die Kunst kann ferner dadurch, daß sie Dinge der Wirklichkeit vielmehr so darstellt, wie wir wünschen möchten, daß sie wären oder wie sie sein sollten, als wie sie wirklich sind, uns Musterbilder vor Augen stellen, deren Betrachtung uns teils an sich Genuß gewährt, teils unseren Sinn veredelt und unser Streben im guten Sinne richtet; von anderer Seite dadurch, daß sie das Böse der Gerechtigkeit anheimfallend, unverschuldetes Leid sich versöhnend darstellt, unserer Ansicht von einer guten und gerechten Weltordnung dienen.

Die Kunst kann endlich dadurch, daß sie Gegenstände, die zwar nicht in der Welt der äußeren Wirklichkeit wohl aber in der des religiösen Glaubens oder auch nur des Mythus oder Märchens existieren, veranschaulicht, dem

öffentlichen Kultus und der Privatandacht Hilfe bieten, die Schönheitsforderung durch Formen, die in der gemeinen Wirklichkeit nicht zu finden, befriedigen, die Phantasie ernst oder anmutig beschäftigen, und kann selbst die trockne und langweilige Darstellung allgemeiner Begriffe und Ideen in Worten durch Bilder ersetzen.

In Besprechung dieser Verhältnisse spielen drei Begriffe eine Hauptrolle, indem sie die Hauptabweichungen der Kunst von der Natur, wodurch die Kunst ihre höheren Vorteile erreicht, aus verschiedenen, sich ergänzenden Gesichtspunkten bezeichnen und dadurch zu Angelpunkten werden, um welche sich die ganze höhere Kunstbetrachtung dreht: die Begriffe des Stilisierens, Idealisierens und Symbolisierens, Begriffe, welche weder in der Betrachtung der Natur noch der sogenannten nützlichen Künste Anwendung finden.

So groß die Vorteile sind, welche die Kunst über die reine Nachahmung hinaus zu erreichen vermag, darf man doch nicht vergessen, daß ein Konflikt mit den Nachteilen der Abweichung stets bestehen bleibt. Mag also die Kunst stilisierend, idealisierend, symbolisierend von der Natur abweichen, wird es doch nur so weit geschehen dürfen, als es zur Erlangung der Vorteile notwendig ist und als diese in Übergewicht gegen die Nachteile bleiben; ja die Abweichung von der Natur wird so viel als möglich im Sinne der Natur selbst geschehen müssen. Die Kunst mag geflügelte Engel darstellen, weil sie sonst die himmlische Herrlichkeit und Botschaften Gottes an die Menschen nicht darzustellen vermöchte; aber sie wird die Flügel, das Schweben und Fliegen so natürlich als möglich darstellen müssen. Sie wird einem Jupiter, einer Venus eine Gesichtsbildung und Züge geben dürfen, wie sie nirgends in der Wirklichkeit gefunden worden sind und noch zu finden erwartet werden können, aber doch nur solche, welchen die Natur um so näher kommt, je erhabenere und schönere Persönlichkeiten sie darstellt, und die auch, kämen sie wirklich in der Natur vor, den Eindruck der erhabensten und schönsten Persönlichkeiten machen würden. Sie wird in der Detailausführung eines Gemäldes von der Naturwahrheit nachlassen dürfen; aber nur so, daß der naturwahre Gesamteindruck dadurch vielmehr gewinnt als verliert. Sie wird von einer Szene jede Zufälligkeit absondern dürfen, welche die Auffassung des Gehaltes der Szene, um den es uns zu tun ist, stört, alle Gestalten so stellen und gruppieren dürfen, daß wir uns des Sinnes der ganzen Szene leichter als in der Wirklichkeit bemächtigen können, aber es doch nicht anders dürfen, als es die Wirklichkeit selbst tut, wenn sie uns einmal etwas recht klar und deutlich vor Augen stellt; nur daß die Kunst das, was die Natur bloß ausnahmsweise bald bloß nach dieser, bald nach jener Seite tut, als Regel nach allen Seiten zugleich tut und doch nicht weiter tut, als es die Natur im günstigsten Falle auch vermöchte.

Mit all dem freilich wird die Kunst, wenn sie Gott oder als göttlich gedachte Persönlichkeiten u. s. w., darstellen will, weit hinter der Idee zurück bleiben und dadurch in relativen Nachteil Kunstwerken gegenüber geraten,

welche einer an sich niedrigeren Idee vollständiger mit naturwahrer Darstellung gerecht zu werden vermögen. Gewiß ist, daß der Eindruck des eigentümlichen Genügens, welchen die besten realistischen Darstellungen von Gegenständen und Szenen, die noch ganz ins Gebiet der Wirklichkeit gehören, in dieser Hinsicht machen, von idealistischen Darstellungen, welch sich mit überwirklichen Gegenständen befassen, nicht erreicht werden kann. Wogegen realistische Darstellungen von menschlich noch so sehr interessierenden Szenen mit ihrem Anschlusse an die Naturwahrheit die Tragweite und Höhe des Eindruckes nicht erreichen können, welchen die besten idealistischen machen, und keiner gleichen Durchbildung der Schönheit im Einzelnen Raum geben; was nicht hindert, daß manches kleine Genrebild einem großen religiös-historischen Gemälde aus obigem Gesichtspunkte in der Schätzung den Rang abläuft. Ja könnten die Gegenstände religiöser Andacht adäquat dargestellt werden, wer möchte ein Genrebild dagegen hochschätzen; aber der ungeheure Nachteil, in dem das religiöse Bild in betreff der Möglichkeit wahrer Darstellung seines Gegenstandes gegen das Genrebild steht, kompensiert in gewissem Sinne den ungeheuren Vorteil, in dem es gegen dasselbe durch den Wert der dargestellten Idee steht. Da nun die Kunst in derselben Richtung nicht alle Vorteile zu vereinigen vermag, muß man ihr gestatten, sie in der Gesamtheit der Richtungen zu erreichen; und wenn beide Richtungen einander scheele Blicke zuzuwerfen pflegen, verdienen es beide eigentlich nur dadurch, daß sie es tun.

Eine der einfachsten und allgemeinsten Regeln, die man dem Künstler in Sachen unsrer Frage geben kann, ist die, daß er die Wirklichkeit mit seinen Formen nur insoweit überschreite, als er sie mit einer zur Darstellung berechtigten Idee überschreitet, daß er aber auch jenes tue, sofern er dieses tut. So selbstverständlich diese Regel scheint, indem es nur die Regel ist, Darstellungsstoff und Form einander angemessen zu halten, gibt es doch kaum eine Regel, die häufiger verletzt wird, namentlich von erster Seite. Denn nach dem mißverstandenen Prinzip, daß die Kunst Darstellung des Schönen sein solle, meinen viele Künstler, die unschöne Natur verschönert wiedergeben zu müssen, ohne zu bedenken, daß sie damit einen Widerspruch mit der Wahrheit heraufbeschwören, der, rücksichtslos auf Schönheit oder Unschönheit des Gegenstandes, der Schönheit seiner Darstellung Abbruch tut. Nicht minder, nur von anderer Seite her, wird aber die Wahrheit verletzt, wenn überwirkliche Gegenstände in Formen gemeiner Wirklichkeit dargestellt werden. Im Sinne des ersten Fehlers sahen wir Hildebrandt die Storchbeine verdicken und verkürzen und sehen wir in den meisten Bildern sogenannten großen, ja oft kleinen Stils, gemeines Volk in schönen neuen Kleidern, mit idealen Gesichtstypen und in möglichst anmutigen Stellungen dargestellt. Man nennt das wohl auch höhere Wahrheit, was vielmehr höhere Unwahrheit ist. Den zweiten Fehler, doch meist mehr aus Ungeschicklichkeit als aus Prinzip begangen, bieten manche ältere Bilder dar, sofern Gott Vater, die Madonna, das Christkind darin mit gemeinen, ja häßlichen Zügen erscheinen.

In erster Beziehung ist freilich ein Konflikt zu berücksichtigen. Die Lust aus direkter Anschauung von Schönheit und Anmut dessen, was wir vor uns sehen, kann die Unlust aus dem Widerspruche, der in Verletzung der Wahrheitsforderung liegt, überbieten, zumal wenn die Kunstgewöhnung solchen nicht mehr fühlbar macht; und in der Tat hat Kunstgewöhnung uns in dieser Hinsicht viel vertragen gelehrt, fraglich, ob nicht zu viel, und ob nicht eine künftige Kunstgewöhnung die jetzige in dieser Hinsicht rektifizieren wird. Man traue doch der jetzigen nicht gar zu sehr, und sollte überhaupt mehr als es geschieht, überlegen, ob nicht manches, was man für Sache der Kunstberechtigung hält, nur Sache einer Kunstgewöhnung ist, die besser durch eine andere vertreten würde. Es frommt der allgemeinen Geistesbildung nicht, den an sich berechtigten höheren Reiz, der in anschaulicher Erfüllung der Wahrheitsforderung liegt, dem Reize an sich schöner aber unwahrer Formgebung nachzusetzen; wer sich daran gewöhnt, büßt dadurch an Empfänglichkeit selbst für jenen Reiz ein, und verliert im ganzen mehr und Besseres als er durch die falsche Gewöhnung von andrer Seite gewinnt. Mit all dem aber bleibt folgender Gegenrücksicht Raum:

Die Wahrheitsforderung ist der Kunst mit der Wissenschaft gemein, aber für beide von verschiedenem Gewicht. In der Wissenschaft ist ihre Erfüllung wesentlicher Zweck und um jeden Preis von ihr anzustreben, mag sie gefallen oder nicht gefallen; der Kunst ist sie nur ein Hauptmittel zum Zweck, was nie anders als nach untergeordneten Beziehungen andern Mitteln weichen sollte, doch wirklich nach solchen einer Übermacht anderer weichen darf. Zuzugestehen ist, daß eine bestimmte Grenze in dieser Beziehung nicht festzustellen ist, man kann eben nur im allgemeinen sagen, es muß dann geschehen, wenn Vorteile der Verletzung ihre Nachteile überwiegen. Das kann sich für verschiedenen Geschmack verschieden stellen, und gehört zu den Fällen, wo es nicht leicht oder möglich ist, über die größere oder geringere Berechtigung des einen oder andern Geschmackes zu entscheiden; indes man sich doch immer der dabei abzuwägenden Gründe bewußt werden kann. Betrachten wir zunächst nur ein Beispiel.

In der Pieta von Michel Angelo hält eine sitzende Madonna den Christusleichnam auf dem Schoße liegend. In der Pieta von Rietschel hat eine knieende Madonna den Christusleichnam gerade vor sich liegen. Beide Werke lassen sich im Leipziger Museum gut vergleichen, indem sie sich an den entgegengesetzten Enden des Saales gegenüberstehen. Beides sind Werke von großer Schönheit, jedes nur in anderem Sinne, worauf hier nicht ausführlich einzugehen, um nur folgenden Punkt ins Auge zu fassen. Trotzdem, daß das Verhältnis des Christus zur Madonna in der Pieta von Rietschel naturwahrer als in der von Michel Angelo ist, wird man es doch in letzterem Werke entschieden schöner als in ersterem finden, indem der Vorteil der Naturwahrheit dort durch andere Vorzüge hier überwogen wird. In der Pieta von Rietschel ist der Christusleichnam der eines voll ausgewachsenen Mannes, welcher sein natürliches Größenverhältnis zur Madonna hat. In der Pieta von Michel

Angelo aber ist der Leichnam der eines nicht recht vollwüchsigen Mannes, welcher gegen die Größe der Madonna etwas zurücksteht, was naturwidrig ist. Aber mit dieser Naturwidrigkeit erkaufte sich Michel Angelo den Vorteil, den Leichnam auf den Schoß der Madonna legen zu können, die Madonna dadurch in das innigste Verhältnis zu ihm setzen zu können, was an ihr erstes mütterliches Verhältnis zu ihm erinnert und gegenteils dem Leichnam über den Knien eine bewegte Lage geben zu können, wogegen die starre Ausstreckung des Christusleichnams vor der Rietschelschen Pieta sehr in Nachteil steht. Es ist wie Fluß gegen Eis. Man findet in der Tat das Verhältnis in der Pieta von Michel Angelo so schön, daß man über die dabei unterlaufende Naturwidrigkeit wegsieht, ohne dadurch gestört zu werden, wozu freilich zweies mitgehört, erstens, daß die Verjüngung des Christus sehr maßvoll gehalten ist, zweitens, daß man in dieser idealen Sphäre überall gewöhnt ist, von den Forderungen an strenge Naturwahrheit nachzulassen. Weder aber hätte der Christusleichnam sehr viel kleiner sein dürfen, wenn sich nicht die Störung entschieden geltend machen sollte, noch die verhältnismäßige Größe des Christusleichnams der Rietschelschen Pieta haben dürfen, um nicht der Madonna eine zu schwere Last aufzubürden und das Nehmen des Leichnams auf den Schoß selbst widernatürlich erscheinen zu lassen. Die Pieta von Michel Angelo möchte ich überhaupt reicher an Schönheit und diese Schönheit romantischer nennen, als die der Rietschelschen Pieta, indes in dieser die Schönheit sozusagen in eine einfache Natürlichkeit, Würde und Tiefe gekleidet ist, die auch ihren Wert hat. Wer aber kann solche Werke überhaupt mit ein paar Worten erschöpfen wollen!

Anhang: Schönheit und Charakteristik.

In analoger Weise als der Streit zwischen Idealismus und Realismus dürfte sich der, nicht damit zusammenfallende aber sich damit verflechtende, Streit zugleich klären und erledigen, ob die Kunst mehr auf Schönheit oder Charakteristik zu gehen habe, und wiefern das Charakteristische selbst zum Schönen zu rechnen sei.

Charakteristisch nennen wir überhaupt die Darstellung eines Gegenstandes, insofern sie die Momente, die ihn von andern unterscheiden, wahr und deutlich, doch ohne Übertreibung zur Geltung bringt, denn durch Übertreibung wird die Charakteristik zur Karikatur. Eine gelungene Charakteristik gewährt zwei wichtige ästhetische Vorteile, einmal, daß sie durch Erfüllung der Wahrheitsforderung direkt zum unmittelbaren Gefallen an einem Werk beiträgt, zweitens, daß sie der Monotonie entgegenwirkt, welche um so leichter Platz greift, je mehr unterscheidende Züge der Gegenstände weggelassen und diese durch Reduktion auf einen allgemeinen Typus einander verähnlicht werden.

Insofern nun schön im weitesten Sinne heißt, was unmittelbar Gefallen weckt, eine gelungene Charakteristik aber hierzu beitragen kann, wird sie

auch zwar nicht als Schönheit schlechthin, aber zu den Schönheitsbedingungen zu rechnen sein, was nicht hindert, daß sie in Konflikt mit andern Bedingungen treten kann. Ist ein Gegenstand an sich selbst häßlich, so muß er, um charakteristisch dargestellt zu werden, auch als häßlich dargestellt werden: und dann kann uns die Darstellung zwar durch ihre Wahrheit gefallen, aber durch ihren Gegenstand mißfallen. Und so kann die Charakteristik überhaupt zwar nicht der Schönheit einer Darstellung im weitesten Sinne, in deren Bedingungen sie vielmehr mit eingeht, aber den Bedingungen, die außer ihr zur Schönheit beitragen, gegenübergestellt werden. Da man nun für die Schönheit, abgesehen von Charakteristik, eben auch kein anderes Wort als Schönheit hat, so kommt hierdurch die Gegenüberstellung der Charakteristik gegen die Schönheit in einem engeren Sinne derselben, der die Charakteristik davon absondert, zustande. Ob man aber nach dem weiteren Sinne der Schönheit die Charakteristik unter deren Bedingungen mit einrechnen oder nach dem engeren Sinne derselben den andern gegenüberstellen soll, kommt darauf an, ob das Interesse der Betrachtung vielmehr das der Zusammenfassung oder Gegenüberstellung ist. Wo die Gegenüberstellung stattfindet, ist sie jedenfalls im vorigen Sinne zu verstehen.

Fragt man also, ob die Kunst mehr auf Schönheit oder Charakteristik gehen soll, so sagt die Frage nichts anderes, als: soll die Kunst das Gefallen an ihren Werken vielmehr durch Momente, die abgesehen von Charakteristik das Gefallen daran bedingen, wie die Wohlgefälligkeit des Gegenstandes an sich, oder durch die Charakteristik zu erzeugen suchen? Aber diese Frage so allgemein getan, läßt nur die ebenso allgemeine Antwort zu: die Kunst soll überhaupt durch jede Bedingung des Gefallens wirken, wo und so weit eine jede Platz finden kann, jede aber soll in Konflikt mit andern so weit zurücktreten, daß doch der größtmögliche Vorteil des Gefallens im ganzen dadurch erreicht wird, und die Charakteristik macht hievon keine Ausnahme. Insofern sie aber nach ihrer Beziehung zur Wahrheit eine positive Hauptbedingung höheren und rechten Gefallens und durch Verhütung der Monotonie eine nicht minder wichtige negative Bedingung desselben ist, wird sie überhaupt keine starke Verletzung dulden, ohne daß der Verlust größer als der Gewinn ist.

Gewiß ist, daß es Kunstwerke gibt, die hauptsächlich durch ihre Charakteristik ansprechen, und daß es andre gibt, die mehr durch Schönheitsbedingungen, abgesehen von Charakteristik, ansprechen; und man sieht nicht ein, warum es nicht sowohl diese als jene geben soll, da sich nun einmal nicht alle Bedingungen der Schönheit in gleichem Grade vereinigen, und zu gleichem Grade steigern lassen.

Cornelius freilich, — um nur einer Hauptautorität von dieser Richtung das Wort zu leihen — hat unter den Regeln, die er seinem Schüler Max Lohde als eine Art Vermächtnis hinterlassen, auch die: „Streben Sie mehr nach der Schönheit als nach der Charakteristik. Oft wirkt ein einfach schönes Antlitz mehr als alle Betonung des Individuellen.“

Aber man bemerke, daß diese Regel von einem Künstler gegeben ist, der in einem Gebiete, dem idealen Kunstgebiete, schuf, wo das Hauptgewicht eben nicht auf der Charakteristik liegt, und die ihm beistimmen, halten sich im allgemeinen in demselben Gebiete und achten großenteils kein anderes. Immerhin ist zu bedauern, daß eine allgemein gesprochene, doch nur einseitige Regel durch ihren Anspruch seitens einer großen Autorität als allgemeine sanktioniert zu werden scheint. Im Grunde wird die Darstellung selbst der idealsten Persönlichkeit noch so charakteristisch als möglich bezüglich der Vorstellung, die man sich vom Charakter dieser Persönlichkeit zu machen hat, zu halten sein, womit sie nun eben eine ideale wird, so daß hier möglichst weit getriebene Schönheit und möglichst weit getriebene Charakteristik von selbst miteinander gehen, ohne daß von einer Bevorzugung der einen vor der anderen an sich die Rede sein kann. Nur bleibt bei den Hauptgegenständen der idealen Kunst die möglichst weit getriebene Charakteristik immer noch weit hinter dem Gegenstande zurück — denn das als göttlich Vorgestellte läßt sich nun einmal nicht adäquat darstellen, und nach dem Charakter des Idealen selbst verläuft sich die Charakteristik desselben in mehr oder weniger allgemeine Normaltypen, so daß sich hier durch Charakteristik nicht soviel leisten läßt, als durch Schönheitsbedingungen abgesehen von Charakteristik: weshalb ich sagte, daß hier ein größeres Gewicht auf der Schönheit als auf der Charakteristik liege, und man auch hier von Charakteristik gar nicht zu sprechen pflegt. Jedoch auch im idealen Kunstgebiete gilt es nicht bloß ideale Persönlichkeiten, sondern auch Nebenpersonen, untergeordnete Personen mitdarzustellen, wo Schönheit und Charakteristik gar nicht eben so miteinander gehen, als bei den idealsten Persönlichkeiten; und wenn nun, wie natürlich, Cornelius' Regel dahin verstanden wird, daß auch hier, im Konflikt von Schönheit und Charakteristik, die erstere zu bevorzugen sei, so entspricht dies allerdings der vorherrschenden Ausübungsweise der idealen Kunst und dem dadurch gebildeten und darauf eingerichteten vorherrschenden Geschmack, doch halte ich sehr fraglich, ob dieser nicht dereinst als Sache eines überwundenen Standpunktes gelten wird. Denn es ist zwar sehr wahr, was Cornelius sagt, daß ein einfach schönes Antlitz oft mehr wirkt als alle Betonung des Individuellen, und eine Madonna wird nie zu schön und ein Christus nie zu erhaben dargestellt werden können; wenn aber in großen Gemälden alle Personen von niederster bis höchster Stufe in schönem oder edlem Typus gehalten sein wollen, so fangen an Nachteile spürbar zu werden. Meines Erachtens wird die Regel, nur an das in der Vorstellung Ideale eine ideale Darstellung zu wenden, wie es zur Charakteristik des Idealen selbst gehört, immer als Hauptregel festzuhalten sein, wenn schon sie zugestandenermaßen nach untergeordneten Beziehungen auch nachgeben darf; aber nur nach untergeordneten. Wenn man hiegegen untergeordnete Personen wie Hauptpersonen behandelt, so ist dies vielmehr eine Hauptabweichung von der Regel.

Kunstwerke gibt es, die ausnehmend charakteristisch für einen Gegenstand

sind, den sie eigentlich nicht darstellen sollen; was von einer Seite ebensosehr gefallen kann, als es von anderer Seite mißfallen muß, und im ganzen als ein Fehler anzusehen ist; ein Fehler, über den freilich manche Kenner hinwegsehen, denen genügt, daß nur überhaupt etwas charakteristisch dargestellt sei. Ein merkwürdiges Beispiel der Art bietet das in neuerer Zeit mehrfach besprochene sogenannte Schwartzsche Votivbild des älteren Holbein dar. Hier sitzt Gott Vater auf einer Art Großvaterstuhl über Wolken als ein abgelebter Alter mit einem ganz runzligen, halb grämlichen, halb gutmütigen, alles idealen Typus, aller Würde ermangelnden Gesichte da. Nichts kann charakteristischer sein bei Beziehung der Darstellung auf einen derartigen menschlichen Greis, wie es denn unstreitig eine mit vollster Wahrheit aus dem Leben gegriffene Porträtdarstellung ist, welche als solche in hohem Grade interessiert; nichts kann weniger charakteristisch sein, wenn man sich Gott darunter vorstellen soll, ja man findet sich dadurch empört, daß man es doch soll. Einen ähnlichen Fall bietet das Christkind in den Armen der berühmten Madonna des jüngeren Holbein dar, wenn es nämlich wirklich ein Christkind vorstellen soll, wie die Kenner durchaus verlangen, indem es bewunderungswürdig charakteristisch für ein elendes, krankes, menschliches Würmchen ist, hiemit aber die elendest mögliche Vorstellung von einem Christkind gibt; wogegen das Christkind der Raphaelschen Sixtina sehr wenig charakteristisch für ein menschliches Kind überhaupt, um so charakteristischer aber für die Vorstellung ist, die man geneigt ist, sich von einem Christkinde zu machen, dem seine erhabene Vorbestimmung schon aus den Augen leuchtet. Es ist sozusagen ein Wunder von Charakteristik in dieser Hinsicht, da, wie bemerkt, die Charakteristik idealer Persönlichkeiten im allgemeinen weit hinter ihrer Aufgabe zurückbleibt.

Zur Erdkunde und Naturwissenschaft.

35. Natürliche und politische Grenzen.

Von B. Steinecke nach Fr. Ratzel.

Wir sind gewohnt, uns unter der Grenze eine Linie vorzustellen, die haarscharf angibt, wo die Ausdehnung des einen mit dem Raumgebiet des anderen zusammentrifft; jedoch bei genauerer Betrachtung entwickelt sich die Grenzlinie als Grenzstreifen, und eine tote Linie finden wir nur dann, wenn der eine der beiden Körper tot ist. Selbst so deutliche Grenzen wie unsere Haut sind keine genauen Scheideflächen, sondern die Luft reicht bis in die Haut hinein und wird von den Ausdünstungen der Haut beeinflußt. Ähnlich ist es mit der Linie, die wir als Typus einer scharfen Grenze ansehen, mit der Küste. Sie ist nirgends klar ausgeprägt, sondern sie flutet in ewiger Bewegung hin und her; in ernstem Spiel wogen die Wellen heran, treiben Sand an und bröckeln Erde los; außer diesem schmalen Saum, der den Wellen als Spielplatz dient, bezeichnet ein breiterer Streifen das Gebiet von Ebbe und Flut; meilenweit ins Land hinein erkennen wir den Tummelplatz des Streites zwischen dem festen und beweglichen Element: Dünenzüge und zerstörte Inseln, Haffs und Nehrungen, Klippenküsten und Wattenmeere, Marschländer und Inselfelsen bezeichnen ihn; Föhrden, in denen Süßwasser über Salzflut lagert, und Deltaländer, deren Boden aus Fluß- und Meeresschlamm besteht, sind solche Übergänge. Auch die feste Erdkruste ist keine scharfe Grenze zwischen den drei Aggregatzuständen, denn in die Erde dringt Wasser und Luft, Staub durchsetzt die Luft, Schlamm trübt das Wasser, Wasserdampf sättigt die Atmosphäre. Immer entstehen zwischen grenzenden Massen Gebiete, die von beiden Seiten beeinflußt werden, nämlich dazwischenliegende, zeitlich später entstandene Übergangsgebilde.

Die Grenze ist also eine Lebensform, und da alle Lebensformen nimmer ruhen, so ist die Grenze eine Bewegungserscheinung, die uns angibt, wie weit der Kampf um den Lebensraum zwischen den Grenzkörpern augenblicklich gediehen ist.

Gilt das auch für die politische Grenze? Können wir den schwarzen Linien auf der Karte Leben und Bewegung ansehen? Gewiß! Keine Grenze verläuft

ja als gerade Linie, sondern sendet Ausläufer vor, wie der Firn den Gletscher ins Tal vorschiebt, oder sie buchtet sich zurück und zeigt dadurch, daß an dieser Stelle die Lebensbedingungen für den Nachbar günstiger liegen. Jede Waldgrenze hat ihre Vorposten, die Baumgruppen und Einzelbäume, jedes Volk hat seine Vorposten und schickt Ausläufer in fremdes Gebiet hinein als Zeichen, daß hier ein Vorstoß stattfindet, oder die Grenze zieht sich zurück als Zeichen der Schwäche. Solche Vorposten sind zum Beispiel die deutschen Sprachinseln im slowenischen oder tschechischen Gebiet, und man müßte also eigentlich eine doppelte Grenzlinie ziehen, wie wir etwa in fremden Ländern außer unserer Besitzung auch unsere Interessensphäre begrenzen oder wie man in früheren Zeiten die Mark als Grenzwache vorschob. Wir erkennen Grenzen, die sich entgegenwachsen — Rußland und England zeigen sie in Asien —, wo sich an den Wachstumspitzen eine große politische Energie ansammelt; wir erkennen Rückzugslinien, wo jeder Fußbreit Landes von höchstem Wert wird. Zwischen größeren Staaten liegen auch wohl kleinere Zwischengebilde amphibischer Natur; solche Puffer sind die Romanen der Alpen zwischen Deutschen und Italienern, die Polen zwischen den Russen und Deutschen. Wachstum, Zusammenstoß, Rückgang und neues Wachstum folgen einander im strittigen Saume und erfüllen das Zwischengebiet mit Ruinen. Ruinen bezeichnen den Gegensatz zwischen Meer und Land, zwischen Steppe und Fruchtland, zwischen Nomaden und Kulturvölkern, zwischen Islam und Christentum, und am deutschen Rhein zwischen Römern und Germanen, Franzosen und Deutschen. Jedes Land umgibt sich einmal mit einer geschichtlichen Trümmerwelt von kleineren Staaten, die von dem schwachen Ganzen abgebröckelt sind. So ragt unser Deutschland wie ein alter Bau aus seinen eigenen Trümmern hervor; unsere Grenzen erinnern daran, daß wir von Westen zurückgedrängt sind; die Bruchstücke auf der Karte lassen es erkennen, daß sie nicht immer unser Land von den Quellen und von der Mündung des Rheines trennten.

In all unseren Grenzen liegt die Geschichte einer hin- und herschwankenden, vielfach zurückgehaltenen und daher noch unfertigen Entwicklung ausgedrückt. Am ungünstigsten ist unsere Grenze von Passau bis Memel. Zwei gewaltige Massen, mit Millionen slawischer Völker angefüllt, dringen gegen das Innere Deutschlands vor und umfassen das obere Elbe- und mittlere Weichselgebiet. Drei politische Landzungen mit Passau, Ratibor und Tilsit an der Spitze ragen in das slawische Völkermeer, und unsere Sprachgrenze dort gibt Zeugnis von der mächtigen Völkerbrandung. Eine zweite Einbuchtung zeigte unser Reich früher an der Westgrenze, wo die Bastionen von Metz und Straßburg keilförmig gegen uns vorgeschoben waren und unsern Reichsleib einschnürten; hier ist die Grenze jetzt gebessert und springt bei Metz gar gegen Frankreich vor, ein schönes Beispiel dafür, daß Ausläufer wie die spitzen Ecken eines Forts eine feste Stelle des Stärkeren bedeuten. Und diese Vorsprünge müssen mit dem Staatszentrum fest verbunden sein, peripherische Interessen müssen unterdrückt werden, sonst bröckelt das Grenzgebiet ab. Jakob Grimm sagte 1814: „Es liegt

daran, daß Starke an den Grenzen sind." Wie viele kleine und schwache Randstaaten hat Deutschland doch gehabt!

Die beste natürliche Grenze ist das Meer, denn vor dieser Schranke muß der Mensch Halt machen. Darum sucht jeder Staat am Meere Fuß zu fassen. Die Meeresgrenze braucht nicht oder nur in geringem Grade geschützt zu werden; welchen Vorteil hat Großbritannien, haben auch die Halbinselstaaten von dieser natürlichen Schranke, und wieviel äußere Arbeit erspart die Meeresgrenze doch zugunsten der inneren Arbeit! Aber seinen rechten Wert erhält das Meer erst, wenn es nicht nur eine Schranke, sondern auch eine Schwelle ist, wenn es nicht nur völkertrennend, sondern auch völkerverbindend wirkt. Ja, wie kann denn das Meer, das aus einem Erd b e wohner einen Erd u m wohner machte, zugleich eine natürliche Grenze sein? Weil, wie wir gesehen haben, die Grenze nicht die tote Peripherie ist, an der die vom Mittelpunkt wirkende Kraft gleich Null wird, sondern weil gerade an der Grenze die wichtigsten Lebenserscheinungen auftreten. Angelehnt an die Küste kann ein Staat sich ungestört entwickeln; der Kampf gegen das feindliche Element heischt Einigung zu gemeinsamer Kulturarbeit; deshalb schreibt die Sage der verschiedensten Völker ihren Kulturheroen die Besiegung von Meerungeheuern zu. Je besser die Meeresgrenze entwickelt ist, um so mehr befördert sie die Zugänglichkeit; wir konnten die Erde europäisieren, weil unser Erdteil die am meisten entwickelte Meeresgrenze hat, in tausend Krümmungen verlaufend wie die Windungen des Gehirns; Afrika dagegen steht hinter andern Erdteilen großenteils deshalb zurück, weil es keine Meerbusen und Halbinseln hat.

Weil die Küste dem Staate Angriffspunkte für feindliche Überfälle und für Kultureinwirkungen bietet, darum haben die Länder dorthin ihre Stirn gewendet und nach dieser Seite Front gemacht. Alle Länder haben ihre Geschichtsseite; mit der Verlegung ihrer Lage gehen Wendepunkte der Geschichte Hand in Hand; wir erkennen sie an dem Wachstum und Leben der Grenzplätze. Deutschland hat oft seine Front verändert; zuerst war es nach Norden und Osten gerichtet und wandte sich dann für Jahrhunderte nach Süden, um dann vorwiegend nach Westen zu blicken. Glücklich das Land, das nicht von einem mächtigen Nachbar gezwungen wird, fortwährend Grenzwacht zu halten oder gar nach mehreren Seiten auf der Hut zu sein!

Im Vergleich mit dem Meere haben die anderen sogenannten natürlichen Grenzen mehr den einseitigen Wert des Abschlusses. Als gute Grenzen gelten Steppen und Wüsten, die für sich selbst so grenzlos sind, daß man in ihnen Kosakenwälle und chinesische Mauern aufrichten muß. Gleich dem Wüstensande sind die Steppenbewohner immer beweglich; hat man doch noch im neunzehnten Jahrhundert Schutzwälle gegen die asiatischen Nomaden erbaut, und wie oft in früheren Zeiten haben mongolische Reiterhorden Europas heiligste Güter bedroht! Noch immer trennt die Sahara die zwei Rassen Afrikas, und selbst dem Vordringen des Islam hat sie eine Grenze gezogen.

Ebenso abschließend wirken die Wälder, weniger wegen ihrer Bäume als

weil sie die Gangbarkeit des Geländes verschleiern und durch ihre Feuchtigkeit selbst unwegsam sind. Mit welchem Entsetzen spricht Tacitus von den scheußlichen Sumpfwäldern Germaniens, die ja auch wirklich den Römern verderblich wurden! Der Wald hat für den Kulturmenschen eine ganz andere Bedeutung als im Naturzustande; hier ist er ein kulturfeindlicher Ort des Schreckens, in dem das lichtscheue Gesindel der Menschen und Tiere lauert. Waldwildnisse läßt man deshalb ebenso wie Wüsten absichtlich als Grenze liegen, und häufig treffen wir heilige Wälder, die nebenbei die Bedeutung der Grenzsperre haben.

Auch die Flüsse gelten wohl als Grenzen, und bei neueren Grenzregulierungen in unbekannten Gegenden wechselt man fast nur zwischen Flüssen und geraden Linien. Während Washington noch der Erwerbung des Mississippi widerstrebte, der für die jungen, fast zu weit gestreckten Staaten die natürliche Grenze zu sein schien; und während Napoleon I., der gewohnt war, über Europa zu verfügen, im Exil in seinen geographischen Betrachtungen stets den Flüssen die meiste Beachtung als Grenzen schenkte, — erkennen wir doch anderseits die Flüsse als die von der Natur gebahnten Wege des Völkerverkehrs. Nicht nur die thüringischen Staaten, sondern auch größere Länder, wie Österreich, ballen sich um einen Flußlauf zusammen; in früheren Zeiten waren Burgund und das Arelatische Reich ein Staat um die Rhone, im Gegensatz zu der ozeanischen Abdachung, die einen Staat für sich bildete. An unserem Rhein können wir die Bedeutung des Flusses als Grenze erkennen: überall wo er reißend ist, dient er oder diente er bis 1866 als Landesgrenze, wo er aber linder dahinströmt, gehören beide Ufer demselben Staate. Am Rhein und an der Elbe, an der Mosel und am Zambesi hat manches Dorf seine Feldfluren auf der anderen Stromseite, also kann ein befahrbarer Strom keine Stammesgrenze bilden. Wenn wir trotzdem so häufig Grenzflüsse finden, so liegt der Grund an der Wichtigkeit der Flüsse für kriegerische Zwecke; Flüsse sind gute Verteidigungslinien und daher gute politische Grenzen, niemals aber natürliche.

Unbewohnte Gebirge sind als Grenzen den Wäldern gleich; die alten Römer nannten die Mittelgebirge überhaupt nur nach dem Walde, der sie bedeckte. Bewohnte Gebirge wirken dagegen niemals abschließend, und auch die Hochgebirge sind keine hemmende Steilwand, sondern wirken hauptsächlich durch die Zersplitterung der Massen, die vor den einzelnen Bergzügen eintreten muß. So haben die Pässe ihre kriegsgeschichtliche Bedeutung erlangt, weil der Mensch in seiner Trägheit nur in der äußersten Notwendigkeit das Gebirge beschreitet. Machten doch die Römer lieber große Umwege, als daß sie sich um einen Simplon, Gotthard, Gemmi, Grimsel oder Furkapaß bemüht hätten! Wenig geschartete Gebirge, wie die Pyrenäen, sind gute Völkerschranken; andere, wie die Alpen, sind keine gute Grenze. Unsere deutsche Grenze ist weder in den Alpen noch im Erzgebirge günstig, denn überall gehört die Kammhöhe den südlichen Nachbarn, ja diese greifen sogar auf unsern Abhang hinüber.

Die militärische Erwägung der in den Gebirgen durch Steilheit, Wegearmut, Mangel an Lebensmitteln und Rauheit des Klimas bedingten Schwierig-

keit der Kriegführung gibt bei den Gebirgen den Ausschlag. Wie nun der Belagerte vom Wall herabsteigt, um vor der Festung auf günstigem Kampfplatz dem Feinde zu begegnen, so legt jeder Staat auch noch Wert auf die „Glacis" der Gebirge; und was ist die blutgetränkte lombardische Ebene, was ist Navarra anders als das Glacis des Alpen- und Pyrenäenwalles? Bei näherem Zusehen stellen sich viele unserer Hauptschlachtfelder als Ebenen heraus, auf denen die Wallgrenze eines Gebirges verteidigt wird. Überhaupt sind Gebirge geschichtlich Defensivstellungen, während Meer und Steppen die Stätten großer Offensivbewegungen und weitreichender Unternehmungen sind.

So findet in dem großen Kampfe um Raum endlich ein Ausgleich statt. Der bewohnbare Raum wird hinausgeschoben, der unbewohnte Raum wird kleiner. An der Grenze des bewohnten Raumes wohnen meistens Völker, die dahinsterben, sobald sie in Berührung mit höherer Kultur kommen. Ganze Stämme siechen dahin und verschwinden, und wenn der Menschheit neue Grenzen gegeben werden, wenn ein neues Zeitalter anbricht, dann sinken Generationen ins Grab im Kampfe mit den veränderten Lebensbedingungen. Aber irgendein neues oder altes Zentrum — mehrmals war es Rom — strahlt seine Wirksamkeit aus, die Grenzen ziehen sich weit zurück, und entsprechend weitet sich der menschliche Geist. Im Kampf mit der Natur paßt er sich ihr an und zwingt sie, sich ihm zu beugen; im Verkehr mit andern Völkern durchdringen sich Stämme und Wesen, und es entstehen Randvölker der Erde, Pioniere menschlicher Kultur, Grenzstämme mit den guten und schlechten Eigentümlichkeiten der Mischlinge. Ist nicht schließlich die gesamte Menschheit ein Grenzvolk zwischen toter Materie und lebendigem Geist?

36. Europas geographische Mitgift.

Von A. Kirchhoff. Länderkunde von Europa. 1887.

So gewiß aller Kulturfortschritt auf Erden in der Mitteilung glücklicher Gedanken, wohltätiger Erfindungen von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk beruht, so gewiß muß Europa gepriesen werden, daß es zunächst dort für solche Empfängnis trefflich ausgestattet war, wo die frühesten und wichtigsten Kulturanregungen zu gewärtigen waren, in seinem Süden. Hier wehen milde Lüfte, hier ging der Mensch niemals auf in sklavischer Arbeit um den Erwerb der täglichen Nahrung, immerdar wurde die Mühe um Fristung des Daseins zugleich gefordert und erleichtert, so daß es weder an Sporn zur Tätigkeit noch an holder Muße zur Ausbildung des Geistes fehlte. Gerade Südeuropa vereinigte mit der Empfänglichkeit seiner geweckten Bewohner für Neues aus der Fremde eine ganz einzige Begünstigung der Zufuhr von Waren wie Gedanken; es hat den reichsten Anteil an der Küste des echtesten aller Mittelmeere, und dieser sein Anteil ist nicht bloß ausgezeichnet durch Länge der Küstenlinie, sondern auch durch deren buchtenreichen Verlauf, viele treffliche Häfen, eine scharfe Sonderung der Landmasse in recht selbständige Glieder, in grellem Gegensatz

zu dem einförmigen Gegengestade Afrikas. So war für eine starke Einwirkung von außen her ebenso gesorgt wie für eine mannigfaltige Aufnahme des Dargebrachten, die auch allerorten fern blieb von unselbständiger Nachahmung; denn das ist der Vorzug der Kulturspenden über Meeresflächen, daß sie leichter geschehen als die, welche mit festländischem Hemmnis ringen, daß sie aber trotzdem eine eigenartige Verarbeitung des Gebotenen ungestörter sich vollziehen lassen. So kam denn, was man am Nil und am Euphrat ersann, über die weite Fahrstraße des Mittelländischen Meeres her an unser Südgestade; jeder Buchstabe, den wir schreiben, erinnert an diesen segenvollen Kulturweg, auf dem vor Jahrtausenden phönizische Händler Güter suchend Gutes schufen. Aus dem Wildling europäischer Gesittung ist zuerst am Mittelmeer durch Pfropfreiser aus dem Morgenland ein edler Fruchtbaum geworden, der bald kräftiger gedieh als die Mutterpflanzen im Osten. Reineren Geschmacks, unter besser gezügelter Phantasie gestaltete sich die Schöpfung griechischer Künstlerhand gegenüber dem Vorbilde; frei von Despotie und stärker erblühte darum das Gemeinwesen auf diesseitigem Boden. Marathon und Salamis zuerst bewiesen, daß die Schüler zu besseren Meistern herangediehen waren; der Alexanderzug und die Bezwingung des Orients durch Rom besiegelte die Überlegenheit des Westens.

Frankreich war seit Cäsar das Land der Übertragung höherer Bildung aus dem Süden nach dem Norden, und das ganze Mittelalter hindurch vollzog es diese Mission in Staat und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft. Als dann aber um die Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts die großen überseeischen Entdeckungen gelangen, da traten die Gliederungen unserer ozeanischen Außenseite — vordem fast nutzlose Zacken und Landfetzen am Rande des Erdkreises — plötzlich in sehr kräftige Betätigung. Auch die mediterrane Gliederung unseres Erdteils verhielt sich nicht bloß passiv. Man braucht nur an die Taten der Griechen und Römer zu denken. Ja, wenn wir uns weiter erinnern an die Glanzzeit der Handels- und Herrscherstellung Genuas und Venedigs im Mittelalter, an das dauernde Hinausziehen der Spanier, Franzosen und Italiener nach den ihrer Heimat gegenüberliegenden Küstenländern Afrikas, an die damit Hand in Hand gehende Nebenbuhlerschaft der heutigen europäischen Südwestmächte um Küstenbesitz in Nordafrika, so will uns die mediterrane Gliederung nicht minder triebkräftig dünken auf den maritimen Unternehmungsgeist ihrer Bewohner, als sie einst anziehend wirkte auf asiatisch-afrikanische Nachbarn. Indessen von dem alten Ibererlande bis nach Norwegen ward der Weckruf zu überseeischen Taten seit der Normannenzeit in unvergleichlich großartigerer Wirkung laut als an jenem eingeschlossenen Becken. Von hier, besonders von der britischen Inselgruppe, gingen jene Großstaaten aus, welche die vorher ungekannten Festlande, Amerika und Australien, bekannt machten und die transatlantischen Erdräume durch Kolonisation an Europa ketteten. Der hier erregte Wagemut, wie er zuerst die kühnen Nordlandsrecken über Island nach Grönland trieb, hat unserm Erdteil erst den wirklichen Genuß des hohen Vorrangs beschert, die Mittellage auf der landreichsten Erd-

hälfte einzunehmen, folglich alle Küsten auf dem Seewege am leichtesten erreichen zu können, ein Vorteil, der sich durch die Ausführung eines Panamakanals neben dem Suezkanal noch beträchtlich fühlbarer machen würde. Die Überlegenheit der ozeanischen Außenseite im Seeverkehr offenbart sich am deutlichsten dadurch, daß ihr von der europäischen Handelsflotte an Tonnenzahl zurzeit 84 Prozent, der mittelmeerisch-pontischen nur 16 Prozent gehören.

Vielseitig hat also die wagerechte Gliederung Europa gefördert. Sie hat in den Jahren der Unmündigkeit Erzieher herbeigeführt, im kräftigen Mannesalter die Kultur hinaustragen lassen, daß aus ihr über den Rücken des erdumspannenden Meeres hinweg die Weltkultur zu erwachsen begann. Sie hat nicht an allen Küsten gleichzeitig und gleichmäßig ihren Segen ausgebreitet, hat stellenweise lange geruht, hat immer erst auf den rechten Augenblick und das rechte Volk warten müssen, welches ihre Lockung verstand, hat aber auch selbst endlich dazu geholfen, den Bewohnern Mut zum Kampf mit den Wogen samt überseeischer Tatenlust einzuflößen, sie reich dafür bezahlt mit Macht und Reichtum, mit der ewigen Frische an Leib und Seele, wie sie seefahrenden Nationen eigen ist. Wo Tiefebenen und schiffbare Ströme der Seeküste sich anschließen, dringen diese günstigen Wirkungen tiefer ins Binnenland ein, ersetzen sogar die minder ausgedehnte Küstengliederung, wie am Schwarzen Meer im Gebiet der Donau und der südrussischen Flüsse.

Und noch zu einem andern, sehr bezeichnenden Charakterzug Europas haben die außerordentlich zackigen Küsten beigesteuert, zur hohen Verdichtung der Bevölkerung. Reich an Küste und Tiefebene wie kein Landraum ähnlicher Größe, in allen seinen älteren und stetig fortentwickelten Kulturgebieten von einer hochgesteigerten Volkswirtschaft belebt, vermochte Europa seine Volksdichtigkeit höher zu steigern als jeder der übrigen Erdteile. Erwägen wir dabei, daß das allervornehmste Mittel die Volkszahl zu erhöhen in einer geordneten, kulturfördernden Staatsleitung besteht, so begreifen wir, daß die zurzeit noch dünn gesäte Bevölkerung der Balkanhalbinsel, der das Türkenjoch erst nach und nach vom Nacken genommen wird, daß die ähnlich undichte Bevölkerung des vor wenigen Jahrhunderten noch ganz barbarischen Rußland und Rumänien gewiß noch einer bedeutenden Vermehrung fähig ist, die denn auch namentlich in Rußland schon stark sich betätigt.

Schon heute nimmt Europa die zweite Stelle unter den Erdteilen ein mit einer Volkszahl von 390 Millionen. Unser Erdteil umfaßt demnach etwa ein Viertel der Menschheit und übertrifft selbst Asien durch seine mittlere Bevölkerungsdichtigkeit von 39 auf einem Quadratkilometer fast um das Doppelte.

Europas Machtstellung beruht nicht zum wenigsten darauf, daß es mehr Menschen beherbergt als außer Asien die ganze übrige Erde zusammen. Aber diese große Anzahl von Menschen erhält dadurch noch mehr Bedeutung, daß sie sich so eng zusammendrängt. Der friedliche Kampf der Arbeit um des Lebens Güter ist somit hier gewaltig verschärft; das hebt zugleich mit dem Fortschritt der Arbeitsteilung die Güte der Arbeit. Den einzelnen tritt das zur Nach-

eiferung antreibende Beispiel anderer in Europa durchschnittlich am nächsten, mit dem Fleiß wird der Ehrgeiz gestachelt; kein guter Gedanke geht leicht verloren, vollends seitdem in unseren Tagen eine noch nie dagewesene Verkehrsbeflügelung die Massen täglich untereinander mischt. Hunderte von Millionen fleißiger Hände, denkender Köpfe regen sich auf Erden allein im Umring unseres kleinen Erdteils so unablässig und mit so umfassender Benutzung aller Fortschritte der Menschheit, die im allseitigen Wechselverkehr Europa, dem Hauptziel der großen Verkehrsstraßen, unfehlbar zugehen, um daselbst sich durch das lebhaft pulsierende Geäder des innern Verkehrs nach allen Richtungen zu verbreiten. Stets empfangend und stets das Empfangene veredelt zurückgebend, ist Europa auch im Welthandelsgetriebe das Herz der Erde. Seine Kauffahrtei verhält sich an Schiffstonnenzahl zu derjenigen der gesamten übrigen Erde wie 3 : 1, der Wert seines Außenhandels beträgt sieben Zehntel der Ein- und Ausfuhrbewegung aller Länder. Vornehmlich Roherzeugnisse der heißen Erdstriche einführend und Kunsterzeugnisse ausführend, muß Europa das Arbeitshaus der Welt genannt werden. Seine 40.000 Handelsschiffe befahren alle Meere, landen an allen Küsten; sie sind befrachtet mit dem Arbeitsgut seiner rastlos schaffenden Söhne und bringen heim, was die Sonne mehr gütig als neidisch ihnen selbst versagte. Zwar streuen keine Baumwollmalven auf weitgedehnten Feldern vor den Fabriken von Manchester oder Mülhausen die ersehnte Faser aus, von welcher der meiste Reichtum unserer Zeit stammt; es ist uns nicht vergönnt, gleich den Südseeinsulanern das Brot mühelos vom Baum zu brechen; aber dafür sind wir auch glücklich frei von Fieberseuchen, von mattherzig träumerischer Sinnesart, wie sie die heißfeuchte Tropenluft zeitigt. Unserm Erdteil ist das menschenfreundlichste Klima zuteil geworden, das nicht bloß seine Fluren und Wälder mit Regen und Sonnenschein zur rechten Zeit bedenkt, sondern vor allem den Menschen denklustig und schaffensfreudig erhält. Nur durch die mittleren Breitenlagen Asiens und Nordamerikas und nur in schmalen, unzusammenhängenden Streifen waltet der erfrischende, nie ausschreitende Gegensatz kalter Winter und warmer Sommer nach deutscher Art, wie wir ihn wirksam sehen vom portugiesischen Strand bis ins südliche Skandinavien, von Irland bis an den südlichen Ural. Er hat seinen Teil daran, daß vom Zeitalter des Sokrates bis zu demjenigen Kants alle großen Gedankenschöpfungen europäischer Herkunft waren und noch gegenwärtig allein die transatlantische Tochter mit der Mutter Europa wetteifert auf dem Gebiete epochemachender Erfindungen. Es liegt eine Art Wahlverwandtschaft vor zwischen dem gesunden, maßvollen Klima unseres Erdteils und der nüchternen, verständigen, dem Sinnlichkeitsjoch fernen, sinnigen und doch tatkräftigen Weise seiner Bewohner, ihrer „Sophrosyne".

Trotz all dieser Gleichartigkeit guter Gaben ist aber ein köstlicher Grundzug europäischer Bodenbildung auch mit eingeprägt auf seine Bewohner, die wundervollste Mannigfaltigkeit. Selten fallen in Europa die Grenzen der Staatsgebilde mit den Wohnräumen der Völker im ethnographischen Sinne

zusammen. Nationalstaaten, in denen nur eine Zunge klingt, gibt es gar wenige, die Niederlande, Dänemark, Portugal, nahezu Italien; in Rußland entsteht ein solcher, aber nur durch Aufschlürfen vieler Nationalitäten. Wir nehmen eine Bodenkarte zur Hand, und bald wird uns klar: hier sind gleichsam die Hohlformen zu bemerken, in die des Schicksals Fügung kunterbunt Menschen verschiedenen Schlages hineindrängte, in denen aber durch den natürlichen Einfluß gleichmäßigen Klimas, also auch ähnlicher Erzeugnisse und Lebensgewohnheiten, vornehmlich aber durch die Einheit der Interessen und die Gleichheit wirtschaftlicher Bedingungen, durch das hieraus stammende Bedürfnis gemeinsamer Gesetze und gemeinsamen Schutzes nach außen Staaten sich ausformten, welche ausgleichend wirkten auf die Sprache, ja auf die Rassenunterschiede.

So spiegelt sich in den Staatengrenzen Europas überall dort, wo wir die Zustände gefestigt oder doch zukunftssicher finden, vorwiegend die Umriß- und Bodenbaugliederung ab. Wir sehen Insel- und Halbinselstaaten vor uns, kleinstaatliche Verbände in Mitteleuropa, wo die echt europäische Vermählung von Vielartigkeit und Einheit ihren Höhepunkt erreicht, den einzigen Staat von massiger Kontinentalität in unserem Osten, wo auch die Natur asiatisch massig wird. Wo bietet sich anderwärts eine solche Fülle staatlicher und nationaler Gestaltungen auf gleich engem Raume, wie in Europa! Daher unser ewig bewegtes Leben, tägliche Gefährdung und Anregung, der dauernd fließende Quell von Europas Fortschritt.

37. Das Meer im Leben der Völker.

Aus A. Kirchhoff. Mensch und Erde. 1901.

Die einzige absolute Großmacht auf Erden ist das Meer. Aus dem Meeresschoß erst ist das Land geboren worden, und der Hauptsache nach ist die Erde immer noch ein vom Meere umwogter Planet. Auch den geheimnisreichen Ursprung des organischen Lebens werden wir uns als ein folgenschweres Begebnis innerhalb der Meeresflut aus jener Zeit zu denken haben, da es noch kein Land gab und unzertrennt ein einziger Ozean die Erde umgab als konzentrische Hohlkugel gleich der ihn selbst einschließenden Atmosphäre. Aber der Mensch, dessen Ahnen im Tertiäralter wohl früchteverzehrende Waldinsassen gewesen sind, war selbstverständlich von Anfang an ausschließlich Landbewohner.

Das Meer kann auf den Menschen, als er es zuerst erblickte, nur abschreckend gewirkt haben mit seiner Ungastlichkeit und mit den jähen Gefahren, durch die es das Festland bedrohte, mit der hochaufspringenden Brandung, den überschwemmenden Fluten und furchtbarem Sturmwetter. Dem mit elementarer Gewalt andrängenden Feinde gegenüber sah sich der wehrlose Mensch in die Verteidigungsstellung zurückgedrängt, zumal an Flachküsten, wo das Steigen und Fallen des Meeresspiegels weithinfegende Gezeitenströmungen erzeugt. Plinius hat uns ein dramatisches Bild dieses alten Kampfes mit dem Ozean überliefert, als das deutsche Nordseegestade noch des schirmenden Deichbaues

entbehrte. Alltäglich, berichtet er, setzte der Flutstrom das Land der germanischen Chauken unter Wasser, daß die Bewohner, in ihre Hütten geflüchtet, Seefahrern glichen, bis dann der Ebbestrom einsetzte und die Leute wie Schiffbrüchige aus ihren engen Behausungen lockte, um Fische aus dem zurückweichenden Meerwasser zu fangen oder ausgeworfenen Seetorf vom feuchten Wattengrunde aufzulesen. Hier wird der Streit gegen das Meer schon mit vervollkommneten Hilfsmitteln geführt; die Chauken hatten bereits auf selbst aufgeführten Hügeln, auf „Wurten", einen Baugrund für ihre Hütten geschaffen, ähnlich den Halligbewohnern. Es brauchte nur noch der „goldene Reif" des Deichwalles gezogen zu werden, um den amphibischen Gürtel des Wechselspiels der Gezeiten als weide- und weizenreichen schweren Marschboden dauernd dem Festlande zu gewinnen. Welchen Segen hat dieser Triumph unseren Küstenbewohnern eingetragen, seit der Friese nach dem letzten Spatenstich dem Meer das Siegeswort zurief: „Trutz nun, blanker Hans!" und es heißen durfte: „Deus mare, Batavus litora fecit!" Der Erfolg steifte den freiheitsstolzen Nacken. Der Deichbau forderte unablässig gemeinsame Arbeit, tatkräftiges Zusammenwirken war nötig, darum entfaltete sich hinter den Deichen der den selbstsüchtigen Einzelwillen bändigende ehrenfeste Gemeinschaftsgeist, der alle staatliche Ordnung trägt, ganz ähnlich wie Jahrtausende vorher hinter den Damm- und Kanalbauten am unteren Hoangho, in Babylonien oder am Nil.

Ungleich wichtiger jedoch erscheint jener entscheidende Schritt, den der Mensch in ferner Vorzeit tat: er bezwang das Grauen vor dem Unbekannten und vertraute sich kühn dem feindlichen Elemente selbst an, um die wogende, endlose See zu befahren auf gebrechlichem Floß, im ausgehöhlten Baumstamme oder im roh gezimmerten Boot.

Was in aller Welt trieb ihn denn aber zu dem tollkühnen Wagnis? Recht oft wohl der Hunger, dieser finstre, allgewaltige Erzieher der Menschheit; oft auch mag die Flucht vor einem feindlichen Stamme erfinderisch gemacht haben, daß man die trügerische See als zeitweiligen Zufluchtsraum dem sicheren Ende vorzog. Schlug dann aber ein Volksstamm seinen Wohnsitz für die Dauer am Strande auf, so erzog ihn zweierlei zu allmählicher Vertrautheit mit dem Meere: der Schatz des Küstenmeeres an verwertbaren Seetieren und winkende Gegenküsten oder beides zusammen. Die Kolonisation der Hellenen rückte den Thunfischzügen entgegen und ging vom Ägäischen Meer längs dem pontischen Strande Kleinasiens vor, wie diejenige ihrer nautischen Lehrmeister, der Phönizier, durch das Vorkommen der für ihre Färberei unentbehrlichen Purpurschnecke an den verschiedensten Uferstrecken des Mittelmeers beeinflußt worden war. Ja wir begegnen Völkern, die gleich Seevögeln fast ausschließlich von Seekost leben und am Lande nur wohnen, zum Beispiel den Feuerländern.

Auch bei uns in Europa hat sich ein überwiegend der Küste angehöriges Schiffervolk aus den Dänen herausgebildet, seitdem ein Teil von ihnen unter dem treffenden Namen der Wikinger, das heißt der Fjordenleute, an Norwegens Strand Siedelungen gründete zwischen einem überaus fischreichen Meer und

den öden Fjelden. Die Normannengeschichte entrollt uns dazu ein eindrucksvolles Bild, wie aus kühnen Seefahrern auch leicht Seeräuber werden. Die Normannen verlegten ihre Raubzüge bald vom heimischen Strand in ferne Lande, wozu die freie Weite des Meeres den Mutigen einlud, und betraten brandschatzend und erobernd die Küsten. Gleichwie in den Wüsten gilt auf dem Meer der Satz, daß verführerisch reiche Beute den Wagehals zum Überfall lockt, zumal wenn Ortskunde und ein sicherer Bergeplatz des Raubes Erfolg verheißt. Die dalmatinische Küste mit ihren günstigen Ausfallstoren und Schlupfwinkeln, ihren versteckten Felsbuchten und engen Seegassen war deshalb schon im Altertum ein ständiger Sitz der Piraten. Gelegenheit macht nicht nur Diebe, sondern erzieht auch Räubervölker.

Daß Buchten- und Inselreichtum die Bewohner nautisch anregt, kann nicht bezweifelt werden. Am insel- und halbinselarmen Küstensaum Südamerikas trafen die Entdecker nichts als Floßfahrt, abgesehen von den Rindenkähnen der Feuerländer; wo dagegen die westindische Inselreihe an das Festland ansetzt, hatten die Kariben bereits seetüchtige Schiffe, die sie mit Steuerrudern lenkten und unter Baumwollsegeln dahingleiten ließen; sie waren gefürchtete Seeräuber und hatten die Eroberung der Antillen begonnen. Unter den asiatischen Seefahrervölkern stehen die des umfangreichsten Tropenarchipels frühzeitig allen anderen voran. Dabei ist die polynesische Abart der lichtbraunen Rasse entstanden, die von allen Zweigen unseres Geschlechts am engsten verknüpft ist mit dem Weltmeer; ewig die balsamische Seeluft atmend, früher schwimmen lernend als gehen, leben diese Menschen auf ihren schmalen Koralleneilanden ein ganz amphibisches Dasein, fast wie auf festgeankerten Schiffen in hoher See.

Endlich welch eine glänzende Reihe von Leistungen der Schiffahrt tritt uns vor die Seele, wenn wir hinüberblicken nach Griechenland, Italien, der iberischen Halbinsel und nach den atlantischen Gestadeländern Europas! Die Mittelmeerschiffahrt ward früher erweckt, indessen die atlantische wuchs schon im Altertum höher, denn sie hatte mit einem ungleich gefährlicheren Meere zu ringen. Mit den soliden Kettenschiffen der Veneter in der heutigen Bretagne aus dicken Eichenplanken mit eisernen Ankerketten und Ledersegeln konnten griechische oder römische Kauffahrer nicht wetteifern. Die Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Überfahrten der Normannen in ihren großen Ruderkähnen, den schwarz geteerten „Seerappen“, zwischen Norwegen und Grönland sind mannhaftere Leistungen gewesen als die Fahrt der Kolumbus-Karavelen im ruhigeren Südmeer mit dem Kompaß als Leiter.

Nun darf man aber das Verhältnis der Menschen zur Küste nicht als einen naturgesetzlichen Zwang auffassen, denn der Mensch ist kein Automat und verhält sich zu den Naturanregungen seiner Heimat bald wie ein gelehriger, bald wie ein teilnahmsloser Schüler. Das Wasser des heutigen Welthafens von New York diente einst den Indianern bloß zum Sammeln eßbarer Muscheln, und an derselben Küste, die einst die Norweger zu so kühnen Schiffern erzog,

leben die Lappen weiter als armselige Fischer. Die Angelsachsen vertieften sich in Britannien so ganz in die Kämpfe mit den Kelten, danach in Landbau und Viehzucht, daß sie der See völlig den Rücken kehrten und Alfred der Große seine Schiffe auf deutschen Werften bauen lassen mußte.

Wagt es aber der Mensch, seine Kraft zu messen mit der elementaren Übergewalt des Meeres, erwählt er dieses Ringen mit Sturm und Wogenschwall sogar zu seinem Beruf, dann gilt von ihm vollauf das Dichterwort: „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken." Das Seemannshandwerk stählt Muskel und Nerv, übt Sinnesschärfe, Geistesgegenwart, steigert mit jedem neuen Triumph menschlicher Klugheit über rohe Naturkraft den Mut überlegten, furchtlosen Handelns. Wie scharf beobachtend späht das verwetterte Antlitz unserer Matrosen unter dem Südwester in die Ferne, wie wortkarg, aber tüchtig und tatbereit ist ihr ganzes Wesen! Dem scheinbaren Phlegma im Ruhezustand entspricht vom Augenblick der Auslösung der bisher latent zusammengehaltenen Kraft die Energie und die erstaunliche Ausdauer der Leistung. Ergreift dann infolge wachsender Vertrautheit mit dem Ozean und dem Erdganzen ein größerer Kreis den Seehandel und überseeische Kolonisation, so teilt sich dem ganzen Volke etwas mit von dem frischen Unternehmungsgeist, dem Wagemut und dem durch Berührung mit Fremden erweiterten geistigen Horizont. Was für ein Gegensatz besteht doch im Altertum zwischen dem braven aber engherzigen Spartaner, der, durch sein im Ausland nicht kursfähiges Eisengeld vom Überseeverkehr auch künstlich abgeschrankt, zwischen den Gebirgsmauern seines Eurotastales konservativ fortlebte, und anderseits dem ionischen fortschrittlichen Schifferstamm, den in ägäischer Seeluft gebadeten Athenern voll fröhlichster, in schrankenlose Weite strebender Tatenlust!

Wie vielseitig hat der Seeverkehr unser Wissen und technisches Können in Anspruch genommen, angeregt und gefördert! Zum größten jedoch führte das Weltmeer den Menschen hinan, indem es ihn die Erde als Ganzes kennen lehrte, durch den Welthandel die Wirtschaft der einzelnen Völkerkreise zur Weltwirtschaft verknüpfte, die Trennung der Menschenstämme nach Kontinenten überwand und schließlich eine geistige Verbindung der gesamten Menschheit anbahnte. Daß der Welthandel hierbei die Führung übernahm, versteht sich aus der nicht bloß bösen Macht der Gewinnsucht.

„Unfruchtbar" nannte Homer die See, und doch wie viel Güter beschert sie den Menschen, aus eigenem, nimmer versiegenden Schatz, noch mehr dadurch, daß sie die Schätze der ganzen Erde über ihre spiegelnde Fläche geleitet mit denkbar geringster Beeinträchtigung ihrer Marktfähigkeit. Ein Abglanz davon breitet sich über die Gestadeländer aus; an der Berührungslinie zwischen Land und Meer zeigt sich naturgemäß am offenkundigsten des Meeres Segen für die Menschheit.

Diese Vorteile will jeder Staat für sich haben und sucht deshalb sein Gebiet zum Meere auszudehnen. Denn wer einen Fuß am Strande hat, kann seine Schiffe um die ganze Erde senden. Welche Machtfülle in Seehandel, See-

herrschaft und Kolonisation bis an die entlegensten Gestade hat im Altertum Milet, im Mittelalter Genua entfaltet! Ferner verleiht dem Staat das Meer drei der besten Gaben: Unabhängigkeit, Einheit und Machtfülle. Das Meer ist unbewohnbar und somit die sicherste Schutzmauer für einen Staat. Wie viel minder verbürgt erschiene die Freiheit des größten Freistaates, wenn die Union zur atlantischen Küste nicht auch die pazifische errungen hätte! Ein allseitig meerumschlungenes Staatsgebiet wie das britische oder das japanische kann nur punktweise, nämlich nur durch Flottenangriff berannt werden. So sichert die Küstengrenze dem Lande die Unabhängigkeit.

Seehandel wie jede über See drängende Tätigkeit, sei es Großindustrie oder Kolonisation, führt mehr als irgend etwas anderes zur Verflechtung einer Nation mit der weiten Welt, schweißt aber zugleich die binnenländischen Staatsteile fest mit der Küste zusammen, über die allein der lebendige Austausch zwischen daheim und draußen geschehen kann, schmiedet folglich mit den Hammerschlägen des Begreifens der Zusammengehörigkeit die Teile zum Ganzen.

Das fühlen wir Deutschen in der Gegenwart kräftiger denn jemals. Kein Hohenstaufe kehrt mehr den deutschen Küsten gleichgültig den Rücken, um Romzüge über die Alpen zu führen; keine Hansa streicht mehr unmutig die Flagge, weil es ihren ruhmwürdigen Taten an Sicherung durch Reichsschutz gebricht. Eine wachsende Panzerwehr unter deutscher Reichsflagge schirmt unsere Handelsschiffe auf allen Meeren, leiht jeder redlichen Unternehmung deutscher Reichsbürger in und außer unseren Schutzgebieten ihren schützenden Arm bis zum fernsten Strand. So strömen, vor feindseligen Unbilden bewahrt, die von deutscher Betriebsamkeit verdienten Güter der Welt über die Schwelle des Meeres in alle Gaue unseres Vaterlandes, steigern den Wohlstand unseres Volkes zu vordem nie erreichter Höhe, erweitern segensvoll seinen geistigen Gesichtskreis und nähren die staatliche Macht. Auch unseres Reiches Herrlichkeit liegt stark verankert im Weltmeer.

38. Tellurische Auslese.

Aus A. Kirchhoff. Mensch und Erde. 1901.

Daß so oft die Wohnflächen von Völkern mit natürlich geschlossenen Landräumen zusammenfallen, ist eine nicht vom Urbeginn her gegebene, sondern geschichtliche Tatsache. Rein geschichtliche Zufälligkeiten sind es indessen auch nicht gewesen, die in Gestalt von Völkerwanderungen, Eroberungen, Staatsschöpfungen jene Länder mit ihrem Volk erfüllten. Dazu half die Ländernatur selbst mit, teils durch die Bestimmtheit ihrer Grenzumhegung, teils durch gewisse Beeinflussung der in diesem Grenzgehege dauernd Angesiedelten. Es gibt Wahlverwandschaften zwischen dem Volk und seiner Heimat. Das Russenvolk wäre uns z. B. undenkbar auf englischem Boden, das britische auf russischem. Der russische Bauer, der seit unvordenklichen Zeiten sich an das in Sommerhitze und Winterkälte schwankende Klima Osteuropas, ohne es zu wissen, immer von

neuem angepaßt, indem er sich in seinem Dampfbad krebsrot erhitzt und danach unbekleidet im Schnee wälzt, ist ein natursinniges Kind der zentralrussischen Waldung; beim einsamen Weilen in kleinen Walddörfern wurde er Zimmermann, Wagner, Kunstschnitzer in einer Person, und ward im endlos erscheinenden Raum ein abenteuerlustiger Wanderer; im Winter nutzt er Frost und Schnee, selbst pfadlose Moräste zu Fuß oder im Schlitten weithin zu durchziehen, im Sommer war er waghalsiger Flößer und Flußschiffer, nur das Meer kannte er von Haus aus gar nicht. So wurde er der rechte Festlandkolonist, dessen praktischer Sinn sich mit dem Wachstum des Zarenreiches bis zum japanischen Meer an immer größeren Aufgaben erfolgreich betätigte. Ganz anders der Brite, dem auf seiner für Weltschiffahrt wie geschaffenen Insel der Seemannsberuf nun im Blute steckt, und der die von diesem Beruf großgezogenen Charaktervorzüge, das scharfe Ausspähen, die zähe Ausdauer und den mutigen Unternehmungsgeist einsetzte zur Begründung seiner Seemacht, seiner durch alle Welt verzweigten Handels- und Kolonialstellung!

In einigen Fällen läßt sich der Nachweis erbringen, wie die Landesnatur eine förmliche Musterung unter den Einzüglern hält, um nur den für sie Geeigneten das Bürgerrecht zu erteilen. Eine solche tellurische Auslese liegt in der merkwürdigen Beobachtung vor, daß der größte Brustumfang, also die größte Ausbildung der Lunge, nur die Völker der höchsten Hochländer auszeichnet, die von Tibet, Mexiko und Hochperu. Beim Verweilen in größeren Seehöhen muß der Mensch mehr Luft einatmen, da die Luft dünner ist; er vermag sich auch bei plötzlichem Übergang auf Bergeshöhen unbewußt dem Höhenklima anzuschmiegen durch häufigere und tiefere Atemzüge. Daß es sich aber bei diesen drei Hochlandsvölkern nicht um eine durch bloße Atemgymnastik erzielte Lungenvergrößerung handelt, lehrt der anatomische Befund: ihre Lungenflügel bestehen aus einer größeren Anzahl von obendrein umfänglicheren Lungenbläschen. Der Vorgang war wohl folgender: Verscheucht durch Bedränger oder als streifende Jäger auf jene Höhen gelangt, waren die Vorfahren der heutigen Bewohner nur dann ohne Beschwerde zum Fortleben in der sauerstoffärmeren Luft befähigt, wenn ihnen der erwähnte reichere Ausbau der Lunge zufällig eigen war. Solchen allein mochte Gesundheit und längeres Leben beschieden sein; von ihnen werden die Nachkommen den Vorzug geerbt haben, und von Geschlecht zu Geschlecht wird sodann fortgesetzt natürliche Auslese die bedeutungsvolle Eigenart der Lunge erhalten haben. Diese Erklärungsweise hat eine Bestätigung erfahren aus dem umgekehrten Vorgange. Als nämlich im Osten von Hochperu, wo der Amazonas bereits im Tieflande strömt, Goldwäschen am Stromufer eröffnet wurden, lockte der gute Verdienst auch die breitbrüstigen Nachkommen der alten Inkaperuaner von ihren alpinen Höhen dorthin. Bald jedoch erlagen sie dem Klima, die Niederungsluft war ihnen zu dicht. Nur wenige Familien erhielten sich am Leben, aber es sind durchweg Leute von schmalerem Brustbau, deren Lungen mithin kein Übermaß von Sauerstoff zu verarbeiten hatten. Man sieht demnach: tellurische Auslese hatte sich sofort ans

Werk gemacht und hatte die nicht in den neuen Wohnraum Passenden unerbittlich ausgemerzt, hingegen die zufällig von der Stammart Abweichenden, für diese Örtlichkeit Lebensfähigen, in züchterische Pflege genommen.

Westindien liefert uns ein anderes Beispiel solcher von der Landesnatur geübten Auslese. Dem auf dieser herrlichen Inselflur beständig umschleichenden gelben Fieber erliegen die Eingeborenen viel weniger als die Neuankömmlinge. Wie haben nun jene ihre größere Widerstandskraft gegen das Krankheitsgift erworben, da sie doch alle, Weiße wie Neger, von Voreltern stammen, die gar nicht hier zu Hause, sondern in den letztvergangenen 400 Jahren eingewandert waren? Die Erfahrung lehrt, daß Einwanderer aus kälteren Klimaten dem Gelbfiebermiasma Westindiens schlechter widerstehen; dieser Archipel wählt sich also einen größeren Prozentsatz von afrikanischen Negern aus dem Einzüglerangebot als von Europäern, innerhalb letzterer wieder einen größeren von Südeuropäern als von Franzosen, einen größeren von Franzosen als von Deutschen oder gar von Osteuropäern; die übrigen werden den Friedhöfen überlassen.

Ganz ähnlich stehen in den Burenstaaten Südafrikas diejenigen Pferde, die ausnahmsweise das jährlich wiederkehrende „Pferdesterben" überstanden haben, als sogenannte „gesalzene", d. h. immun gewordene, viel höher im Preis, obwohl sie gleichzeitig mit dem sieghaften Kampf gegen jenes tückische Leiden ein eigentümliches blödes Wesen annehmen. Auch unter uns pflegt ja gegen Masern- und Scharlachinfektion sich widerstandskräftiger zu bewähren, wer die Ansteckung schon einmal siegreich überstand. Die Europäer haben indessen ihre stärkere Festigkeit gegen diese Krankheitsgifte, die unter den Naturvölkern so gräßlich verheerend auftreten, gleichfalls erst errungen und behaupten sie nur durch unerbittliche Ausmerzung der Untüchtigen. Bei uns merkt man diesen fortgesetzten Ausleseakt nur an der etwas erhöhten Kindersterblichkeit während einer Scharlach- oder Masernepidemie; grausig dagegen offenbart sich der nämliche Vorgang, wenn er bei einem vorher von dem Miasma noch unberührten Volke zum erstenmal einsetzt; starben doch nach der Besitzergreifung der Fidschiinseln durch die Briten 1874 nicht weniger als 60.000 der braunen Insulaner, alt und jung, an den Masern dahin.

Der hohe Norden Amerikas hat mit den Eskimo ein wahres Idealvolk von Anpassung an die harten Lebensbedingungen der Arktis großgezogen. Kein Schwächling wurde an den kärglich mit Speise beschickten Tisch der Eskimolande zugelassen. In Kleidungs- und Wohnweise erklügelte die Erfahrung eine unübertreffliche Gegenwehr gegen die häufig unter den Quecksilbergefrierpunkt erniedrigte Temperatur. Die Dänen an Grönlands Westküste können dort ihr Dasein nur fristen, indem sie sich wie die Eingeborenen in enganschließende Pelzkleidung hüllen mit der ruhenden Luftschicht zwischen Pelz und Oberhaut als trefflichem Warmhalter nach dem Prinzip der Doppelfenster. Doch welch scheinbar unbegreiflicher Gegensatz! Unter diesem Gorgonengesicht eisiger Polarnatur mit ihrem grauenhaften Winter erfreuen sich die Eskimo des Frohsinns! Eben hierin offenbart sich uns eine seelische Naturauslese. Besonders der andau-

ernde Lichtmangel stimmt die Lebensgeister der Menschen herab und untergräbt bei dem tief innerlichen Zusammenhang zwischen Leib und Seele gar bald auch die körperliche Gesundheit. Wir ziehen also den Schluß: nur ganz besonders mit Gemütsheiterkeit begnadete Menschen blieben bei gelegentlichem Eindringen in jene nördlichsten Breiten am Leben; gemäß der bekannten Erblichkeit gerade auch der Gemütsstimmung vererbten sie diese unerschütterliche Fröhlichkeit auf fernere Geschlechter, denen dies kostbare Gut dadurch bewahrt bleibt, daß jedem zufällig zu Trübsinn Ausartenden von der Natur das Todesurteil gesprochen wird.

Eine andere beneidenswerte Tugend dieser „Letzten Menschen" gegen Norden, ihre Friedfertigkeit, wurde erst recht ersichtlich tellurisch gezüchtet. Denn ohne Feuerstoff zu besitzen, mußten sich die Eskimo durch Abgabe der eigenen Körperwärme vor dem Erfrieren unter ihrem Obdach wechselseitig schützen. Der Innenraum der Hütte ließ sich aber trotz seiner Kleinheit nur auf den erforderlichen Wärmegrad bringen, wenn er durch Halbverschläge zum Wohnen mehrerer Familien verwendet wurde. Da hieß es denn: Vertragt euch hübsch oder erfriert! Die Eskimo zogen verständigerweise das erstere vor und wurden so verträglich, daß sie selbst Rechts- und Ehrenhändel satirisch-lyrisch ausfechten, indem beide Parteien vor versammelter Gemeinde mit den unblutigen Waffen rezitativer Spottlieder aufeinander eindringen, wobei derjenige siegt, der den lachenden Beifall der Genossen schließlich auf seiner Seite hat.

So erkennen wir beim unbefangenen Verfolgen ursächlicher Zusammenhänge überall den Menschen bis zu den Tiefen seines Herzens als echtes Kind seiner Heimat.

39. Die Entwicklungstheorie.

Von Friedrich Paulsen. Einleitung in die Philosophie. 7. Aufl. Berlin, 1901.

Die Entwicklungstheorie gibt der natürlichen oder spontanen Entstehung der Lebewesen eine Gestalt, in der sie vorstellbar wird. Sie nimmt bekanntlich an, daß die Tiere und Pflanzen nicht in der Gestalt, in der wir sie jetzt sehen, eines Tages plötzlich fertig aus unorganischer Materie hervorgingen, sondern betrachtet sie als die Ergebnisse eines langen Bildungsprozesses. Nicht nur die Individuen, auch die Arten haben Entwicklung; aus einer oder aus wenigen Urformen einfachster Struktur sind, unter dem Zusammenwirken äußerer und innerer Ursachen, allmählich die mannigfachen und komplizierten Bildungen entstanden. Insofern diese Ansicht eine lange Reihe von Tatsachen beizubringen vermag, die auf sie hinweisen, ist sie die erste Hypothese, die den formellen Anforderungen an eine wissenschaftliche Erklärung entspricht. Die frühere Auskunft, welche die Arten der Tiere und Pflanzen durch eine von außen formende Intelligenz ursprünglich hervorgebracht werden ließ, ist damit als naturhistorische Theorie endgültig beseitigt, beseitigt nicht durch Widerlegung, sondern wie jede überlebte Theorie beseitigt wird durch das Dasein der rechtmäßigen Nachfolgerin, der besseren Theorie.

Der Erste, der diese Vorstellungsweise wissenschaftlich durchzuführen unternahm, war der französische Biolog de Lamarck in seiner Philosophie zoologique (1809). In verwandten Bahnen bewegten sich die Gedanken gleichzeitiger deutscher Naturphilosophen, Schelling, Oken, Goethe. Die exakte Forschung verhielt sich zunächst spröde gegen so ausschweifende Hypothesen. Der Boden mußte erst besser vorbereitet werden. Dies geschah vor allem durch die Entwicklung der Geologie und Paläontologie. Die zahlreichen ausgestorbenen Lebensformen, die nach und nach ans Licht traten, machten es zur Gewißheit, daß die organische Welt im Laufe der Zeiten von großen Veränderungen betroffen worden war. Für die alte anthropomorphische Erklärungsweise waren die neuen Tatsachen ebenso viele Schwierigkeiten; sie nötigten zur Annahme großer Katastrophen mit wiederholter Zerstörung der organischen Welt, und ebenso oft wiederholter Schöpfung, eine Annahme, die denn freilich den Anthropomorphismus, indem sie ihn vollendete, zugleich ad absurdum führte: wie unzulängliche und weggeworfene Versuche erschienen nun die ausgestorbenen Formen. Gleichzeitig entzog die Geologie dieser Vorstellung den Boden; sie ging unter Lyells Führung zu der Anschauung über, daß die Erde ihre Gestalt nicht so sehr einmaligen, gewaltsamen Katastrophen, als der Summierung regelmäßiger Wirkungen derselben Kräfte, die noch heute tätig sind, in langen geologischen Zeiträumen verdanke.

So war die Zeit vorbereitet für die große Umwälzung in den biologischen Anschauungen, die sich an den Namen von Charles Darwin knüpft. Das Werk, in dem er die neue Theorie zuerst darlegte: über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl (1859), bezeichnet den Beginn einer neuen Epoche nicht bloß in der Biologie; es hat mit dem folgenden Werk: Abstammung des Menschen (1870), auf die gesamte Weltanschauung, vor allen auf die geschichtlichen Wissenschaften, mit Einschluß der Politik und Moral, einen bedeutsamen Einfluß geübt. Ich versuche die Hauptpunkte zu bezeichnen.

Darwins Verdienst besteht nicht in der ersten Konzeption des Gedankens der Entwicklung überhaupt, auch nicht eigentlich in der Entdeckung der Ursachen der Transmutation; er hat selbst in einer einleitenden historischen Skizze mit der freien und freudigen Anerkennung fremden Verdienstes, die ihn als wissenschaftlichen Charakter so liebenswert macht, gezeigt, wie alle seine Gedanken, wenigstens in Ansätzen und Spuren, schon vor ihm ausgesprochen sind; sein eigentliches Verdienst ist die mit nie ermüdendem Eifer durchgeführte Erprobung dieser Gedanken an den Tatsachen. Die Vereinigung genialer Kombinationsgabe, kritischer Besonnenheit und erstaunlicher Beharrlichkeit hat ihn befähigt, aus zerstreuten Gedanken und Tatsachen eine Theorie oder vielmehr ein Forschungsprinzip zu bilden, dessen Fruchtbarkeit auch in fremden Händen der beste Beweis seiner Bedeutung ist.

Das Transmutationsprinzip, welches Darwin als die eigentlich bewegende Kraft in der Entwicklung der Lebensformen hinstellt, ist der Kampf ums Dasein und die hierauf beruhende natürliche Zuchtwahl.

Die prinzipielle Frage, um die es sich handelt (wenn wir zunächst von der ersten Entstehung organischen Lebens absehen) ist die: können aus vorhandenen Arten neue Arten entstehen? Die alte Biologie verneint die Frage: die Erfahrung zeigt, daß die Nachkommen stets den Erzeugern gleichen. Allerdings finden kleine Abweichungen in Gestalt, Größe und Farbe u. s. w. statt; aber diese stellen sich als Schwankungen um ein Mittel dar, das sich nicht verändert, das ist der Arttypus. Die Arttypen sind konstant; das ist Grundgesetz der alten Biologie.

Darwins Aufmerksamkeit wendete sich früh einem Gebiete zu, wo jene kleinen Abweichungen eine bedeutende Rolle spielen, es ist das Gebiet der zahmen Tiere und Pflanzen. Bei den Haustieren und Kulturpflanzen sind die Abweichungen nicht nur zahlreich und bedeutend, sondern auch zu bleibenden Typen, den Abarten oder Rassen befestigt: die Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Hunde, Hühner, Tauben, und ebenso die Kulturpflanzen, die Obstbäume, Blumen, Kornarten, kommen in überaus mannigfaltigen und abweichenden Formen vor, die doch alle auf eine wilde Urform als gemeinsame Stammform zurückweisen. Und noch alle Tage entstehen unter der Hand der Gärtner und Züchter neue Formen, neue Spielarten von Blumen, Tauben, Hunden u. s. w. Wie geschieht das? Nun, bekanntlich durch Zuchtwahl: man wählt unter den vorhandenen Individuen zur Fortpflanzung diejenigen aus, die gewisse erwünschte Eigenschaften in vorzüglichem Maße besitzen, eine Eigentümlichkeit des Gefieders, eine Wolle, Fülle des Fleisches, Schnelligkeit oder Kraft u. s. w. Unter den Nachkommen, die die elterlichen Eigenschaften erben, wählt man wieder nach demselben Gesichtspunkt aus, und so erreicht man in verhältnismäßig kurzer Zeit durch Summierung kleiner Unterschiede so beträchtliche Formänderungen, wie sie z. B. englische Rinder, Schafe, Schweine gegenüber der Stammform zeigen.

Nun sagt Darwin, ebenso verfährt die Natur im großen: sie ist die größte Züchterin. Auch sie wählt für die Fortpflanzung der Art die Individuen aus; allerdings in anderer Art als der Mensch: die Auswahl geschieht nicht in der Form der Überlegung, und der leitende Gesichtspunkt ist nicht, wie dort, eine äußerliche Nützlichkeit für den Menschen, sondern die immanente Nützlichkeit, nämlich für die Erhaltung des Individuums und der Art.

Näher vollzieht sich die Naturzüchtung auf folgende Weise. Das Leben ist für die Lebewesen ein beständiges Ringen um die Lebensbedingungen. Die Zahl der Geschöpfe, die leben und sich erhalten wollen, ist immer größer als die Zahl der Plätze an der Tafel der Natur, eine Folge der verschwenderischen Hervorbringung der Lebenskeime. Die Fruchtbarkeit der Arten ist sehr verschieden; aber es gibt keine Art, von der nicht unter günstigen Umständen ein einziges Paar imstande wäre, in einigen Jahrhunderten die Erde mit seinen Nachkommen zu füllen. Daß dieser Erfolg nicht eintritt, liegt an der Sparsamkeit der Lebensbedingungen; in dem um diese entbrennenden Kampf unterliegt die große Mehrzahl vorzeitig. Hierzu kommt eine zweite Tatsache: die Individuen einer Art treten nicht mit völlig gleichen Kräften in den Kampf ein, es finden

mannigfache kleine Abweichungen statt. Die Folge ist, daß in jenem Kampf um das Leben diejenigen Individuen am meisten Aussicht haben siegreich zu bestehen, deren Abweichungen Vorzüge sind; Überlegenheit wirkt lebenerhaltend. Es können die verschiedensten Eigenschaften sein, die Überlegenheit begründen, ein Mehr an Stärke, Schnelligkeit, Findigkeit, Intelligenz, ein Vorzug der Schutz- oder Angriffswaffen, eine geringere Bemerkbarkeit oder größere Widerstandsfähigkeit gegen Schädlichkeiten aller Art: jeder dieser Vorteile mag seinem Inhaber bei einem Kampf überlegen, bei einer Flucht erfolgreich, in Frost oder Hungersnot ausdauernd machen, wo minder Begünstigte umkommen. — Eben damit haben dieselben Individuen auch die meiste Aussicht, zahlreiche Nachkommen zu hinterlassen und indem sie auf diese ihre Ausstattung vererben, geschieht es, daß, was zunächst individueller Vorzug war, allmählich zur Gattungseigenschaft wird: die den Lebensbedingungen am besten angepaßten Individuen bestimmen den Arttypus. — Ein einseitiges Übermaß in der Entwicklung gewisser Eigenschaften, z. B. der Größe, oder der Bewaffnung, oder der Schnelligkeit, kann dabei nicht herauskommen, weil solche das allgemeine Gleichgewicht störte und damit die Lebensfähigkeit wieder herabsetzte; ein tierischer Haushalt muß, wie ein wirtschaftlicher oder politischer Haushalt, seine Leistungen auf die verschiedenen Funktionen nach dem Maß ihrer Wichtigkeit verteilen: auf Wehrhaftigkeit, Beweglichkeit, Nerventätigkeit u. s. w.

Auf diese Weise also kann Steigerung im Sinne der immanenten Zweckmäßigkeit, aufsteigende Entwicklung stattfinden, ohne daß es zur Erklärung einer von außen eingreifenden Intelligenz bedarf. Und mit der Steigerung findet zugleich Differenzierung der Typen statt. Das jeweilig mögliche Maximum von Leben wird durch Spaltung in verschiedenartigen Typen mit verschiedenen Bedürfnissen und verschiedener Organisation erhöht: es haben mehr Individuen von verschiedenen Arten als von einer Art nebeneinander Raum, weil sie in die freien Plätze sich mit mehr Raumersparnis hineinpassen. Darwin zeigt, wie für Pflanzen dies Gesetz gültig ist. Abweichung von der Mittelform mit Beziehung auf die Lebensbedingungen ist ein erhaltender und daher artbildender Vorteil. Damit hängt zusammen das Eingehen der Mittelformen, die Extreme stehen in nicht so scharfer Konkurrenz. Auch hier wird allmählich ein Gleichgewichtszustand erreicht, bei dem das unter diesen Gesamtbedingungen mögliche Lebensmaximum besteht.

Neben und mit dem Prinzip der Naturzüchtung, das er in den Vordergrund stellt, erkennt übrigens Darwin andere Prinzipien als mitwirkend an, so das Prinzip, das Lamarck als die wesentliche Ursache der Abänderung ansah: Veränderungen in den Verhältnissen der Erdoberfläche; sie nötigen durch Veränderungen in den Lebensbedingungen zu Veränderung in der Funktion; und veränderter Gebrauch der Organe führt endlich zu Veränderungen in der Organisation. In demselben Sinne wirken Wanderungen, zu denen der Kampf ums Dasein den Anstoß gibt, indem er zur Ausbreitung drängt. Und als zweites mitgestaltendes Prinzip nennt Darwin das Prinzip der

korrelativen Veränderungen. Ein Organismus ist ein einheitliches Wesen, das an keinem Punkt geändert werden kann, ohne das kompensierende Veränderungen an deren Teilen notwendig werden. Wie man an einem Dreieck keine Seite oder keinen Winkel verändern kann, ohne daß andere Seiten und Winkel in Mitleidenschaft gezogen werden, so kann im Organismus kein Teil für sich verändert werden. Die Verstärkung eines Teiles des Skeletts zum Beispiel macht korrespondierende Veränderungen der übrigen Teile notwendig, schon um das äußere Gleichgewicht herzustellen. Vielfach finden hier allerdings Beziehungen statt, deren Notwendigkeit uns keineswegs einleuchtet, so zum Beispiel zwischen der Entwicklung der Geschlechtsorgane und gleichzeitigen anderen Veränderungen im Habitus und der Erscheinung.

Das wäre die Entwicklungslehre in der Form, die ihr Darwin gegeben hat. Ist damit das Problem der Entstehung zweckmäßiger Bildungen ohne das Eingreifen einer die Dinge von außen nach Vorstellungen gestaltenden Intelligenz aufgelöst?

Ich meine, darf man es in bestimmtem Sinne sagen. Wenigstens ist damit eine Vorstellungsweise gegeben, wonach der Vorgang der natürlichen Entstehungen der Lebensformen aus einfachsten Anfängen des Lebens denkbar wird; und zugleich sind damit Prinzipien der Nachforschung über den wirklichen Hergang dieses Prozesses an die Hand gegeben. Anderseits werden wir freilich uns hüten, denen recht zu geben, die da glauben, daß nunmehr alle Rätsel gelöst und die Lebenserscheinungen ohne Rest auf mechanische Ursachen zurückgeführt seien. Hiervon sind wir offenbar noch unendlich weit entfernt. Nicht nur liegt die erste Entstehung des Lebendigen durchaus jenseits der Erklärungsprinzipien der Darwinschen Theorie — wie körperliche Systeme mit der Tendenz, beim beständigen Wechsel der Materie die Form zu erhalten, ursprünglich auf Erden entstanden sind, wenn sie überhaupt entstanden sind, was die Materie bestimmt hat, aus der Form des stabilen Gleichgewichtes in den anorganischen Verbindungen in jene seltsame neue Verfassung übergehen, darüber ergibt sich von hieraus nicht einmal eine Vermutung — sondern auch die Entstehung aller Lebensformen, mit ihrer unendlich abweichenden inneren und äußeren Organbildung bietet der Forschung unermeßliche und wohl niemals ohne Rest aufgehende Probleme.

Das mag zur Kennzeichnung der neuen Anschauung von dem Ursprung der organischen Welt hier genügen. Es hangen ihr noch zahlreiche Fragen und Schwierigkeiten an: wie die Vererbung stattfinde? Wie das Fehlen der vorauszusetzenden zahllosen ausgestorbenen Mittelformen in der paläontologischen Überlieferung zu erklären sei? Ob nicht überhaupt neben der Abänderung durch kleinste Übergänge auch sprungweise Umbildung angenommen werden müsse, um die großen morphologischen Unterschiede der verschiedenen Typen zu erklärn, welche sprungweise Änderung des Schemas denn am erträglichsten so konstruiert werden möchte, daß unter ungewöhnlichen Lebensbedingungen eine von dem elterlichen Typus abweichende Keimbildung vorkomme (sogenannte

heterogene Zeugung)? Es liegt außerhalb meiner Kompetenz, auf diese Dinge weiter einzugehen. Manches Rätsel wird die Zeit noch auflösen, manches wird vermutlich immer ungelöst bleiben. Man muß nur nicht in ungelösten Aufgaben Widerlegungen der Theorie sehen wollen. Eine Theorie in dem Sinne, daß sie auf alle Fragen, die man hinsichtlich der Bildung der organischen Wesen erheben kann, eine völlig befriedigende Antwort zu geben vermöchte, ist die Entwicklungstheorie nicht und wird sie vermutlich nie werden. Eine lückenlose Geschichte der Entwicklung der organischen Welt auf unseren Planeten wird es voraussichtlich nie geben, die Zeugnisse der Entwicklung, die uns vorliegen, sind zu dürftig. Die Erkenntnis der allgemeinen Prinzipien und ein schematischer Entwurf der Bildungsgeschichte, wobei denn auch die Annahme, daß die Entwicklung des Individuums eine verkürzte Wiederholung der Gattungsentwicklung sei, Führerdienste leisten mag, das wird so ziemlich das sein, was hier zu hoffen ist. Übrigens steht es ja auf anderen Gebieten nicht anders; die Geologie kann auch nicht jede Erhöhung und Vertiefung der Erdrinde, und die Meteorologie nicht jede Schwankung im Luftmeer erklären. Schließlich ist die Aufgabe jeder Wissenschaft eine unendliche. Darwin hat die Biologie so wenig vollendet, daß er sie vielmehr vor neue ungeheure Aufgaben gestellt hat. Soviel aber darf man sagen: die Entwicklungstheorie ist in dem Sinne wirklich eine Theorie, daß sie ein Prinzip der Nachforschung begründet hat, welches zu wirklichen naturwissenschaftlichen Einsichten auf diesem Gebiete führt. Das kann man von der älteren Hypothese, die aus der Einwirkung einer von außen nach Absichten wirkenden Intelligenz erklärte, auf keine Weise behaupten; sie war nie etwas mehr als eine Gelegenheitsauskunft, die durch das oben bezeichnete ratlose Dilemma: Entstehung durch zufälliges Zusammenfallen von Atomen, oder Bildung durch Intelligenz, aufgedrängt wurde. Was sie wirklich leistete, das war, was Wörter auch sonst leisten, daß sie das erste Erstaunen und die erste Fragelust beschwichtigte, keine gute Leistung für eine wissenschaftliche Hypothese. Die neue Hypothese beweist ihren Wert eben darin, daß sie immer neue Fragen aufgibt und zu ihrer Lösung anreizt. Mit dem alten Xenophanes mag auch Darwin sagen:

> Zeigten die Götter doch nicht den Sterblichen alles von Anfang;
> Sondern sie suchen es selbst und finden allmählich das Beſſ're.

40. Die Nervenfrage.

G. Th. Fechner. Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen. Leipzig, 1848.

Unleugbar, daß, wenn man nur jene eiweißartigen Fäden, die man Nerven nennt, in der Pflanze entdeckte, die Schwierigkeit, ihnen Seele zuzugestehen, für viele sehr vermindert erscheinen würde. Nun schließt man freilich, daß Nerven zur Seele nötig sind, selbst zum Teil erst daraus, daß die seelenlos vorausgesetzten Pflanzen keine haben; doch ist es dieser Zirkelschluß nicht allein, der hier ins Spiel kommt, hauptsächlich vielmehr folgende Betrachtung.

Wenn man das, bekanntlich aus feinsten Nervenfasern zusammengesetzte Gehirn eines Menschen oder Tieres zerstört, so zerstört man hiermit zugleich alle äußeren Bedingungen und Erscheinungen ihres Seelenlebens, desgleichen kann man durch Zerschneidung oder Zerstörung besonderer Nervenpartien das Vermögen zu besonderen Empfindungen aufheben. Geben aber die Tiere keine Zeichen von Seele und Empfindung mehr von sich, nachdem man ihre Nerven zerstört hat, so werden die Pflanzen von vornherein keine Seele und Empfindung haben können, da sie von vornherein keine Nerven haben. Die Nerven beweisen eben hiermit, daß sie, wenigstens in unserem irdischen diesseitigen Leben, wesentliche Bedingungen zum Beseeltsein oder Werkzeuge sind, welche die Seele braucht, sich unter den Bedingungen dieses Diesseits zu äußern.

Nichts mag triftiger sein als dieser Schluß und nichts kann untriftiger sein. Ich setze ihm folgendes entgegen: Wenn ich von einem Klavier, einer Violine, einer Laute alle Saiten herunterreiße oder sie zerstöre, so ist es aus mit dem Tönen dieses Instrumentes. Ich mag daran hämmern, klopfen wie ich will. Es entstehen ungeregelte Geräusche. Ein eigentlicher Ton, gar eine methodische oder harmonische Folge oder Verknüpfung von Tönen läßt sich absolut nicht mehr hervorbringen. Desgleichen läßt sich durch Wegreißen besonderer Saiten das Vermögen zu besonderen Tönen aufheben. Offenbar sind also die Saiten wesentliche Bedingungen zur Erzeugung der Töne, sie sind sozusagen die Nerven jener Instrumente. Und hieraus folgt nun ganz ebenso wie vorhin, daß die Flöte, die Querpfeife, Orgel von vornherein der Töne, namentlich der melodischen und harmonischen Verbindung von Tönen, unfähig sind, weil sie ja von vornherein keine Saiten haben.

Der Vergleich ist insofern recht passend, als wir hier ein Mittel objektiv Empfindungen zu erzeugen, mit Mitteln subjektiv Empfindungen zu erzeugen vergleichen, wobei sich ein gewisses Entsprechen vielleicht von vornherein voraussetzen läßt. Die Violine gibt anderen, der Leib sich selbst Empfindungen durch ihr Spiel. Der Leib ist sozusagen eine Violine, die das innere Spiel ihrer Saiten selbst fühlt.

Nun aber, wenn ich sehe, daß die Flöte doch wirklich, trotz meines schönen Schlusses, Töne gibt, objektiv Empfindungen erzeugt, ohne Saiten zu haben, so weiß ich nicht, warum nicht auch die Pflanze subjektive Empfindungen soll erzeugen können, ohne Nerven zu haben. Die Tiere könnten ja eben die Saiteninstrumente, die Pflanzen Flöteninstrumente der Empfindung sein. Dann würden freilich auch beide Empfindungen sich ebenso subjektiv unterscheiden müssen wie die Empfindungen, welche Saiten- und Blasinstrumente hervorbringen, sich objektiv unterscheiden. Aber es könnten doch in beiden gleich laute und gleich melodisch oder harmonisch zu psychischer Einheit verknüpfte Empfindungen sein.

Es ist in der Tat nicht abzusehen, warum der Natur weniger mannigfaltige Mittel zu Gebote stehen sollten, selbstgefühlte Empfindungen hervorzubringen, da doch sonst die Natur in ihren Mitteln reicher und mannigfaltiger ist als wir, wir auch sonst sehen, wie die Natur denselben allgemeinen Zweck

durch die größte Mannigfaltigkeit von Mitteln nach den verschiedensten Prinzipien zu erreichen liebt. Bei den Menschen, vierfüßigen Tieren, Vögeln bilden die Atemwerkzeuge einen nach innen, bei den Kiementieren einen nach auswärts gestülpten Baum. Wir schreiten durch Fortsetzen der Beine fort, andere Geschöpfe schreiten durch Zusammenziehungen des Leibes fort, wie die Blutegel, andere haspeln sich durch Wimperbewegungen fort, wie viele Infusionstiere u. s. w. was alles nach total verschiedenen Prinzipien erfolgt. Der ideelle Zweck, durch Ortsveränderung zu erlangen, was zum Leben gebraucht wird, ist doch überall dabei der nämliche. Sollte nun wirklich die Natur so steif dabei stehen geblieben sein, geistige Organisation an leibliche Organisation bloß mittels Nervenbahnen zu knüpfen? Im Gegenteil, weil sie mir in diesem Falle ärmer und ratloser als gewöhnlich erschiene, erwarte ich, daß es neben den Tieren, wo sie den Plan der psychischen Organisation mit Hilfe von Nerven durchgeführt hat, noch ein anderes Gebiet geben wird, wo sie ihn in anderer Weise durchgeführt hat.

Was liegt denn überhaupt in der Eiweißmaterie der Nerven so wundervolles, daß sie allein zu Trägern und Vermittlern von Seelentätigkeit sich eignete! Mir scheint der Faserstoff der Pflanzen, wenn man einmal Fasern verlangt, ganz ebensogut dazu geeignet. Er wird nur eben für die Disposition der Pflanze passender sein, und das Eiweiß für die Tiere. Alles will in seinem Zusammenhange betrachtet sein. Auf der Sonne wird es weder Nerven von Eiweiß noch Faserstoff geben können, es würde alles verbrennen; vielleicht gibt es da solche von Platin. Vielleicht gibt es überhaupt da keine. Denn die Nerven sind eben gewiß nur ein Mittel im gegebenen Zusammenhange Empfindungen auf eine besondere Weise zu organisieren, was anderwärts durch andere Mittel vertreten werden kann. Einen rohen Klang gibt selbst der Klavierkasten ohne Saiten, ja gibt jeder Körper überhaupt beim Anstoß. So mag auch jede Bewegung in der Welt vielleicht etwas Psychisches an sich tragen. Nun handelt es sich nur um die Bedingungen, dies so zu fügen, daß dieser Beitrag nicht bloß im allgemein göttlichen Leben aufgehe, sondern auch einem Geschöpf für sich zugute komme. Nach den Bedingungen hierzu werden wir noch besonders zu fragen haben. Aber es ist von vornherein höchst unwahrscheinlich, daß bloß Nerven dazu tauglich sein sollten, ja daß überhaupt die Fädenform dazu wesentlich sei. Ist es wirklich wahr, daß die ganze Welt ein Träger, Ausdruck des göttlichen Geistes ist, so wird man ja fragen müssen, wo die Nerven Gottes laufen. Und sehen wir, daß die fernen Weltkörper ohne lange Seile zwischen ihnen doch zu einem in sich einigen System durch Licht und Schwere verknüpft sind, so werden wir den unmittelbar übereinander gebauten Zellen der Pflanzen um so eher ein zusammenhängendes Wesen, wie man es als Ausdruck des Wirkens der Seele fordern muß, zutrauen können, da die Zeichen durch den ganzen Bau bezugsreich wirkender Kräfte zu augenfällig in der ganzen Gestaltung des Baues selbst zutage liegen.

Man kann der vorigen Analogie andere zur Seite stellen, die gleiches

Sinnes mit ihr sind, und es mag nützlich sein, dies noch in einigen Beispielen zu tun. Wir sind nun einmal hier wesentlich an Analogien gewiesen, und läßt sich auch damit allein nichts beweisen, so läßt sich doch ein Gegenbeweis damit entkräften, und die Art, wie dieser Gegenstand zu fassen sein möchte, in verschiedener Form erläutern.

Die Flammen unserer Lampen und Lichter brennen mittels Dochten, aus Fäden zusammengedreht. Unsere Seelenflammen auch. Die Sonne, eine Gasflamme, brennt ohne Docht. So wird es auch wohl Seelenflammen geben, die ohne Docht aus Fäden brennen. Lichter und Lampen mit Dochten haben freilich ihre Bequemlichkeit, sie lassen sich leicht allwärts hintragen, Gasflammen nicht. Aber brennen diese deshalb weniger hell und haben sie nicht auch ihrerseits Vorteile? So sind die Tiere tragbare, die Pflanzen feststehende Seelenlampen. Warum soll die Welt bloß mit tragbaren Lampen erleuchtet sein? Jeder größere Saal ist sogar mehr mit festen als mit tragbaren Lampen erleuchtet, die Welt aber ist der größte Saal. Und in Wahrheit können wir die Seelen recht eigentlich mit Flammen vergleichen, weil ohne sie die ganze Welt ganz dunkel wäre. Es ist eben wieder der Vergleich des Subjektiven mit dem Objektiven, wie bei den Instrumenten der Töne. Wie viele Mittel gibt es überhaupt, objektives Licht anzubringen und zu unterhalten, und nun wollen wir die Natur in der Freiheit, das subjektive Seelenlicht anzubringen und zu unterhalten, so ganz auf das enge Mittel des Nervendochtes beschränken?

Die Kreuzspinne fängt ihren Raub mittels eines Netzes aus feinen und langen Fäden; ohne das Netz weiß sie nichts zu fangen. Ähnlich mit unserer Seele. Nur mit einem Netze feiner Nervenfäden vermag sie Empfindungen zu fangen, indem sie belauscht, was aus der Außenwelt diese Fäden berührt. Aber brauchen deshalb alle Spinnen ein solches Netz, ihren Raub zu fangen? Mit nichten, es gibt solche, die ihn unmittelbar aus einem Hinterhalt ergreifen. So könnten also auch die Pflanzen ihre Empfindungen ohne Nervennetz unmittelbar zu ergreifen wissen. Wenn wir die Spinne in ihrem Loch nicht sehen und kein Netz sehen, meinen wir freilich wohl auch, es sei bloß ein Loch und keine Spinne da. Aber das Netz macht nicht die Spinne, sondern die Spinne macht das Netz oder macht auch wohl kein Netz und kann deshalb doch noch eine Spinne sein.

Wenn jemand im Wagen sitzt und fährt, braucht man nur die Stränge durchzuschneiden, wodurch die Pferde mit dem Wagen verbunden sind, so bleibt der Wagen stehen, die Pferde aber laufen, wer weiß wohin. Ist aber deshalb eine verständige Beherrschung der Pferde, die ich hier der Beherrschung des Leibes durch eine Seele vergleiche, bloß mittels langer Stränge möglich? Nur insofern wird es nötig sein, als der Lenker in einem abgesonderten Kasten sitzt, wie unser Geist, *freilich nur sozusagen*, im Gehirnkasten. Aber man lasse den Lenker sich auf das Pferd selbst setzen, so bedarf es nur der kurzen, wenig ins Auge fallenden Zügel, ja, wenn er auf das Pferd recht mit Knien, Gesten und Zunge eingerichtet ist, bedarf es gar keiner Zügel. So könnten die Pflanzen nun auch Geschöpfe sein, wo der Reiter der Seele unmittelbar auf dem Gliederbau

des von ihm beherrschten Leibes säße, während er bei uns erst durch Stränge von einem abgesonderten Teile darauf wirkt.

Dergleichen Analogien ließen sich noch wie viele bringen! Und warum sollten sie, geschöpft wie sie sind aus dem allgemeinen Sachbestande der Natur, dem Gesichtspunkte beschränktester Analogie weichen müssen, nach dem man Seele in den Pflanzen vermißt, weil man Nerven, ein besonderes Mittel der Seele, in ihnen vermißt. Man kann aber diesen Analogien noch durch eine viel direktere Betrachtung zu Hilfe kommen.

Wir sehen, daß Atmen, Säftelauf, Stoffwechsel, Ernährung in den Tieren nur mit Hilfe von Nerven, der sogenannten Gangliennerven vonstatten gehen; in der Pflanze gibt es keine solchen Nerven. Doch gehen Atem, Säftelauf, Stoffwechsel, Ernährung auch so gut als im Tiere vonstatten. Ja, es besteht, wie man meint, das ganze Leben der Pflanze eben nur darin. Kann aber die Pflanze ohne Nerven atmen und sich nähren, warum nicht auch empfinden? Man sieht also hier auf das deutlichste, ja unwiderleglich, daß in der Pflanze sicher in andere Mittel gelegt ist, was bei den Tieren in Nervenwirksamkeit gelegt ist. Den Pflanzen gehen freilich, außer den Gangliennerven, auch noch die Gehirn- und Rückenmarksnerven (Zerebrospinalnerven) ab, und nur an der Tätigkeit dieser pflegt man die Seelentätigkeit geknüpft zu halten. Aber geht in den Pflanzen ohne Ganglienzellen etwas Sichtbares vor, was bei Tieren nur mit Ganglienzellen vor sich geht, warum sollte nicht auch ohne Zerebrospinalnerven etwas Unsichtbares vor sich gehen können, was bei Tieren nur mit solchen vor sich geht.

Des näheren halten wir das Nervensystem gewöhnlich dazu nütze, Behälter und Leiter irgendeines feinen, unwägbaren materiellen Kraftsubstrats oder Agens zu sein, welches sozusagen das Mittelglied zwischen der Seele und dem gröberen Leibe bilde, mittels dessen sich die Impulse von der Seele zum Körper forterstrecken und die Empfindungen vom Körper zurückerstrecken. Ich will diese Vorstellung hier weder verteidigen noch verwerfen. Aber wollen wir sie gelten lassen, so ist es gar keine Verlegenheit, das Spiel eines ebensolchen Agens auch ohne Nerven in der Pflanze wieder zu finden. Wir wissen zunächst gar nicht, wie die Pflanze das macht, mit ihrem verhältnismäßig einfachen Zellenbau Stärkemehl, Zucker, Gerbstoffe, die verschiedensten Säuren, Alkaloide, Geruchstoffe, Farbstoffe, Gifte, Fette, Harze, Schleime u. s. w. aus unorganischen Stoffen zu erzeugen. Jede Pflanze erzeugt etwas anderes mit einem anderen Bau, ohne daß wir doch irgendwie begreifen können, wie die andere Anordnung von Zellen, Fasern, Röhren dies bewirken könne, ein sicherer Beweis, daß hier eben noch etwas mehr als bloße Fasern, Zellen, Röhren wirksam sind. Daß nun dies Mehr wirklich wenigstens mit in einem feinen unwägbaren Agens liege, dafür spricht der Umstand, daß schon bei den gewöhnlichen chemischen Erscheinungen, die außerhalb des Organismus von statten gehen, ein solches mit im Spiele ist; Elektrizität wird dabei teils erzeugt, teils wirkt die erzeugte auf den chemischen Prozeß zurück. Und so wird es keine Schwierigkeit haben, vielmehr die größte Aufforderung vorliegen, auch bei den ungewöhnlichen chemischen

Erscheinungen in der Pflanze ein solches im Spiele vorauszusetzen, das (oder dessen Spiel) nur eben so von dem Agens (oder Spiel), das die gewöhnlichen chemischen Erscheinungen beherrscht, sich unterscheiden mag, als beiderlei Erscheinungen selbst sich von einander unterscheiden. Ist doch Grund zu glauben, daß auch die Erzeugung des Nervenagens, welcher Natur es immer sein mag, in dem Tiere mit den darin vorgehenden chemischen Prozessen zusammenhängt sowie darauf rückwirkt, so daß die Struktur und Anordnung des Nervensystems nur für die Verteilung und Verbreitung desselben von Bedeutung erscheint.

Also die Bedingungen der Erzeugung und des Spieles eines solchen feinen Agens, das der Seele als Mittelglied dienen könne, will man ein solches finden, vermißt man im Pflanzenleibe ebensowenig wie im Tierleibe. Nur die Bedingungen einer geregelten Verbreitung oder Verteilung desselben, wie sie das geordnete Wirken einer Seele verlangt, könnte mit dem Nervensystem zu fehlen scheinen. Aber da wir nicht im geringsten wissen, was die Nerven selbst geeignet macht, das etwaige Nervenagens isoliert zu leiten, ja dies uns sogar bis jetzt schwer erklärlich scheint, so können Spiral- und andere Fasern der Pflanze ganz ebenso tauglich sein, ein ähnliches Agens isoliert zu leiten, wenn es, was wir noch sehr fraglich halten, solcher Leitung in ähnlichem Sinne als im Tiere bedürfen sollte.

Im Grunde ist die ganze Annahme von einem unwägbaren Agens in den Nerven nur eine Hypothese, auf die wir freilich mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit aus Erscheinungen schließen können. Es hat aber hier kein Interesse darauf zu fußen, sondern nur zu zeigen, daß, wenn man darauf fußen will, die Pflanzen die Bedingungen zu einem geordneten Spiele dieses Agens, wie man es der Seele nötig halten mag, so gut in sich haben als die Tiere; will man aber für das Spiel eines solchen Agens das irgend anderer Kräfte substituieren, wird sich immer auch eine analoge Betrachtung darauf übertragen lassen.

Statt hierbei Voraussetzungen von etwas zugrunde zu legen, wovon wir gar nichts wissen, wäre es jedenfalls am besten, von Erfolgen rückzuschließen, die deutlich vor Augen liegen. Wir sehen doch ganz geordnete Erfolge in den Pflanzen. Die Säfte laufen in bestimmter Richtung, die Blüte steigt nach bestimmten Regeln über der Pflanze auf, die Blätter setzen sich nach bestimmter Regel im Umfang an. Gewisse Zellenreihen füllen sich ordnungsmäßig mit diesen, andere mit jenen Stoffen. Man betrachte auf manchem bunten Blütenblatte die ganz regelmäßigen Zeichnungen, welche beweisen, daß die farbigen Säfte ganz bestimmte Wege nehmen oder die Farbenprozesse sich in ganz bestimmter Weise spezialisieren. Alles das spricht doch jedenfalls für ein geordnetes Spiel von Kräften, mögen diese Kräfte und ihre Träger heißen wie sie wollen. Die Pflanze gibt darin dem Tiere nichts nach. Auch befolgt jede Pflanze eine andere Ordnung als die andere, wie jedes Tier mit anderem Nervensysteme, ungeachtet die Pflanze durchaus keines hat. Also anstatt von der Abwesenheit der Nerven auf Mangel an Ordnung der in der Pflanze waltenden Kräfte, wie sie auch heißen mögen, zu schließen, sollte man umgekehrt von dem Dasein der

Ordnung auf ordnende Bedingungen dieser Kräfte schließen, und es sich dann nicht anfechten lassen, daß man diese doch noch nicht des näheren kennt. Nur einen Beweis unserer Unwissenheit, nicht ihrer Abwesenheit, kann man darin sehen.

Ich will nicht in Anschlag bringen, daß in manchen niederen Tieren, insbesondere den Polypen, denen Empfindung und willkürliche Bewegung beizulegen bisher noch niemand Anstand genommen hat, bisher auch noch keine Nerven haben entdeckt werden können. Unstreitig würde man entgegnen: sie werden schon noch einmal entdeckt werden, sie sind zu fein, durchsichtig, vereinzelt, als daß es bis jetzt gelungen wäre. Es mag wirklich so sein. Ich habe weder Grund noch Interesse es zu bezweifeln. Dieselbe Ausflucht stände denn auch bei der Pflanze offen, aber ich bin weit entfernt sie zu gebrauchen. Es bedarf ihrer nicht. Die Ansicht, daß bloß mittels Nerven Empfindung möglich sei, beruht überhaupt nur auf einer willkürlichen Hypothese oder auf dem Fehlschluß: weil Nerven bei Tieren zur Empfindung nötig sind, sind sie überall dazu nötig. Was kann man dagegen haben, wenn ich den anderen Schluß entgegensetze: weil die Pflanzen keine Nerven zur Empfindung haben, werden sie etwas anderes dazu haben. Ein Schluß ist soviel wert als der andere, d. h. keiner taugt für sich etwas; es kommt darauf an, wie man ihn ferner stützen kann.

41. Analogie von Schall und Licht.

Von Johann Tyndall. Das Licht. Übersetzt von G. Wiedemann. Braunschweig, 1895.

Die fundamentale Entdeckung von Thomas Young auf dem Gebiete der Optik war, daß das Gesetz der Interferenz auch auf das Licht anzuwenden sei. Lange vor seiner Zeit hatte ein italienischer Naturforscher Grimaldi gefunden, daß zwei schmale Lichtstrahlen, wenn sie einzeln wirkten, einen leuchtenden Fleck auf der Wand erzeugten, wenn sie aber unter gewissen Bedingungen vereint wirkten, sich gegenseitig auslöschten und den Fleck verdunkelten. Dies war eine Beobachtung von fundamentaler Bedeutung, es bedurfte aber der Entdeckung und des Genies von Young, um für sie eine Erklärung zu finden. Der Gang seiner Forschungen wird Ihnen allmählich klar werden. Sie wissen, daß man Luft zusammenpressen kann, daß sie durch Druck verdichtet und durch Ausdehnung verdünnt werden kann. Schlagen wir eine Stimmgabel an, so kann ihr Ton von Ihnen allen gehört werden, und viele von Ihnen wissen, daß die Luft, durch die der Schall geht, in Räume geteilt ist, in denen die Luft verdichtet ist, denen wieder Räume folgen, in denen die Luft verdünnt ist. Diese Verdichtungen und Verdünnungen bilden die Schallwellen. Sie können sich denken, daß die Luft eines Zimmers von einer Reihe solcher Wellen durchsetzt wird, und sie können sich denken, daß eine zweite Reihe durch dieselbe Luft hindurchgeht und in einem solchen Verhältnis zu der ersten steht, daß Verdichtung mit Verdichtung und Verdünnung mit Verdünnung zusammenfällt. Als Folge eines solchen Zusammenfallens würde ein lauterer Schall entstehen als der, den jedes einzelne dieser Wellensysteme erzeugte. Aber Sie können

sich auch einen Zustand denken, wo die Verdichtungen des einen Systems auf die Verdünnungen des anderen fallen. In diesem Falle würden sich (wenn die anderen Bedingungen die gleichen wären) die beiden Systeme vollkommen neutralisieren. Jedes System für sich genommen, erzeugt Schall; beide zusammen erzeugen keinen Schall. So erzeugen wir also Stillschweigen, wenn wir Schall zu Schall addieren, wie Grimaldi bei seinen Versuchen Finsternis erzeugte, als er Licht zu Licht addierte.

Young wurde durch seine erfolgreichen und eingehenden Untersuchungen des Schalles auf die Erforschung des Lichtes geführt. Er erklärte die Beobachtungen Grimaldis und führte sie noch sehr viel weiter aus. Er wandte mit glänzendem Erfolg die Wellentheorie für die Erklärung der Farben von dünnen Platten und der Farben von gestreiften Oberflächen an. Er entdeckte und erklärte Gruppen von Farben, die früher unbeachtet und unbekannt geblieben waren. Durch die Annahme, daß das Licht eine Wellenbewegung sei, wurden alle seine Versuche über Interferenz erklärt, durch die Annahme, daß das Licht aus fliegenden Teilchen bestehe, wurde nichts erklärt. Zur Zeit von Huygens und Euler wurde ein Medium für den Durchgang des Lichtes angenommen. Newton erhob indessen den Einwand, daß, wenn das Licht aus Wellen eines solchen Mediums bestände, keine Schatten existieren könnten. Die Wellen, behauptet er ferner, würden sich um die undurchsichtigen Körper beugen und eine Bewegung des Lichtes hinter ihnen erzeugen, wie der Schall um die Ecke geht oder wie die Wellen des Wassers einen Felsen umspülen. Es ist bereits bewiesen worden, daß die Beugung des Lichtes, von der Newton spricht, wirklich eintritt, daß also die gebeugten Wellen sich durch ihre gegenseitige Interferenz vernichten. Young fand auch einen fundamentalen Unterschied zwischen den Licht- und Schallwellen. Könnten Sie die Luft sehen, durch welche Schallwellen hindurchgehen, so würden Sie beobachten, wie jedes einzelne Luftteilchen in der Richtung der Fortpflanzung hin- und herschwingt. Könnten Sie den Lichtäther sehen, so würden Sie ebenfalls finden, daß jedes einzelne Teilchen eine kleine Ausschwingung hin und her macht, hier aber wird die Bewegung, wie oben bei den Teilchen der Wasserwellen, auf der Fortpflanzungsrichtung senkrecht stehen. Die Lichtschwingungen sind longitudinal, die Ätherschwingungen transversal.

Das bekannteste Beispiel der Interferenz der Schallwellen sind die Stöße, die durch zwei musikalische Töne, welche nicht miteinander übereinstimmen, erzeugt werden. Werden zwei vollkommen übereinstimmende Stimmgabeln zu gleicher Zeit angeschlagen, so erklingen die beiden Töne gleichförmig, als wären sie nur ein Ton. Befestigen wir aber an der einen Gabel durch Wachs ein kleines Gewicht, so zwingen wir sie langsamer als ihre Nachbarin zu schwingen. Wir wollen annehmen, daß die eine von ihnen 101 Schwingungen in der Zeit macht, die die andere braucht, um 100 zu machen, und voraussetzen, daß bei Beginn die Verdichtungen und Verdünnungen beider Gabeln vollständig zusammenfallen. Bei der 101. Schwingung der schnellsten Gabel werden sie

wieder zusammenfallen, diese Gabel hat dann eine ganze Schwingung oder eine ganze Wellenlänge vor der andern voraus. Ein wenig Nachdenken wird es Ihnen klar machen, daß bei der 50. Schwingung die beiden Gabeln einander entgegenwirken. Hier sucht die eine eine Verdichtung, die andere eine Verdünnung zu erzeugen. Daher wird bei der vereinten Wirkung der beiden Gabeln der Schall vernichtet und wir haben eine Pause. Es tritt dies da ein, wo die eine Gabel der anderen um eine halbe Wellenlänge voraus ist. Bei der 101. Schwingung haben wir, wie schon bemerkt, Koinzidenz und daher verstärkten Schall, bei der 150. Schwingung wird der Schall wieder vernichtet. Hier ist die eine Gabel der anderen um drei halbe Wellenlängen voraus. Die Wellen fallen zusammen, wenn die eine Reihe eine gerade Zahl von halben Wellenlängen, und zerstören sich, wenn die eine eine ungerade Zahl von halben Wellenlängen der anderen voraus ist. Mit zwei so eingerichteten Gabeln erhalten wir diese intermittierenden Verstärkungen, die durch Zeiten des Schweigens getrennt werden, denen wir den Namen Stöße geben. Durch eine entsprechende Einrichtung können wir es überdies dahin bringen, daß der eine Ton den andern gänzlich vernichtet. In vier bestimmten Linien vernichten sich zum Beispiel gegenseitig die Schwingungen der beiden Zinken der Stimmgabeln.

Die Tonhöhe wird allein durch die Zahl der Schwingungen in der Zeiteinheit bestimmt, wie es die Intensität durch ihre Amplitude wird.

Das, was die Tonhöhe für das Ohr in der Akustik ist, ist die Farbe für das Auge in der Undulationstheorie des Lichtes; obgleich man die Lichtwellen nie gesehen, so hat man doch ihre Länge bestimmt. Ihre Existenz wird durch ihre Wirkungen bewiesen und aus ihren Wirkungen lassen sich auch ihre Längen mit Genauigkeit ableiten. Eine solche Bestimmung kann auf verschiedenen Wegen ausgeführt werden. Vergleicht man die verschiedenen Bestimmungen miteinander, so zeigt sich eine vollständige Übereinstimmung zwischen denselben. Diese Übereinstimmung ist eine der Hauptstützen der Undulationstheorie. Die kürzesten Wellen im sichtbaren Spektrum entsprechen dem äußersten Violett, die längsten dem äußersten Rot. Die anderen Farben haben „Tonhöhen" oder „Wellenlängen", die zwischen diesen liegen. Die Länge einer Welle des äußersten Rot ist so groß, daß 37.000 Wellen, unmittelbar mit ihren Enden aneinandergelegt, die Länge eines Zolles einnehmen würden, während für das Violett dasselbe für 64.631 Wellen der Fall sein würde.

Die Geschwindigkeit des Lichtes beträgt in runden Zahlen 42.000 Meilen in der Sekunde. Drücken wir diese in Zollen aus und multiplizieren die so gefundene Zahl mit 39.000, so finden wir, daß die Anzahl der Wellen des äußersten Rot in 42.000 Meilen vierhundertundsechzig Millionen beträgt. Alle diese Wellen treten in einer Sekunde in das Auge ein und treffen die Netzhaut an der Rückseite des Auges. Auf ähnliche Weise findet man, daß die Anzahl der Anstöße, der die Empfindung des Violett entspricht, sich auf sechshundertachtundsechzig Billionen beläuft.

Das Prinzip der Interferenz läßt sich aber, wie auf die Wasser- und Schallwellen, so auch auf die Lichtwellen anwenden. Und die Bedingungen für die Interferenz sind bei allen drei Wellenarten dieselben. Gehen zwei Reihen von Lichtwellen von derselben Wellenlänge im selben Augenblicke von einem gemeinsamen Ausgangspunkt aus, so fällt Berg mit Berg, Tal mit Tal zusammen, und beide Systeme bilden ein einziges von der doppelten Amplitude. Beginnen beide Wellenreihen in demselben Augenblicke und ist die eine beim Entstehen eine ganze Wellenlänge vor der anderen voraus, so addieren sie sich gleichfalls und die Lichtwirkung wird vergrößert. Dasselbe tritt ein, wenn das eine Wellensystem dem anderen eine gerade Anzahl von halben Wellenlängen voraus ist. Ist aber das eine System um eine halbe Wellenlänge oder irgendeine ungerade Anzahl von halben Wellenlängen vor dem andern voraus, so fallen die Berge der einen Wellen mit den Tälern der anderen zusammen. In der Tat strebt das eine System die Ätherteilchen an eben den Stellen in die Höhe zu heben, wo sie von dem anderen herabgezogen werden. Es bleibt demnach durch die vereinigte Wirkung dieser entgegengesetzten Kräfte der Lichtäther vollkommen ruhig. Diese Ruhe des Äthers bildet das, was wir Dunkelheit nennen, und diese entspricht einer vollständig unbeweglichen Wasserfläche.

42. Entstehung und Beständigkeit unseres Planetensystems.

Von Hermann v. Helmholtz. Vorträge und Reden. Braunschweig, 1884.

Eine Menge von auffallenden Eigentümlichkeiten in dem Bau unseres Planetensystems deuten darauf hin, daß es einst eine zusammenhängende Masse mit einer gemeinsamen Rotationsbewegung gewesen sei. Ohne eine solche Annahme würde sich nämlich durchaus nicht erklären lassen, warum alle Planeten in derselben Richtung um die Sonne laufen, warum sich alle auch in derselben Richtung um ihre Achse drehen, warum die Ebenen ihrer Bahnen und die ihrer Trabanten und Ringe alle nahehin zusammenfallen, warum ihre Bahnen alle wenig von Kreisen unterschieden sind, und manches andre. Aus dieser zurückgebliebenen Andeutung eines früheren Zustandes haben sich die Astronomen eine Hypothese über die Entstehung unseres Planetensystems gebildet, welche, obgleich sie der Natur der Sache nach immer eine Hypothese bleiben wird, doch in ihren einzelnen Zügen durch Analogien so gut begründet ist, daß sie wohl unsere Aufmerksamkeit verdient, um so mehr, da diese Ansicht auf unserem heimischen Boden, innerhalb der Mauern dieser Stadt* zuerst entstand. Kant war es, der sehr interessiert für die physische Beschreibung der Erde und des Weltgebäudes, sich dem mühsamen Studium der Werke Newtons unterzogen hatte, und als Zeugnis dafür, wie tief er in dessen Grundideen eingedrungen war, den genialen Gedanken faßte, daß dieselbe Anziehungskraft aller wägbaren Materie, welche jetzt den Lauf der Planeten unterhält, auch einst imstande

* Helmholtz hielt den Vortrag, aus dem dieses Stück entnommen ist, in Königsberg i. Pr.

gewesen sein müsse, das Planetensystem aus locker im Weltraum verstreuter Materie zu bilden. Später fand unabhängig von ihm auch Laplace, der große Verfasser der **Mécanique céleste**, denselben Gedanken und bürgerte ihn bei den Astronomen ein. Den Anfang unseres Planetensystems mit seiner Sonne haben wir uns demnach als eine ungeheure nebelartige Masse vorzustellen, die den Teil des Weltraumes ausfüllte, wo jetzt unser System sich befindet, bis weit über die Grenzen der Bahn des äußersten Planeten, des Neptun, hinaus. Noch jetzt erblicken wir in fernen Gegenden des Firmaments Nebelflecken, deren Licht, wie die Spektralanalyse lehrt, das Licht glühender Gase ist, in deren Spektrum sich namentlich diejenigen hellen Linien zeigen, welche glühender Wasserstoff und glühender Stickstoff erzeugen. Und auch innerhalb der Räume unseres eigenen Sonnensystems zeigen die Kometen, die Schwärme der Sternschnuppen, das Zodiakallicht deutlich Spuren staubförmig zerstreuter Substanz, die aber nach dem Gesetz der Schwere sich bewegt und, zum Teil wenigstens, allmählich von den größeren Körpern zurückgehalten und einverleibt wird. Letzteres geschieht in der Tat mit den Sternschnuppen und Meteormassen, welche in die Atmosphäre unserer Erde geraten.

Berechnet man die Dichtigkeit der Masse unseres Planetensystems nach der gemachten Annahme für die Zeit, wo es ein Nebelball war, der bis an die Bahnen des äußersten Planeten reichte, so findet sich, daß viele Millionen Kubikmeilen erst ein Gran wägbarer Materie enthielten.

Die allgemeine Anziehungskraft aller Materie zueinander müßte aber diese Massen antreiben, sich einander zu nähern und sich zu verdichten, so daß sich der Nebelball immer mehr und mehr verkleinerte, wobei nach mechanischen Gesetzen eine ursprünglich langsame Rotationsbewegung, deren Dasein man voraussetzen muß, allmählich immer schneller und schneller würde. Durch die Schwungkraft, die in der Nähe des Äquators des Nebelballes am stärksten wirken mußte, konnten von Zeit zu Zeit Massen losgerissen werden, welche dann getrennt von dem Ganzen ihre Bahn fortsetzten und sich zu einzelnen Planeten oder ähnlich dem großen Balle zu Planeten mit Trabantensystemen und Ringen umformten, bis endlich die Hauptmasse zum Sonnenkörper sich verdichtete. Über den Ursprung von Wärme und Licht gab uns jene Ansicht noch keinen Aufschluß.

Als sich jenes Nebelchaos zuerst von anderen Fixsternmassen getrennt hatte, mußte es nicht nur schon sämtliche Materie enthalten, aus der das künftige Planetensystem zusammenzusetzen war, sondern unserem neuen Gesetze gemäß auch den ganzen Vorrat an Arbeitskraft, der einst darin seinen Reichtum an Wirkungen entfalten sollte. In der Tat war ihm eine ungeheuer große Mitgift in dieser Beziehung schon allein in Form der allgemeinen Anziehungskraft aller seiner Teile zueinander mitgegeben. Diese Kraft, welche auf der Erde sich als Schwerkraft äußert, wird in bezug auf ihre Wirksamkeit in den Welträumen die himmlische Schwere oder Gravitation genannt. Wie die irdische Schwere, wenn sie ein Gewicht zur Erde niederzieht, eine Arbeit verrichtet und lebendige

Kraft erzeugt, so tut es auch jene himmlische, wenn sie zwei Massenteilchen aus entfernten Gegenden des Weltraumes zueinander führt.

Auch die chemischen Kräfte mußten schon vorhanden sein, bereit zu wirken. Aber da die Kräfte erst bei der innigsten Berührung der verschiedenen Massen in Wirksamkeit treten können, mußte erst Verdichtung eingetreten sein, ehe ihr Spiel beginnen konnte.

Ob noch ein weiterer Kraftvorrat in Gestalt von Wärme im Uranfange vorhanden war, wissen wir nicht. Jedenfalls finden wir mit Hilfe des Gesetzes der Äquivalenz von Wärme und Arbeit in den mechanischen Kräften jenes Urzustandes eine so reiche Quelle von Wärme und Licht, daß wir gar keine Veranlassung haben, zu einer anderen ursprünglich bestehenden unsere Zuflucht zu nehmen. Wenn nämlich bei der Verdichtung der Massen ihre Teilchen aufeinanderstießen und aneinanderhafteten, so wurde die lebendige Kraft ihrer Bewegung dadurch vernichtet und mußte zu Wärme werden. Schon in älteren Theorien hat man dem Rechnung getragen, daß das Zusammenstoßen kosmischer Massen Wärme erzeugen mußte, aber man war weit entfernt davon, auch nur ungefähr beurteilen zu können, wie hoch diese Wärme zu veranschlagen sein möchte.

Heute können wir mit Sicherheit bestimmte Zahlenwerte angeben.

Schließen wir uns aber der Voraussetzung an, daß am Anfang die Dichtigkeit der nebelartig verteilten Materie verschwindend klein gewesen sei gegen die jetzige Dichtigkeit der Sonne und der Planeten, so können wir berechnen, wieviel Arbeit bei der Verdichtung geleistet worden ist, wir können ferner berechnen, wieviel von dieser Arbeit noch jetzt in Form mechanischer Kraftgrößen besteht, als Anziehung der Planeten zur Sonne und als lebendige Kraft ihrer Bewegung, und finden daraus, wieviel in Wärme verwandelt worden ist.

Das Ergebnis dieser Rechnung ist, daß nur noch etwa der 443. Teil der ursprünglichen mechanischen Kraft als solche besteht, daß das übrige, in Wärme verwandelt, hinreicht, um eine der Masse der Sonne und der Planeten zusammengenommen gleiche Wassermasse um nicht weniger als 28 Millionen Grade des hundertteiligen Thermometers zu erhitzen. Zur Vergleichung führe ich an, daß die höchste Temperatur, welche wir im Sauerstoffgebläse hervorbringen können, bei welcher selbst Platina schmilzt und verdampft, und nur sehr wenige bekannte Stoffe fest bleiben, auf etwa 2000 Grad geschätzt wird. Welche Wirkungen wir einer Temperatur von 28 Millionen Grad zuschreiben sollen, darüber können wir uns gar keine Idee machen. Wenn die Masse unseres ganzen Systems Kohle wäre und das Ganze verbrannt würde, so würde dadurch erst der 3500. Teil jener Wärmemenge erzeugt werden. Soviel ist übrigens klar, daß eine so große Wärmeentwicklung selbst das größte Hindernis für eine schnelle Vereinigung der Massen gewesen sein muß, und daß wohl erst der größte Teil davon durch Strahlung in den Weltraum hinein sich verlieren mußte, ehe die Massen so dichte Körper bilden konnten, wie Planeten und Sonne

gegenwärtig sind. Und als sie sich bildeten, konnten ihre Bestandteile nur in feurigem Flusse sein, wie sich übrigens für die Erde noch besonders durch geologische Phänomene bestätigt, während auch bei allen anderen Körpern unseres Systems die abgeplattete Kugelform, welche die Gleichgewichtsform einer rotierenden flüssigen Masse ist, auf einen ursprünglich flüssigen Zustand hindeutet. Wenn ich eine ungeheure Wärmequantität unserem Systeme verloren gehen ließ ohne Ersatz, so ist dies kein Widerspruch gegen das Prinzip von der Erhaltung der Kraft. Sie ist wohl unserem Planetensystem verloren gegangen, nicht aber dem Weltall. Sie ist hinausgegangen und geht noch täglich hinaus in die unendlichen Räume, und wir wissen nicht, ob das Mittel, welches die Licht- und Wärmeschwingungen fortleitet, irgendwo Grenzen hat, wo die Strahlen umkehren müssen, oder ob sie für immer ihre Reise in die Unendlichkeit hinein fortsetzen.

Übrigens ist auch noch der gegenwärtig vorhandene Vorrat von mechanischer Kraft in unserem Planetensystem ungeheuren Wärmemengen äquivalent. Könnte unsere Erde durch einen Stoß plötzlich in ihrer Bewegung um die Sonne zum Stillstand gebracht werden, — was bei der bestehenden Einrichtung des Planetensystems übrigens nicht zu fürchten ist —, so würde durch diesen Stoß so viel Wärme erzeugt werden, als die Verbrennung von 14 Erden aus reiner Kohle zu erzeugen imstande wäre. Ihre Masse würde, auch wenn wir die ungünstigste Annahme über ihre Wärmekapazität machten, sie nämlich der des Wassers gleichsetzten, doch um 11.200 Grad erwärmt, also ganz geschmolzen und zum größten Teil verdampft werden. Fiele die Erde dann aber, wie es der Fall sein würde, wenn sie zum Stillstand käme, in die Sonne hinein, so würde die durch einen solchen Stoß entwickelte Wärme noch vierhundertmal größer sein.

Noch jetzt wiederholt sich von Zeit zu Zeit ein solcher Prozeß in kleinerem Maßstabe. Es kann kaum mehr einem Zweifel unterworfen sein, daß die Sternschnuppen, Feuerkugeln und Meteorsteine Massen sind, welche dem Weltenraume angehören, und ehe sie in den Bereich unserer Erde kamen, nach Art der Planeten sich um die Sonne bewegten. Nur wenn sie in unsere Atmosphäre eindringen, werden sie uns sichtbar und stürzen zuweilen herab. Um zu erklären, daß sie dabei leuchtend werden, und die herabgestürzten Stücke im ersten Augenblick sehr heiß sind, hat man schon längst an die Reibung gedacht, die sie in der Luft erleiden. Jetzt können wir berechnen, daß eine Geschwindigkeit von 3000 Fuß in der Sekunde, wenn die Reibungswärme ganz in die feste Masse überginge, hinreicht, ein Stück Meteoreisen beim Falle auf 1000 Grad zu erhitzen, also in lebhaftes Glühen zu versetzen. Nun scheint aber die mittlere Geschwindigkeit der Sternschnuppen dreißig- bis fünfzigmal größer zu sein, nämlich vier bis sechs Meilen in der Sekunde zu betragen. Dafür verbleibt aber jedenfalls auch der beträchtlichste Teil der erzeugten Wärme der verdichteten Luftmasse, welche das Meteor vor sich hertreibt. Bekannt ist, daß helle Sternschnuppen gewöhnlich eine lichte Spur hinter sich lassen, wahrscheinlich glühend losgestoßene Teile ihrer Oberfläche. Meteormassen, welche herabstürzen, zer-

springen oft mit heftigen Explosionen, was als eine Wirkung der schnellen Erhitzung anzusehen sein möchte. Die frischgefallenen Stücke hat man meist heiß, aber nicht glühend gefunden, was sich wohl daraus erklärt, daß während der kurzen Zeit, in der das Meteor die Atmosphäre durcheilt, nur eine dünne Schicht der Oberfläche zum Glühen erhitzt, in das Innere der Masse aber noch wenig Wärme eingedrungen war. Deshalb kann das Glühen auch schnell wieder verschwinden.

So hat uns der Meteorsteinfall, als ein winziger Rest von Vorgängen, welche einst die bedeutendste Rolle in der Bildung der Himmelskörper gespielt zu haben scheinen, in die jetzige Zeit geführt, wo immer noch unsere Erde die unverkennbaren Spuren ihres alten feurig-flüssigen Zustandes an sich trägt. Die granitene Unterlage ihrer Gebirge zeigt eine Struktur, welche nur durch das kristallinische Erstarren geschmolzener Massen entstanden sein kann. Noch jetzt zeigen die Untersuchungen der Temperatur in Bergwerken und Bohrlöchern an, daß die Wärme in der Tiefe zunimmt, und wenn diese Zunahme gleichmäßig ist, so findet sich schon in der Tiefe von 10 Meilen eine Hitze, bei der alle unsere Gebirgsarten schmelzen. Noch jetzt bringen unsere Vulkane von Zeit zu Zeit mächtige Massen geschmolzenen Gesteins aus dem Innern hervor, als Zeugen von der Glut, die dort herrscht. Aber schon ist die abgekühlte Kruste der Erde so dick geworden, daß, wie die Berechnung ihrer Wärmeleitungsfähigkeit ergibt, die von innen hervordringende Wärme, verglichen mit der von der Sonne gesendeten, außerordentlich klein ist und die Temperatur der Oberfläche nur etwa um $^1/_{30}$ Grad vermehren kann, so daß der Rest des alten Kraftvorrats, welcher als Wärme im Innern des Erdkörpers aufgespeichert ist, fast nur noch in den vulkanischen Erscheinungen auf die Vorgänge der Oberfläche von Einfluß ist. Diese Vorgänge gewinnen ihre Triebkraft vielmehr fast ganz aus der Einwirkung anderer Himmelskörper, namentlich aus dem Licht und der Wärme der Sonne, teilweise auch — nämlich Ebbe und Flut — aus der Anziehungskraft der Sonne und des Mondes.

Das Phänomen der Ebbe und Flut steht nun, wie schon Mayer erkannt hat, verbunden mit dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft in einer merkwürdigen Beziehung zu der Frage über die Beständigkeit unseres Planetensystems. Die von Newton gefundene mechanische Theorie der Planetenbewegungen lehrt, daß, wenn ein fester Körper im absolut leeren Raum, von der Sonne angezogen, sich in der Weise der Planeten um diese bewegt, seine Bewegung unverändert weiter bestehen wird bis in alle Ewigkeit.

Nun haben wir in Wirklichkeit nicht einen, sondern viele Planeten, welche sich um die Sonne bewegen und durch ihre gegenseitige Anziehung kleine Veränderungen und Störungen in ihren Bahnen hervorbringen. Indessen hat Laplace in seinem großen Werke der Mécanique céleste, nachgewiesen, daß in unserem Planetensystem alle diese Störungen periodisch zu- und abnehmen, und nie gewisse Grenzen überschreiten können, so daß also auch dadurch für alle Ewigkeit das Bestehen des Planetensystems nicht gefährdet werde.

Aber ich habe schon zwei Voraussetzungen genannt, welche gemacht werden mußten, erstens, daß der Weltraum absolut leer sei, zweitens, daß die Sonne und die Planeten feste Körper seien. Das erstere ist wenigstens insofern der Fall; als man, soweit die astronomischen Beobachtungen zurückreichen, noch keine solche Veränderung in der Bewegung der Planeten hat entdecken können, wie sie ein widerstehendes Mittel hervorbringen würde. Aber an einem kleinen Himmelskörper von geringer Masse, dem Enkeschen Kometen, finden sich Veränderungen solcher Art; er beschreibt immer enger werdende Elipsen um die Sonne. Wenn diese Art der Bewegung, die allerdings der in einem widerstehenden Mittel entspricht, wirklich von einem solchen herrührt, so wird eine Zeit kommen, wo er in die Sonne stürzt. Und auch den Planeten droht endlich ein solcher Untergang, wenn auch erst nach Zeiträumen, von deren Länge wir uns keinen Begriff machen können. Wenn uns aber auch die Existenz eines widerstehenden Mittels zweifelhaft erscheinen könnte, so ist es nicht zweifelhaft, daß die Planeten nicht ganz aus festen und unbeweglich verbundenen Massen bestehen. Zeichen von vorhandenen Atmosphären sind an der Sonne, der Venus, dem Mars, Jupiter und Saturn gefunden, Zeichen von Wasser und Eis auf dem Mars, und unsere Erde hat unzweifelhaft einen flüssigen Teil an ihrer Oberfläche und vielleicht einen noch größeren in ihrem Innern. Die Bewegungen der Ebbe und Flut in dem Meere wie in den Atmosphären geschehen aber mit Reibung, jede Reibung vernichtet lebendige Kraft, der Verlust kann in diesem Falle nur die lebendige Kraft der Planetenbewegungen treffen. Wir kommen dadurch zu dem unvermeidlichen Schluß, daß jede Ebbe und Flut fortdauernd und, wenn auch unendlich langsam, doch sicher, den Vorrat mechanischer Kraft des Systems verringert, wobei sich die Achsendrehng der betreffenden Planeten verlangsamen muß. In der Tat ist eine solche Verzögerung für die Erde durch die neueren sorgfältigen Untersuchungen der Mondbewegung von Hansen, Adams und Delaunay nachgewiesen worden. Nach ersterem hat seit Hipparch die Dauer jedes Sterntages um $^1/_{82}$ Sekunde, die Dauer jedes Jahrhunderts um eine halbe Viertelstunde zugenommen, nach Adams und W. Thomson wäre die Zunahme fast doppelt so groß. Eine Uhr, die zu Anfang eines Jahrhunderts richtig ginge, würde der Erde zu Ende des Jahrhunderts um 22 Sekunden vorausgeeilt sein. Laplace hatte die Existenz einer solchen Verzögerung der Umdrehung der Erde geleugnet; um ihren Betrag zu finden, mußte die Theorie der Mondbewegung erst viel genauer entwickelt werden, als das zu seiner Zeit möglich war. Der endliche Erfolg dieser Verzögerung des Erdumlaufes wird sein, aber erst nach Millionen von Jahren, wenn inzwischen das Meer nicht eingefroren ist, daß sich eine Seite der Erde konstant der Sonne zukehren und ewigen Tag, die entgegengesetzte dagegen ewige Nacht haben wird. Eine solche Stellung finden wir an unserem Monde in bezug auf die Erde, und auch an anderen Trabanten in bezug auf ihre Planeten; sie ist vielleicht die Wirkung der gewaltigen Ebbe und Flut, denen diese Körper einst zur Zeit ihres feurigflüssigen Zustandes unterworfen gewesen sind.

Ich würde diese Schlüsse, welche uns wieder in die fernste Ferne zukünftiger Zeit hinausführen, nicht beigebracht haben, wenn sie nicht eben unvermeidlich wären. Physikalisch-mechanische Gesetze sind wie Teleskope unseres geistigen Auges, welche in die fernste Nacht der Vergangenheit und Zukunft eindringen.

Eine andere wesentliche Frage für die Zukunft unseres Planetensystems ist die über die künftige Temperatur und Erleuchtung. Da die innere Temperatur des Erdballes wenig Einfluß auf die Temperatur der Erdoberfläche hat, so kommt es hier wesentlich nur auf die von der Sonne ausströmende Wärme an. Es kann gemessen werden, wie viel Sonnenwärme hier auf der Erde in einer gegebenen Zeit eine gegebene Fläche trifft und daraus kann berechnet werden, wie viel in einer gewissen Zeit von der Sonne ausgeht. Dergleichen Messungen sind von dem französischen Physiker P o u i l l e t ausgeführt worden und haben ergeben, daß die Sonne so viel Wärme abgibt, daß an ihrer ganzen Oberfläche stündlich eine Schichte dichtesten Kohlenstoffes in etwa 10 Fuß Mächtigkeit abbrennen müßte, um sie durch Verbrennung zu erzeugen, in einem Jahre also etwa eine Schichte von 3½ Meilen. Würde diese Wärme aber dem ganzen Sonnenkörper gleichmäßig entzogen, so würde seine Temperatur doch jährlich um nur 1¼ Grad erniedrigt werden, wenn wir seine Wärmekapazität der des Wassers gleichsetzen. Diese Angaben können uns wohl die Größe der Ausgabe im Verhältnis zur Oberfläche und dem Inhalte der Sonne anschaulich machen. Sie können uns aber keinen Aufschluß darüber geben, ob die Sonne nur als glühender Körper die Wärme ausstrahlt, die seit ihrer Entstehung in ihr angehäuft ist, oder ob fortdauernd eine Neuerzeugung vermöge chemischer Prozesse an ihrer Oberfläche stattfindet. Jedenfalls lehrt uns unser Gesetz von der Erhaltung der Kraft, daß kein Prozeß, der den auf der Erde bekannten analog ist, in der Sonne die Wärme- und Lichtausstrahlung für ewige Zeiten unerschöpflich unterhalten kann. Aber dasselbe Gesetz lehrt uns auch, daß die vorhandenen Kraftvorräte, welche als Wärme schon existieren, oder erst zu Wärme werden können, noch für unermeßlich lange Zeiten ausreichen. Über die Vorräte chemischer Kraft in der Sonne können wir nichts mutmaßen, die in ihr aufgehäuften Wärmevorräte nur durch sehr unsichere Schätzungen bestimmen. Wenn wir aber der wahrscheinlichen Ansicht folgen, daß die von den Astronomen gefundene, für ein Gestirn von so großer Masse auffallend geringe Dichtigkeit durch die hohe Temperatur bedingt sei, und mit der Zeit größer werden könne, so läßt sich berechnen, daß, wenn der Durchmesser der Sonne sich nur um den zehntausendsten Teil seiner jetzigen Größe verringerte, dadurch hinreichend viel Wärme erzeugt würde, um die ganze Ausgabe für 2100 Jahr zu decken. Eine so geringe Veränderung des Durchmessers würde übrigens durch die feinsten astronomischen Beobachtungen nur mit Mühe erkannt werden können.

In der Tat hat sich seit der Zeit, von der wir historische Nachrichten haben, also seit etwa 4000 Jahren, die Temperatur der Erdoberfläche nicht merklich

verringert. Wir haben aus so alter Zeit allerdings keine Thermometerbeobachtungen. Aber wir haben Angaben über die Verbreitung einiger Kulturpflanzen, des Weinstocks, Ölbaumes, welche gegen Änderungen der mittleren Jahrestemperatur sehr empfindlich sind, und finden, daß diese Pflanzen noch jetzt genau dieselbe Verbreitungsgrenze haben wie zu den Zeiten des Abraham und Homer, woraus dann rückwärts auf die Beständigkeit des Klimas zu schließen ist.

Als Gegengrund gegen diese Behauptung hatte man sich auf den Umstand berufen, daß ehemals die deutschen Ritter hier in Preußen Wein gebaut, gekeltert und getrunken hätten, was jetzt nicht mehr möglich sei. Man wollte daraus schließen, daß die Wärme unseres Klimas seit jener Zeit abgenommen habe. Dagegen hat schon Dove Berichte alter Chronisten zitiert, wonach in einigen besonders heißen Jahren das Erzeugnis der preußischen Reben etwas weniger von seiner gewöhnlichen Säure gehabt habe. Die Tatsache spricht also nicht für die Wärme des Klimas, sondern nur für die Kehlen der deutschen Herren.

Aber wenn auch die Kraftvorräte unseres Planetensystems so ungeheuer groß sind, daß sie durch die fortdauernde Ausgabe innerhalb der Dauer unseres Menschengeschlechtes nicht merklich verringert werden konnten, wenn sich auch die Länge der Zeiträume noch gar nicht ermessen läßt, welche vorbeigehen müssen, ehe merkliche Veränderungen in dem Zustande des Planetensystems eintreten können, so weisen doch unerbittliche mechanische Gesetze darauf hin, daß diese Kräftevorräte, welche einen Verlust, keinen Gewinn erleiden können, endlich erschöpft werden müssen. Sollen wir darüber erschrecken? Die Menschen pflegen die Größe und Weisheit des Weltalls danach abzumessen, wie viel Dauer und Vorteile es ihrem eigenen Geschlechte verspricht. Aber schon die vergangene Geschichte des Erdballes zeigt, einen wie winzigen Augenblick in seiner Dauer die Existenz des Menschengeschlechtes ausgemacht hat. Ein wendisches Tongefäß, ein römisches Schwert, das wir im Boden finden, erregt in uns die Vorstellung grauen Altertums. Was uns die Museen Europas von den Überbleibseln Ägyptens und Assyriens zeigen, sehen wir mit schweigendem Staunen an und verzweifeln, uns je zu der Vorstellung einer so weit zurückliegenden Zeitperiode aufzuschwingen. Und doch mußte das Menschengeschlecht offenbar schon Jahrtausende bestanden und sich vermehrt haben, da die Pyramiden und Ninive gebaut werden konnten. Wir schätzen die Menschengeschichte auf 6000 Jahre. Aber so unermeßlich uns dieser Zeitraum auch erscheinen mag, wo bleibt er gegen die Zeiträume, während welcher die Erde schon eine lange Reihenfolge jetzt ausgestorbener, einst üppiger und reicher Tier- und Pflanzengeschlechter, aber keine Menschen trug, während welchen in unserer Gegend der Bernsteinbaum grünte und sein kostbares Harz in die Erde und das Meer träufelte, wo in Sibirien, Europa und dem Norden Amerikas tropische Palmenhaine wuchsen, Rieseneidechsen und später Elefanten hausten, deren mächtige Reste wir noch im Erdboden begraben finden? Verschiedene Geologen haben nach verschiedenen Anhaltspunkten die Dauer jener Schöpfungsperiode zu schätzen gesucht und schwanken zwischen einer und neun Millionen von Jahren.

Und wiederum war die Zeit, wo die Erde organische Wesen erzeugte, nur klein gegen die, wo sie ein Ball geschmolzenen Gesteins gewesen ist. Für die Dauer ihrer Abkühlung von 2000 auf 200 Grad ergeben sich nach Versuchen von Bischof über die Erkaltung geschmolzenen Basalts etwa 300 Millionen Jahre. Und über die Zeit, wo sich der Ball des Urnebels zum Planetensystem verdichtete, müssen unsere kühnsten Vermutungen schweigen. Die bisherige Menschengeschichte war also nur eine kurze Welle in dem Ozean der Zeiten. Für eine viel längere Reihe von Jahrtausenden, als unser Geschlecht bisher erlebt hat, scheint der jetzige, seinem Bestehen günstige Zustand der unorganischen Natur gesichert zu sein, so daß wir für uns und lange, lange Reihen von Generationen nach uns nichts zu fürchten haben. Aber noch arbeiten dieselben Kräfte der Luft, des Wassers und des vulkanischen Innern an der Erdrinde weiter, welche frühere geologische Revolutionen verursacht und eine Reihe von Lebensformen nach der anderen begraben haben. Sie werden wohl eher den jüngsten Tag des Menschengeschlechtes herbeiführen, als jene weit entlegenen kosmischen Veränderungen, die wir früher besprachen, und uns zwingen, vielleicht neueren vollkommeneren Lebensformen Platz zu machen, wie uns und unseren jetzt lebenden Mitgeschöpfen einst die Rieseneidechsen und Mammuts Platz gemacht haben.

Wie also der einzelne den Gedanken seines Todes ertragen muß, so muß es auch das Geschlecht. Aber es hat vor anderen untergegangenen Lebensformen höhere sittliche Aufgaben voraus, deren Träger es ist und mit deren Vollendung es seine Bestimmung erfüllt.

43. Hauptmomente der allmählichen Entwicklung und Erweiterung der Begriffe vom Kosmos, als einem Naturganzen.

Von Alexander v. Humboldt. Kosmos. Stuttgart und Tübingen, 1845 ff.

Die Geschichte der physischen Weltanschauung ist die Geschichte der Erkenntnis eines Naturgesetzes, die Darstellung des Strebens der Menschheit, das Zusammenwirken der Kräfte in dem Erd- und Himmelsraum zu begreifen. Sie bezeichnet demnach die Epochen des Fortschrittes in der Verallgemeinerung der Ansichten, sie ist ein Teil der Geschichte unserer Gedankenwelt, insofern dieser Teil sich auf die Gegenstände sinnlicher Erscheinung, auf die Gestaltung der geballten Materie und die ihr innewohnenden Kräfte bezieht.

Die denkende Betrachtung dessen, was die Menschen zur Einsicht eines Naturganzen geführt hat, ist ebensowenig die ganze Kulturgeschichte der Menschheit als sie eine Geschichte der Naturwissenschaften genannt werden kann. Allerdings ist die Einsicht in den Zusammenhang der lebendigen Kräfte des Weltalls als die edelste Frucht der menschlichen Kultur, als das Streben nach dem höchsten Gipfel, welchen die Vervollkommnung und Ausbildung der Intelligenz erreichen kann, zu betrachten. Alles das, wovon

wir hier Andeutungen geben, ist nur ein Teil der Kulturgeschichte selbst. Diese umfaßt gleichzeitig, was den Fortschritt der einzelnen Völker nach allen Richtungen erhöhter Geistesbildung und Sittlichkeit bezeichnet. Wir gewinnen nach einem eingeschränkten physikalischen Gesichtspunkte der Geschichte des menschlichen Wissens nur eine Seite ab, wir heften vorzugsweise den Blick auf das Verhältnis des allmählich Ergründeten zum Naturganzen, wir beharren wieder bei der Erweiterung der einzelnen Disziplinen als bei Resultaten, welche einer Verallgemeinerung fähig sind oder kräftige materielle Hilfsmittel zu genauerer Beobachtung der Natur in verschiedenen Zeitaltern geliefert haben.

Vor allem müssen sorgfältig ein frühes Ahnen und ein wirkliches Wissen scharf von einander getrennt werden. Mit der zunehmenden Kultur des Menschengeschlechtes geht man an dem ersten vorbei in das zweite über, und ein solcher Übergang verdunkelt die Geschichte der Erfindungen. Eine sinnige, ideelle Verknüpfung des früher Ergründeten leitet oft fast unbewußt das Ahnungsvermögen und erhöht dasselbe wie durch eine begeistigende Kraft. Wie manches ist bei den Indern und Griechen, wie manches im Mittelalter über den Zusammenhang der Naturerscheinungen ausgesprochen worden, erst unerwiesen und mit dem Unbegründetsten vermengt, aber in späterer Zeit auf sichere Erfahrung gestützt und dann wissenschaftlich erkannt! Die ahnende Phantasie, die allbelebende Fähigkeit des Geistes, welche in Plato, in Columbus, in Hegel gewirkt hat, darf nicht angeklagt werden, als habe sie in dem Gebiet der Wissenschaft nichts geschaffen, als müsse sie notwendig ihrem Wesen nach von der Ergründung des Wirklichen abziehen.

Da wir die Geschichte der physischen Weltanschauung als die Geschichte der Erkenntnis eines Naturganzen gleichsam als die Geschichte des Gedankens von der Einheit in den Erscheinungen und von dem Zusammenwirken der Kräfte im Weltall definiert haben, so kann die Behandlungsweise dieser Geschichte nur in der Aufzählung dessen bestehen, wodurch der Begriff von der Einheit der Erscheinungen sich allmählich ausgebildet hat. Wir unterscheiden in dieser Hinsicht: 1. das selbständige Streben der Vernunft nach Erkenntnis von Naturgesetzen, also eine denkende Betrachtung der Naturerscheinungen; 2. die Weltbegebenheiten, welche plötzlich den Horizont der Beobachtung erweitert haben; 3. die Erfindung neuer Mittel sinnlicher Wahrnehmung, gleichsam die Erfindung neuer Organe, welche den Menschen mit den irdischen Gegenständen wie mit den fernsten Welträumen in näheren Verkehr bringen, welche die Beobachtung schärfen und vervielfältigen. Dieser dreifache Gesichtspunkt muß uns leiten, wenn wir die Hauptepochen (Hauptmomente) bestimmen, welche die Geschichte der Lehren vom Kosmos zu durchlaufen hat. Um das Gesagte zu erläutern, wollen wir Beispiele anführen, welche die Verschiedenheit der Mittel charakterisieren, durch welche die Menschheit allmählich zum intellektuellen Besitz von einem großen Teile der Welt gelangt ist, Beispiele von erweiterter Naturerkenntnis, von großen Begebenheiten und von der Erfindung neuer Organe.

Die Kenntnis der Natur, als älteste Physik der Hellenen, war mehr aus inneren Anschauungen, aus der Tiefe des Gemüts als aus der Wahrnehmung der Erscheinungen geschöpft. Die Naturphilosophie der ionischen Physiologen ist auf den Urgrund des Entstehens, auf den Formenwechsel eines einigen Grundstoffes gerichtet; in der mathematischen Symbolik der Pythagoreer, in ihren Betrachtungen über Zahl und Gestalt offenbart sich dagegen eine Philosophie des Maßes und der Harmonie. Indem die dorisch-italische Schule überall numerische Elemente sucht, hat sie von dieser Seite, durch eine gewisse Vorliebe für die Zahlenverhältnisse, die sie im Raum und in der Zeit erkennt, gleichsam den Grund zur späteren Ausbildung unserer Erfahrungswissenschaft gelegt. Die Geschichte der Weltanschauung, wie ich sie auffasse, bezeichnet nicht sowohl die oft wiederkehrenden Schwankungen zwischen Wahrheit und Irrtum, als die Hauptmomente der allmählichen Annäherung an die Wahrheit, an die richtige Ansicht der irdischen Kräfte und des Planetensystems. Sie zeigt uns, wie die Pythagoreer, nach dem Bericht des Philolaos aus Kroton, die fortschreitende Bewegung der nicht rotierenden Erde, ihren Kreislauf um den Weltherd (das Zentralfeuer, Hestia) lehrten: wenn Plato und Aristoteles sich die Erde weder als rotierend noch fortschreitend, sondern als unbeweglich im Mittelpunkt schwebend vorstellten. Hiketas von Syrakus, der mindestens älter als Theophrast ist, Heraklides, Pontikus und Ekphantus kannten die Achsendrehung der Erde; aber nur Aristarchos von Samos und besonders Seleukos der Babylonier, anderthalb Jahrhunderte nach Alexander, wußten, daß die Erde nicht bloß rotiere, sondern sich zugleich auch um die Sonne, als das Zentrum des ganzen Planetensystems, bewegt. Kehrte auch in den dunklen Zeiten des Mittelalters durch christlichen Fanatismus und den herrschend bleibenden Einfluß des Ptolemäischen Systems der Glaube an die Unbeweglichkeit der Erde zurück, wurde auch ihre Gestalt bei dem alexandrinischen Kosmas Indikopleustes wieder die Scheibe des Thales, so hatte dagegen ein deutscher Kardinal, Nikolaus de Cusa, zuerst die Geistesfreiheit und den Mut, fast hundert Jahre vor Kopernikus, unserem Planeten zugleich wieder die Achsendrehung und die fortschreitende Bewegung zuzuschreiben. Nach Kopernikus war Tychos Lehre allerdings ein Rückschritt, aber ein Rückschritt von kurzer Dauer. Sobald eine große Masse genauer Beobachtungen, zu der Tycho selbst reichlich beigetragen, angesammelt war, konnte die richtige Ansicht des Weltbaues nicht auf lange verdrängt bleiben. Wir haben hier gezeigt, wie die Periode der Schwankungen vorzüglich die der Ahnungen und der naturphilosophischen Phantasie gewesen ist.

Nach der vervollkommneten Kenntnis der Natur, als einer gleichzeitigen Folge unmittelbarer Beobachtung und ideeller Kombinationen, haben wir oben der Aufzählung großer Begebenheiten gedacht, d. i. solcher, durch welche der Horizont der Weltanschauung räumlich erweitert wurde. Zu diesen Begebenheiten gehören Völkerwanderungen, Schiffahrt und Heerzüge. Sie haben von der natürlichen Beschaffenheit der Erdoberfläche (Gestaltung der Kontinente,

Richtung der Gebirgsjoche, relative Anschwellung der Hochebenen) Kunde verschafft, ja in weiten Länderstrecken Material zur Ergründung allgemeiner Naturgesetze dargeboten. Es bedarf bei diesen historischen Betrachtungen nicht der Darstellung eines zusammenhängenden Gewebes von Begebenheiten. Für die Geschichte der Erkenntnis des Naturganzen ist es hinlänglich, in jeder Epoche nur an solche Begebenheiten zu erinnern, welche einen entschiedenen Einfluß auf die geistigen Bestrebungen der Menschheit und auf eine erweiterte Weltansicht auszuüben vermochten. In dieser Hinsicht sind von großer Wichtigkeit gewesen für die Völker, die um das Becken des Mittelmeers angesiedelt waren, die Fahrt des Koläus von Samos jenseits der Herkulessäulen, der Zug Alexanders nach Vorderindien, die Weltherrschaft der Römer, die Verbreitung arabischer Kultur, die Entdeckung des neuen Kontinents. Wir verweilen nicht sowohl bei der Erzählung von etwas Geschehenem als bei der Bezeichnung der Wirkung, welche das Geschehene, d. i. die Begebenheit, — sei sie eine Entdeckungsreise, oder das Herrschendwerden einer hochgebildeten, literaturreichen Sprache, oder die plötzlich verbreitete Kenntnis der indoafrikanischen Monsume — auf die Entwicklung der Idee des Raumes ausgeübt hat.

Wenn ich bei der Aufzählung so heterogener Anregungen schon beispielsweise die Sprachen erwähne, so will ich hier im allgemeinen auf ihre unermeßliche Wichtigkeit in zwei ganz verschiedenen Richtungen aufmerksam machen. Die Sprachen wirken einzeln durch große Verbreitung als Kommunikationsmittel zwischen weit von einander getrennten Völkerstämmen; sie wirken, mit einander verglichen, durch die erlangte Einsicht in ihren inneren Organismus und ihren Verwandschaftsgrad, auf das tiefere Studium der Geschichte der Menschheit. Die griechische Sprache und die mit ihr so innig verknüpfte Nationalität der Griechen (das Griechenleben) haben eine zauberische Gewalt geübt über alle fremden, von ihnen berührten Völker. Die griechische Sprache erscheint in Innerasien durch den Einfluß des baktrischen Reiches als eine Trägerin des Wissens, das ein volles Jahrtausend später, mit indischem Wissen gemischt, durch die Araber in den äußersten Westen von Europa zurückgebracht wird. Die altindische und malayische Sprache haben in der Inselwelt des südöstlichen Asiens wie an der Ostküste von Afrika und auf Madagaskar den Handel und den Völkerverkehr befördert, ja wahrscheinlich durch die Nachrichten von den indischen Handelsstationen der Banjanen das kühne Unternehmen von Vasco de Gama veranlaßt. Herrschend gewordene Sprachen, die leider den verdrängten Idiomen einen frühen Untergang bereiten, haben wie das Christentum und wie der Buddhismus wohltätig zur Einigung der Menschheit beigetragen.

Verglichen untereinander, und als Objekte der Naturkunde des Geistes betrachtet, nach der Analogie ihres inneren Baues in Familien gesondert, sind die Sprachen (und dieses ist eines der glänzendsten Ergebnisse der Studien neuerer Zeit, der letztverflossenen sechzig bis siebzig Jahre) eine

reiche Quelle des historischen Wissens geworden. Eben weil sie das Produkt der geistigen Kraft des Menschen sind, führen sie uns mittels der Grundzüge ihres Organismus in eine dunkle Ferne, in eine solche, zu welcher keine Tradition hinaufreicht. Das vergleichende Sprachstudium zeigt, wie durch große Länderstrecken getrennte Völkerstämme miteinander verwandt und aus einem gemeinschaftlichen Ursitz ausgezogen sind, es offenbart den Weg und die Richtung alter Wanderungen, es erkennt, den Entwicklungsmomenten nachspürend, in der mehr oder minder veränderten Sprachgestaltung, in der Permanenz gewisser Formen oder in der bereits fortgeschrittenen Zertrümmerung und Auflösung des Formensystems, welcher Volksstamm der einst im gemeinsamen Wohnsitze üblichen, gemeinsamen Sprache näher geblieben ist. Zu dieser Art der Untersuchungen über die ersten altertümlichen Sprachzustände, in denen das Menschengeschlecht im eigentlichsten Sinne des Wortes als ein lebendiges Naturganze betrachtet wird, gibt die lange Kette der indogermanischen Sprachen, vom Ganges bis zum iberischen Westende von Europa, von Sizilien bis zum Nordkap, vielfachen Anlaß. Dieselbe historische Sprachvergleichung leitet auch auf das Vaterland gewisser Erzeugnisse, welche seit den ältesten Zeiten wichtige Gegenstände des Tauschhandels gewesen sind. Die Einheitsnamen echt indischer Produkte, die von Reis, Baumwolle, Narde und Zucker, finden wir in die griechische und teilweise sogar in die semitischen Sprachen übergegangen.

Nach den hier angedeuteten und durch Beispiele erläuterten Betrachtungen erscheint die vergleichende Sprachkunde als ein wichtiges rationelles Hilfsmittel, um durch wissenschaftlich-philologische Untersuchungen zu einer Verallgemeinerung der Ansichten über die Verwandtschaft des Menschengeschlechtes und seine mutmaßlich von mehreren Punkten ausgehenden Verbreitungsstraßen zu gelangen. Die rationellen Hilfsmittel der sich allmählich entwickelnden Lehre vom Kosmos sind demnach sehr verschiedener Art: Erforschung des Sprachbaues, Entzifferung alter Schriftzüge und historischer Monumente in Hieroglyphen- und Keilschrift, Vervollkommnung der Mathematik, besonders des mächtigen, Erdgestalt, Meeresflut und Himmelsraum beherrschenden analytischen Kalkuls. Zu diesen Hilfsmitteln gesellen sich endlich die materiellen Erfindungen, welche uns gleichsam neue Organe schaffen, die Schärfe der Sinne erhöhen, ja den Menschen in einen näheren Verkehr mit den fernen Welträumen setzen. Um hier nur diejenigen Instrumente zu erwähnen, welche große Epochen der Kulturgeschichte bezeichnen, nennen wir das Fernrohr und dessen leider nur zu späte Verbindung mit Meßinstrumenten, das zusammengesetzte Mikroskop, welches uns Mittel verschafft, den Entwicklungszuständen des Organischen („der gestaltenden Tätigkeit als dem Grunde des Werdens“, wie Aristoteles so schön sagt) zu folgen, die Bussole und die verschiedenen Vorrichtungen zur Ergründung des Erdmagnetismus, den Gebrauch des Pendels zum Zeitmaße, das Barometer, den Wärmemesser, hygrometrische und elektrometrische Apparate, das Polariskop in Anwendung auf

farbige Polarisationsphänomene im Lichte der Gestirne oder im erleuchteten Luftkreise.

Wie die Erkenntnis eines Weltganzen mit intuitiver Ahnung und wenigen wirklichen Beobachtungen über isolierte Naturgebiete begonnen hat, so glauben wir auch in der geschichtlichen Darstellung der Weltanschauung von einem eingeschränkten Erdraume ausgehen zu müssen. Wir wählen das Meerbecken, an welches diejenigen Völker sich bewegt haben, auf deren Wissen unsere abendländische Kultur (die einzige fast ununterbrochen fortgeschrittene) zunächst gegründet ist. Man kann die Hauptströme bezeichnen, welche die Elemente der Bildung und der erweiterten Naturansichten dem westlichen Europa zugeführt haben, aber bei der Vielfachheit dieser Ströme ist nicht ein einziger Urquell zu nennen. Tiefe Einsicht in die Kräfte der Natur, Erkenntnis der Natureinheit gehört nicht einem sogenannten Urvolke an, für welches, nach dem Wechsel historischer Ansichten bald ein semitischer Stamm im nordchaldäischen Arparad (Arrapachitis des Ptolomäus), bald der Stamm der Inder und Iranier im alten Zeuslande am Quellgebiete des Oxus und Jaxartes ausgegeben wurde. Die Geschichte, soweit sie durch menschliches Zugreifen begründet ist, kennt kein Urvolk, keinen einigen ersten Sitz der Kultur, keine Urphysik oder Naturweisheit, deren Glanz durch die sündige Barbarei späterer Jahrhunderte verdunkelt worden wäre. Der Geschichtsforscher durchbricht die vielen übereinander gelagerten Nebelschichten symbolisierender Mythen, um auf den festen Boden zu gelangen, wo sich die ersten Keime menschlicher Gesittung nach nationalen Gesetzen entwickelt haben. Im grauen Altertume, gleichsam am äußersten Horizont des wahrhaft historischen Wissens, erblicken wir schon gleichzeitig mehrere leuchtende Punkte, Zentren der Kultur, die gegeneinander strahlen, so Ägypten, dieses wenigstens fünftausend Jahre vor unserer Zeitrechnung, Babylon, Ninive, Kaschmir, Iran und China seit der ersten Kolonie, die vom nordöstlichen Abfall des Kuenlün her in das untere Flußtal des Hoangho eingewandert war. Diese Zentralpunkte erinnern unwillkürlich an die größeren unter den funkelnden Sternen des Firmaments, an die ewigen Sonnen der Himmelsräume, von denen wir wohl die Stärke des Glanzes, nicht aber, einige wenige ausgenommen, die relative Entfernung von unserem Planeten kennen.

Eben weil nun so mannigfaltig die Ströme sind, welche die Elemente des erwähnten Naturwissens getragen und im Laufe der Zeiten ungleich über den Erdboden verbreitet haben, ist es, wie wir bereits oben bemerkt, am geeignetsten, in der Geschichte der Weltansicht von einer jener Völkergruppen, und zwar von der auszugehen, in der unsere jetzige wissenschaftliche Kultur und die des ganzen europäischen Abendlandes ursprünglich gewurzelt hat. Die Geistesbildung der Griechen und Römer ist allerdings ihrem Anfange nach eine sehr neue zu nennen, im Vergleich mit der Kultur der Ägypter, Chinesen und Inder. Aber was ihnen von außen, von dem Orient und von Süden her, zugeströmt, hat sich mit dem, was sie selbst hervorgebracht und verarbeitet, trotz des ewigen Wechsels

der Weltbegebenheiten und des fremdartigen Gemisches eindringender Völkermassen, ununterbrochen auf europäischen Boden fortgepflanzt. In den Regionen, wo man vor Jahrtausenden vieles früher gewußt, ist entweder eine alles verdunkelnde Barbarei wiederum eingetreten, oder neben der Erhaltung alter Gesittung und festen, komplizierten Staatseinrichtungen (wie in China) ist doch der Fortschritt in Wissenschaft und gewerblicher Kunstfertigkeit überaus gering, noch geringer der Anteil an dem Weltverkehr gewesen, ohne das allgemeine Ansichten sich nie bilden können. Europäische Kulturvölker und die von ihnen abstammenden, in andere Kontinente übergegangenen, sind durch eine riesenmäßige Erweiterung ihrer Schiffahrt in den fernsten Meeren, an den fernsten Küsten gleichsam allgegenwärtig geworden. Was sie nicht besitzen, können sie bedrohen. In ihrem fast ununterbrochen vererbten Wissen, in ihrer lange vererbten wissenschaftlichen Nomenklatur liegen, wie Marksteine der Geschichte der Menschheit, Erinnerungen an die mannigfaltigen Wege, auf denen wichtige Erfindungen oder wenigstens der Keim zu denselben den Völkern Europas zugeströmt sind: aus dem östlichen Asien die Kenntnis von der Richtkraft und Abweichung eines frei sich bewegenden Magnetstabes, aus Phönizien und Ägypten chemische Bereitungen (Glas, tierische und vegetabilische Farbstoffe, Metalloxyde), aus Indien allgemeiner Gebrauch der Position zur Bestimmung des erhöhten Wertes weniger Zahlzeichen.

Seitdem die Zivilisation ihre ältesten Ursitze innerhalb der Tropen oder in der subtropischen Zone verlassen, hat sie sich bleibend in dem Weltteile angesiedelt, dessen nördlichste Regionen weniger kalt als unter gleicher Breite die von Asien und Amerika sind. Die physische Beschaffenheit von Europa hat ihrer Verbreitung weniger Hindernisse entgegengestellt, als ihr in Asien und Afrika gesetzt waren, da, wo weit ausgedehnte Reihen von Parallelketten, Hochebenen und Sandmassen als schwer zu überwindende Völkerscheiden auftreten. Wir beginnen demnach hier bei der Aufzählung der Hauptmomente in der physischen Weltbetrachtung, mit einem Erdwinkel, der durch seine räumlichen Verhältnisse und seine Weltstellung den wechselnden Völkerverkehr und die Erweiterung kosmischer Ansichten, welche Folge dieses Verkehres ist, am meisten begünstigt hat.

44. Die Aufgaben der theoretischen Naturwissenschaften.

Von Hermann v. Helmholtz. Über die Erhaltung der Kraft. Berlin, 1847.

Aufgabe der physikalischen Naturwissenschaften ist es, einmal die Gesetze zu suchen, durch welche die einzelnen Vorgänge in der Natur auf allgemeine Regeln zurückgeleitet und aus den letzteren wieder bestimmt werden können. Diese Regeln, z. B. das Gesetz der Brechung oder Zurückwerfung des Lichtes, das von Mariotte und Gay-Lussac für das Volumen der Gasarten, sind offenbar nichts als allgemeine Gattungsbegriffe, durch welche sämtliche dazugehörige Erscheinungen umfaßt werden. Die Aufsuchung derselben ist das Geschäft des experimentellen Teils unserer Wissenschaft, der theoretische Teil derselben sucht

dagegen die unbekannten Ursachen der Vorgänge aus ihren sichtbaren Wirkungen zu finden; er sucht dieselben zu begreifen nach dem Gesetz der Kausalität. Wir werden genötigt und berechtigt zu diesem Geschäfte durch den Grundsatz, daß jede Veränderung in der Natur eine zureichende Ursache haben müsse. Die nächsten Ursachen, welche wir den Naturerscheinungen unterlegen, können selbst unveränderlich sein oder veränderlich. Im letzteren Falle nötigt uns derselbe Grundsatz, nach anderen Ursachen wiederum dieser Veränderung zu suchen, und so fort, bis wir zuletzt zu letzten Ursachen gekommen sind, welche nach einem unveränderlichen Gesetz wirken, welche folglich zu jeder Zeit unter denselben äußeren Verhältnissen dieselbe Wirkung hervorbringen. Das endliche Ziel der theoretischen Naturwissenschaften ist also, die letzten unveränderlichen Ursachen der Vorgänge in der Natur aufzufinden. Ob nun wirklich alle Vorgänge auf solche zurückzuführen seien, ob also die Natur vollständig begreiflich sein müsse, oder ob es Veränderungen in ihr gebe, die sich dem Gesetze einer notwendigen Kausalität entziehen, die also in das Gebiet einer Spontaneität, Freiheit, fallen, ist hier nicht der Ort zu entscheiden; jedenfalls ist es klar, daß die Wissenschaft, deren Zweck es ist, die Natur zu begreifen, von der Voraussetzung ihrer Begreiflichkeit ausgehen müsse, und dieser Voraussetzung gemäß schließen und untersuchen, bis sie vielleicht durch unwiderlegliche Fakten zur Anerkenntnis ihrer Schranken genötigt sein sollte.

Die Wissenschaft betrachtet die Gegenstände der Außenwelt nach zweierlei Abstraktionen: einmal ihrem bloßen Dasein nach, abgesehen von ihren Wirkungen auf andere Gegenstände oder unsere Sinnesorgane; als solche bezeichnet sie dieselben als Materie. Das Dasein der Materie an sich ist uns also ein zulässiges, wirkungsloses; wir unterscheiden an ihr die räumliche Verteilung und die Quantität (Masse), welche als ewig unveränderlich gesetzt wird. Qualitative Unterschiede dürfen wir der Materie an sich nicht zuschreiben, denn wenn wir von verschiedenartigen Materien sprechen, so setzen wir ihre Verschiedenheit immer nur in die Verschiedenheit ihrer Wirkungen, d. h. in ihre Kräfte. Die Materie an sich kann deshalb auch keine andere Veränderung eingehen, als eine räumliche, d. h. Bewegung. Die Gegenstände der Natur sind aber nicht wirkungslos, ja wir kommen überhaupt zu ihrer Kenntnis nur durch die Wirkungen, welche von ihnen aus auf unsere Sinnesorgane erfolgen, indem wir aus diesen Wirkungen auf ein Wirkendes schließen. Wenn wir also den Begriff der Materie in der Wirklichkeit anwenden wollen, so dürfen wir dies nur, indem wir durch eine zweite Abstraktion demselben wiederum hinzufügen, wovon wir vorher abstrahieren wollten, nämlich das Vermögen, Wirkungen auszuüben, d. h. indem wir demselben Kräfte zuerteilen. Es ist einleuchtend, daß die Begriffe Materie und Kraft in der Anwendung auf die Natur nie getrennt werden dürfen. Eine reine Materie wäre für die übrige Natur gleichgültig, weil sie nie eine Veränderung in dieser oder in unserem Sinnesorgan bedingen könnte; eine reine Kraft wäre etwas, was dasein sollte und doch wieder nicht dasein, weil wir das Daseiende Materie nennen. Ebenso fehlerhaft

ist es, die Materie für etwas Wirkliches, die Kraft für einen bloßen Begriff erklären zu wollen, dem nichts Wirkliches entspräche; beides sind vielmehr Abstraktionen von dem Wirklichen, in ganz gleicher Art gebildet; wir können ja die Materie eben nur durch ihre Kräfte, nie an sich selbst, wahrnehmen.

Wir haben oben gesehen, daß die Naturerscheinungen auf unveränderliche letzte Ursachen zurückgeführt werden sollen; diese Forderung gestaltet sich nun so, daß als letzte Ursachen der Zeit nach unveränderliche Kräfte gefunden werden sollen. Materien mit unveränderlichen Kräften (unvertilgbaren Qualitäten) haben wir in der Wissenschaft (chemische) Elemente genannt. Denken wir uns aber das Weltall zerlegt in Elemente mit unveränderlicher Qualität, so sind die einzigen noch möglichen Änderungen in einem solchen System räumliche, d. h. Bewegungen, und die äußeren Verhältnisse, durch welche die Wirkung der Kräfte modifiziert wird, können nur noch räumliche sein, also die Kräfte reine Bewegungskräfte, abhängig in ihrer Wirkung nur von den räumlichen Verhältnissen.

Also näher bestimmt: Die Naturerscheinungen sollen zurückgeführt werden auf Bewegungen von Materien mit unveränderlichen Bewegungskräften, welche nur von den räumlichen Verhältnissen abhängig sind.

Bewegung ist Änderung der räumlichen Verhältnisse. Räumliche Verhältnisse sind nur möglich gegen abgegrenzte Raumgrößen, nicht gegen den unterschiedslosen leeren Raum. Bewegung kann deshalb in der Erfahrung nur vorkommen als Änderung der räumlichen Verhältnisse wenigstens zweier materieller Körper gegen einander; Bewegungskraft, als ihre Ursache, kann also auch immer nur erschlossen werden für das Verhältnis mindestens zweier Körper gegen einander. Sie ist aber zu definieren als das Bestreben zweier Massen, ihre gegenseitige Lage zu wechseln. Die Kraft aber, welche zwei ganze Massen gegen einander ausüben, muß aufgelöst werden in die Kräfte aller ihrer Teile gegen einander; die Mechanik geht deshalb zurück auf die Kräfte der materiellen Punkte, d. h. der Punkte des mit Materie gefüllten Raumes. Punkte haben aber keine räumliche Beziehung gegen einander als ihre Entfernung, denn die Richtung ihrer Verbindungslinie kann nur im Verhältnis gegen mindestens noch zwei andere Punkte bestimmt werden. Eine Bewegungskraft, welche sie gegen einander ausüben, kann deshalb auch nur Ursache zur Änderung ihrer Entfernung sein, d. h. eine anziehende oder abstoßende. Dies folgt auch sogleich aus dem Satze vom zureichenden Grunde. Die Kräfte, welche zwei Massen aufeinander ausüben, müssen notwendig ihrer Größe und Richtung nach bestimmt sein, sobald die Lage der Massen vollständig gegeben ist. Durch zwei Punkte ist aber nur eine einzige Richtung vollständig gegeben, nämlich die ihrer Verbindungslinie; folglich müssen die Kräfte, welche sie gegen einander ausüben, nach dieser Linie gerichtet sein, und ihre Intensität kann nur von der Entfernung abhängen.

Es bestimmt sich also endlich die Aufgabe der physikalischen Naturwissenschaft dahin, die Naturerscheinungen zurückzuführen auf unveränderliche, an-

ziehende und abstoßende Kräfte, deren Intensität von der Entfernung abhängt. Die Lösbarkeit dieser Aufgabe ist zugleich die Bedingung der vollständigen Begreiflichkeit der Natur. Die rechnende Mechanik hat bis jetzt diese Beschränkung für den Begriff der Bewegungskraft nicht angenommen, einmal, weil sie sich über den Ursprung ihrer Grundsätze nicht klar war und dann, weil es ihr darauf ankommt, auch den Erfolg zusammengesetzter Bewegungskräfte berechnen zu können in solchen Fällen, wo die Auflösung derselben in einfache noch nicht gelungen ist. Doch gilt ein großer Teil ihrer allgemeinen Prinzipien der Bewegung zusammengesetzter Systeme von Massen nur für den Fall, daß dieselben durch unveränderliche, anziehende oder abstoßende Kräfte aufeinander wirken; nämlich das Prinzip der virtuellen Geschwindigkeiten, das von der Erhaltung der Bewegung des Schwerpunktes, von der Erhaltung der Hauptrotationsebene und des Momentes der Rotation freier Systeme, das von der Erhaltung der lebendigen Kraft. Für irdische Verhältnisse finden von diesen Prinzipien hauptsächlich nur das erste und letzte Anwendung, weil sich die anderen nur auf vollkommen freie Systeme beziehen. Das erste ist wieder ein spezieller Fall des letzteren, welches deshalb als die allgemeinste und wichtigste Folgerung der gemachten Herleitung erscheint.

Die theoretische Naturwissenschaft wird daher, wenn sie nicht auf halbem Wege des Begreifens stehen bleiben will, ihre Ansichten mit der aufgestellten Forderung über die Natur der einfachen Kräfte und deren Folgerungen in Einklang setzen müssen. Das Geschäft wird vollendet sein, wenn einmal die Zurückleitung der Erscheinungen auf einfache Kräfte vollendet ist, und zugleich nachgewiesen werden kann, daß die gegebene die einzig mögliche Zurückleitung sei, welche die Erscheinungen zulassen. Dann wäre dieselbe als die notwendige Begriffsform der Naturauffassung erwiesen; es würde derselben alsdann also auch objektive Wahrheit zuzuschreiben sein!

45. Über Umbildung und Anpassung im naturwissenschaftlichen Denken.

Von Ernst Mach. Populär-wissenschaftliche Vorträge. Leipzig, 1897.

Wenn ein Sohn der Wildnis, der mit seinen Sinnen die Fährten seiner Jagdtiere aufzuspüren und zu unterscheiden, der mit Schlauheit seinen Feind zu überlisten weiß, der sich in seinem Kreise vortrefflich zurechtfindet, einer ungewöhnlichen Naturerscheinung oder einem Erzeugnis unserer technischen Kultur begegnet, so steht er diesen Dingen machtlos und ratlos gegenüber. Er versteht sie nicht. Versucht er sie zu begreifen, so mißdeutet er sie. Der verfinsterte Mond wird ihm von einem Dämon geplagt; die pustende Lokomotive ist ihm ein lebendiges Ungeheuer; das einer Sendung beigegebene Begleitschreiben, welches seine Naschhaftigkeit verriet, ist ihm ein bewußtes Wesen, das unter einen Stein gelegt wird, wenn es gilt, eine neue Missetat unbeobachtet auszuführen. Das Rechnen erscheint ihm, wie selbst noch in den

nordischen Märchen, als Punktierkunst, die alle Geheimnisse zu enthüllen vermag. Und in unsere soziale Verhältnisse versetzt, führt er wie Voltaires „ingénu" nach unseren Begriffen vollends die tollsten Stücke aus.

Anders der Mensch, welcher die moderne Kultur in sich aufgenommen hat. Er sieht den Mond in seiner Bahn zeitweilig in den Erdschatten eintreten. Er fühlt in Gedanken die Erwärmung des Wassers im Kessel der Lokomotive, er fühlt zugleich die wachsende Spannung, welche den Kolben fortschiebt. Wo er nicht unmittelbar folgen kann, greift er nach Maßstab und Logarithmentafel, die seine Gedanken stützend entlasten, ohne sie zu beherrschen. Die Meinungen der Menschen, welchen er nicht zustimmen kann, sind ihm doch bekannt, und er weiß ihnen zu begegnen.

Worin besteht nun der Unterschied zwischen beiden Menschen? Der Gedankenlauf des ersteren entspricht nicht den Dingen, die er sieht. Er wird auf Schritt und Tritt überrascht. Die Gedanken des zweiten folgen den Erscheinungen und eilen ihnen voraus, sie sind dem größeren Beobachtungs- und Wirkungskreis angepaßt, er denkt sich die Dinge, wie sie sind. Wie sollte auch ein Wesen, dessen Sinne immer nach dem Feinde spähen müssen, dessen ganze Aufmerksamkeit und Kraft durch das Beschaffen der Nahrung in Anspruch genommen wird, den Blick in die Ferne richten können? Dies wird erst möglich, wenn uns unsere Mitmenschen einen Teil der Sorge ums Dasein abnehmen. Dann gewinnen wir die Freiheit der Beobachtung, und leider auch oft jene Einseitigkeit, welche uns die Hilfe der Gesellschaft mißachten läßt.

Wenn wir in einem bestimmten Kreise von Tatsachen uns bewegen, welche mit Gleichförmigkeit wiederkehren, so passen sich unsere Gedanken alsbald der Umgebung so an, daß sie dieselbe unwillkürlich abbilden. Der auf der Hand ruhende Stein fällt, losgelassen, nicht nur wirklich, sondern auch in Gedanken zu Boden, das Eisen fliegt auch in der Vorstellung dem Magnete zu, erwärmt sich auch in der Phantasie am Feuer.

Der Trieb zur Vervollständigung der halbbeobachteten Tatsache in Gedanken entspringt, wie wir wohl fühlen, nicht der einzelnen Tatsache, er liegt, wie wir ebenfalls wissen, auch nicht in unserem Willen, er scheint uns vielmehr als eine fremde Macht, als ein Gesetz gegenüberzustehen, welches Gedanken und Tatsachen treibt.

Daß wir mit Hilfe eines solchen Gesetzes prophezeien können, beweist eigentlich nur die für eine derartige Gedankenanpassung hinreichende Gleichförmigkeit unserer Umgebung. In dem Zwange, der die Gedanken treibt, und in der Möglichkeit der Prophezeiung liegt ja durchaus noch nicht die Notwendigkeit des Zutreffens. In der Tat müssen wir ja jedesmal das Eintreffen einer Prophezeiung erst abwarten. Und Mängel derselben werden immer bemerklich, nur sind sie klein in Gebieten von so großer Stabilität wie etwa der Astronomie.

Wo unsere Gedanken den Tatsachen mit Leichtigkeit folgen, wo wir den Verlauf einer Erscheinung voraus fühlen, ist es natürlich zu glauben, daß

letztere sich nach den Gedanken richten müsse. Der Glaube an die geheimnisvolle Macht, Kausalität genannt, welche Gedanke und Tatsache in Übereinstimmung hält, wird aber bei dem sehr erschüttert, der zum erstenmal ein neues Erfahrungsgebiet betritt, z. B. die sonderbare Wechselwirkung elektrischer Ströme und Magnete, oder die Wechselwirkung von Strömen wahrnimmt, die so aller Mechanik zu spotten scheint. Er fühlt sich von seiner Prophetengabe sofort verlassen und nimmt in dieses neue Gebiet nichts mit als die Hoffnung, auch diesem seine Gedanken bald anzupassen. Wenn jemand an einem Knochen mit dem Gefühl der größten Sicherheit den Rest des Skelettes, oder zu einem teilweise verdeckten Schmetterlingsflügel eben den verdeckten Teil errät, so sehen wir darin nichts Metaphysisches, während die Gedankenanpassungen des Physikers an den dynamisch-zeitlichen Verlauf der Tatsachen, die doch ganz von derselben Art sind, wohl nur ihres hohen praktischen Wertes wegen einen besonderen metaphysischen Nimbus erhalten.

Überlegen wir nun, was vorgeht, wenn der Beobachtungskreis, dem unsere Gedanken angepaßt sind, sich erweitert. Wir sahen oft die schweren Körper, wenn die Unterlage wich, sinken; wir sahen wohl auch, daß ein schwerer sinkender Körper einen leichteren in die Höhe drängte. Nun werden wir plötzlich gewahr, wie ein leichter Körper, etwa an einem Hebel, einen anderen von viel größerem Gewichte hebt. Die gewohnten Gedanken fordern ihr Recht, die neue Tatsache fordert es auch. In diesem Widerstreite der Gedanken und Tatsachen entsteht das Problem, aus dieser teilweisen Inkongruenz entspringt die Frage: „warum?“ Mit der neuerlichen Anpassung an den erweiterten Beobachtungskreis, in unserem Beispiel mit der Annahme der Gewohnheit, in allen Fällen auf die mechanische Arbeit zu achten, verschwindet das Problem, d. h. es ist gelöst.

Das Kind, dessen Sinne eben erwachen, kennt kein Problem. Die farbige Blume, die klingende Glocke, alles ist ihm neu, und doch wird es durch nichts überrascht. Der vollendete Philister, der nur an seine gewohnte Beschäftigung denkt, hat auch kein Problem. Alles geht ja seinen bestimmten Lauf, und was etwa einmal verkehrt geht, ist höchstens ein Kuriosum, nicht wert, daß man es beachtet. Wirklich hat, wo die Tatsachen uns nach allen Seiten geläufig werden, die Frage „warum“ ihr Recht verloren. Der entwicklungsfähige junge Mensch aber, der eine Summe von Denkgewohnheiten in sich aufgenommen hat und der stets noch Neues und Ungewohntes wahrnimmt, hat den Kopf voll von Problemen und des Fragens nach dem „warum“ ist kein Ende.

Was also das naturwissenschaftliche Denken am meisten fördert, ist die allmähliche Erweiterung der Erfahrung. Das Gewohnte bemerken wir kaum, es enthält seinen intellektuellen Wert eigentlich erst im Gegensatz zu dem Neuen. Was wir zu Hause kaum sehen, entzückt uns in wenig veränderter Gestalt auf der Reise. Die Sonne scheint da heller, die Blumen blühen frischer, die Menschen blicken fröhlicher. Und zurückgekehrt finden wir auch unsere Heimat wieder bemerkenswerter.

Von dem Neuen, von dem Ungewöhnlichen, von dem Unverstandenen geht aller Reiz zur Umbildung der Gedanken aus. Wunderbar erscheint das Neue dem, dessen ganzes Denken hierdurch erschüttert wird und in gefährliches Schwanken gerät. Allein das Wunder liegt niemals in der Tatsache, sondern immer nur im Beobachter. Der stärkere intellektuelle Charakter strebt sofort nach einer entsprechenden Umbildung der Gedanken, ohne dieselben ganz aus ihrer Bahn drängen zu lassen. So wird die Wissenschaft zur verderblichen Feindin des Wunderbaren, und das erregte Erstaunen weicht bald einer nötigen Aufklärung und Enttäuschung.

Betrachten wir nun einen solchen Umwandlungsprozeß der Gedanken im einzelnen. Das Sinken der schweren Körper erscheint als gewöhnlich und selbstverständlich. Bemerkt man aber, daß das Netz auf dem Wasser schwimmt, die Flammen, der Rauch in die Luft aufsteigen, so weicht der Gegensatz dieser Tatsachen. Eine alte Lehre sucht dieselben zu erfassen, indem sie das dem Menschen Geläufigste, den Willen, in die Körper verlegt und sagt, daß jedes Ding seinen Ort suche, das schwerere unten, das leichtere oben. Bald zeigt es sich aber, daß selbst der Rauch ein Gewicht hat, daß auch er seinen Ort unten sucht, daß er von der abwärtsstrebenden Luft nur aufwärts gedrängt wird, wie das Holz vom Wasser, weil dieses stärker ist.

Wir sehen nun einen geworfenen Körper. Er steigt auf. Wie kommt es, daß er seinen Ort nicht mehr sucht? Warum nimmt die Geschwindigkeit seiner „gewaltsamen" Bewegung ab, während jene des „natürlichen" Falles zunimmt? Folgen wir aufmerksam beiden Tatsachen, so löst sich das Problem von selbst. Wir sehen mit Galilei in beiden Fällen dieselbe Geschwindigkeitszunahme gegen die Erde. Also nicht ein Ort, sondern eine Beschleunigung gegen die Erde ist den Körpern angewiesen.

Durch diese Gedanken werden die Bewegungen schwerer Körper vollkommen geläufig. Die neue Denkgewohnheit festhaltend, sieht nun Newton den Mond und die Planeten ähnlich geworfenen Körpern sich bewegen, aber doch mit Eigentümlichkeiten, die ihn nötigen, diese Denkgewohnheit abermals etwas abzuändern. Die Weltkörper oder vielmehr deren Teile halten keine konstante Beschleunigung gegeneinander ein, sie „ziehen sich an" im verkehrt quadratischen Verhältnis der Entfernung und im direkten der Massen.

Diese Vorstellung, welche jene der irdischen schweren Körper als besonderen Fall enthält, ist nun schon sehr verschieden von der, von welcher wir ausgingen. Wie beschränkt war jene und welcher Fülle von Tatsachen ist diese angepaßt. Und doch steckt in der „Anziehung" noch etwas von dem „Suchen des Ortes". Und töricht wäre es, diese „Anziehungsvorstellung", welche unsere Gedanken in so längst geläufige Bahnen leitet, welche wie die historische Wurzel der Newtonschen Anschauung anhaftet, als müßte dieselbe eine Andeutung ihres Stammbaumes bei sich führen, ängstlich vermeiden zu wollen. So fallen die genialsten Gedanken nicht vom Himmel, sie entstehen vielmehr aus schon vorhandenen.

Ähnlich ist der Lichtstrahl zuerst eine unterschiedslose Gerade. Er wird dann zur Projektilbahn, zu einem Bündel von Bahnen unzähliger verschiedener Projektilarten. Er wird periodisch, erhält zuletzt verschiedene Seiten, und verliert schließlich sogar die geradlinige Bewegung.

Der elektrische Strom ist zunächst der Strom einer hypothetischen Flüssigkeit. Bald verknüpft sich mit dieser Vorstellung jene eines chemischen Stromes, eines an die Strombahn gebundenen elektrischen, magnetischen und anisotropen optischen Feldes. Und je reicher die Vorstellung, den Tatsachen folgend, wird, desto geeigneter ist sie auch, ihnen gelegentlich voraus zu eilen.

Derartige Anpassungsprozesse haben keinen nachweisbaren Anfang, denn jedes Problem, welches den Reiz zu neuer Anpassung liefert, setzt schon eine feste Denkgewohnheit voraus. Sie haben aber auch kein absehbares Ende, sofern die Erfahrung kein solches hat. So steht also die Wissenschaft mitten in dem Entwicklungsprozeß, den sie zweckmäßig zu leiten und zu finden, aber nicht zu ersetzen vermag. Eine Wissenschaft, nach deren Prinzipien der Unerfahrene die Welt der Erfahrung, ohne sie zu kennen, konstruieren könnte, ist undenkbar. Ebensowohl könnte man erwarten, mit Hilfe der bloßen Theorie und ohne musikalische Erfahrung ein großer Musiker oder nach Anleitung eines Lehrbuches ein Maler zu werden.

Lassen wir die Geschichte eines schon geläufigen Gedankens an uns vorbeiziehen, so können wir den ganzen Wert seines Wachstums nicht mehr richtig abschätzen. Wie wesentliche organische Umwandlungen stattgefunden haben, erkennen wir nur an der erschütternden Beschränktheit, mit welcher zuweilen gleichzeitig lebende große Forscher einander gegenüberstehen. Huygens optische Wellenlehre ist einem Newton, und Newtons Ansicht der allgemeinen Schwere einem Huygens unfaßbar. Und nach einem Jahrhunderte haben beide gelernt, sich selbst in unbedeutenden Köpfen zu vertragen.

Die freiwillig wachsenden Gedankenneubildungen bahnbrechender Menschen, welche mit kindlicher Naivität die Reife des Mannes verbinden, nehmen eben keine fremde Dressur an, und sind nicht mit dem Denken zu vergleichen, das hypnotisch dem Schatten folgt, welche das fremde Wort in unser Bewußtsein wirft.

Eben die Ideen, welche durch die ältere Erfahrung am geläufigsten geworden sind, drängen sich, nach Selbsterhaltung ringend, in die Auffassung jeder neuen Erfahrung ein, und eben sie werden von der notwendigen Umwandlung ergriffen. Die Methode, neue, unverstandene Erscheinungen durch Hypothesen zu erklären, beruht gänzlich auf diesem Vorgang. Indem wir, statt ganz neue Vorstellungen über die Bewegungen der Himmelskörper, über das Flutphänomen zu bilden, uns die Teile der Weltkörper gegen einander schwer denken, indem wir ferner ebenso die elektrischen Körper mit sich anziehenden und abstoßenden Flüssigkeiten beladen, oder den isolierenden Raum zwischen denselben in elastischer Spannung uns denken, ersetzen wir, soweit als möglich, die neueren Vorstellungen durch anschauliche, längst geläufige, welche

teilweise mühelos in ihren Bahnen ablaufen, teilweise allerdings sich umgestalten müssen. So kann auch das Tier für jede neue Funktion, die ihm sein Schicksal aufträgt, nicht neue Glieder bilden, es muß vielmehr die vorhandenen benützen. Dem Wirbeltiere, welches fliegen oder schwimmen lernen will, wächst kein neues drittes Extremitätenpaar für diesen Zweck, es wird im Gegenteil eines der vorhandenen hierzu umgestaltet.

Die Hypothesenbildung ist also nicht das Ergebnis einer künstlichen wissenschaftlichen Methode, sie geht vielmehr ganz unbewußt schon in der Kindheit der Wissenschaft vor sich. Hypothesen werden auch später erst nachteilig und dem Fortschritt gefährlich, sobald man ihnen mehr traut als den Tatsachen selbst, und ihren Inhalt für realer hält als diese, sobald man, dieselben starr festhaltend, die erworbenen Gedanken gegen die noch zu erwerbenden überschätzt.

Die Erweiterung des Gesichtskreises, mag die Natur wirklich ihr Antlitz ändern und uns neue Tatsachen darbieten, oder mag dieselbe auch nur von einer absichtlichen oder unwillkürlichen Wendung des Blickes herrühren, treibt die Gedanken zur Umbildung. In der Tat lassen sich die mannigfaltigen von John Stuart Mill aufgezählten Methoden der Naturforschung, der absichtlichen Gedankenanpassung, jene der Beobachtung sowohl als jene des Experiments, als Formen einer Grundmethode, der Methode der Veränderung erkennen. Durch Veränderung der Umstände lernt der Naturforscher. Die Methode ist aber keineswegs auf den eigentlichen Naturforscher beschränkt. Auch der Historiker, der Philosoph, der Jurist, der Mathematiker, der Künstler klärt und entwickelt seine Idee, indem er aus dem reichen Schatze der Erinnerung gleichartige und doch verschiedene Fälle hervorhebt, indem er in Gedanken beobachtet und experimentiert. Selbst wenn alle sinnliche Erfahrung plötzlich ein Ende hätte, würden die Erlebnisse früherer Tage in wechselnder Stellung in unserem Bewußtsein sich begegnen, und es würde der Prozeß fortdauern, welcher im Gegensatze zur Anpassung der Gedanken an die Tatsachen der eigentlichen Theorie angehört, die Anpassung der Gedanken aneinander.

Die Methode der Veränderung führt uns gleichartige Fälle von Tatsachen vor, welche teilweise gemeinschaftliche, teilweise verschiedene Bestandteile enthalten. Nur bei Vergleichung verschiedener Fälle der Lichtbrechung mit wechselnden Einfallswinkeln kann das Gemeinsame, die Konstanz der Brechungsexponenten hervortreten, und nur bei Vergleichung der Brechung verschiedener Farben kann auch der Unterschied, die Ungleichheit der Brechungsexponenten die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Die durch die Veränderung bedingte Vergleichung leitet die Aufmerksamkeit zu den höchsten Abstraktionen und zu den feinsten Distinktionen zugleich.

Ohne Zweifel vermag auch das Tier das Gleichartige und Verschiedene zweier Fälle zu erkennen. Durch ein Geräusch wird sein Bewußtsein geweckt, und sein Bewegungszentrum stellt sich in Bereitschaft. Der Anblick des geräuscherzeugenden Wesens wird wahrscheinlich je nach seiner Größe Flucht oder Verfolgung auslösen, und die feineren Unterschiede im letzteren Falle werden die

Art des Angriffes bestimmen. Nur der Mensch aber erlangt die Fertigkeit der willkürlichen und bewußten Vergleichung, daß er mit seiner Abstraktion einerseits bis zum Satz von der Erhaltung der Masse und der Erhaltung der Energie sich erheben und anderseits im nächsten Augenblick die Gruppierung der Eisenlinien im Spektrum beobachten kann. Indem er die Objekte seines Vorstellungslebens so behandelt, wachsen seine Begriffe dem Nervensystem selbst entsprechend zu einem weit verzweigten organisch gegliederten Baume aus, an welchem er jeden Ast in seinen feinsten Ausläufern verfolgen kann, um nach Bedürfnis von da an wieder zum Stamm zurückzukehren.

Der englische Forscher Whewell hat behauptet, daß zur Entwicklung der Naturwissenschaft zwei Faktoren zusammenwirken müßten: Ideen und Beobachtungen, Ideen allein verflüchtigen sich zur Spekulation, Beobachtungen allein liefern kein organisches Wissen. In der Tat sehen wir, wie es auf die Fähigkeit ankommt, vorhandene Ideen neuen Beobachtungen anzupassen. Zu große Nachgiebigkeit gegen jede neue Tatsache läßt gar keine feste Denkgewohnheit aufkommen. Zu starre Denkgewohnheiten werden der freien Beobachtung hinderlich. Im Kampfe, im Kompromiß des Urteils mit dem Vorurteil, wenn man so sagen darf, wächst unsere Einsicht.

Ein gewohntes Urteil, ohne vorausgegangene Prüfung auf einen Fall angewendet, nennen wir ein Vorurteil. Wer kennt nicht dessen furchtbare Gewalt! Seltener denken wir daran, wie wichtig und nützlich das Vorurteil sein kann. So wie niemand physisch bestehen könnte, wenn er die Blutbewegung oder Atmung, die Verdauung seines Körpers durch willkürliche, vorbedachte Handlungen einleiten und im Stande halten müßte, so könnte auch niemand intellektuell bestehen, wenn er genötigt wäre, alles, was ihm vorkommt, zu beurteilen, anstatt sich vielfach durch sein Vorurteil leiten zu lassen. Das Vorurteil ist eine Art Reflexbewegung im Gebiete der Intelligenz.

Auf Vorurteilen, d. h. auf nicht jedesmal auf ihre Anwendbarkeit geprüften Gewohnheitsurteilen, beruht ein guter Teil der Überlegungen und Handgriffe des Naturforschers, auf Vorurteilen beruht die Mehrzahl der Handlungen der Gesellschaft. Mit dem plötzlichen Erlöschen aller Vorurteile würde sie selbst sich ratlos auflösen. Und eine tiefe Kenntnis der Macht der intellektuellen Gewohnheit hat jener Fürst verraten, der seine den rückständigen Sold ungestüm fordernde Leibgarde durch das übliche Kommandowort zum Abzuge zwang, wohl wissend, daß sie diesem nicht widerstehen würden.

Erst wenn die Divergenz zwischen dem gewohnten Urteil in der Tatsache zu groß wird, verfällt der Forscher einer empfindlichen Täuschung. Im praktischen Leben des einzelnen und der Gesellschaft treten dann jene tragischen Entwicklungen und Katastrophen ein, in welchen der Mensch, die Gewohnheit über das Leben statt in den Dienst desselben stellend, ein Opfer seines Irrtums wird. Es kann eben dieselbe Macht, welche uns geistig fördert, nährt und erhält, unter anderen Umständen uns wieder täuschen und vernichten.


E. STECHERT
& Co.

